Hans Lungwitz

Lehrbuch der Psychobiologie

Erste Abteilung

Die Welt ohne Rätsel

3. Band

Die Psychobiologie der Sprache

Schule der Erkenntnis

Lehrbuch

der

Psychobiologie

Von

Hans Lungwitz

Dr. med. et phil.

Nervenarzt in Charlottenburg

2. unveränderte Auflage

Herausgegeben und mit einem Vorwort und Nachwort versehen
von Johann Ludwig Clauss, Aachen, und Wilhelm Joseph Huppertz, Aachen,
im Auftrag der Hans-Lungwitz-Stiftung, Berlin.

© 1979 HANS-LUNGWITZ-STIFTUNG, BERLIN 1979.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks,
der photomechanischen Wiedergabe, der Herstellung von Mikrofilmen
und der Übersetzung vorbehalten.
Copyright 1979 by Hans-Lungwitz-Stiftung
Gesamtherstellung: Gebr. Achilles, 5100 Aachen

Des Lehrbuches der Psychobiologie

Erste Abteilung

Erster bis dritter Band

Die Welt ohne Rätsel

Dritter Band

V. Teil: Die Psychobiologie der Sprache

VORWORT

Dieses Werk, dessen Text als 3. Band zwischen den **5500 Seiten des achtbändigen "Lehrbuches der Psychobiologie" von Hans Lungwitz** steht, hat damit als **"Psychobiologie der Sprache"** scheinbar nur als Teil des Lehrbuches eine partielle Bedeutung. Tatsächlich ist es aber **eine totale echte Innovation für die gesamte Sprachwissenschaft** und müßte nach der Meinung engagierter Sprachforscher schon seit Jahren eine universale Diskussion ausgelöst haben, falls es für sich allein herausgestellt worden wäre. Diese steht noch immer aus. Nicht zuletzt auch deshalb, weil man in den ersten – noch konservativen – Jahrzehnten nach seinem Erscheinen die Ergebnisse der darin dargestellten **"Etymobiologie"**, d. h. der durch dieses Werk inaugurierten **psychobiologischen Etymobiologie** noch für nicht möglich gehalten und deshalb nicht beachtet und nicht geprüft hat, zum anderen, weil in den letzten Jahrzehnten die **Sprachwissenschaft** in einer vorwiegend funktionellen quasi horizontalen Richtung forscht, so daß das Werk, das **die Sprache** in einer vorwiegend essentiellen – quasi vertikalen – Richtung aufschließt, z. Zt. nicht im Blickfeld des allgemeinen Interesses liegt. Auch bedeutete es fast immer eine zeitliche Hemmung für die Prüfung und Beschäftigung mit einer neuen Wissenschaftsrichtung, wenn ihr Inzeptor die Darstellung derselben selber soweit ausbaute, daß sie kaum noch prinzipielle Änderungen, wenn zwar auch noch so große Erweiterungen und Ergänzungen zuließ.
Nicht zuletzt mag auch der Umstand eine Rolle spielen, daß die **mit der Etymobiologie verbundene neue Forschungsmethode mit ihrer psychobiologischen Analyse** die bisherigen Grenzen der Etymologie in vertikaler Richtung essentiell überschreitet und ins quasi Infinitesimale der Sprache aber ohne metaphysische Betrachtungen vordringt.

So etwas wurde und wird von vielen Sprachforschern und Philosophen für nicht möglich gehalten, weil, wenn "ein Sinn" in den Wortbildungen gefunden werden kann, ein solcher nur als ein metaphysischer **(Heidegger)** befunden werden könnte. Es wären sonst nur Elemente ohne "geistiges Band". Daß diese ehrwürdige Vorstellung erkenntnistheoretisch **bei der infinitesimalen psychobiologischen Zusammenschau** nicht mehr gilt, weil das "geistige Band" – das zudem, wie sich zeigt, Knoten hat – sich bei dieser – zugleich mit der **Kausalität** – auflöst, dürfte ein weiterer Umstand sein, auf den gewisse Sprachforscher – gemäß ihrer individualspezifischen Denkkonstitution – mit Ablehnung reagieren müssen. Außerdem braucht quasi jeder neue intelligible Gedanke seine Zeit, bis er auf paßrechte Gehirne stößt, die ihn akzeptieren können. Diese Zeit, wo sich selbständiges Denken und Forschen außer-

halb eingefahrener Bahnen freier vollziehen kann, scheint nun gekommen. Aus diesen und noch weiteren Umständen erscheint es an der Zeit, diesem genialen Werk – um es herauszustellen – ein Vorwort mitzugeben, damit der Leser, sofern er "Paßformen" für diese Forschungsrichtung besitzt, weiteres Interesse gewinnen kann. Die Aufgabe für ein populäreres Vorwort habe ich gerne übernommen, da ich von der **genialen Gesamtkonzeption der Hans Lungwitzschen "Psychobiologie"**, – die auch einen psychotherapeutischen Teil einschließt – diesen Teil der **"psychobiologischen Analyse"** über 30 Jahre als therapeutische Methode nervenärztlich anwende und mir dabei gerade **die psychobiologische Wort- und Sprachanalyse** einen höchst wertvollen erkenntnistheoretischen Einblick in die differenzierten Grundlagen der psychobiologischen Symptomausdruckserscheinungen und deren Zusammenhänge, zumal bezüglich der 5 x 9 = **45 Grundformen der Neurose** vermittelt hat. Nach den Erkenntnissen der **Psychobiologie** sind **das Wort und seine Elemente die Buchstaben und Laute** Biologika und als solche ebenso psychobiologisch zu analysieren wie das Biologikum Mensch und besitzen dieselben individualspezifischen Besonderheiten (Eigenschaften und Funktionen) wie der Mensch, der sie geäußert hat oder sie erinnert. Es gibt in der **etymobiologischen Analyse** maskuline und feminine Buchstaben und 5 Grundarten von Vokalen, die die Grundgefühle Hunger, Angst, Schmerz, Trauer und Freude wiedergeben. So sind dem Schema nach generell z. B. U ein hungergefühliger Vokal, A ein freudegefühliger, E und I schmerzgefühlige Vokale und O ein angstgefühliger Vokal.

Des weiteren gibt es hunger-, angst-, schmerz-, trauer- und freudegefühlige Konsonanten. Dies gilt in analoger bis nächstanaloger Weise für alle Sprachen, was sich an ihnen nachweisen läßt. Solche Nachweise finden sich in diesem Werk außer für das Deutsche noch besonders für das Lateinische und Griechische, auch für das Sanskrit und das Hebräische. Außer seiner Gefühligkeit beschreibt der einzelne Konsonant auch eine ganz spezielle Funktion, und die Silben, die ihn enthalten, beschreiben diese ebenfalls und werden für diese durch ihn determiniert. Die psychobiologischen Erklärungen ergeben sich auf Grund der nervalen assoziativen Zusammenhänge zwischen den **Gehirngegenstandszellen und -gefühlszellen des Sprachzentrums** mit denen **seiner Erinnerungszellen** und denen **seiner motorischen (graphischen und phonetischen) Ausdruckserscheinungen**. So entspricht z. B. der Freudevokal A (als Eigenklang) der Freudestellung des Sprechapparates, also den Schwingungen der sich kontrahierenden und kontrahierten langen Longitudinalmuskeln des Sprechapparates, d. h. der Freudemuskeln desselben, und beschreibt dementsprechend das lange Gerade, das Ragende, Erhabene, Erhobene, das optimal

Erweiterte oder das optimal Gestreckte und seine Veränderungen als "freudige", d. h. kraftvoll-rasche, "lebhafte", markige, langhin sich streckende Bewegung.
Von den schmerzgefühligen Konsonanten, die alle bestimmte Nuancen des Abgrenzens, Abscheidens, Zerlegens, Teilens, kurz des Überschreitens der Schwelle malen, beschreiben in speziellerer Weise z. B. N die Bewegung des Abscheidens als eine Art welliges, auch eckiges Rinnen, S als feines enges, schleifenartiges Schlängeln, F als hartes, scharfes, festes Durchfahren des eingeengten Stromes, L als gleichmäßig-glattes, weiches, feines, leichtes Gleiten und R als Rollen, Reißen, Trennen, Vibrieren, Drehen, Bohren. Die zahlreichen Nachweise an Wortbeispielen sind im Werk genau analysiert und derart scharf differenziert.
Aus solchen Verbalbeschreibungen habe ich für meine Patienten zu einem sinnfälligeren Tatsachennachweis Wörter gefunden, bei denen sich die umfassenderen – aus **Buchstaben und Silben** bestehenden — **speziellen Wortstrukturen** als lineare graphische einfachere Gebilde aufzeichnen lassen, wobei sich daran erkennen läßt, daß **die Form z. B. eines Gegenstandes** sich in der **Formstruktur des Wortes**, das ihn beschreibt, tatsächlich niederschlägt und sich graphisch quasi in stilisierter Form wieder rückübersetzen läßt. Zur wortlichen Illustration wähle ich als einfachstes Beispiel: das Wort Ei. E und I sind Schmerzvokale, sie malen beide die Schwelle. Dabei ist das I spitzer als das E. Das E beschreibt (malt) die zur mäßig engen Spalte sich formende Höhlung, aber auch das Durchdrehende, Durchtretende, Austretende. Wenn man eine mäßig enge Höhlung und eine noch engere zusammenhängend aufmalt, bekommt man eine EI-Form, plastisch modelliert ein Ei. Nach dem des graphisch stilisierten ein weiteres verbales Beispiel, das das Wort murex = Purpurschnecke betrifft. Der Konsonant M ist ein weiblicher (femininer) Buchstabe und beschreibt die Höhle als leer, geschlossen, also die Umrandung. Das U beschreibt als weiblicher Vokal ebenfalls die Höhle als leer. Die Silbe MU beschreibt hier durch M das U determinierend als ein Etwas, etwas Gegenständliches, das leer ist, nämlich die Hülle. R beschreibt ein leicht Vibrierendes, das Abscheiden, zugleich ein Bohrendes, ein drehendes Hervorkommen und Zurückkehren über die Schwelle, während das EX ein Herausziehen beschreibt. MUREX ist demnach die in einer Hülle (MU), in einem "Hause" Wohnende, aus dem Hause bohrend, drehend Hervorkommende (R) und in es Zurückkehrende (EX), die Schwelle Überschreitende. Daneben: die im Meere (MU) Lebende, aus ihm Herausgezogene (R, EX), und endlich: die aus ihrem Inneren, der Mantelhöhle (MU) eine Flüssigkeit (Purpur) vibrierend und drehend Abscheidende (R).

Das waren Beispiele aus der **psychobiologischen Wortanalyse,** quasi einer **"Anatomie des Wortes"**, dessen elementare Bestand-

teile als spezifisch beschrieben werden. Bei der "Psychobiologischen Analyse" der Wörter als Beispiele für den Patienten fand ich, **daß sich die Wörter auch** in einer "oberflächigeren" Weise quasi **präparieren lassen**, wie in der Anatomie die Muskeln an einem Körperteil. Einige Beispiele sollen dies erläutern, die ich der Kürze wegen aus meinem Buch **"Der Neurosenspiegel"*** aus dem Vers "Etymobiologie" entnehme. Die Versifikation der Schilderung bitte ich zu entschuldigen. "So malt im Worte Ang-st das ang, das gleiche wie im Worte b-ang, was der Chines' erlebt' im K-ang, der Kopf und Händ' umschließt im Zw-ang. Ang-ina malt des Gaumens Enge, Ang-ustiae (Engpaß) bringt Gedr-äng-e, eng ist die Form von einer St-ang-e, beengt ist etwas in der Z-ang-e. Das L malt einmal, daß was klein: die Liese-l ist das Lieselein. Das L malt auch das Immerwieder in schneller Folge auf und nieder: Das Klingen wird zum Klinge-l-n dann, wenn schnell sich's wiederholen kann. Von Hand zu Hand gehen wird zum Hande-l-n, das Wände wechseln wird zum wande-l-n, und so besteht das ganze L-eben aus stetig fortgesetztem "eben". So malt uns auch das L in L-ohne das geldlich immer wieder "ohne". Die **Lungwitzsche Etymobiologie** läßt unwillkürlich an **die kabbalistischen Beschreibungen von Wortelementen** denken, doch haben wir es schon im **Buch Sohar** mit einer quasi Etymotheologie zu tun mit Bemühungen um eine systematisierte Beschreibung. Solche Bemühungen, dem für metaphysisch gehaltenen Wort die Geheimnisse seiner Elemente zu entschleiern **(Kahir)** führte in aufsteigenden erkenntnistheoretischen Ergebnissen über eine Etymomystik zur **derzeitigen Etymologie**, in der ein Teil der Sprachforscher und Philosophen – wie auch seinerzeit noch **Heidegger** – die Sprache als etwas Metaphysisches ansehen. **Lungwitz** hat schließlich eine quasi infinitesimale metaphysikfreie psychobiologische Beschreibung der Elemente bzw. der phänomenologischen** Objekte der derzeitigen Etymologie gefunden.

Letztere beschreibt die Wörter und die ihnen zugehörigen Begriffe hinsichtlich der Koordinatik ihrer Abstammung (Historie). Innerhalb der **Lungwitzschen Etymobiologie** haben wir es hingegen mit **einer Wortkunde** zu tun, die **das Wort als zusammengesetztes Individuum,** als begrifflich erinnerte individual abgegrenzte Buchstabenreihe erfaßt und die zu ihm assoziierten gegenständlichen Elemente, **die Buchstaben und Laute, als Biologika** begreift, und zwar letztlich – bei Miterfassung der entsprechenden Gehirnassoziationsbahnen – als **Psychobiologika**.
Lungwitz geht in erster Linie nicht mehr wie die **Etymologie** von den Wörtern als (psychobiologisch gesehen) Reihen phänomeno-

* Verlag Karl Schmetz, Aachen, 1969
** Psychobiologischer Begriff der etymologischen Bezeichnung phänomenologisch!

logischer** Objekte aus, sondern von der **Biologie der phänomenologischen** Elemente**, die **als Phänomene (Laute und Buchstaben) die Wörter als Reihen** phänomenologisch** präsentieren und konstituieren. Die **Phänomene Laute und Buchstaben** sind, wie schon gesagt, für Lungwitz **Biologika**.

Aachen, September 1979

Johann Ludwig Clauss, Dr. med.,
Nervenarzt, Aachen,
Alexianergraben 38

Nachwort
von Wilhelm Joseph Huppertz
Seite VI bis XVII

** Psychobiologischer Begriff der etymologischen Bezeichnung phänomenologisch!

Inhaltsübersicht.

Seite

§ 38. **Die Psychobiologie der Sprache** (Die Wortbezirke) . . 13
1. Die Gefühle der Wortbezirke 13
2. Die Gegenstände der Wortbezirke 15
a) Die Aggregatzustände. 15
b) Die Symbolkomponenten 17
c) Weibliche und männliche Reihen 19
d) Genische und trophische Reihen 24
3. Die Wörter 26
a) Die phänomenal-phänomenologische Assoziation 26
α) Der biologische Mechanismus . . . 26
Anm.: Über Eigen- und Fremdbeschreibung 31
β) Die phänomenal-phänomenol. Entsprechung 34
Beschreibung der Gefühle . . . 44
Beschreibung der Begriffe . . . 52
γ) Die Wortklassen 54
Anm.: Über die Beschreibung anderer wie der optischen und akustischen Individuen. 87
b) Wortverwandtschaft 92
α) Wortanalyse und Bedeutungslehre . 92
β) Wurzeln, Stämme, Wurzelsilben . . 111
γ) Aus der Formenlehre: Deklination, Konjugation 290
δ) Laut- und Bedeutungswandel . . . 310
ε) Synonymie, Homonymie 318
ζ) Haupt- und Nebensinn 328
η) Begriffsbestimmung 331
4. Die Sätze 334
5. Die Begriffe der Wortbezirke 339
6. Die Beschreibweisen 342
a) Die pragmatischen Beschreibweisen . . . 344
α) Sachenkunde. 344
β) Pflanzenkunde 346
γ) Tierkunde 347
δ) Menschenkunde 347
ε) Umfassende (philosophische) Beschreibweise 350
b) Die wertenden Beschreibweisen 355
α) Die Ästhetik 356
β) Die Ethik 369

Einleitung.

Im 1. Bande dieses Lehrbuches habe ich die Frage nach dem Wesen der Dinge zunächst vom erkenntnistheoretischen Standpunkte aus beantwortet. Die Anschauung ist Gegensätzlichkeit, und diese bezeichnet man mit den Worten Angeschautes: Anschauendes, Wahrgenommenes: Wahrnehmendes, Objekt: Subjekt, Leib: Seele, Bewußtes: Nichtbewußtes, Seiendes: Nichtseiendes, Etwas: Nichts usw. Seele ist also identisch mit Nichts. Nichts ist polarer Gegensatzpartner zum Etwas. Das Etwas ist einheitlich; die Zerlegung in „es selbst" und ein in ihm wohnendes oder auf es wirkendes Mystikum ist Zwei-fel, Deutung und so Eigentümlichkeit der dämonistischen Denkweise, die „zwei Welten" (Joh. Bresler) fingiert. Die Psychobiologie erkennt, daß Etwas, Wahrgenommenes, Bewußtes, Seiendes, Aktualität usw. phänomenal identisch, phänomenologisch (als Wörter) synonym sind. Das Wahrgenommene kann niemals Wahrnehmendes und umgekehrt, das Etwas niemals Nichts und umgekehrt sein oder werden. Indem das Etwas anschauungsgemäß (essentiell) lokalisiert, „entfernt" ist, ist eben Anschauung gegensätzliche Zugleichheit Etwas: Nichts.

Dieses Ergebnis habe ich vom medizinischen Standpunkte aus bestätigen können. Ich habe eine zu allen Tatsachen stimmende, keiner Tatsache widersprechende Lehre von der biologischen Struktur und Funktion des Organismus, also auch des Nervensystems einschl. der Hirnrinde als des Organs des Bewußtseins aufgestellt. Hiernach ist der Mensch eine spezifische Organisation von Reflexsystemen *) und sind die sogenannten seelischen Vorgänge allesamt biologische. Die Anschauung (Wahrnehmung, „das Bewußtsein") entsteht, wie genau beschrieben, in den spezifischen Nervenzellen der Hirnrinde (den von mir sog. Bewußtseins- oder Denkzellen), das Bewußte (Objekt, Aktualität, Ding usw.) ist Funktionseigentümlichkeit der einzelnen Denkzelle und bildet mit seinem anschauungsgemäßen Gegensatzpartner Nichts zusammen die Anschauungs- oder Beziehungseinheit, die ich Eron genannt habe. Eron ist „das Individuum schlechthin".

*) Die Psychobiologie ist nicht mit der Reflexologie Bechterews zu verwechseln oder zu identifizieren, s. 1. Bd. p. 158 Fußn. 2, p. 192 f., p. 235 Fußn. 3.

Im Nerven verkehrt der „Nervenstrom", von mir also Eronenstrom genannt. Sämtliche Denkzellen sind miteinander direkt oder indirekt assoziiert — und so reihen sich die Aktualitäten aneinander. Das Bewußte ist Gefühl, Gegenstand und Begriff (Erinnerung) und weiterhin gruppiert nach den einzelnen Sinneszentren, deren wir neun haben. Über all das ist eingehend berichtet im 2. und 3. Teile des 1. Bandes: „Der Mensch als Reflexwesen" und „Von den Eigenschaften und Funktionen". Der 2. Band „Die neun Sinne" erbringt an vielen grundsätzlichen Tatsachen der einzelnen Sinnesgebiete weiterhin den Nachweis der Gültigkeit meiner Lehre und löst die gesamte weltanschauliche („theoretische") Problematik des naiven und des wissenschaftlichen Denkens: an die Stelle der bisher üblichen dämonistisch-mechanistischen Deutung wird die realisch-biologische Erkenntnis gesetzt.

Dies zur ganz kurzen vorläufigen Information des Lesers, der die ersten beiden Bände noch nicht kennt. Überflüssig zu sagen, daß diese wenigen Sätze das Studium der beiden Bände nicht etwa ersetzen oder gar — zu ihrer Kritik berechtigen.

Von den Erlebnissen ist ihre Beschreibung, von der Phänomenalität die Phänomenologie zu unterscheiden. Der 3. Band ist der Darstellung der Psychobiologie der Beschreibung gewidmet; er ist der § 38 der ersten Abteilung dieses Lehrbuches.

§ 38. Die Psychobiologie der Sprache (Die Wortbezirke).

Mit „Wortbezirk" bezeichne ich je eine Abteilung im optischen und im akustischen Zentrum. Diese Abteilungen sind die Denkzellen, deren Aktualitäten die optischen und die akustischen Buchstaben, Wörter, Sätze sind, und zwar die gegenständlichen und die begrifflichen; ferner gehören zu den Wortbezirken Gefühlszellen. Die Wortbezirke sind also grundsätzlich genau so organisiert wie die übrigen Teile der Hirnrinde.

Wir sprechen von „akustischen Buchstaben", obwohl „Buchstabe" eigentlich nur Optisches bezeichnet; indes gibt es für die den optischen Buchstaben entsprechenden Laute keine spezielle zusammenfassende Bezeichnung — außer etwa „Sprachlaute", womit aber auch die akustischen Wörter und Sätze gemeint sind, wie anderseits „Sprache" auch für die optische Beschreibung gilt. Mit „Sprache" ist hier die optische und die akustische Beschreibung zusammenfassend bezeichnet, so daß dieser Paragraph auch „Psychobiologie der Beschreibung" lauten kann.

1. Die Gefühle der Wortbezirke.

Auch in der Gefühlssphäre der beiden Wortbezirke finden sich Sensilzellen, die den einzelnen innern Organen, und solche, die den Augen bzw. den Ohren zugeordnet sind, und zwar genische und trophische. Die Aktualitäten der okularen Sensilzellen des Wortbezirks sind spezielle Sehgefühle, die Aktualitäten der aurilen Sensilzellen des Wortbezirks sind spezielle Hörgefühle; wie diese Gefühle stehen auch die Aktualitäten der den einzelnen innern Organen zugeordneten Sensilzellen der Wortbezirke in dem bekannten genetischen Verhältnis zu den optischen bzw. akustischen Buchstaben, den gegenständlichen und den begrifflichen; diese Reflexsysteme sind also genau so organisiert wie alle andern. Wir bezeichnen die Sehgefühle des Wortbezirkes mit Wortseh- oder Lesehunger, -angst, -schmerz, -trauer und -freude, die Hörgefühle des Wortbezirks mit Worthörhunger, -angst usw.*); erstere sind ins Auge, letztere ins

*) Die Worthörgefühle sind nicht mit den Sprechgefühlen zu identifizieren oder zu verwechseln. Die Sprechgefühle sind eine Gruppe der koordinativen Gefühle; sie sind „in" die Sprechmuskeln lokalisiert, nicht ins Ohr (vgl. § 30, 1 u. 2a usw.). Eine andere Gruppe der koordi-

Ohr lokalisiert. Die den innern Organen zugeordneten und dahin lokalisierten Gefühle der Wortbezirke bedürfen keiner besonderen Bezeichnungen. Im übrigen gelten die Ausführungen über die optische und die akustische Sensilsphäre (§§ 26, $32_{,3}$, $33_{,3}$).

Mit den Wortseh- und Worthörgefühlen ist nicht zu identifizieren oder zu verwechseln das sog. Sprachgefühl, das „Gefühl" für die „Richtigkeit" oder „Unrichtigkeit" der Reihenfolge optischer oder akustischer Buchstaben, Wörter und Sätze. Diese Reihenfolge bezeichnet man technisch als Syntax, bedeutungsgemäß als Logik (s. p. 350 f.), spricht sonach auch von einem Gefühl für Syntax und Logik. Indes handelt es sich hier gar nicht um ein Gefühl oder um Gefühle, sondern um — besonders mittelbare, d. h. über die Begriffssphäre aktuell oder unaktuell verlaufende (vgl. § $28_{,6}$) — Vergleiche von Buchstaben- und Wortreihen, und zwar um Individual- und Interindividualvergleiche. Man erlebt somit Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten mit der aus vielfältiger Erfahrung sich herausbildenden durchschnittlichen (normalen, korrekten) Verlaufsweise der Buchstaben- und Wortreihen, und man kann diese Vergleiche nun auch beschreiben: grammatikalisch-technisch als Syntax, bedeutungsgemäß als Logik. Je reicher und präziser die Wortbezirke — und zwar nicht bloß und nicht in erster Linie hinsichtlich der Anzahl der Denkzellen, sondern auch der Assoziationen zwischen ihnen — entwickelt sind, desto sicherer erlebt und beschreibt (bemerkt, erkennt) man syntaktische und logische Abweichungen als solche. Diese Erlebnisse und ihre Beschreibungen sind aber vorwiegend gegenständliche und idealische Vorgänge, und man spricht sonach statt von „Sprachgefühl" richtiger von „Sprachsinn", syntaktischem Sinn, logischem Sinn (Sinn für Syntax, Logik) — natürlich im Rahmen des Seh- und des Hörsinnes.

Endlich sind die Wortseh- und Worthörgefühle nicht zu identifizieren mit der Gefühligkeit der Buchstaben und Wörter. Im Funktionsablauf eines assoziativen Systems der Wortbezirke (wie aller andern Bezirke) können sensile, modale und idealische Aktualitäten in bunter Reihe, aber natürlich assoziativ geordnet, aufeinanderfolgen; diese Interkurrenz sensiler Aktualitäten kann leicht dahin mißverstanden werden, als ob die von Gefühlen unterbrochenen gegenständlichen oder begrifflichen Reihen besonders hochgefühlig seien oder als ob hierbei überhaupt nur gegenständliche oder begriffliche Reihen von

---

nativen Gefühle sind den Augenmuskeln zugeordnet, die ja auch „beim Lesen" funktionieren; auch diese Gefühle sind „Muskelgefühle", man kann sie als Lesemuskelgefühle bezeichnen. Mit „Lesen" bezeichnet man den Ablauf optischer Buchstaben-Wort-Satzreihen (des „Gelesenen"), so daß die Bezeichnung der Sehgefühle des Wortbezirks mit „Lesegefühle" richtig ist.

hoher Gefühligkeit abliefen (vgl. § 27, 1). Gewiß sind bei hohen Intensitäten der sensilen Vorgänge auch die genetisch zugehörigen Gegenstände und Begriffe innerhalb der spezifischen Variationsbreite höhergefühlig als bei geringen Gefühlsintensitäten, aber die Wortseh- und Worthörgefühle sind doch eben von den Wortgegenständen und -begriffen und ihrer Gefühligkeit verschieden, sie sind eben sensile, letztere modale und idealische Aktualitäten.

2. Die Gegenstände der Wortbezirke.$^{o}_{p}$

a) Die Aggregatzustände.

Die optischen Buchstaben sind flüssig-fest. Wie § 14, 10, c, c dargelegt, sind die Buchstaben zunächst primitive, später stilisierte Zeichnungen phänomenaler Gegenstände. Graphisch darstellbar sind nur feste und flüssige phänomenale Individuen. Gase können als solche nicht gezeichnet werden; Buchstaben „aus" Gas, gasige Buchstaben gibt es nicht, man müßte denn buchstabenähnliche Anordnungen farbiger oder lichtheller Gase auch als „Schrift" bezeichnen, indem man die übliche Anwendung der Wörter „Buchstabe" und „Schrift", mehr dichterisch, erweitert (solche gasige Anordnungen sind auch nicht „fix", sondern verschwimmen rasch gemäß der koordinativen Veränderungsgeschwindigkeit [V.-G.] der Gase; „Lichtreklamen" sind Anordnungen von Leuchtkörpern oder buchstabenförmige Ausschnitte, durch die Licht strahlt). Man kann also mit Gasen nicht schreiben. Gase werden mit flüssig-festen Buchstaben gezeichnet; ihre buchstäbliche Darstellung erfolgt indirekt, nämlich gemäß den festen und flüssigen Gegenständen, die mit den (einzelnen) Gasen genetisch (analytisch-synthetisch) zusammenhängen oder aus denen Gase physikalisch hervorgehen. Schreiben wir also die Buchstaben „Gas", so ist diese Reihe eine (von J. B. van Helmont Anfang des 17. Jahrh. angegebene) Modifikation des Wortes „Gischt", mhd. gis Schaum (vgl. gischen, gischten, gäschen, gähren, Geist usw. (p. 326)), bezeichnet also das aus dem Gischt Entwickelte, Hervorgegangene gemäß diesem Gischt, der eine Ansammlung von (mit Gas gefüllten) Flüssigkeitsblasen ist und sich beim Übergange des flüssigen in den gasigen Aggregatzustand bildet. Die Buchstabenreihe „Gischt" ist die graphische Darstellung der so-bezeichneten phänomenalen Reihe, sie ist die Reihe der Aktualitäten der mit jener phänomenalen Reihe assoziierten Modalzellen des optischen Wortbezirks, die buchstäbliche Darstellung des „an" dem assoziierten Individuum buchstäblich Darstellbaren, das nämlich quoad Anordnung zu den Mund-Zungenstellungen, die beim Aussprechen des Wortes „Gischt" vorkommen und ja eben in Form der eigentlichen Schriftzeichen (s. 1. Bd. p. 364 u. ds. Bd. p. 123f.) abgezeichnet

werden, genau stimmt. Die Buchstabenreihe „Gas" ist lediglich eine Modifikation der Reihe „Gischt", modifiziert besonders insofern, als für das i ein a eingetreten, somit also die Gischtblase als gefüllt oder sich weit öffnend (analog der Mundstellung beim Aussprechen des Wortes) gezeichnet ist; nicht aber zeichnet das Wort „Gas" das aus den Gischtblasen Entweichende als solches, obwohl es dieses Entweichende benennt, „bezeichnet". — Das Wort „Luft" zeichnet nicht (sondern bezeichnet) die Luft, also die aëriale Gegenstandsreihe als solche, sondern die „leere", nicht mit festem oder flüssigem Material, sondern mit „Luft" gefüllte Höhle (u), also eine runde Reihe solidaler Aktualitäten, aus der die Luft entweicht (ft). — Das Wort „Licht" zeichnet nicht das Licht (= lichthelles Gas, § $32_{1,e}$) als solches, sondern die solidale Schwelle (i), über die das Licht entweicht (cht), welcher Art auch der „leuchtende Körper" sein mag (p. 61, Nr. 17). Das Gas „Sauerstoff" wird indirekt als Bestandteil von Säuren, das Gas „Wasserstoff" als Bestandteil des Wassers beschrieben. Kurz, Gas als solches ist in (eigentlichen) Buchstaben nicht darstellbar, man schreibt mit festen und flüssigen Stoffen.

Auch die akustischen Buchstaben sind flüssig-fest. Es gibt zwar Geräusche und Klänge, die gasigen Individuen entsprechen und selbst dem gasigen Aggregatzustand angehören (z. B. Heulen des Windes), aber diese Geräusche und Klänge sind keine eigentlichen Sprachlaute, keine akustischen Buchstaben. Auch das die ruhige Atmung begleitende Luftgeräusch (Eigengeräusch der aus- und eintretenden Atmungsluft) ist kein Sprachlaut. Der diesem Luftgeräusch nahestehende Konsonant H tritt erst bei sprechlicher Einstellung des Atmungsrohres auf, und zwar sind dann die von den schwingenden Sprechmuskeln abgegebenen (muskulogenen) akustophilen Eronen an der Aktualität H im Sinne der biologischen Symbolik immer noch zahlreicher beteiligt als die von den schwingenden Luftteilchen abgegebenen (aërogenen; vgl. 1. Bd. p. 301). Also auch akustisch werden Gase indirekt, nämlich in Form von Hauch- und Zischlauten, die zwar Luftgeräuschen ganz ähnlich, aber doch (nuancierte) Eigengeräusche und -klänge flüssig-fester Stoffe (Muskeln usw.) sind und flüssigen und festen optischen usw. Individuen entsprechen, beschrieben. Der flüssig-feste Aggregatzustand der akustischen Buchstaben schwankt, je nachdem beim Sprechen mehr oder weniger flüssige oder feste Stoffe schwingen. Wir unterscheiden danach feste, harte, markige, breiige, salbige, schmalzige, schleimige, ja sogar flüssige, sprudelnde, „hauchende" Redeweise; mit „flüssig", „sprudelnd" wird aber nur die rel. große Beteiligung schwingender Flüssigkeitsteilchen des Sprechapparates bezeichnet (vgl. § $33_{1,b}$). Flüssigkeiten werden akustisch ähnlich wie Gase beschrieben, vw. in Zischlauten. „Lautmalerei" („Onomatopöie") ist die

Angleichung der akustischen Buchstaben an die Eigengeräusche und -klänge der so-beschriebenen (assoziierten) Individuen. Jede akustische Beschreibung ist eigentlich Lautmalerei, wie sich besonders beim gut entwickelten, „ausdrucksvollen" Sprechen zeigt; die Sprechreflexe gehen ja vom Beschriebenen aus und die von den schwingenden Muskeln usw. beim Sprechen abgegebenen akustophilen Eronen stammen zum größten Teile aus dem Zellkomplex, dessen Aktualität das beschriebene Individuum ist, so daß die akustische Beschreibung stets eine mehr minder weitgehende Analogie zum Eigengeräusch oder -klang des beschriebenen Individuums ist.

b) Die Symbolkomponenten.

Die Tatsache, daß die phänomenalen Individuen aller Zentren direkt oder indirekt beschrieben werden (vgl. Konfluenz der Beschreibung, § $33_{1,a}$), daß also die phänomenalen Individuen direkt oder indirekt mit gewissen Worten assoziiert sind, zeigt an, daß in die Wortzellen Paßformen aus den assoziierten Zellen der verschiedenen Zentren einfließen, die phänomenologische optische wie akustische Aktualität somit Symbol aller dieser Paßformen, darüber hinaus (indirekt) aller Paßformen überhaupt, aller Aktualitäten überhaupt ist. Von den Wortzellen fließen die Paßformen je nach ihrer Spezifität in die assoziierten Zellen der einzelnen Zentren, und zwar in der Gegenstandssphäre hauptsächlich auf extraindividualem (also über die sensorischen Ausdrucksapparate sich erstreckendem) Wege, in der Begriffssphäre auf intraindividualem Wege (vgl. § 15). Es kommt also nicht ganz selten vor, daß auf eine gegenständliche Beschreibung das so-beschriebene optische Individuum folgt („lupus in fabula" oder „wenn man vom Esel klatscht, kommt er angetratscht"); weniger oft folgt ein gegenständliches Individuum eines andern Zentrums auf seine gegenständliche Beschreibung. Diese phänomenologisch-phänomenalen Assoziationen sind also weniger entwickelt als die entsprechenden phänomenal-phänomenologischen, immerhin reichlich genug, so daß diese Reihenfolge im rohdämonistischen Denken als die Wirkung einer im Wort enthaltenen unheimlichen Kraft, als Wortzauber gedeutet wird (vgl. „Gott sprach, es werde Licht! — und es ward Licht"; „wie er spricht, so geschieht es, und wie er gebietet, so stehet es da"; Geisterbeschwörungen usw.). Die ganz analoge Fiktion findet sich auch im dämonistischen Denken höherer und hoher Kulturzeiten vor, nämlich als Deutung des zeiträumlichen Zusammenhanges zwischen Wort und ihm entsprechender, d. h. von den betr. Modalzellen her innervierter Ausdrucksbewegung, mag diese beim sprechenden oder beim bloß hörenden Individuum erfolgen (z. B. ich sage

„Fritz, komm her!", und Fritz kommt her). Solange freilich der Reflexvorgang: sensible Strecke zu den aktuell fungierenden optischen oder akustischen Wortzellen, motorische Strecke von da zu den schaltungsmäßig zugeordneten Ausdrucksorganen, Muskelaktionen mit Abgabe (auch) gewisser opto- und akustophiler Paßformen, so daß gegebenenfalls (d. h. bei aktueller Funktion der betr. Reflexsysteme) die dem Wort entsprechenden optischen oder akustischen usw. phänomenalen Reihen auftreten, — solange dieser Reflexvorgang in der von der Psychobiologie zuerst gelehrten Weise unbekannt war, mußte diese Reihenfolge der Erscheinungen im naiven wie im wissenschaftlichen Denken auf mystische Ursachen, die allemal dämonistischer Natur sind, zurückgeführt und „erklärt" werden.

Viel reicher als in der Gegenstandssphäre sind die phänomenologisch-phänomenalen Assoziationen in der Begriffssphäre entwickelt. Auf die phänomenalen Begriffsindividuen der verschiedenen Sensualitäten folgt die zugehörige Beschreibung ebenso häufig wie auf die Beschreibung das beschriebene Begriffsindividuum. Auf das Begriffsindividuum z. B. „Pferd" folgt ebenso häufig die begriffliche Beschreibung wie auf diese jenes Begriffsindividuum. Sehr oft wird auch ein modales Individuum, z. B. „Pferd" aus der Erinnerung in gegenständlichen Worten beschrieben (vgl. § $28_{,2,c}$), d. h. auf ein Begriffsindividuum, z. B. „Pferd" folgt, indem die Innervation der Schreib- oder Sprechmuskeln aus dem jetzt unaktuellen Zellkomplex „Pferd" mit erheblicher Beteiligung idealischer Eronen, die aus dem jetzt aktuellen Begriffszellkomplex „Pferd" einfließen, stattfindet, die dem gegenständlichen Pferd entsprechende optische oder akustische Beschreibung — und umgekehrt: sehr oft folgt auf die gegenetändliche Beschreibung das zu dem beschriebenen Gegenstandsindividuum gehörige Begriffsindividuum, z. B. auf das Wort „Pferd" (usw.) das optische Begriffsindividuum „Pferd". Im letzteren Falle geht der assoziative Weg von den modalen Wortzellen über die zugehörigen idealischen Wortzellen zu den idealischen phänomenalen Zellen.

Über die koordinativen Symbolkomponenten der akustischen Buchstaben habe ich in den §§ $14_{,8}$ und $33_{,1,cu.e}$, über die der optischen Buchstaben im § $14_{,10,c,c}$ berichtet. Jeder optische und jeder akustische Buchstabe ist eine Reihe von Aktualitäten, deren jede zur vorhergehenden und folgenden in einem spezifischen koordinativen Verhältnis steht; so ist eben jeder Buchstabe vw. aus runden oder vw. aus geraden Reihen (beide auch gedreht) zusammengesetzt oder ist eine runde oder gerade, eine weibliche oder eine männliche Reihe.

c) Weibliche und männliche Buchstaben.

Für die essentielle Lokalisation der phänomenologischen Aktualitäten gilt das über die essentielle Lokalisation der Aktualitäten allgemein Gesagte (vgl. §§ $26_{,2}$, $27_{,3}$, $28_{,4}$).

Die koordinative Lokalisation ist derart, daß wir rund, gerade und gedreht angeordnete, also weibliche und männliche Buchstaben unterscheiden, die wir nach der Spezies der Gefühligkeit als hunger-, angst-, schmerz-, trauer- und freudegefühlig erleben und bezeichnen. Die Spezies der Gefühligkeit der Buchstaben (und Wörter) entspricht in einer bestimmten Weise der Gefühligkeit des Beschriebenen. Die Schreib- und die Sprechmuskulatur erhalten ihre Eronen von solchen Zellkomplexen her, deren Aktualität das Beschriebene ist; auch mehr minder zahlreiche sympathische (sensile) und idealische Eronen gelangen aus den zum Komplex gehörigen Sensilzellen bzw. Idealzellen unter entsprechender Umwandlung auf dem Wege über die Modalität und bes. das motorische Rindenfeld in die zu den Schreib- bzw. Sprechmuskeln führenden sensorischen Nerven und in diese Muskeln; die eigentliche sympathische Innervation erstreckt sich auf die am Schreiben und am Sprechen beteiligten sympathischen Ausdrucksapparate (elastische Fasern usw.). Beim Schreiben werden (auch) optophile Eronen abgegeben, so daß sowohl die Schreibbewegung wie auch im Anschluß an sie das Geschriebene aktuell wird; beim Sprechen werden (auch) akustophile Eronen abgegeben, so daß bestimmte Sprachlaute aktuell werden. Nun bewegen sich zwar nicht sämtliche Eronen aus dem Zellkomplex, dessen Aktualität das Beschriebene ist, zu den Schreib- oder zu den Sprechmuskeln, diejenigen Eronen aber, die diesen Reflexweg zurücklegen, gehören der gleichen Gefühlsspezies an wie die Zellen, von denen sie ausgehen, und wie die Zellen, von denen sie schließlich aufgenommen werden; der gleichen Gefühlsspezies gehören somit auch die endlich aktuellen optischen oder akustischen Buchstaben an. Von einer vw. hungergefühligen phänomenalen Reihe z. B. bewegen sich also vw. Hungereronen zu den Schreib- oder Sprechmuskeln, die sich hierbei zur Hungerstellung des Ausdrucksapparates kontrahieren, und dann zu den optischen oder akustischen Wortzellen, zu denen sie Paßformen sind, also zu Hungerzellen, deren Aktualitäten einen hungergefühligen optischen oder akustischen Buchstaben bilden. Das Gleiche gilt für die einer andern Gefühlsspezies angehörenden phänomenal-phänomenologischen Reihe. Ein hungergefühliger optischer Buchstabe z. B. entspricht demnach sowohl der beschriebenen hungergefühligen Reihe wie der Hungerstellung des Schreib- und des Sprechapparates (dieser optisch wahrnehmbar speziell als Mundstellung — vgl. 1. B. p. 364 ff.) wie dem dieser Stellung gemäßen akustischen Buchstaben.

Auch der Grad der Gefühligkeit der Buchstaben (Wörter und Sätze) ist etwa gleich dem Grade der Gefühligkeit des Beschriebenen. Der Grad der Gefühligkeit ist innerhalb spezifischer Grenzen variabel, vgl. §§ $27_{,1}$, $33_{,1,f}$. Je größer die Beteiligung sympathogener Eronen am Ausdruck ist, desto mehr nähern sich die Buchstaben (Wörter, Sätze) den sog. (sensorischen) Gefühlsausdrücken (p. 44 f.); diese sind nach der Gefühlsspezies, der Intensität, dem Rhythmus (vgl. „Temperament" im 5. Bd.) verschieden.

Hier eine Liste der optischen und der akustischen Buchstaben nach der Gefühlsspezies gemäß den Darlegungen im § $14_{,8}$ und § $14_{,10,c,c}$. Sie gilt für alle Sprachen. Die Nuancen und die Diphthonge lasse ich hier weg; sie sind l. c. besprochen.

	Vokale
U	hungergefühlig
O, OA (Angst-A)	angstgefühlig
E, I	schmerzgefühlig
Trauervokal (1. Bd. p. 294)	trauergefühlig
A	freudegefühlig
	Konsonanten
H	hungergefühlig
Ch guttural	angst- oder schmerzgefühlig
G, K, CK	trauer- bzw. freudegefühlig
J, Ch buccal, SCH	angst- oder schmerzgefühlig
S, Z	schmerzgefühlig
D, T	trauer- bzw. freudegefühlig
V, W	hunger- oder angst- oder schmerzgefühlig
F	schmerzgefühlig
B, P	trauer- bzw. freudegefühlig
M	hungergefühlig
N, NG	angst- oder schmerzgefühlig
R, L	schmerzgefühlig.

Weibliche Buchstaben	**Männliche Buchstaben**
U, O, E, I	E, I, A
H	
CH guttural	CH als schmerzgefühlig
	G, K, CK
J, CH buccal, SCH	J, CH, SCH als schmerzgefühlig
S	S
	D, T, Z
V, W, F	F
	B, P
M	
N, NG	
R, L	R, L

Die schmerzgefühligen Buchstaben kommen je als weibliche und als männliche Aktualitätenreihe vor — bis etwa auf V, W, N, NG, die nur weiblich sind (1. Bd. p. 372). Viele Buchstaben gehören zu verschiedenen Gefühlsspezies; je nach der Gefühls-

spezies klingen sie anders (spezifisch) und sehen, als optische Buchstaben, anders aus, obwohl diese Unterschiede in der Umgangssprache und in der „ausgeschriebenen" Schrift nicht immer klar oder überhaupt nicht mehr erkennbar sind, wenigstens nicht für den phonologisch und graphologisch Unkundigen. Das Freude-A klingt anders und sieht graphisch anders aus wie das Angst-A; dieses klingt stark nach O oder ist vielmehr ein A-nuanciertes (nach A klingendes) O und ist graphisch enger, runder gemalt als das Freude-A, das aus längeren, der Geraden sich annähernden oder geraden Linien besteht; als Druckbuchstabe wie überhaupt als stabilisiert ist freilich das Freude-A vom Angst-A nicht mehr unterschieden. Den Schwingungen der nahezu zirkulär angeordneten Schrägfasern des Sprechapparates bei der E-Stellung entspricht ein weibliches E, den Schwingungen der nahezu longitudinal angeordneten Schrägfasern ein männliches E. Das hungergefühlige H entspricht Schwingungen zirkulärer Fasern bei Hungerstellung des Sprechapparates, das freudegefühlige K Schwingungen longitudinaler Fasern bei Freudestellung usw. Vom angstgefühligen J, CH, SCH zum schmerzgefühligen gibt es allerlei Übergänge. Die Diphthonge UE, OE, AE sind schmerznuancierte U, O, A, also Aktualitäten solcher Zellen, in die auch relativ zahlreiche Schmerzeronen aufgenommen sind. Das Analoge gilt für alle Nuancen. Die einzelnen Buchstaben sind also gemäß der Schreib- oder der Sprechweise innerhalb der Spezifität verschieden zusammengesetzt, das E kann mehr minder „freudehaltig" (freudenuanciert), auch das OE usw. kann ein deutlich merkbares Freudeingrediens aufweisen, ein U kann mehr minder angsthaltig, ein O rel. stark hungerhaltig sein usw. Diese Variabilität findet sich also im Phänomenologischen genau so wie im Phänomenalen.

Jeder Buchstabe ist, wie gesagt, eine Reihe, ist Aktualitätenreihe einer Zellgruppe. Nicht jedesmal, so oft der „gleiche" Buchstabe aktuell ist, braucht die gleiche Zellgruppe in Hochfunktion zu sein, sondern je nach der Nuance verschiedene Zellen, die freilich allesamt zur großen Gruppe des betr. Buchstabens gehören. Die Kombination der einzelnen Zellen, z. B. U kann innerhalb der spezifischen Variationsbreite schwanken; es wird dann das U, so oft es als Aktualitätenreihe dieser Zellgruppe auftritt, gleich, d. h. unmerklich verschieden sein. Ist ein U vom vorigen U merklich verschieden, dann ist es Aktualitätenreihe einer Zellgruppe, die zwar zum großen Komplex U gehört, aber doch aus andern, wenn auch nächstverwandten Zellen besteht; es kann z. B. bei mehr minder vorgewölbten Lippen gesprochen werden usw.; oder ist es z. B. deutlich schmerzlich nuanciert, schmerzhaltig, dann ist es Aktualität einer Zellgruppe, die fähig ist, eine rel. große Anzahl Schmerzeronen aufzunehmen und

diese aufgenommen hat, während andere Zellen der großen Gruppe U nicht so viele Schmerzeronen aufnehmen.

Wir unterscheiden also in jedem der beiden Wortbezirke große Zellgruppen („Großgruppen"), deren jede so spezifisch ist, daß ihre Aktualitätenreihen einen bestimmten Buchstaben „rein" und in den verschiedenen Nuancen bilden, also z. B. eine große Zellgruppe U, eine andere O, eine dritte E, eine vierte S usw. Alle Zellen einer Großgruppe sind miteinander engstassoziiert, enger als mit den Zellen einer anderen Großgruppe, obwohl zwischen den Zellen der einzelnen Großgruppen enge, reichliche Assoziationen bestehen. Die einzelnen Zellen der einzelnen Gruppen sind auch quoad Schwingungszahl der aufzunehmenden Paßformen verschieden. Im optischen Wortbezirk zeigt sich die Verschiedenheit der Schwingungszahlen an der Verschiedenheit der Schriftsubstanzen („Schrift" im weitesten Sinne gemeint, also einschl. Druck, Gravierung, Meißelung usw.). Im akustischen Wortbezirk zeigt sich die Verschiedenheit der Schwingungszahlen in der Tonhöhe der Aktualitäten (2. Bd. p. 398). Ein mit Tinte auf weißes Papier geschriebener Buchstabe, z. B. M ist Aktualitätenreihe anderer Zellen wie ein in Stein gemeißeltes M, beide Zellreihen gehören aber zur Großgruppe M. Ein „hochgesprochenes" A ist Aktualitätenreihe anderer Zellen wie ein tiefes A, beide Zellreihen gehören aber zur Großgruppe A. Endlich sind die optischen Buchstaben quoad Farbigkeit, die akustischen Buchstaben quoad Klangfarbe, beide Arten quoad Koordinatik, Entfernung usw. verschieden, demgemäß die jeweils aktuellen Zellen der Großgruppen.

Aus den zuleitenden Nervenfasern strömen die Eronen in die Wortzellen ein, im Falle der Präfunktion z. B. der Großgruppe U in besonders hoher Zahl in die schaltungsgemäß zugeordneten, d. h. in Präfunktion befindlichen Zellen („Kleingruppe") dieser Großgruppe. Diese Eronen sind also vw. Hungereronen, ferner Eronen anderer Gefühlsspezies in spezifischer und spezifisch wechselnder Kombination, entsprechend der biologischen Struktur der Zellen; die Aktualitätenreihe ist ein spezielles U. Sind andere U-Zellen (eine andere Kleingruppe) in Präfunktion, dann ist auch das U ein anderes, aber eben immer ein U. An diesen Buchstaben schließt sich (im Falle der Präfunktion dieser Zellen) ein anderer Buchstabe an, wobei in diese Denkzellen der Hauptzufluß aus der zuleitenden Nervenfaser, Nebenzuflüsse aus assoziierten Denkzellen der gleichen Gruppe usw. sowie aus den zum System gehörigen Gefühlszellen einströmen. So entsteht eine Buchstabenreihe, eine Silbe, ein Wort, ein Satz. Dies alles gilt auch für die Wortbegriffszellen, nur erhalten diese ihre Eronenströme nicht direkt aus sensibeln Fasern, sondern aus den zugehörigen Modalzellen und Gefühlszellen, wie früher beschrieben.

Es ist klar, daß mit den gleichen Buchstaben immer Gleiches beschrieben wird, auch falls dieses Gleiche sich an verschiedenen zusammengesetzten Individuen vorfindet. Das optische und das akustische U „malt" unter allen Umständen und ausnahmslos das weite leere Rund, die Höhle als leer, die hungergefühlige phänomenale Anordnung, mag sie sich an einem superfemininen oder supermaskulinen Individuum befinden. Das O malt ausnahmslos das engere leere Rund, die Öffnung der Höhle als leer, die angstgefühlige phänomenale Anordnung, mag sie ein Teil eines superfemininen oder eines supermaskulinen Individuums sein. E und I malen stets die Schwelle als weiblich oder das sie Überschreitende als männlich, die weibliche oder die männliche schmerzgefühlige phänomenale Anordnung. Die trauergefühlige phänomenale Anordnung, das (gerade, männliche) Stück wird entweder mit dumpfen aus AOU gemischten Vokalen oder (vikariativ) als schmerzlich oder schon freudig beschrieben. Das A malt stets das vollendete Gerade, die freudegefühlige Anordnung, das Männliche. Das Analoge gilt für die Konsonanten sowie für die Nuancen und die Diphthonge. Es kann nun aber auch die Höhle quoad Füllmaterial, also „nach" dem in ihr befindlichen, sie verlassenden oder in sie eintretenden Männlichen, demnach mit A oder E oder I (als männlich-schmerzgefühligen Vokalen) oder mit männlichen Konsonanten beschrieben werden; dann gibt also die Beschreibung das Weibliche als Partner des Männlichen an, benennt das Weibliche „nach" dem partnerischen Männlichen, usw. — ich werde hierauf im Abschnitt „Die Wörter" zurückkommen.

Schon auf p. 295 des 1. Bds. bemerkte ich, daß man immer so spricht, wie man schreibt, und umgekehrt. Dieser Grundsatz ist nicht immer mehr ohne weiteres erkennbar in dem Verhältnis akustischer Buchstaben zu ihren stabilisierten oder stilisierten optischen Korrelaten (z. B. Druckbuchstaben, eingemeißelten In„schriften" usw.), wobei ein optischer Buchstabe eine ganze Gruppe möglicher Nuancen des korrespondierenden akustischen Buchstabens optisch darstellt. Ferner werden in vielen Dialekten einer Sprache und in vielen (allen?) Sprachen viele Individuen optisch nach andern „Gesichtspunkten" wie akustisch beschrieben; man gibt diese Tatsache mit den Worten an: ein gewisser optischer Buchstabe wird anders ausgesprochen, wie er „eigentlich" ausgesprochen werden sollte. So werden z. B im Englischen die optischen Vokale O wie U (to do, who, book) oder wie O (only) oder wie Œ (some) oder wie O mit sanft anlautendem, an W anklingendem U (one), ferner E wie I (he, she, we) oder wie kurzes Œ (the, übrigens auch im Deutschen das Schluß-E) oder wie langes Œ (sergeant), I wie EI (I ich), A wie Æ (had) oder wie ÅO (after) oder wie E (name), Au wie OA

(aunt), OU wie AOU (house) oder wie U (your), EA wie I (each) usw. gesprochen. Die Ausdrucksweise, daß ein Buchstabe oder ein Wort anders gesprochen wie geschrieben wird, ist nicht ganz korrekt. Ein optischer Buchstabe, ein optisches Wort kann immer nur so „ausgesprochen" werden, wie es geschrieben ist, also ein U kann immer nur als U ausgesprochen werden, ein O immer nur als O usw. Wohl aber sind nicht selten die von einem phänomenalen Individuum ausgehenden Schreibreflexe andere wie die von ihm ausgehenden Sprechreflexe, d. h. eben dieses Individuum wird optisch nach andern Gesichtspunkten wie akustisch beschrieben. So kann eine Höhle optisch mehr als Öffnung, also mit einem mehr minder „dunkeln", nach U hin nuancierten O usw., oder mehr als Schwelle, also mit nach E oder I hin nuanciertem U oder O, dagegen akustisch mit U beschrieben werden, z. B. wird engl. moon Mond „mūn" gesprochen; umgekehrt wird engl. sun Sonne „sŏn" gesprochen, die Sonne wird also im Engl. optisch vokalisch als weites leeres Rund (hungergefühlig), konsonantisch als engeres Rund und Schwelle, Abgegrenztes (s, n), akustisch als engeres Rund und Schwelle beschrieben ganz ähnlich wie im Deutschen. bei dieser Verschiedenheit der graphischen und der entspr. phonetischen Reflexe ist aber die nähere Verwandtschaft beider unverkennbar. Das Weibliche wird niemals so beschrieben, wie das Männliche beschrieben wird, also das Weibliche wird auch bei Differenz der graphischen und der korrespondierenden phonetischen Reflexe doch immer nur als weiblich, das Männliche immer nur als männlich beschrieben. Die Tatsache der Verschiedenheit der von einem gewissen Beschriebenen ausgehenden graphischen und phonetischen Reflexe ändert nichts an der Grundtatsache, daß man immer so spricht, wie man schreibt, sie kann auch gegen diese Grundtatsache gar nicht ins Feld geführt werden.

d) Genische und trophische Reihen.

Auch in den Wortbezirken unterscheiden wir die genischen und die trophischen Denkzellen; die Klassifikation ist die gleiche, wie wir sie von den übrigen Teilen des optischen und des akustischen Zentrums sowie von den übrigen Zentren kennen. Zu den obengenannten (p. 22 f.) Verschiedenheiten der Denkzellen einer Großgruppe, z. B. der Großgruppe A tritt noch die, daß es genische und trophische Zellen gibt (wobei daran erinnert sei, daß „genisch" streng genommen nur „vw. genisch", „trophisch", „vw. trophisch" heißt, wie überhaupt bei allen korrekten Beschreibungen das „vorwiegend" implicite oder explicite angegeben ist, s. 1. Bd. p. 591). Ein genisches A ist also die Aktualitätenreihe einer genischen Kleingruppe der Großgruppe A, ein tro-

phisches A die Aktualitätenreihe einer trophischen Kleingruppe der Großgruppe A, usw.

A. Die modalen genischen Wortzellen.

1. Modalzellen genitaler Reflexsysteme. Hauptzufluß über genische Fasern des N. optikus bzw. akustikus, Nebenzuflüsse aus assoziierten Modalzellen über Kollateralen, ferner genische Zuflüsse aus genischen Sensilzellen, und zwar hauptsächlich aus genitalen, daneben auch aus vasalen usw. Sensilzellen, ferner auch trophische Zuflüsse. Die Aktualitäten dieser Wortzellen sind die Buchstaben, die einzeln und als Reihen (Wörter, Sätze) die sinnlich geliebten Individuen beschreiben, sind sinnliche Buchstaben, Wörter, Sätze. S. § $33_{1,g}$.

2. Modalzellen okularer bzw. auriler genischer Reflexsysteme. Hauptzuflüsse über genische Fasern des N. optikus bzw. akustikus, Nebenzuflüsse aus assoziierten Modalzellen, ferner Zuflüsse aus genischen Sensilzellen, und zwar hauptsächlich aus okularen bzw. aurilen, daneben auch aus genitalen usw. genischen Sensilzellen, ferner trophische Zuflüsse. Die Aktualitäten dieser Wortzellen sind die Buchstaben, die einzeln und in Reihen die platonisch geliebten Individuen beschreiben, sind platonische („freundschaftliche") Buchstaben, Wörter, Sätze.

3. Modalzellen gastraler, vasaler, pulmonaler genischer Reflexsysteme. Hauptzufluß wie oben, sympathische Zuflüsse hauptsächlich aus gastralen bzw. vasalen bzw. pulmonalen daneben aus genitalen und okularen bzw. aurilen genischen, Sensilzellen, endlich auch trophische Zuflüsse. Die Aktualitäten dieser Wortzellen sind die Buchstaben und Wörter, die Genisches der gastralen, vasalen (Genußmittel, Magen oder Herz als „Sitz der Liebe" usw.) und pulmonalen (Atmung als genisch) Vorgänge beschreiben. Diese Wörter sind häufig den sinnlichen und platonischen, auch den trophischen Beschreibungen beigesellt.

B. Die modalen trophischen Wortzellen.

1. Modalzellen gastraler, vasaler und pulmonaler trophischer Reflexsysteme. Hauptzufluß über trophische Fasern des N. optikus bzw. akustikus, Nebenzuflüsse aus assoziierten Modalzellen über Kollateralen, ferner aus trophischen Sensilzellen, und zwar hauptsächlich aus gastralen bzw. vasalen bzw. pulmonalen Sensilzellen, dazu genische Zuflüsse. Die Aktualitäten dieser Wortzellen sind die Buchstaben, die einzeln und in Reihen die Nahrungsmittel, ihre Ergreifung, Zubereitung usw. beschreiben.

2. Modalzellen okularer bzw. auriler trophischer Reflexsysteme. Hauptzuflüsse wie oben, Nebenzuflüsse aus assoziierten Modalzellen, ferner aus trophischen Sensilzellen, hauptsächlich aus okularen bzw. aurilen, daneben auch aus gastralen usw. trophischen Sensilzellen, endlich genische Zuflüsse. Die Aktuali-

täten dieser Wortzellen sind die Buchstaben, die einzeln und in Reihen die Arbeit (im weitesten Sinne) beschreiben.

3. Modalzellen genitaler trophischer Reflexsysteme. Sensorische Zuflüsse wie oben, sympathische Zuflüsse hauptsächlich aus genitalen, daneben aus andern trophischen Sensilzellen, endlich auch genische Zuflüsse. Die Aktualitäten dieser Wortzellen sind die Buchstaben, die einzeln und in Reihen die Trophik genitaler Vorgänge beschreiben (z. B. embryonale, foetale usw. trophische Wachstumsvorgänge).

Die genischen Buchstaben sind den trophischen „zum Verwechseln" ähnlich, z. B. ein genisches U einem trophischen U, sie sind aber doch voneinander unterschieden, wie die alltägliche Erfahrung zeigt. Ein Liebesgespräch ist von einem Geschäftsgespräch, ein Liebesbrief von einem Geschäftsbrief sehr wohl unterschieden. Die genischen Gefühle sind kompakter als die trophischen (vgl. § 26,3), auch der Grad der Gefühligkeit der genischen Buchstaben, Wörter und Sätze ist meist höher als der der trophischen Buchstaben usw. Auch aus der Situation ergibt sich der genische oder der trophische Charakter der Buchstaben und Wörter; in Liebessituationen spricht man nicht vom Beruf, und im Beruf spricht man nicht über Liebesangelegenheiten (normaliter!). Weiteres s. p. 331.

Die genischen und die trophischen Buchstaben entsprechen Aktionen genischer bzw. trophischer Schreib- und Sprechmuskelzellen, elastischer Fasern usw. Ihre Innervation geht von genischen bzw. trophischen Individuen oder Anteilen der Individuen aus.

Die Einteilung der Buchstaben in genische und trophische gilt auch für die Buchstabenbegriffe.

3. Die Wörter.

a) Die phänomenal-phänomenologische Assoziation.

α) Der biologische Mechanismus *).

Von dem Denkzellkomplex, dessen Aktualität das zu beschreibende Individuum ist, gehen im Falle der Beschreibung *) Eronenströme auf dem Reflexwege vorwiegend zur Schreib- oder zur Sprechmuskulatur, im Falle des Lesens zu den Augenmuskeln. Die diesen Muskeln zufließenden Eronen werden bei den Muskelaktionen aus dem Nerven aufgenommen und alsdann abgegeben. Diese Eronen sind im Falle des Schreibens oder Lesens vw. optophile, im Falle des Sprechens vw. akustophile; sie sind nach der Abgabe von den Muskeln prämodale optische bzw. akustische Eronen und strömen mit verwandten Vor-Formen durch den optischen bzw. akustischen Empfangsapparat hindurch — und

*) S. Anm. zu diesem Abschnitt.

zwar jedes Eron durch die seiner Spezifität gemäße Empfangsstelle hindurch — zu den zugeordneten optischen bzw. akustischen Wortzellen, die im Falle der Präfunktion derart funktionieren, daß die dem phänomenalen Individuum entsprechenden Buchstaben und Buchstabenreihen erscheinen. Der Reflexweg ist also während des Wachseins in der Hauptsache ein extraindividualer; die intraindividuale Assoziation ist in der modalen Sphäre, von der hier die Rede, dünner; daß sie aber existiert, ergibt sich z. B. aus der Tatsache, daß auch im Traume Beschreibungen auftreten können, natürlich solche von traumhafter Helligkeit und Assoziation, wie im § 15 dargelegt. In der idealischen Sphäre ist die phänomenal-phänomenologische Assoziation eine intraindividuale (vgl. p. 17 f.). In der sensilen Sphäre sind die Assoziationen intra- und extraindividuale.

Nicht nur Optisches, sondern auch Akustisches, Thermisches, Taktiles usw. wird beschrieben, jedes Zentrum ist mehr oder minder innig mit dem optischen und dem akustischen Wortbezirk assoziiert (vgl. § $33_{1,a}$, Konfluenz der Beschreibung). Auch von den optischen und den akustischen Wortzellen gehen Eronenströme zu den Augen-, Schreib- und Sprechmuskeln und von da wiederum zum optischen und akustischen Wortbezirk: es werden also auch die Wörter selbst beschrieben, auf Wörter können andere Wörter folgen (optische und akustische Unterhaltung, Frage und Antwort, Wortanalyse).

Aus dem Zellkomplex, dessen Aktualität das zu beschreibende Individuum ist, gehen nicht sämtliche Eronen zu den Wortzellen, und ferner nicht aus sämtlichen Zellen des Komplexes gehen Eronen zu den Wortzellen. Was immer auch beschrieben wird, nie wird es in allen seinen Einzelheiten, nie (in diesem Sinne) vollständig beschrieben; wohl aber umfaßt jedes Schriftzeichen, jeder Laut das Beschriebene („Gemeinte") symbolisch n seiner Totalität. Indem aber nur Teilströme sich vom Beschriebenen zu den assoziierten Wortzellen bewegen, ist alle Beschreibung „partiell", ist „Stückwerk" (1. Bd. p. 408f.). Nicht selten wird „Wissen" mit Beschreibung identifiziert *);

*) „Wissen" ist freilich ein mehrdeutiges Wort; es wird auch gebraucht im Sinne von Wahrnehmen überhaupt (vgl. griech. ὁρᾶν, ἰδεῖν, lat. videre; letzteren Worten ist das Wort „wissen" homolog, vgl. p. 57, 61). Im Sinne von Wahrnehmen (oder Denken oder Erkennen) überhaupt ist „unser Wissen" keineswegs „Stückwerk"; wer dies behauptet, ist Dämonist, indem er ein mystisches (göttliches usw.) Wissen über das menschliche Wissen hinaus, eine Erkenntnis über die menschliche Erkenntnis hinaus fingiert und noch nicht weiß, daß alles Wissen, Erkennen, bewußtes und unbewußtes Wahrnehmen Funktion der Rindenzellen ist, also auch seine Fiktion von einem „überirdischen", „göttlichen Wissen", einem Wissen, das dem Menschen verschlossen sei, usw. — Über die Funktion seiner Hirnrinde hinaus kann kein Mensch denken oder wissen, und ein anderes („jenseitiges") Wissen wie dieses sich „zu denken", ist eben dämonistische Denkweise.

für diesen Fall gilt der Satz: „Unser Wissen ist Stückwerk" oder der: „Wir wissen nur von (Genit. part.) den Dingen (als Phänomenen)".

Das Beschriebene ist genetisch immer zuerst da, dann erst folgt die Beschreibung, und zwar wiederum genetisch zuerst die akustische, dann die optische (das Kind lernt zuerst sprechen, dann schreiben und lesen). Niemals ist genetisch die Beschreibung früher da als das Beschriebene. Und weiterhin treten genetisch zuerst immer die Wortgegenstände, später die Wortbegriffe auf, wie auch in der Phänomenalität genetisch immer erst der Gegenstand, dann „sein" Begriff auftritt (abgesehen also von den Gefühlen, die genetisch wiederum früher aktuell sind als die je zugehörigen Gegenstände, vgl. §§ $27_{,1}$, $28_{,1}$, ferner EdS. §§ 39, 51). Nachdem die mit einem bestimmten phänomenalen Individuum assoziierten Worte, also die Beschreibung dieses Individuums aufgetreten ist, braucht dieses Individuum nicht jedesmal vor oder nach der Beschreibung aktuell zu sein (1. Bd. p. 736). Auch vom unaktuell funktionierenden Zellkomplex können die Eronen ausgehen, die im Sinne der biologischen Symbolik an der Beschreibung des Individuums teilnehmen, das im Falle aktueller Funktion als Aktualität jenes phänomenalen Zellkomplexes erscheint *).

Zwischen dem Phänomen und seiner Beschreibung besteht keineswegs ein kausales, sondern lediglich ein zeiträumliches Verhältnis. Genetisch entwickeln sich erst die phänomenalen Denkzellen zu aktueller Funktion, dann die phänomenologischen, in einer der jeweiligen Entwicklungsstufe der Hirnrinde entsprechenden Anzahl. Aber weder bringen die phänomenalen Zellen oder ihre Aktualitäten die phänomenologischen Zellen oder ihre Aktualitäten hervor noch umgekehrt die Beschreibung das Beschriebene, weder kann das Beschriebene

---

Die Welt des Menschen ist die Summe der Aktualitäten seiner Hirnrindenzellen, das „Bewußte"; der Mensch „weiß" also „alles", nämlich das, was er „weiß", und darüber hinaus gibt es kein Wissen; hierzu gehört auch z. B. das Wissen, daß es Menschen gibt, die mehr oder weniger wissen, als was ein anderer weiß. Nur bei synonymem Gebrauch von Wissen und Beschreibung kann „unser Wissen" als „Stückwerk" — beschrieben werden.

*) Es erfolgt also „Beschreibung aus dem Unbewußten". Die Beschreibung aus dem Unbewußten ist aber nicht etwa Beschreibung des Unbewußten. Das Unbewußte ist das Unbeschreibbare, wie das Nicht-Bewußte, das Nichts, die Seele das Nicht-Beschreibbare ist. Beschreibbar sind nur die Aktualitäten, ist die Aktualität als immer-anders. Auch die genetische Beschreibung der Aktualität, in der wir von Vorstufen, also Unbewußtem sprechen, ist nicht Beschreibung des Unbewußten, sondern Beschreibung der Aktualitäten und zwar solcher, die vor der jetzigen da waren und im Sinne der biologischen Symbolik an der jetzigen Aktualität beteiligt sind. Dies gilt auch für die Beschreibung aus der Erinnerung. Vgl. 1. Bd. p. 49, 421, 687, 704.

an seiner Beschreibung irgendetwas ändern noch umgekehrt die Beschreibung am Beschriebenen, weder hat das Phänomen noch das ihm assoziierte Wort eine „schöpferische Kraft oder Macht". Entweder entwickeln sich die einem phänomenalen Komplex entsprechenden, ihm verwandten Wortzellen oder sie entwickeln sich nicht: daß sie sich entwickeln oder daß sie sich nicht entwickeln, ist lediglich eine biologische Tatsache, das Phänomen kann die Entwicklung weder verursachen noch fördern noch hemmen. Ebenso wenig verursacht, „schafft", fördert oder hemmt usw. das Wort, mag es gegenständlich oder begrifflich sein, den phänomenalen Komplex, seine Entwicklung, seine Eigenschaften und Funktionen. Der Glaube an den „Wortzauber" (p. 17) ist naiver, die Lehre von der „Ideokratie" gelehrter Dämonismus *). Freilich liegt es im Wesen der Beschreibung, daß sie partiell und daß sie symbolisch (im biologischen

*) So wähnt z. B. Const. Brunner, es sei „Faktizität", daß „das Abstrakte als Erfahrung außerhalb und vor unsrer Sinnenerfahrung und unabhängig von ihr, die aber ihrerseits abhängig ist vom Abstrakten" sei (Die Lehre v. d. Geistigen und vom Volke, p. 362); p. 363: „... so ist auch in unserm innerlichen (sic! L.) Denken, mit welchem wir uns unsrer dinglichen Wirklichkeit bewußt werden, die vollkommen ausgebildete Denkfähigkeit vorhanden noch vor ihrer Anwendung auf die Erfahrung von Dingen, macht diese erst möglich..."; p. 365: „Die Grundwissenschaft mit ihrem Grundgesetze und allen daraus folgenden Abstraktionen zu aller überhaupt möglichen Empirie ist, durch die Denker festgestellt, vorhanden ... war von ewig (sic! L.) her vorhanden und hat sich in ununterbrochener Kontinuität (sic! L.) erhalten", wie sie sich auch „erhalten wird", „ihrem Wesen nach unveränderlich, keiner Vermehrung noch Verminderung fähig". Das abstrakte Denken — und zwar das kausale Denken („kein Mensch kann" — so wähnt Brunner — „leben, der nicht in jedem Augenblick seines Lebens nach dem kausalen Denken seine Praxis einrichtet und eingerichtet hat") — ist also — nach Brunner — das Primäre, nach dem der Mensch „seine Praxis einrichtet", die Sinnenerfahrung, also die Erfahrung der „äußerlichen dinglichen Existenz" ist sekundär und abhängig von jenem vermeintlich Primären. Gerade umgekehrt: zunächst ist das Phänomen da, an dieses schließt sich die Beschreibung, „das abstrakte Denken" an, das ja auch bei Brunner „abstrakt", abgezogen heißt. Brunner, dessen Buch ich eben erst (1930) kennen gelernt habe, dem, soviel hieraus ersichtlich, das biologische Denken durchaus fremd ist, hat sich von der Tatsache irreführen lassen, daß die alten griechischen Denker vieles Grundsätzliche gewußt haben, was wir heute auch bloß wissen (und meist nicht wissen); er hat gleich eine ewige Kontinuität des abstrakten Denkens angenommen, wo gar nichts weiter vorliegt, als eine biologische Homologie gewisser endbegrifflicher Hirnbezirke bei den „Alten" und bei den „Neuen". Diese Homologie besteht zwischen allen Menschen einer gewissen Entwicklungsstufe der Hirnrinde. Und der Entwicklungsstufe der Hirnrinde entsprechen auch die übrigen phänomenalen und phänomenologischen Aktualitäten, nicht aber haben letztere die ersteren erst möglich gemacht, sondern erst ist das „Ding" (das Beschriebene) da, dann die Beschreibung, das wortliche Wissen vom Dinge. Alle Philosophie geht um das Wesentliche wie die Katz um den heißen Brei herum, solange sie unbiologisch ist. Auch die Brunnersche Ideokratie ist unbiologisch, dämonistisch.

Sinne, nicht im Sinne E. Cassirers u. a.) ist, also auch Bestandteile enthält, die auch Bestandteile der Beschreibung solcher Individuen sind, die während des Ablaufes der Beschreibung eines bereits existenten Individuums noch nicht aktuell gewesen sind; ferner kann die Beschreibung eines Individuums für verschiedene Entwicklungsstufen dieses Individuums gültig sein; endlich ist niemals während der Beschreibung das Beschriebene aktuell und umgekehrt (nur Interkurrenz kommt vor): unter allen Denkzellen funktioniert jeweils eine einzige aktuell, das Objekt ist immer der (mathematische) Punkt. Aber bei alledem handelt es sich um biologische Eigentümlichkeiten, nicht um einen „schöpferischen Akt", von dem die Dämonologen fabulieren*), auch nicht um ein geheimnisvolles Wissen oder Ahnen, das von irgendwem, einer immanenten oder transzendentalen mystischen Instanz, mag sie Geist, Seele oder Gott usw. heißen, „inspiriert" worden sei (vgl. auch § $28_{,5}$ sowie EdS. § 106). Die Beschreibung ist die „Begleitmusik" des Beschriebenen.

Die Reichweite (Ausdehnung) der Beschreibung entwickelt sich natürlich auch; der eine kann ein Individuum, ein Ereignis ausführlicher beschreiben als der andere und der Erwachsene als das Kind (1. Bd. p. 473). So ausführlich die Beschreibung aber auch sein mag, sie ist immer „partiell". Diese Partialität ist aber nicht eine von einem überirdischen Wesen gemäß einem unbegreiflichen „Heilsplan" usw. über die armen Menschen verhängte Beschränkung der Einsicht in das Wesen der Dinge, eine Beschränkung, jenseits deren erst die für den Sterblichen unerreichbare göttliche Weisheit wohne, sondern wir

*) Noch ein Beispiel. In ethnologischen und bes. völkerpsychologischen Werken findet sich ex- oder implicite die Auffassung, daß die Sitten und Gebräuche der einzelnen Völker „konventionell", auf Grund „bewußter Überlegungen", „willentlich" usw. eingerichtet worden seien und würden. Die Menstruation ist für alle primitiven und viele höherkultivierten Frauen ein hochkritisches Erlebnis, zu dem auch ein intensives Angststadium gehört; Ausdruck ist u. a. das Sichabschließen, Sichverstecken, Sichverhüllen usw. Dieses reflexmäßige Verhalten wird nun gedeutet, z. B. derart, daß in der menstruierenden Frau ein unheilbringender Dämon säße usw. Aber diese Deutung ist nicht die Ursache für das so gedeutete Verhalten! Die Buschfrauen gehen nicht in Klausur, weil ihre Männer glauben, sie würden durch den Anblick einer menstruierenden Frau in einen sprechenden Baum ververwandelt; diese Deutung ist nicht die Ursache der Klausur, sondern lediglich deren Deutung. Daß die Deutung (= dämonistische Beschreibung) die Ursache des Gedeuteten sei, ist selber wieder Deutung, dämonistische Beschreibung. Die Pubertätsmartern sind nicht „eingerichtet" worden, um den Söhnen die Gelüste auf die Mutter auszutreiben, also den Inzest zu verhüten, wie Freud wähnt, sondern diese Martern gehören biologisch als Schmerzstadium zum Pubertätsübergang und wurden und werden nun irgendwie dämonistisch beschrieben, auch von Freud, der meint, die Primitiven hätten auf Grund der gen. Überlegung die Martern eingerichtet; vgl. hierzu EdS. § 62.

verstehen die Partialität vollkommen aus dem biologischen Mechanismus der phänomenal-phänomenologischen Assoziationen. Und der realische Mensch verlangt von der Beschreibung nicht mehr, als sie ihrem Wesen nach bietet, er erkennt vielmehr eine Beschreibung, die ein „Jenseits der menschlichen Beschreibung (Einsicht, Erkenntnis, Weisheit usw.)" annimmt, als dämonistisch, fiktional. Ebenso wie es Fiktion ist, die phänomenal-phänomenologischen Assoziationen so zu deuten, als ob die Worte die „Dinge" und ihre Veränderungen schaffen oder zauberhaft leiten könnten oder umgekehrt die „Dinge" die Worte, ebenso ist es Fiktion, anzunehmen, daß es eine über die Beschreibung hinausreichende — Beschreibung gäbe, Fiktionen, die doch innerhalb der menschlichen und somit einzig möglichen Beschreibung liegen. Worte sind Worte, keine Dämonen! Es ist genug, daß Worte Worte sind! Laßt sie uns als solche erkennen!

Anmerkung: Über Eigen- und Fremdbeschreibung.

Es ist hier die Rede von dem biologischen Mechanismus, wie er beim Beschreibenden vorliegt, also vom biologischen Mechanismus der „Eigenbeschreibung". Ich kann auch die Beschreibung, die ein anderer gibt, hören oder lesen („Fremdbeschreibung"); hierbei laufen die phonetischen bzw. graphischen Reflexe nicht bei mir, sondern beim andern ab. Für die Fremdbeschreibung sind folgende Fälle möglich: 1. Das beschriebene Individuum wird sowohl vom Beschreibenden wie (analog) von mir vor oder interkurrent mit oder nach der Beschreibung wahrgenommen; es wird z. B. von Max ein Haus beschrieben, das Max und ich wahrnehmen. 2. Im Gegensatz zum Beschreibenden nehme ich das beschriebene Individuum als solches (noch) nicht wahr oder habe es (noch) nicht wahrgenommen und werde es möglicherweise erst später oder überhaupt nie wahrnehmen, wohl aber nehme ich wahr oder habe ich wahrgenommen Abbildungen des beschriebenen Individuums oder ihm ähnliche Individuen oder Teilstrukturen, mit denen oder mit deren Begriffen (Erinnerungen) die Fremdbeschreibung assoziiert ist — meist derart, daß diese meine phänomenalen (gegenständlichen oder begrifflichen) Individuen interkurrent mit der Fremdbeschreibung aktuell sind; z. B. habe ich den Fujijama als solchen noch nicht erlebt und werde ihn wahrscheinlich auch nicht erleben, dagegen habe ich Abbildungen in Büchern, auf dem Theater (Madame Butterfly) gesehen, mit denen oder mit deren Begriffen die Beschreibung, die Max, der in Japan war und den Vulkan gesehen hat, gibt, assoziiert ist, oder auch ich habe andere Berge ähnlicher Formation gesehen, mit deren Begriffen die Fremdbeschreibung assoziiert ist, so daß ich mir so oder so „eine Vorstellung machen kann", wie der fremdbeschriebene Vulkan aussehen mag. Bei manchen Fremdbeschreibungen kann ich mir, wie man sagt, „keine rechte Vorstellung machen", d. h. es fügen sich die erinnerten Teilstrukturen nicht zu einem Ganzen zusammen, das als solches mit der Beschreibung derart, daß „sie paßt", assoziiert wäre. Der Fall, daß eine Fremdbeschreibung überhaupt nicht mit gewissen phänomenalen Komplexen assoziiert wäre, kommt niemals vor; nur die gen. beiden Fälle sind möglich.

In jedem Falle der Fremdbeschreibung sind Wortzellen aktuell, die ihre Eronen hauptsächlich vom Fremden, also einem Objekt-Individuum, das beschreibt, her erhalten; die Fremdbeschreibung sind Worte des Fremden, also als solche kenntlich. Der Fremde, z. B. Max ist Aktualitäten-

reihe einer modalen Zellgruppe meines Sehzentrums; es vollziehen sich gewisse koordinative Veränderungen, die ich mit Sprechbewegungen bezeichne; im Anschluß daran treten gewisse (assoziierte) akustische Wortaktualitäten auf, die ich aus vielfältiger Erfahrung heraus als die Worte des Sprechenden, hier als Maxens Worte bezeichne; es hat vom optischen Komplex „Max" her „Schalleitung" stattgefunden, wie 2. Bd. p. 395 dargelegt („Schall" ist hier Bezeichnung für die von Max gesprochenen Worte, also für die Eigengeräusche und -klänge seines Sprechapparates); bei gewisser Erfahrung, d. h. nach hinreichend häufiger Wiederholung des gen. optisch-akustischen Erlebnisses kenne ich Maxens Stimme, auch ohne ihn zu sehen, und assoziiere zu ihr auf idealischem Wege den optischen phänomenalen Begriffskomplex Max. Ich kann auch die Worte eines mir Unbekannten hören, d. h. ich höre Worte, sie sind, wie ich aus unzähligen Vergleichen weiß, in allen Fällen Laute eines Menschen, von diesem Menschen (genauer: von dem Denkzellkomplex, dessen Aktualitätenreihe „dieser Mensch" ist) gehen, wie ich beschreibe, die akustischen Eronen (eigentlich prämodalen Eronen) aus, die in mein Ohr usw. aufgenommen werden und in die betr. Wortzellen gelangen.

Die Tatsache, daß mit einem bestimmten phänomenalen Individuum stets nur ein bestimmtes Wort oder bestimmte Worte assoziiert sind (daß z. B. ein Tisch immer Tisch und niemals Krokodil heißt), zeigt an, daß gewisse phänomenale Zellen und ihre Aktualitäten mit gewissen (den assoziierten) Wortzellen und ihren Aktualitäten im Sinne der phänomenal-phänomenologischen Entsprechung nächstverwandt sind; dies gilt für die Eigen- wie für die Fremdbeschreibung. Sehr oft koinzidiert auch die Funktionsperiode der phänomenalen Zellen mit der der assoziierten Wortzellen derart, daß das phänomenale Individuum ganz kurz vor oder nach der zugehörigen Beschreibung (also auch im Sinne der Interkurrenz) auftritt. Im Falle der Eigenbeschreibung in gegenständlichen Worten verläuft die Assoziation über den phonetischen bzw. graphischen Reflexweg; im Falle der Fremdbeschreibung werden nicht diese, sondern andere Reflexwege begangen und ist der auf ihnen sich bewegende Eronenstrom von geringer Intensität im Verhältnis zu dem vom Fremden ausgehenden Eronenstrom, unbeschadet natürlich der Verwandtschaft der so assoziierten phänomenalen und phänomenologischen Komplexe. Einige Beispiele: Mein optischer Komplex, z. B. ein Denkmal ist vor der Fremdbeschreibung aktuell, ich nehme also das Denkmal optisch wahr und höre dann von jemand, sagen wir von Max, den mir bis dahin unbekannten Namen des Dargestellten, des Erbauers des Denkmals usw., also die Fremdbeschreibung; hierbei verlassen akustophile Eronen den optischen Komplex „Denkmal" und erreichen extraindividual (über die sich bewegenden Augenmuskeln) oder intraindividual (über die rel. dünnen optisch-akustischen Assoziationsfasern der Modalsphäre) den akustischen Bezirk, wo sie sich den von Max ausgehenden akustischen Eronen anschließen und in die alsdann aktuell funktionierenden Wortzellen eingehen. Oder: ich mikroskopiere ein anatomisches Präparat, mein Lehrer steht an meiner Seite und unterrichtet mich über die Einzelheiten; diese habe ich bis dahin noch nicht wahrgenommen, erst nachdem mir der Lehrer gesagt hat, die und die Einzelheiten seien zu sehen, sehe ich diese, d. h. es folgt mein phänomenales Objekt auf die Fremdbeschreibung, von dieser geht die Assoziation aus zu den betr. optischen Modalzellen und zwar wieder entweder extraindividual (über die von den akustischen Wortzellen her innervierten Augenmuskeln, wobei die betr. optophilen Eronen mit abgegeben werden) oder intraindividual (über die rel. dünnen akustisch-optischen Assoziationsfasern der Modalsphäre), in der Regel sicher auf beiden Wegen; es folgt also die aktuelle Funktion der phänomenalen Zellen (zeiträumlich, nicht im Kausalnexus!) alsbald auf die aktuelle Funktion der Wortzellen, deren Aktualitäten die Fremdbeschreibung sind. Oder: ich sehe gewisse der Fremdbeschreibung

genau entsprechende Einzelheiten im mikroskopischen Präparat (noch) nicht, dann verläuft die Assoziation wie vorher beschrieben, aber zu solchen phänomenalen Zellen, die von den analogen Zellen des Beschreibenden erheblich differieren, z. B. hinsichtlich des Differenzierungsgrades; dieser kann geringer sein und sich alsbald angleichen, so daß ich nach einiger oder längerer Zeit diese Einzelheiten genau entsprechend der Fremdbeschreibung wahrnehme, — oder diese Differenzierung, ein Entwicklungsprozeß vollzieht sich nicht, dann nehme ich eben auch die Einzelheiten nicht genau entsprechend der Fremdbeschreibung, sondern mehr minder anders, anderes wahr. Oder: die Assoziation geht von der Fremdbeschreibung über die zugehörigen Wortbegriffe intraindividual zu den assoziierten optischen Begriffen, d. h. es folgt auf die Fremdbeschreibung dasjenige optische Begriffsindividuum (das begriffliche Vorstellungsganze), das zu einem — und zwar dem der Fremdbeschreibung mehr minder genau entsprechenden optischen Gegenstandsindividuum gehört (s. o. Beispiel vom Fujijama). An diesen Beispielen lassen sich alle andern Sachverhalte dieser Art verstehen.

Die Fremdbeschreibung ist für den Beschreibenden natürlich Eigenbeschreibung. Max beschreibt seine Aktualitäten und kann ebenso nur seine Aktualitäten beschreiben, wie ich nur meine Aktualitäten beschreiben kann (und nicht die eines andern, die ja eben nicht meine sind). Daß Max Aktualitäten erlebt, kann ich nur schließen, und zwar aus der Tatsache, daß ich Aktualitäten erlebe und daß Max ein Mensch ist, wie ich ein Mensch bin; ferner aus der Tatsache, daß ich nur meine und nur meine Aktualitäten beschreiben kann, also Max, auch ein Mensch, so oft er beschreibt, nur seine und nur seine Aktualitäten beschreiben kann. Die Aktualitäten eines andern kann ich auf keine Weise wahrnehmen, sie müßten dann ja meine Aktualitäten (und nicht die des andern) sein; vgl. EdS. § 92 Anm. Aus der Tatsache weiterhin, daß bei mir gewisse phänomenale Aktualitäten mit der Fremdbeschreibung assoziiert sind, und zwar solche, die ich selber ähnlich oder ganz ähnlich beschreibe wie Max, schließe ich, daß die von Max beschriebenen phänomenalen Aktualitäten den bei mir mit der Fremdbeschreibung assoziierten ähnlich oder ganz ähnlich (analog) sein müssen. Populär beschreibt man diesen Sachverhalt mit den Worten: Max und ich nehmen „dasselbe" wahr und beschreiben „dasselbe" — und kommt so zu der Fiktion der „objektiven Welt", einer Welt, die unabhängig von meiner oder deiner Wahrnehmung existiere und gar die „eigentliche Welt" die „eigentliche Wirklichkeit" sei, die sich „in der Seele abbilde" — usw. usw., eine Fiktion von weltanschaulich grundsätzlicher Bedeutung, eine grandiose Fiktion und ein grandioser Irrtum, ein grandioses Mißverständnis, das erst die Psychobiologie entdeckt und aufgelöst hat.. Sind bei mir mit der Fremdbeschreibung Aktualitäten assoziiert, die ich mehr oder minder anders, aber immerhin noch ähnlich wie Max beschreibe, dann ist der Grad der (vergleichsweise festgestellten) Differenz der Fremd- und der Eigenbeschreibung gleich dem Grade der Differenz der beschriebenen phänomenalen Komplexe; eine so weitgehende Ähnlichkeit muß aber vorhanden sein, daß die Assoziation sowohl zu (von) der Eigenbeschreibung wie zu (von) der Fremdbeschreibung stattfindet; von einem gewissen Grade der Unähnlichkeit an (vgl. § 29) kommt eine solche gemeinsame Assoziation nicht mehr vor. So lange man diese Sachverhalte nicht psychobiologisch versteht, so lange man an die „objektive Welt" glaubt, die von jedermann (ungefähr) gleich wahrgenommen und beschrieben werden müsse (vgl. Zeugenaussagen!), wird man der menschlichen Persönlichkeit nicht gerecht werden und sich im Gestrüpp der (oft affektgedüngten) Mißverständnisse verlieren.

Folgt auf eine Fremdbeschreibung (oder auch eine Eigenbeschreibung) ein phänomenaler Komplex, der bis dahin als solcher bei mir noch nicht aktuell gewesen ist (vgl. unser Beispiel vom Mikroskopieren, wie diese Fälle überhaupt beim Unterricht sehr häufig sind), dann hat die Beschrei-

bung den nunmehr aktuellen Komplex nicht verursacht, geschaffen, bewirkt, bezweckt, steht also zu ihm nicht im (dämonistischen) Kausalnexus, sondern es hat sich lediglich im zeiträumlichen Zusammenhange mit der Beschreibung eine bestimmte Entwicklung in einem (dem assoziierten) phänomenalen Komplex vollzogen *); diese Entwicklung ist lediglich eine biologische Tatsache; sie kann auch ausbleiben — das ist dann auch eine biologische Tatsache. Bleibt die phänomenale Entwicklung aus, dann hat weder der Unterrichtende noch der Unterrichtete schuld, sondern — es findet eben die biologische Entwicklung nicht statt, weiter läßt sich dazu nichts sagen. Wer beansprucht, er könne biologische Abläufe — und es gibt nur biologische Abläufe — bei sich oder andern gar mit seinem Worte lenken und leiten, hemmen und anfeuern — so daß sie anders verlaufen, wie sie „eigentlich" verlaufen wären oder „eigentlich" verlaufen müßten, der hält sich für einen Zauberer oder Gott, für einen Dämon, für ein Wesen, das außerhalb des Weltgeschehens stünde und von diesem „Standpunkt" aus „wirken" könnte: dies ist freilich die noch heute (1930) allgemein gültige fiktionale Auffassung. Läßt man sie einmal gelten, unterstellt man also, daß die Beschreibung eine Veränderung im phänomenalen Gebiet „bewirken" könne, daß das Wort „schöpferische Kraft" habe (z. B. die Sonne herbeizaubern oder stillstehen usw. lassen oder eine Hirnzelle usw. zur Entwicklung bringen könne), dann müßte ein gewisses Wort jedesmal die gleiche phänomenale Folge haben; kommt auch nur ein einziger Fall vor, in dem diese gesetzmäßige Folge nicht eintritt, — und solcher Fälle gibt es unzählige —, dann erweist sich die Kausalität, der Dämonismus als Fiktion. Die realische Einsicht erkennt, daß es nur biologische Abläufe gibt, und daß sich diese Abläufe, auch die Entwicklungen lediglich in zeiträumlichen Zusammenhängen vollziehen. Es kann also z. B. ein Lehrer noch so sehr und noch so geschickt auf einen Schüler einreden, entwickelt sich der betr. Komplex in der Hirnrinde des Schülers nicht, dann „ist all unser Tun umsonst"; wohl aber findet sehr oft, ja regelmäßig eine gewisse biologische Entwicklung im zeiträumlichen Zusammenhange mit einer Fremdbeschreibung statt, wie die alltägliche Erfahrung lehrt, — nur ist niemand an dieser Entwicklung (und ebensowenig an ihrem Ausbleiben) schuld.

β. Die phänomenal-phänomenologische Entsprechung.

In Abschn. 1_c habe ich dargelegt, daß hungergefühlige optische und akustische Buchstaben stets hungergefühligen phänomenalen Reihen, angstgefühlige Buchstaben stets angstgefühligen phänomenalen Reihen usw. entsprechen, daß also weibliche phänomenale Reihen stets in Form weiblicher, männliche Reihen stets in Form männlicher Buchstaben beschrieben werden. Nun existiert eine Höhle, ein Weibliches niemals isoliert, sondern stets als interpolarer Gegensatzpartner zu einem Geraden, Männlichen, das aus der Höhle „sich entwickelt", heraustritt oder in sie eintritt; ebensowenig existiert eine Höhle ohne Öffnung und Schwelle,

*) Diese Tatsache widerspricht keineswegs dem Satze p. 28, daß das Beschriebene genetisch immer seiner Beschreibung vorausgeht, also nur Aktualitäten beschrieben werden können; in unserm Beispiele ist der Lehrer der Beschreibende und beschreibt er seine Aktualitäten. Was (noch) nicht existiert, genauer: existiert hat, kann auch (noch) nicht beschrieben werden.

ebensowenig ein Gerades, das sich nicht in Stücke zerlegen ließe, das nicht stück-, abschnittweise sich drehend die Schwelle überschritte (sondern gleich „im ganzen") oder das ohne Überschreitung der Schwelle, ohne Eingang in die Öffnung sogleich in die Höhle als solche einträte. Positiv: zu jeder Höhle gehört eine (ihre) Öffnung und Schwelle, und das Gerade dreht sich stets stückweise durch die Schwelle und Öffnung hindurch in die Höhle hinein oder aus ihr hinaus; ferner zu jeder Höhle gehört ein (sein) Gerades als interpolarer Gegensatzpartner. Die weiblich-männliche Reihe bezeichnen wir als vollständiges Erlebnis, bestehend aus dem Hunger-, Angst-, Schmerz-, Trauer- und Freudestadium, wobei das Gerade stückweise, dann im ganzen aus dem Runden „hervorgeht" (und damit in ein anderes Rundes eingeht). Ein zusammengesetztes Individuum ist eine spezielle Kombination oder Organisation weiblicher und männlicher Anordnungen, und zwar: es überwiegen die weiblichen (runden, hohlen, aufnehmenden und abgebenden) Anordnungen am ganzen Individuum — dann ist und heißt dieses ein superfeminines, oder es überwiegen die männlichen (geraden, vollen, aufnehm- und abgebbaren) Anordnungen — dann ist und heißt dieses Individuum ein supermaskulines (§ $27_{,5}$).

Nun wird ein Individuum niemals „vollständig", in seiner „Gesamtheit", d. h. in allen seinen Einzelheiten beschrieben, sondern die Beschreibung ist, wie im vorigen Abschnitt dargelegt, immer partiell, entspricht immer nur gewissen Teilen des Ganzen, aber im Sinne der biologischen Symbolik, d. h. ebenso wie die Teile eines Ganzen — über „Ganzes", „Ganzheit" s. § 19 Anm. — untereinander nächstverwandt sind, biologisch zusammengehören, wie jeder Teil symbolisch das ganze Individuum darstellt, so umfaßt auch die partielle Beschreibung symbolisch das gesamte „gemeinte" Individuum, mag die Beschreibung, wie in den primitiven Anfängen, auch nur aus einem oder wenigen Buchstaben bestehen. Dieser Tatsache, die sich freilich erst dem die psychobiologischen Zusammenhänge kennenden und anerkennenden Menschen zweifelfrei herausstellt, widerstreitet keineswegs die andere, daß sowohl die primitive wie die höherentwickelte Beschreibung von „Gebärden" (Mimik, Gestik, Physiognomik) begleitet ist, die die wortliche Beschreibung sozusagen ergänzen, ja nicht selten geradezu determinieren, definieren (s. § $38_{,3,b,\varepsilon\,u.\,\zeta}$). Mindestens jeder geschriebene und gesprochene Buchstabe ist bei jedesmaliger Aktualität gemäß dem vom Ganzen beschriebenen Teile und somit auch gemäß diesem Ganzen nuanciert, und gewiß hat der Ägypter das Wort „ken" = schwach (mit determinierender Geste, p. 315) etwas anders gesprochen wie das gleiche Wort = stark (mit entsprechender determinierender Geste). Je mehr sich

freilich die Buchstaben gemäß der Entwicklung der Hirnrinde stabilisieren und stilisieren, desto mehr tritt die Nuancierung zurück; sie wird gewissermaßen ersetzt vom Wortreichtum, von der möglichen Ausführlichkeit der Beschreibung, ist aber grundsätzlich nicht ganz aufgehoben und in der „lebendigen" Sprache, also der gesprochenen und geschriebenen Beschreibung mindestens für den Kenner vorhanden und verständlich.

Die einzelnen Buchstaben entsprechen also immer je nach ihrer Gefühligkeit, also der Gefühlsspezies, der sie als gegenständliche oder begriffliche Reihen genetisch zugehören, einer gleichgefühligen, also weiblichen oder männlichen Anordnung eines phänomenalen Individuums, desjenigen, das „so", d. h. quoad diese Anordnung, in den mit dieser Anordnung assoziierten Buchstaben beschrieben wird. Dies trifft auch zu für den Fall der (normal oder abnormal) irrtümlichen Beschreibung (p. 87 Fn.). Das U beschreibt allemal eine hungergefühlige Rundung, eine leere Höhle, das weitgerundete Weibliche als leer, das (freudegefühlige) A beschreibt allemal ein freudegefühliges Gerades, Männliches usw. Nun kann aber die Höhle, die Öffnung, die Schwelle, also die weibliche Anordnung „nach" dem partnerischen Männlichen — und umgekehrt dieses nach dem partnerischen Weiblichen beschrieben werden, die Höhle also als aufnehmend, gefüllt, abgebend, das Gerade als über die Schwelle in die Öffnung eintretend, die Höhle erfüllend, aus ihr austretend. Nicht selten wird ein superfeminines Individuum „nach" einer männlichen Anordnung „an" ihm, ein supermaskulines Individuum „nach" einer weiblichen Anordnung „an" ihm beschrieben; je ausführlicher die Beschreibung eines Individuums, desto mehr weibliche oder männliche Anordnungen „an" ihm finden ihre phänomenologische Entsprechung. Wir bezeichnen diese verschiedenen Arten der Entsprechungen als die phänomenal-phänomenologischen Korrelationstypen, abgekürzt: K.-T., und unterscheiden die folgenden drei:

K.-T. 1: Die weibliche Reihe wird mit weiblichen Buchstaben, die männliche Reihe mit männlichen Buchstaben beschrieben.

K.-T. 2: Die weibliche Reihe wird „nach" dem männlichen Partner (die Höhle nach dem Füllmaterial, als gefüllt oder füllbar), die männliche Reihe „nach" dem weiblichen Partner (der Höhle, in der sich das Männliche befindet usw., der Öffnung oder Schwelle, die es beim Aus- und Eintritt überschreitet) beschrieben.

K.-T. 3: Das superfeminine Individuum wird quoad männliche Anordnungen (Anteile), also mit männlichen Buchstaben, das supermaskuline Individuum quoad weibliche Anordnungen (Anteile), also mit weiblichen Buchstaben beschrieben.

Nehmen wir an, die Innervation der Schreib- oder Sprechmuskeln — wir wollen hier z. B. die letztere besprechen — erfolgt vom optischen Zentrum her, und zwar z. B. von dem Zellkomplex, dessen Aktualität ein bestimmter Mann ist. Es wird also mit dem Worte „Mann" ein bestimmtes optisches phänomenales Individuum beschrieben. Es ist klar, daß auch im Falle der Beschreibung nur ein — allerdings der größte — Teil der den phänomenalen Komplex verlassenden Eronen den Weg nach den Sprechmuskeln und dann zu den paßrechten akustischen Empfangsapparaten und den zugeordneten akustischen Modalzellen zurücklegt; andere Eronen fließen aus dem phänomenalen Komplex zu assoziierten Denkzellen, zu andern Ausdrucksapparaten, gemäß der Spezifität der Eronen, der Schaltung der Reflexe, also der Funktionsperiodik der beteiligten Reflexsysteme mit ihren mannigfachen Assoziationen. Auch bewegen sich nicht aus sämtlichen Denkzellen des phänomenalen Komplexes akustophile Paßformen zu den Sprechmuskeln usw. oder doch aus der einen Zelle mehr, aus der andern weniger, und dann auch nicht immer in der gleichen Reihenfolge, sondern je nach der Funktionsperiodik, je nach der Schaltung bald in dieser, bald in jener Reihenfolge, so daß die einzelnen Teile der Beschreibung auch quoad Helligkeit („Betonung") nuanciert sind und ihre Reihenfolge variiert.

Das phänomenale Individuum „Mann" setzt sich aus Aktualitäten aller Gefühlsspezies, vw. aber aus männlichen (schmerz-, trauer-, freudegefühligen) zusammen (§ 19). Je nachdem aus welchen der zum Komplex gehörigen Zellen die akustophilen Paßformen zum Sprechapparat abfließen, sind die innervierten Sprechmuskeln diese oder jene, sind zirkuläre oder oblique oder longitudinale — und demgemäß sind auch die Laute verschieden. So treten in der Beschreibung des phänomenalen Individuums „Mann" (oder irgend eines andern supermaskulinen Individuums) auch weibliche akustische Aktualitäten, weibliche Buchstaben auf, und umgekehrt in der Beschreibung eines superfemininen Individuums auch männliche Buchstaben.

In dem Worte „Mann" ist das a männlich (K.-T. 1), das M und das n (nn) weiblich, M und n beschreiben das dem Männlichen partnerisch-gegensätzliche Weibliche (K.-T. 2) sowie weibliche Anordnungen am Manne (K.-T. 3). Der betonte Vokal „dominiert", die Konsonanten „determinieren" (s. p. 43). Das Wort „Mann" beschreibt also das so assoziierte phänomenale Individuum als vw. freudegefühlig, als Vor-, Aufragendes, Gerades, das aus der Höhle (Mutter, Kindheit, Elternhaus, Pubertätsprüfung) hervorgegangen ist und zum Weibe (nn) hinstrebt, das vom Weibe aufgenommen, empfangen wird (Weib als Umschlingerin, vgl. Liebestod), allgemein als das dem Weiblichen Gegensätzliche,

eben das Männliche, den Mann (s. weiter Nr. 425 *), auch 1. Bd. p. 623 Fußnote).

Die Beschreibung dieses phänomenalen Individuums kann mit dem Worte „Mann" zu Ende sein; die Beschreibung kann aber auch — gemäß der Entwicklungsstufe der phänomenal-phänomenologischen Assoziation und der Funktionsperiodik der beteiligten Reflexsysteme — aus mehr minder langen Wortreihen bestehen, innerhalb deren die verschiedenen Eigenschaften und Funktionen des Beschriebenen benannt werden. So tritt z. B. der Artikel hinzu (s. p. 290 f.). Er akzentuiert den Geschlechtscharakter, also die Gefühligkeit (Gefühlsspezies) des Beschriebenen in einer ähnlichen Weise, wie die den betonten Vokal umgebenden Buchstaben (er ist ja auch in manchen Sprachen, z. B. im Lateinischen ans Wort angehängt).

„Der" ist schmerzgefühlig-männlich, beschreibt nach K.-T. 1 das die Schwelle Überschreitende, das Männliche als schmerzgefühlig, den Hervorgehenden, Abgegrenzten, Seienden (s. Nr. 550). Der Artikel „die" ist schmerzgefühlig-weiblich, beschreibt die Schwelle, das Weibliche als schmerzgefühlig. „Die" kann Artikel auch zu Substantiven sein, die Männliches beschreiben, z. B. die Lanze, die Straße, dann gibt „die" das dem Männlichen partnerisch-gegensätzliche Weibliche an (wie im Lat. die Endung us der Maskulina, griech. ος); das Analoge gilt umgekehrt für den Artikel „der": er gibt also vor weiblichen Substantiven das partnerisch-gegensätzliche Männliche an, z. B. der Ring, der Mund, der Schlund (1. Bd. p. 378f.) (lat. -a als Endung der Feminina, griech. -α, während -η wie der Artikel ἡ die Schwelle, Weibliches beschreibt und weiblich ist). Der Artikel „das" (a freude-, d trauer-, s schmerzgefühlig) beschreibt ein abgegrenztes (s) Gesamt (d, a) und zwar ein aus nahezu äquivalenten männlichen und weiblichen Aktualitäten bestehendes Ganze, entweder ein solches, das quoad männliche und weibliche Anteile noch nicht hinreichend scharf gesondert, als supermaskulin oder superfeminin noch nicht klar ausdifferenziert ist, oder ein solches, das eine Vereinigung männlich—weiblicher Partner ist, solche Ganze nennt man „neutral", „Neutra"; neutrum = ne utrum heißt zwar svw. „keines von beiden", aber auch hier gilt der Satz vom ausgeschlossenen Dritten: „keines von beiden" kann nur heißen svw. „unentschieden, noch nicht oder nicht mehr scharf gesondert, differenziert", nicht aber „weder männlich noch weiblich", „weder gerade, gestreckt noch rund, gehöhlt" (sondern ein Drittes); Ungeschlechtliches gibt es ebensowenig wie Ungefühliges; bei hinreichend genauer Analyse erweist sich auch jedes „Neutrum"

*) Die Nummern sind die des Abschnittes über Wortverwandtschaft, p. 111—289.

als aus weiblichen und männlichen Anteilen zusammengesetzt, als supermaskulin oder superfeminin — wie ja auch „das" aus männlichen (d, a) und weiblichen (s) Buchstaben besteht und wie viele Völker auch grammatikalisch nur die beiden Geschlechter kennen. „Das" ist Artikel zu Substantiven, die das „neutrale Gesamt" oder den einen oder andern (den weiblichen oder den männlichen) zum Gesamt gehörigen Partner bezeichnen. Zur ersten Wortgruppe seien genannt z. B. Kind, Ding, Wesen, Organ, Tier, Fräulein, Mädchen, Bänkchen u. a. Diminutiva, Gemenge, Getöse, Getümmel usw., substantivierte Eigenschafts- und Funktionsbezeichnungen wie das Große, das Lange, das Ganze usw., das Laufen, das Schreiben usw.; zur zweiten Wortgruppe rechnen z. B. Tuch, Haus, Tor, Weib, Fell, Licht, Band, also weibliche oder männliche, Weibliches oder Männliches beschreibende Wörter, deren Artikel „das" das so Beschriebene als partnerisch zu einem „neutralen" weiblich-männlichen Gesamt zugehörig determiniert, z. B. Tuch als partnerisch zu dem damit Umhüllten, Haus zu den Bewohnern usw., Tor zu dem Hindurchgehenden, Weib zum Manne, Fell zum davon Eingeschlossenen (Muskeln, Knochen usw.), Licht zum Dunkel, aus dem es hervorbricht, Band als Gerades zu Bund als Rundem usw. „Das" gibt also immer das neutrale Gesamt an, gleichgiltig ob das zugehörige Substantiv dieses Gesamt als solches oder den männlichen oder weiblichen Teil — mit entspr. Gefühligkeit — beschreibt. — Auch die lat. Endung um bezeichnet das Gesamt quoad geschlossene Umrandung (Nr. 55,96), die griech. Endung ον quoad Öffnung-Schwelle, also Abgrenzung, wie τὸ ὄν das Seiende, individuell Abgegrenzte (ähnlich Art. ὁ), während der Artikel τό ähnlich „das" die männlich-weibliche Vereinigung, somit das neutrale (chemisch: abgesättigte) Gesamt beschreibt. — Daß in verschiedenen Sprachen und auch in verschiedenen Dialekten einer Sprache ein bestimmtes Wort und das damit Beschriebene verschiedenen Artikel und somit Geschlechtscharakter haben kann, verstehen wir aus der Differenz der Anordnung der betr. Reflexsysteme und Denkzellkomplexe; so sagt man in Süddeutschland vielfach „der Butter, der Sofa" usw., die Sonne ist nur in den Landkulturen weiblich, dagegen in den Meerkulturen männlich (L. Frobenius) usw. *).

Weiterhin treten zu dem Substantivum Eigenschaftswörter.

*) Im Französ. gibt es nur zwei Artikel: le bezeichnet das Männliche als schmerzgefühlig (K.-T. 1) oder als dem Weiblichen gegensätzlich (gesprochen lö vw. angst-schmerzgefühlig), la das Weibliche als Gegensatz zum Männlichen (a freudegefühlig, K.-T. 2, je nach Aussprache aber auch angstgefühlig und dann K.-T. 1). Ähnlich im Italienischen. Das englische the determiniert das Substantivum und das damit Beschriebene überhaupt nur als vorhanden, seiend (gesprochen sö mit Lippen-s).

In der Formel „der große Mann" wird der Mann eigenschaftlich sowohl als der die Öffnung-Schwelle (o, r, ss) extensiv (ō, ss), Passierende (g, r) beschrieben, und zwar entweder nach K.-T. 1, indem o angsthaltiger Freudevokal (angstnuanciertes a) ist und nebst g, auch nebst r und ss das Männliche angibt (vgl. lat. grandis, frz. grand groß, ferner lat. grex Herde, cresco wachse usw.), oder nach K.-T. 2, indem „groß" das die Öffnung-Schwelle passierende Männliche nach der Öffnung-Schwelle (o, r, ss), also das Männliche als partnerisch zum (genischen wie trophischen) Weiblichen bezeichnet, — als auch in dem Sinne beschrieben, daß er als groß dem Gegner muskulär oder zerebral überlegen ist, funktionell Höhlen, Öffnungen, z. B. mit den Armen bilden und so den Gegner umschlingen, zerbrechen, vernichten kann, also nach K.-T. 3. Mit dem Worte „klein" wird dagegen ein Individuum als im Übergange, auf der Schwelle befindlich, also noch nicht hervorgegangen, noch nicht, ge-, erwachsen, als vw. schmerzgefühlig nach K.-T. 1 beschrieben.

Das Wort „Weib" beschreibt ein gewisses phänomenales optisches Individuum als schmerzgefühlig; das W kann auch hunger- oder angstgefühlig sein, das b schließt sich fast stumm an das schmerzliche ei an und weist auf das Eingehende und Hervorgehende hin (K.-T. 1). „Weib" ist ein (bis auf das b) weibliches Wort. Das Weib ist die Schwelle, die Aufnehmende, Umstrickende, Umschlingende und Verschlingende, die Schlange (Eva!), die Umfangende, die Weberin (Parzen, Nornen mit — umschnürendem [σφίγγειν!] — Seil, vgl. Rebekka, Nr. 122) und Spinnerin (vgl. Spinne, die das Männchen nach der Begattung tötet, Ränke spinnen usw.), die den Mann in ihre Netze Ziehende, Umgarnende, den Mann Einkreisende und die Kreissende (zu kreisen, also sich drehen, winden usw., vgl. zu kreischen, svw. schreien, wehklagen usw.), die Schmerzensreiche, die Wehen hat, sich windet, aus der sich das Kind (b) mit Weh herauswindet, -dreht, -bohrt; „mit Schmerzen sollst du Kinder gebären". Das Weib ist die Sphinx, die Umschnürerin, Vernichterin, die Leben nimmt und Leben gibt — (vgl. EdS. § 34). Der Artikel „das" gibt das Gesamt (Weib und Mann) als neutrale Vereinigung an, deren Teil „Weib" ist. — „Frau" dagegen beschreibt das assoziierte optische Individuum als vw. gehöhlt, als hunger-angst-schmerzgefühlig mit Hinweis auf die männlichen Bestandteile (a) oder das die Höhle Erfüllende (Mann, Kind, Penis), nach K.-T. 1, also ganz ähnlich „Weib". „Frau" ist ein weibliches Wort, auch in den älteren Formen mhd. vrouwe, ahd. frouwa usw. Die Ehegöttin dagegen wird mit Freyja, Fricka als schmerz- und freudegefühlig (K.-T. 1 bzw. 2 oder 3) beschrieben, als die Herrin (K.-T. 2 oder 3), die hohe Frau, die zum Manne, zum Frô, Freyr gehört (K.-T. 2 bzw. 1), die mit Schmerzen (Deflo

ration) empfängt und mit Schmerzen das Kind (= das den Geburtskanal passierende Männliche, das insofern männlich ist, auch als Mädchen) gebiert, sich von ihm trennt, deren Anblick auch freudig ist (K.-T. 3), die frei, befreit von der Enge der Kindheit, des Elternhauses, gefreit zur Ehe ist, die Pubertätsproben bestanden hat und nun Herrin ist — wie ihr Partner Frô (o wie in „groß", s. p. 40), der zur Frau gehörige, von der Frau abstammende und zu ihr strebende, in sie eindringende, mit ihr vereinte Mann (K.-T. 2), der Herr, der Freyr oder Freier, der nach Bestehen der harten Pubertätskämpfe die Braut freit und nun ein freier Mann ist.... (Freier freudehaltig-schmerzgefühlig, K.-T. 1). — Vgl. auch 1. Bd. p. 623 Fußn.

Das u in „Mutter" beschreibt die Frau als hungergefühlig, gehöhlt, mag der Mutterleib (Uterus, Vagina) als geheimnisvoll verhüllt und verhüllend oder die hegende, umschlingende Haltung (Sphinx usw.) oder mehr allgemein das Gehöhltsein, die Aufnahme- und Abgabefähigkeit des Weibes gemeint sein (K.-T. 1). Engl. mother betont im o die (angstgefühlige) Öffnung der Höhle, des Gehöhlten (K.-T. 1), während lat. mater mit a die Höhle als gefüllt, also quoad füllendes, ein- oder austretendes Männliches (Kind), als partnerisch dem Männlichen (K.-T. 2) oder als Einengung (Angst-a, K.-T. 1) angibt und griech. μήτηρ mit η die Schwelle, das Schmerzgefühlige (wie ei in Weib) beschreibt. Auch das M ist hungergefühlig (K.-T. 1). Das t oder tt weist auf die mögliche Füllung der Höhle, das Austretende hin, ist männlich (K.-T. 2), er ist weiblich-schmerzgefühlig, bezeichnet also die Schwelle als weibliche Anordnung (K.-T. 1) oder ist männlich-schmerzgefühlig, so daß mit ter oder tter die Mutter quoad männlichen Partner, den sie aufnimmt, umhüllt, in sich trägt, austreibt, (K.-T. 2 oder 3) beschrieben wird. Vgl. auch Nr. 245. — Das Wort „Mamma" oder „Mama" beschreibt im a ein Männliches an der Mutter, die vorragende Brust, die das Kind in den Mund nimmt, und damit auch — partem pro tota — die ganze Mutter (K.-T. 3); die m sind weiblich, malen also die Zugehörigkeit des a, der „mamma" zur Mutter oder die höhlenmäßigen, weiblichen Anteile der Mamma, der Brust (K.-T. 1 bzw. 3). — Das a im „Vater" (father, pater, πατήρ, p. 50 Fußn.) ist freudegefühlig (K.-T. 1).

Das Wort „Kopf" beschreibt einen bestimmten Teil gewisser Individuen, z. B. eines Menschen, auch diesen als Ganzes (man zählt eine Menge Menschen nach Köpfen). Das o entspricht dem Gehöhlten, dieses Körperteils (vgl. Kuppe, Koppe, Kufe, Kofel, Küpe, Schopf usw.), wie ja Primitive die Hirnschale erschlagener Feinde als Trinkgefäß benutzten (übrigens auch die heiliger Männer — mit der dämonistischen Deutung, so die „Kraft" dessen, dem der Schädel gehörte, einzunehmen; vgl.

Schädeleinschlagen und Ausschlürfen des Gehirns usw.); vgl. griech. κεφαλή Kopf, Scherbe (Schädelnähte!) zu καπ fassen (Faß), lat. capere (kapieren), caput usw., in welchen Wörtern mit a das Eingehende, Aufgefaßte, also Männliche, Freudegefühlige „am" Kopf, auch das Füllmaterial, also die Hirnmasse (K.-T. 2) bezeichnet wird. Überdies ist der Kopf der vordere oder der obere Teil eines geraden Individuums, also derjenige, der bei allen Übergängen vorangeht, zuerst die Schwelle von einer Rundung zur andern überschreitet, mithin nach dem weiblichen Partner, in den er eintritt, beschrieben werden kann (K.-T. 2; vgl. unten „Bock", Rammbock, Kopf als Bezeichnung eines solchen Gerätes, Brückenkopf, Bergkopf = -kuppe, Kofel usw., während Kuppel weiblich — K.-T. 1 — ist, usw.). Das o in Kopf steht also nach K.-T. 1 bzw. 2. Die Konsonanten K und pf sind männliche und entsprechen männlichen Anteilen des Kopfes (K.-T. 3) oder dem im Kopfe Befindlichen (Hirnmasse, Gedanken), aus ihm Herausgehenden und in ihn Hineingehenden (K.-T. 2), geben auch die Härte, Kraft an (vgl. Nr. 9).

Das Wort „Haus" (vgl. Nr. 217) ist vw. hungergefühlig (K.-T. 1) und beschreibt das optische Individuum als Höhle, wobei das a in au auf das Erfülltsein (K.-T. 2), das s auf die Schwelle (K.-T. 1 oder 2) hinweist. Das a gibt auch die geraden Teile des Hauses (Baues usw.) an — K.-T. 1 und 3 — und determiniert die Höhle u als weitgeöffnet, als groß. Das optische Individuum Haus kann aber auch „von außen" betrachtet werden, also aufgerichtet, ein Männliches sein, wobei allerdings die weiblichen Anteile (Fenster, Türen, Einbuchtungen usw.) zahlreich sind; auch dann wird es als „Haus", also vw. weiblich bezeichnet*). Die Innervationsströme gehen zu den angeschlossenen Sprechmuskeln vw. von den weiblichen Anteilen des optischen Komplexes aus, auch falls diese unaktuell sind.

Die Wörter „Rock", „Glocke", „Loch", „Locke" usw. beschreiben optische Höhlungen = Öffnungen (K.-T. 1) mit Hinweis auf das sie passierende Männliche (K.-T. 2), z. B. die Beine im Rock, der Klöppel in der Glocke usw.; die Wörter sind ebenfalls vw. angstgefühlig, mit männlichen Determinierungen, jedenfalls vw. weiblich. Dagegen sind die optischen Individuen Block, Pflock, Stock, Bock usw. männlich, werden aber mit den gen. weiblichen Wörtern beschrieben, nämlich nach K.-T. 2 als zu ihren weiblichen Partnern gehörig: der Block und Pflock ist das in der Öffnung, dem Loch (der Lücke) befindliche oder ins Loch gehörige, passende Individuum, nicht anders der Stock, der Bock (und zwar sowohl das mit „Bock" als „stoßend" im genischen wie im trophischen Sinne bezeichnete

*) Vgl. 1. Bd. p. 612 Fußn.

Tier wie der Prellbock, Stoßbock usw.). Der männliche Charakter von Block usw. wird buchstäblich mit den männlichen Konsonanten angezeigt. Der Stock kann sich auch zu einer hunger-, angstfühligen Rundung biegen, also auch diese Anordnung im o mitgemeint sein. Weitere Beispiele später. Meine Ausführungen gelten für alle Sprachen.

Jedes Wort ist ein zusammengesetztes Individuum, dessen Teile verschiedenen Gefühlsspezies angehören können, dessen betonter Vokal aber auch quoad Gefühlsspezies führt, sozusagen dominiert. Die Konsonanten — konsonieren, sind Mitlauter, ergänzen, determinieren je nachdem ohne weitere Vokale oder im Verein mit solchen den betonten Vokal als den Kern des Wortes, sie bilden gewissermaßen als Nebenbestandteile, Nebenglieder mit dem betonten Vokal zusammen das Wortindividuum als Ganzes, und so ergänzt auch ihre Gefühligkeit die des Vokals derart, daß eine gewisse gegenseitige Assimilation unter Dominanz des betonten Vokals und seiner Gefühligkeit besteht. Besonders deutlich ist dies bei einsilbigen Wörtern wie überhaupt bei den Silben; bei mehrsilbigen Wörtern dominiert in dem gen. Sinne auch stets ein Vokal, die übrigen Vokale hängen als modifizierende Ergänzungen an der betonten Silbe. Wir bezeichnen den betonten Vokal als Dominanten der Silbe oder des Wortes, die übrigen Buchstaben der Silbe oder des Wortes als Determinanten, und zwar die mit dem betonten Vokal eine Silbe bildenden Konsonanten als Determinanten erster, die übrigen Buchstaben des Wortes als Determinanten zweiter Ordnung. Das Wort „Ofen" (vgl. offen, Öffnung) z. B. ist als Ganzes gemäß dem O als angstgefühlig (Öffnung K.-T. 1) zu registrieren; die Silbe „fen" ist vw. schmerzgefühlig, „malt" das die Öffnung, das O passierende Männliche (K.-T. 2), ergänzt somit das O zu einem bestimmten, einem bestimmten phänomenalen Individuum entsprechenden Wortindividuum, tritt aber hinter dem O zurück, so daß das Ganze als angstgefühlig mit schmerzgefühliger Appendix, schmerzlich determiniert (Einführen von Brennstoff, Verschließen der Öffnung, Verbrennen usw.) auftritt. Die betonte Silbe braucht nicht immer die Wurzelsilbe zu sein (z. B. Maschine, πατήρ usw.). Die akustische Betonung wird in vielen Sprachen auch optisch dargestellt, z. B. in Form von Akzentzeichen. Die Betonung ist stets mit einer größeren Helligkeit des Betonten verbunden; die betr. Reflexe sind also intensiver, der betonte Vokal ist lauter als die unbetonten Teile des Wortes. Ferner unterscheidet sich der betonte Vokal meist quoad Tonhöhe von den andern Buchstaben des Wortes.

Die Reihenfolge der Buchstaben eines Wortes entspricht der Reihenfolge der Sprechmuskelaktionen, also der Reihe der

Innervationen vom phänomenalen Komplex her. Diese Reihenfolge, also auch das Wort, ist gemäß der Partialität der Beschreibung nicht immer aktuell nach dem Schema Hunger, Angst, Schmerz, Trauer, Freude gestaltet, viele Wörter sind unvollständig im Sinne des unvollständigen Erlebnisses (§ 20). Die am Schema aktuell fehlenden Stationen sind unaktuell, aber symbolisch an den Aktualitäten beteiligt, die somit spezifisch nuanciert auftreten. Die Gefühligkeit der Buchstaben und ihrer Reihen entspricht dem Funktionsablauf des gesamten assoziativen Systems, der ja in der Buchstabenreihe (im „Wortlaut") seine aktuelle Darstellung findet.

Beschreibung der Gefühle.

An den graphischen und phonetischen Ausdrucksbewegungen sind in mehr minder großer Anzahl sympathogene Eronen beteiligt, also sympathische Eronen, die sich entsprechend umwandelnd ins sensorische Gebiet übertreten. Je größer die Anzahl der beteiligten sympathogenen Eronen ist, desto mehr nähert sich der graphische und der phonetische Ausdruck dem sog. „Gefühlsausdruck" *). Ontogenetisch wie phylogenetisch ist in der Beschreibung der Gefühlsausdruck, und zwar der phonetische das Primäre; das primitive Wesen „spricht" so zunächst in Konsonanten (gewissen, individuell wechselnden, nicht allen), dann erst in Vokalen (vgl. Preyer, Die Seele des Kindes, III. Teil, bes. p. 268, Cl. und W. Stern, Die Kindersprache, u. a.; vgl. auch § $33_{1,d}$), dann in Wörtern, die zunächst Lallwörter sind, also noch einen sehr hohen sympathogenen Anteil haben, dann allmählich in Wörtern, die in zunehmendem Grade der Gegenständigkeit, der assoziativen Präzision usw. den Gegenständen entsprechen (vgl. 4. Bd. § $4_{3,F}$, § $6_{,1}$). Nunmehr setzt auch die optische Beschreibung ein: mit Malereien, Kritzeleien, Beschmieren von Tischen und Wänden usw., also Bewegungen, die den Gefühlsausdrücken noch ganz nahe stehen, bis dann auch die optische Beschreibung einen mehr gegenständigen Charakter annimmt — gemäß der Entwicklung der graphischen Reflexsysteme einschl. der kortikalen Anteile und ihrer Assoziationen zur Phänomenalität, die sich ebenfalls entwickelt. Auch in den späteren Lebensaltern kann der sympathogene Anteil der graphischen und phonetischen Reflexe episodisch so hoch sein, daß gegenständliche Buchstaben überhaupt nicht aktuell werden (Zittern der Hände bis zur Unfähigkeit

*) Gefühle als solche können natürlich nicht ausgedrückt werden; sie sind ja Aktualitäten der Gefühlszellen. Mit „Gefühlsausdruck" bezeichnet man nicht ganz korrekt die sympathischen oder sympathogenen Bewegungen. Vgl. § 13.

zu schreiben, Angstverschluß des Kehlkopfes, der Bronchiolen und Alveolen mit Aphonie usw.) oder in einer besonders hochgefühligen Form (z. B. „zittrige" Schrift, Tremolieren der Stimme [1. Bd. p. 564, 2. Bd. p. 416], Schreien usw.). Es ist klar, daß den hohen Gefühlsintensitäten phänomenaler Bezirke im Falle der Beschreibung auch hohe Gefühlsintensitäten in den Wortbezirken entsprechen, also auch da eine Art Parallelismus (Koinzidenz) phänomenaler und assoziierter phänomenologischer Funktionsabläufe besteht; sofern er nicht besteht, kommt Beschreibung nicht zustande (die Reflexe sind dann anders geschaltet, die Ausdrücke sind andere). Vgl. auch p. 14.

Die graphischen und phonetischen „Gefühlsausdrücke" sind schon Beschreibungen von Gefühlen, nämlich der so-ausgedrückten, aber schon diese Beschreibung ist gegenständlich, besteht aus gegenständlichen Buchstaben, mögen sie noch so „unartikuliert" sein („indirektes Verfahren", 1. Bd. p. 687, 719, 2. Bd. p. 239). Einen „reinen" sensorischen „Gefühlsausdruck" gibt es überhaupt nicht, ein „reiner" Gefühlsausdruck kann sich nur in Form von Aktionen glatter Muskel- und elastischer Fasern (z. B. an Drüsen) vollziehen (§ 13). Sensorische Ausdrucksbewegungen, auch die graphischen und die phonetischen, sind immer aus der modalen Sphäre gespeist, und sympathogene Eronen, die ja auch sensorische sind, sind immer nur — in mehr minder großer Anzahl — beteiligt, gemäß der Konfunktion sensorischer und sympathischer Reflexsysteme. Die sensorischen Eronen, die bei graphischen oder phonetischen Gefühlsausdrücken abgegeben werden, stammen aus subzerebralen, subkortikalen und unaktuell oder schwachaktuell funktionierenden kortikalen Zellen; die zugehörigen Sensilzellen können aktuell funktionieren und geben wie die übrigen zugehörigen sympathischen Zellen einen Teil ihrer Eronen (gemäß ihrer Spezifität) ins sensorische Gebiet ab; es können aber auch die Sensilzellen unaktuell funktionieren, der Schrei usw. also „aus dem Unbewußten", d. h. eben aus unaktuell funktionierenden phänomenalen Komplexen erfolgen und bei unaktuell funktionierendem akustischem Zentrum des Ausdrückenden unaktuell, unbewußt sein, somit nur für einen andern Menschen aktuell sein. Während der Präfunktion gewisser Reflexsysteme einer Gefühlsspezies sind auch die übrigen zum Komplex gehörigen Reflexsysteme in gesteigerter Funktion, so daß sowohl z. B. die graphischen oder phonetischen Abläufe und die ihnen entsprechenden Buchstaben und Wörter gemäß den jeweiligen Intensitätsgraden der beteiligten Reflexe modifiziert, nuanciert sind, wie auch die graphischen und phonetischen modalen Aktualitäten im Rahmen der Spezifität höhergefühlig sind und mit den zugehörigen Gefühlen in bunter Reihe auftreten. In dieser Weise ist auch der Hunger- oder Angst- oder Schmerzschrei oder das Freude-

A des jungen und das Lallen des älteren Säuglings, dessen Gegenstände noch ganz unpräzis, verschwommen sind, doch schon — entspr. unpräzise — Beschreibung, und zwar mehr der beteiligten Gefühle als der der Gegenstände, aber doch auf alle Fälle gegenständlich. Auf andere Weise als in gegenständlichen (und begrifflichen) Worten können Gefühle überhaupt nicht beschrieben werden; alle Buchstaben und Wörter sind eben Gegenstände (oder Begriffe), und eine andere Methode, Gefühle zu beschreiben, als die geschilderte indirekte (mit rel. reichlichem sympathogenem Anteil an den sensorischen Reflexen) gibt es nicht.

Die „Gefühlsausdrücke" sind Vorstufen der späteren Gefühlsbeschreibung, und an dieser zeigt sich mit aller Klarheit, daß die Gefühle nach (gemäß) den Gegenständen, die mit ihnen zusammen ein genetisches System bilden, beschrieben werden, also das Hungergefühl nach hungergefühligen, das Angstgefühl nach angstgefühligen Gegenständen usw. Die Buchstaben, mit denen ein Gefühl „gemeint" ist, entsprechen Gegenständen dieser Gefühlsspezies, sind aber als Reihe in einer gewissen Weise modifiziert, so daß die gen. Entsprechung erst der psychobiologischen Einsicht erkennbar wird. Diese Modifikation zeigt an, daß ein Gefühl gemeint ist. Wir besprechen hier als Beispiele die Namen der Grundgefühle.

Das Wort „Hunger" ist ein vw. hunger-, dazu angst- und schmerzgefühliges Wort, es beschreibt ein gewisses Gefühl als höhlenmäßig mit Ausgang in Angst (Enge) und Schmerz (Schwelle), also die weibliche Reihe eines Erlebnisses; vgl. „Mut", Nr. 242. Die einzelnen Buchstaben bezeichnen entspr. phänomenale Gegenstände; ein phänomenales gegenständliches Individuum, das man mit „Hunger" bezeichnete, gibt es nicht (abgesehen etwa von allegorischer Darstellung des Hungers, z. B. in Form eines verhungerten oder hungernden Menschen), die Reihe von Buchstaben also, deren jeder einer gegenständlichen Anordnung entspricht, ist derart, daß eine genau entsprechende phänomenale gegenständliche Reihe nicht vorkommt. Das Zeitwort „hungern" beschreibt einen weiblichen (und zwar hunger-, angst-, schmerzgefühligen) gegenständlichen Komplex quoad spezifische Funktion (§ 18); ein Mensch hungert, ist soviel wie: er ist hohl, leer, eine weite leere, dazu engere leere, zur Schwelle sich verengende Höhle, diese als Entsprechung des Wortes „hungern", dessen „u" dominiert *). Das Substantiv „Hunger" ist eine Art Abstraktum

*) Statt Hunger sagt man auch Verlangen, Sehnen (Sehnsucht), Begehren, Wille usw. Diese Wörter beschreiben nicht eigentlich die Hungersituation, sondern je ein darauf folgendes Stadium und sind demgemäß auch nicht hungergefühlig. Indes ist der Sinn dieser Wörter mit dem des Wortes Hunger so nahe verwandt, daß sie alle promiscue, fast-synonym gebraucht werden (abgesehen von dämonistischen Deutungen, wonach

(vgl. § 16, bes. p. 414 ff.), ein solches, das der Phänomenalität konstitutiv relativ nahe steht, fast so nahe wie ein Eigenname, nur daß „Hunger" die Gefühlsspezies als solche angibt, die phänomenale Gegenstandsreihe quoad Gefühlsspezies speziell beschreibt, nicht nur der gleichen Gefühlsspezies wie das Beschriebene angehört. Das Gleiche gilt für die übrigen Gefühlsbezeichnungen: jede gehört der gleichen Gefühlsspezies wie das Beschriebene an, jede beschreibt das assoziierte Gegenständliche quoad Gefühlsspezies. An einem zusammengesetzten Individuum können sich mehrere solcher gegenständlicher Anordnungen vorfinden, z. B. beim Menschen, so daß wir von Magen-, Lungen-, Gefäß-, Gewebs-, Genital-, Seh-, Hör-, Bewegungs-, Entwicklungshunger usw., gruppiert von trophischem und genischem Hunger sprechen. — Lat. fames beschreibt ebenfalls die leere gegenständliche Anordnung quoad Gefühlsspezies, und zwar mit a nach K.-T. 2, sofern a freudegefühlig ist, nach K.-T. 1, sofern a an au (vgl. faux, haud) oder o anklingt; vgl. griech. Stammsilbe (p. 113) χα, χη in χάσκω, χαίνω klaffe, gähne, χάρμα, χάος Kluft, leerer Raum, χηρεύω bin leer, beraubt, χηρόω mache leer, χήρα Wittwe, skt. Wurzelsilben (WS.) gha klaffen, hā verlassen, weichen, ferner griech. WS. φαγ in φαγεῖν essen, skt. WS. bhag austeilen, zuteilen, genießen usw. — Die griech. Wörter für Hunger πεῖνα und λιμός geben im betonten Vokal die Schwelle des Leeren an, bezeichnen also nicht eigentlich das Hungergefühl, sondern den

„Wille" usw. etwas „Seelisches" sei). Hieraus folgt, daß die mit diesen Wörtern beschriebenen Situationen und diese Wörter selbst stark hungerhaltig, hungernuanciert sind, daß diese Wörter also solche Situationen beschreiben, die von intensiven unaktuellen oder interkurrent aktuellen Hungerreflexen begleitet sind oder die auf eine aktuelle Hungersituation als zum Gesamtablauf biologisch gehörend folgen werden, so daß das Hungerstadium gemäß diesen noch unaktuellen zugehörigen Stadien mit den den letzteren entsprechenden Wörtern, also sozusagen vikariativ bezeichnet wird (§ 27, 2). Diese Korrelationen sind unter die p. 36 angegebenen Typen zu subsumieren. — Vgl. ferner die fast synonym gebrauchten Wörter Angst, Furcht, Scham, Scheu: Angst s. p. 48; Furcht ist vw. hunger- und schmerzgefühlig, mhd. vorhte, vorht, ahd. foratha vw. angst- und schmerzgefühlig und bezeichnet eigentlich das Aufgewühlt-, Gehöhlt-, Gebeugtsein quoad Gefühlsspezies (vgl. Nr. 278, Furche Nr. 53, Fuhre, lat. furca, furor, furia, foramen usw.); Scham ist eigentlich svw. das Verhüllende und Verhüllte (vgl. Schemen, schem svw. Schatten, Schattenbild, Dämmerung, Dämmerlicht und somit Schimmer und weiterhin Glanz), Schamgefühl also das Gefühl des Verhüllens, Verhülltseins, speziell im genischen Sinne (vgl. nuptiae zu nubere verhüllen, also eigentl. Verhüllung scil. der Braut für die Hochzeit, dann Hochzeit selber; „mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei"; vgl. got. liugan verhüllen die Braut, die Wahrheit, also heiraten, lügen — zu Lug, lugen, Lücke, Luke, Loch usw.); Scheu ist im sche schmerz-, im u hungergefühlig, gibt also die abgrenzende, trennende Um- oder Verhüllung an; hierzu scheuen, scheuchen, Scheuche, schüchtern usw. In dieser Weise werden die einzelnen Gefühle und Gefühlsnuancen mit verschiedenen Wörtern bezeichnet. Hier nur die gen. Beispiele.

Schmerz, der sich an den Hunger anschließt, die Entbehrung (vgl. „Leere", „Pein" schmerzgefühlig).

Das Wort „Angst" gibt die Gefühlsspezies einer gegenständlichen Enge an. Mhd. angest, ahd. angust, angi, engi, got. aggwus, lat. angor Angst, angustus eng, angustare, angere beengen, angustiae Engpaß, Klemme, anguis Schlange, angulus Winkel, angina Halsenge bei Mandelentzündung usw., griech. ἄγχειν schnüren, würgen usw. (s. Nr. 438, 439). Das A ist hier wie das ng angstgefühlig, klingt an O oder E (Ängste, Enge) an, ist also auch schmerzhaltig, jedenfalls kein volles offenes, also freudegefühliges A; wird das A dennoch als freudegefühlig aufgefaßt, dann beschreibt „Angst" nach K.-T. 2 (vgl. Angel, Gerades, das sich gebogen hat, Anker usw.). s ist schmerzlich wie das i in -gina (angina), während das u in -gustiae (angustiae) das Höhlenmäßige, -guis (anguis) die Rundung, den Ring (ringeln, Schlinge) der Schlange als hunger- angst- schmerzgefühlig beschreibt.

Das Wort „Schmerz" beschreibt das Schwellenstadium des Überganges, die Schwelle und ihre Veränderung (drehen, schneiden, scheiden usw.) quoad Gefühlsspezies. Das Wort ist fast vollkommen schmerzgefühlig. Vgl. mhd. smërze, ahd. die smërza, got. smaírtan in Weh versetzen, wehtun, ferner, mit Aphärese, merzen, ausmerzen svw. ausscheiden, austilgen, zur Vernichtung auswählen, wozu März, früher Merze, mhd. merze, ahd. marcëo = die Zeit der Auslese, der Frühlingskämpfe, die Zeit des Mars, des Kriegsgottes (mensis Martius), in der die zur (Pubertäts-) Probe herangereiften jungen Menschen sich auf Leben oder Tod zum Kampfe stellen, allerlei Mar-tern erdulden, mor-den oder ge-mor-det werden, lat. mordere beißen, kränken, wehe tun, verletzen, brennen usw. (Nr. 27—31, 72, 78), griech. σμέω, σμάω reibe, streiche, schmiere (vgl. „jmd. eine schmieren", mit Ruten streichen, reiben zu reifen, ein Geriebener usw., χρίω, χριστός, s. Nr. 98, auch 1. Bd. p. 676 f.; ahd. smâhi Schmach, Kleinheit, lat. macer usw.), σμερδαλέος schrecklich, fürchterlich, grausig anzusehen, WS. smard, skt. mard aufreiben (eine Schar wird aufgerieben = vernichtet), zerdrücken, und WS. smar sich (der Toten) erinnern, gedenken (griech. μάρ-τυρ Zeuge, Märtyrer = Verwundeter, Gemarterter [Nr. 27, 98, 146, 211 Fußn.] usw., lat. me-mor-ia [Nr. 54] usw., ferner WS. mar sterben, griech. μαραίνω lasse verwelken, μαρασμός zehrende Krankheit, lat. mor-ior sterbe, mors Tod, mor-bus Krankheit, unser marode usw.). Im „März" beginnt die „Natur" sich zu „erneuern", aus der Winterzeit geht der Frühling (vgl. früh, frisch, Fro, Fricka, Frida, freien, Friedhof usw.) hervor — unter Wehen, unter Kämpfen, mit Sterben und neuem Leben — nicht bloß die Menschen, alle Wesen erleben da ihren Pubertätskampf („neues Leben blüht aus den Ruinen").

Das lat. Wort für Schmerz ist dolor, WS. dol (dolare behauen, spalten), del (delere zerstören, vernichten); dolor beschreibt also nicht eigentlich den Schmerz, sondern die mit Schmerzen (del-, o abgelautetes e) entstehende oder entstandene Öffnung (Spalte, Wunde) quoad Gefühlsspezies, also die schmerzliche Angst. Ähnlich griech. ὀδύνη und ὠδίς; ersteres wird zu WS. ἐδ essen, fressen (ἔδω, sanskr. ádmi, lat. edo, ὀδούς (e)dens Zahn, s. auch p. 278) gestellt, beschreibt also diesen Vorgang wie jedes Beißen, Schneiden usw. quoad Gefühlsspezies, also das „beißende, schneidende Gefühl" (wobei ο die Öffnung, δ das Stück, υ die Höhle-Schwelle, νη die Schwelle malt); letzteres beschreibt zunächst die Wehen der Kreißenden quoad Gefühlsspezies, als ängstlich-schmerzlich (klagendes ω und ι), dann jeden Angst-Schmerz (vgl. δίς, lat. dis usw., p. 86). Dagegen beschreiben ἄλγος, ἀλγεδών, ἄλγημα das hervorgehende Männliche (α, determiniert mit λ und γ), das Männliche als sich durch die Schwelle drehend, windend, bohrend (vgl. ὠδίς Geburtsschmerz) quoad Gefühlsspezies, die in den Wörtern mit η besonders als Schmerz angegeben wird, wie in den Wörtern ἀλεγεινός schmerzhaft, ἀλέγειν, ἀλεγίζειν sich um etwas kümmern, ἀλεγύνειν besorgen, ἀλέξειν abwehren usw. mit ε; für λ steht das ebenfalls schmerzgefühlige ρ in ἀργαλέος schmerzlich — vgl. arg, Ärger usw. Vgl. Nr. 211.

Das Wort „Trauer" gehört wortbiologisch zu „trauern", dem Diminutiv-Frequentativum zu „trauen" (das r der Endung weist darauf hin, daß die Funktion als Reihe von Abschnitten abläuft, vgl. flammen-flimmern, schlingen-schlingern, blinken-blinkern usw.). „trauen" beschreibt funktionell mit tra das Männliche als schmerzgefühlig (r), als Stück, Abgetrenntes, mit u die Höhle, in die es eingeht, in der es sich befindet, somit das Männliche in dem auf das Schwellen- oder Schmerzstadium unmittelbar folgenden Stadium — das ist eben das Trauerstadium: das Gerade hat soeben die Schwelle passiert, ist so aus der Höhle aus- und in die andere eingetreten, „hinübergegangen", „eingegangen" (gestorben), hat sich ihr „anvertraut", ihr übergeben, ergeben, ist in sie hineingefallen, ihr verfallen, ist gefallen usw. (Trauung als Bezeichnung für die Eheschließung, Vertrauen als Bezeichnung des gegenseitigen „Gefallens" im genischen wie im trophischen Sinne, getäuschtes Vertrauen als Bezeichnung für das Hineingefallensein „auf" jem., der sich im übrigen als „unpassend" erweist, fallen = sterben, vgl. Liebestod, EdS. § 34 usw.). „trauern" beschreibt dieses Stadium des Vorganges, das stückweise Über- und Eingehen, diminutiv-iterativ und zwar speziell quoad Gefühligkeit, Gefühlsspezies. Man kann das au hier als den „Trauervokal" ansehen. Im Mhd. und Ahd. findet sich das a nicht: truwen, truren, druren, wozu ahd. troran gießen, schütten, tror Blut (also svw. das Austretende), wohl aber im Got. trauan;

vgl. auch got. driusan fallen, ferner Traufe, triefen, tropfen usw. Auch Treue, mhd. triuwe, ahd. triwa, triuwa usw. gehört zur Familie; treu ist der, die Vertraute, nur wird in dem e des Diphthongs die schmerzliche Note des Stadiums nach dem Abschied oder auch die freudige (s. u.) Note des vollzogenen Abschieds, der dem Freudestadium vorausgeht, angegeben (got. triggva Vertrag, Bund, vgl. tragen, ver-tragen). Die „Reue" dagegen beschreibt das Trauerstadium, aber auch das Freudestadium (F-reu-de) ausgeprägt schmerzlich (mhd. riuwe, riwe, ahd. hriwâ, riwa, riuwa Schmerz über Getanes), mit Angst vor den Folgen, eine Nuance des eu, die sich freilich optisch nicht darstellt. Zur Familie trauen gehört weiterhin „Trost" (got. trausti, altnord. traust, ahd. trost, drost); dieses Wort beschreibt den Ausgang der Trauer, den Beginn der Freude, eine Art Interferenz von Trauer und Freude, das o ist hier also freudenuancierter Trauervokal. — Lat. tristitia, ein ausgeprägt schmerzgefühliges Wort, malt das Trauerstadium als schmerzlich (auch im Lat. gibt es keinen eigentlichen Trauervokal). Ähnlich maestitia, Nr. 208 — Griech. πένθος beschreibt ebenfalls das Trauerstadium als schmerzlich; WS. πεν, σπεν (πένομαι arbeite, darbe, πενία Armut, Mangel im Sinne von Getrenntsein vom Besitz, πονέω arbeite, leide, πεῖνα Hunger, s. p. 47, πέντε, s. 1. Bd. p. 382, σπάνις Mangel, σπάω ziehe, penuria Mangel, patior leide, πάθος etwa synonym mit πένθος, dessen ε unter Elimination des ν zu angstgefühligem ο in πόθος ängstlicher, dringlicher Wunsch, Sehnsucht und zu freudegefühligen α in πάθος das Erlittene, überstandene Leid ablautet, wie penuria, paene, pene, paenitet es reut, tut leid zu potis, potior und zu patior*)); auch griech. wird der Traurige als leidend, schmerzfühlend, also quoad Gefühlsspezies Schmerz beschrieben,

---

*) In potis, possum (pot-sum), potens, potestas usw. steht das o nach K.-T. 1, 2 oder 3, wie in „groß", „Gott" usw. (p. 40, Nr. 522). Vgl. griech. πόσις (πότις) Gatte (Gatte mit Ablaut = Gott), δεσ-πότης Herr, skt. pátis Gatte, Herr usw.; skt. WS. pa schützen, erhalten (griech. πάομαι erwerbe, πέπαμαι besitze, πατήρ, Πάν, böhm. pan Herr, πατέομαι essen, erworbene Nahrung aufnehmen und so besitzen, sich essend erhalten, lat. pascor füttere, lasse fressen, weide, „unterhalte", pastor Hirt, Herr, panis Brot, pater Vater, der genisch und trophisch Potente, Mächtige, Zeuger und Ernährer, Erhalter) sowie skt. WS. path, panth ausbreiten in pathás Pfad, Weg, das Langhingestreckte, Weithingebreitete, griech. πατέω trete, πάτος Pfad, πόντος Wasserstraße, Meer als Verbindung, lat. pons Brücke, pando breite aus, spreize, schreite, passus Schritt (Klafter zu klaffen), äquivok mit passus vom hierhergehörigen patior leide, dulde, bin Mühsalen, Gefahren, Verpflichtungen ausgesetzt, und zwar (a freudegefühlig) als Besitzer, Vater (pater), der sich und seine Habe, wozu auch Weib und Kind, verteidigt und in stetem Kampfe mehrt (erwirbt, ausbreitet, ursprünglich umherziehend, nomadisierend, später immerhin reisend, fahrend, sich „ins feindliche Leben" hinausbegebend), der lenkt und leitet und so der Leitende (pater) und der Leidende (patiens) ist.

nicht eigentlich als traurig, indem es einen optischen Trauervokal auch da nicht gibt.

Das Wort „Freude" gehört zu „freuen", das mit fre das Männliche als schmerzgefühlig, mit u die Höhle, in die das Männliche, Abgetrennte übergeht, angibt, also die Überschreitung der Schwelle, den Eintritt in die (neue) Umgebung als vollzogen, vollendet, vollbracht beschreibt — ähnlich wie reuen, treuen (betreuen), doch mit dem Unterschied, daß mit diesen Wörtern (bes.) das auf das Schwellenstadium unmittelbar, mit freuen das auf jenes mittelbar, nämlich über das Trauerstadium folgende (Freude-)Stadium des gesamten Überganges bezeichnet wird, also das Wort „freuen" mehr freudehaltig ist als reuen und treuen, ein Unterschied, den wir als biologische Tatsache anerkennen (das Trauergefühlige, also kurze Stück ist mit trauen, reuen, treuen usw., das Freudegefühlige, also Lange, Gerade, Vollendete mit freuen assoziiert); homolog lat. eu, griech. εὖ. Vgl. freien, befreien soviel wie aus der Höhle (bisherigen Umgebung) herausholen, herausnehmen, lösen, trennen, über die Schwelle gehen lassen, somit in eine neue Umgebung aufnehmen, got. frijon, wozu frijonds, ahd. friunt, mhd. vriunt, nhd. Freund, ahd. freidi, freidic, mhd. vreide, vreidic, älter-nhd. freidig svw. abtrünnig (zu ab-trennen), kühn, verwegen, frei, freudig. Freude, mhd. vreude, vröude, ahd. frewida, frawida, frowida, verwandt mit froh, Frau, Friede, frei, Friedhof (Freithof), Freier usw., bezeichnet also den Freien, Erlösten, Vollendeten quoad Gefühlsspezies. Das hier stark freudehaltige eu, meist oi, oü, öü (vgl. 1. Bd. p. 296) mit weitgeöffnetem Munde gesprochen, kann als ein spezieller Freudelaut, der optisch in Form des eu dargestellt wird, aufgefaßt werden; der eigentliche Freudevokal ist ja A (in frawida usw.). Ohne Änderung des Tatbestandes kann das u im eu (wie im au des Wortes Trauer) auch als Bezeichnung nach K.-T. 2, d. h. als Bezeichnung des (in die Höhle) Eingegangenen nach der Höhle, Umgebung gelten. Frei, Freien, freudig ist, wer die (Pubertäts-)Prüfung überstanden hat, das Werk vollbracht hat, gesättigt ist und so auch noch den zurückgelegten (Arbeits-, Prüfungs-, Leidens-) Weg in seinen schmerzgefühligen Anteilen (Wunden, Narben usw.) präsentiert. — „Satt" ist ein männliches Wort, s schmerz-, a und tt freudegefühlig (tt auch trauergefühlig = Stücke), beschreibt das Erfüllt-, Vollsein, das Genughaben, das Voll-endetsein, also auch die männliche Gegenständlichkeit quoad Gefühlsspezies, sofern satt, Sättigung, Sattheit synonym mit Freude gebraucht wird; vgl. lat. satur satt, vòll, satis genug, sattsam, recht, griech. σάττειν vollpacken, anfüllen, vollstopfen, sättigen usw. (p. 279). „Satt" zu Saat, säen usw.; wer die Pubertätsprobe bestanden hat, ist im Genischen wie im Trophischen ein Sämann, hat Samen zur Saat,

ist ein „Satan", „Saturnus" (Gott der Aussaat, zu serere säen, pflanzen, hervorbringen, satus gezeugt, geboren, entsprossen, „seiend", zu WS. se, sa, vgl. Nr. 569). — Lat. laetitia Freude ist ganz ähnlich wie tristitia gebildet. Die Endung itia malt reduplikativ die Schwelle-Abgrenzung als Kennzeichen der Gesamtheit eines Vorganges, der hier quoad Gefühlsspezies beschrieben wird. Das ae ist schmerznuanciert freudegefühlig, der Schmerzgehalt malt wie im i die Schwelle, die überschritten werden muß, um zur Freude zu gelangen, und überschritten ist, sobald das Freudestadium erreicht ist; vgl. die Verwandtschaft von laetari sich freuen und laedere verletzen: nur der „Lädierte" (Geschundene, Geriebene, Geschlagene, Verwundete, Gemarterte usw. kurz Geprüfte — „prüfen" [probare] mit „prügeln" nah verwandt) kommt zur Freude, und der Freudige, der Sieger, Held usw. ist eben der Geschundene usw., der Verwundete und — mit Wundsekret → Salbe, Nr. 98 — Gesalbte, der „Lädierte"; er kann nun auch säen und düngen, lat. laetare, ist selbst ein laetus fruchtbar, freudig. — Auch für das η in griech. γῆθος Freude gilt das vom lat. ae in laetitia Gesagte; hierzu γαίω freue mich (vgl. mundartl. „Fraide"), γάνος Heiterkeit, Glanz, WS. γαϝ, γαυ (lat. gaudeo, gaudium), γα, γεν in γεννάω zeuge, γαῖα, γῆ Erde, Land (Gau), γύα Saatfeld, skt. gán (gánāmi) zeuge, lat. genus, gigno usw.; γῆθος beschreibt also das Hervorgebrachte und nun selbst Hervorbringende quoad Gefühlsspezies. Die Wörter χαρά, χάρμα Freude („Charme") malen das Schmerzliche in χ und ρ, das Freudige in α, WS. χαρ familienverw. mit χερ in χείρ Hand (Nr. 107), skt. har (ghar) begehren, sich ergötzen und halten, nehmen, fassen; χαρά malt also das Freudestadium des Vor-ganges, hier des Begehrens, Nehmens, Erfassens, Haltens, mit schmerzlichen Determinanten, wie sie auch den übrigen Wörtern für „Freude" eigentümlich sind.

Diese Beispiele mögen genügen.

Beschreibung der Begriffe.

Die adäquate Beschreibung der phänomenalen Begriffe ist die wortbegriffliche. Eine solche Reihe von Begriffen ist z. B. das phänomenalbegriffliche Individuum „Baum" und das wortbegriffliche Individuum „Baum" sowie alle andern assoziierten Wortbegriffe, die zusammen die begriffliche Beschreibung des phänomenalbegrifflichen Individuums sind. Die Assoziation ist eine intraindividuale: vom phänomenalen Komplex gehen Eronen sub- und intrakortikal zum assoziierten phänomenologischen Komplex, strömen diesem also nicht von außen (extraindividual) über die sensorischen Empfangsapparate zu (§ 15). Mit gegenständlichen Wörtern können streng genommen Begriffe

überhaupt nicht beschrieben werden; sondern nur Gegenstände; diese können aber „aus der Erinnerung" (§ $28_{,2,c}$) beschrieben werden, d. h. es ist dann das gegenständliche Individuum nicht mehr aktuell, sondern das zugehörige Begriffsindividuum, von diesem modal-idealischen Komplex gehen die Eronen (extraindividual) zu den Wortzellen, wobei sich die idealischen Eronen zu sensorischen umwandeln (wie sie ja auch aus sensorischen oder auch sensilen entstanden sind, § 11, § $28_{,1}$).

Eine Beschreibung verläuft regelmäßig so, daß Aktualitäten des beschriebenen Komplexes interkurrieren; beim Beschreiben aus der Erinnerung interkurrieren also idealische Aktualitäten des Komplexes, von dem die Eronen, nicht bloß solche des idealischen Komplexes, sondern auch des unaktuell funktionierenden zugehörigen modalen Komplexes ausgehen. Beschreibe ich also mit gegenständlichen Wörtern aus der Erinnerung einen gewissen Baum, dann interkurrieren nicht modale Aktualitäten des phänomenalen Komplexes „Baum", sondern idealische: ich stelle mir zwischen der Beschreibung immer wieder diesen oder jenen Teil des idealischen Komplexes „Baum", der zu dem gegenständlichen Komplex zugehört, vor, schreibe den gegenständlichen Baum sozusagen aus der Erinnerung ab. Der Hauptanteil der hierbei in den beteiligten Reflexsystemen verkehrenden Eronen geht vom unaktuellen modalen Komplex aus, der geringere Anteil vom interkurrent aktuellen idealischen Komplex. Die Beschreibung aus der Erinnerung, die wir kurz und ungenau „Begriffsbeschreibung" nennen, geht also nach der grundsätzlich gleichen (indirekten) Methode vor sich wie die „Gefühlsbeschreibung", nur sind an Stelle der sympathogenen Eronen entspr. umgewandelte idealische („ideogene", § 12) Eronen beteiligt. Ganz und gar fallen übrigens die sympathogenen Eronen auch bei der Beschreibung aus der Erinnerung nicht aus, ihr Anteil ist aber geringer als bei der Beschreibung von Gegenständen oder gar von Gefühlen — wie wir ja auch die bei rel. hochentwickelter Begriffssphäre erfolgende Beschreibung als „besonnene", „überlegte" (im Gegensatz zum „impulsiven", „explosiven", „unüberlegten", „unbesonnenen" Gefühlsausdruck) bezeichnen. Vgl. auch 4. Bd. § $7_{,5,C}$.

Die phänomenalen Begriffe stehen zu „ihren" (d. h. den zum gleichen Reflexsystem gehörigen) Gegenständen im gleichen Verhältnis wie die Wortbegriffe zu ihren Wortgegenständen. Das Verhältnis ist in beiden Fällen ein genetisches: der Begriff ist von seinem Gegenstand genetisch unterschieden. Die Anordnungen der Begriffe aber zu runden, geraden, gedrehten Reihen, die Zugehörigkeit zu den entspr. Gefühlsspezies (bei geringerem Gefühligkeitsgrad der Begriffe) ist durchweg die gleiche wie die der je entsprechenden Gegenstände; wir unter-

scheiden also weibliche und männliche phänomenale und phänomenologische Begriffsreihen wie Gegenstandsreihen (und Gefühlsreihen). Hierüber ist bereits in § 28 und 31 ausführlich gehandelt. An dieser Stelle sei betont, daß die begrifflichen Buchstaben und Wörter den beschriebenen phänomenalen Begriffen genau so entsprechen wie die gegenständlichen Buchstaben und Wörter den phänomenalen Gegenständen, und ferner daß diese Entsprechung auch für den Fall der begrifflichen Beschreibung von Gegenständen und für den Fall der gegenständlichen Beschreibung von Begriffen (also von Gegenständen aus der Erinnerung) gilt. Somit ist das in diesem Paragraphen über die gegenständliche Beschreibung der Gegenstände (und Gefühle) Gesagte auch für die Begriffsbeschreibung anzuwenden.

γ) Wortklassen.

Wie bereits im § 16 dargelegt, setzt sich die Beschreibung aus Haupt-, Eigenschafts-, Zahl-, Für-, Zeit- oder Tätigkeitswörtern und den verschiedenen Arten von Partikeln zusammen und geben alle Wörter Eigenschaften und Funktionen des Beschriebenen an. Funktionen (Tätigkeiten, Wirkungen *)) sind, mögen sie grammatikalisch als „aktive" oder „passive" (p. 294ff.) unterschieden werden, vw. koordinative Veränderungen, doch ändern sich niemals nur die koordinativen Symbolkomponenten der Aktualität, des Individuums, sondern immer auch, wenn auch zurücktretend, die übrigen Symbolkomponenten, es ändert sich überhaupt stets die Aktualität als Ganzes, auch quoad Entwicklungshöhe, Helligkeit usw., kurz mit der koordinativen Änderung im Sinne der Funktion ist stets auch eine gewisse eigenschaftliche Änderung verbunden, die sich in der speziellen Funktionsbezeichnung implicite phänomenologisch darstellt, vgl. 1. Bd. p. 418, 446 ff. Ebenso ist jede vw. eigenschaftliche Veränderung mit einer gewissen koordinativen Veränderung verbunden, ist also ebenfalls Veränderung der Aktualität als eines Ganzen, aber eben eine vw. eigenschaftliche. Die Eigenschaftswörter sind also implicite auch phänomenologische Entsprechungen von Funktionen, wie die Funktionswörter implicite von Eigenschaften, wobei im ersteren Falle die Funktion, im letzteren die Eigenschaft „Determinante" ist. Das Hauptwort stellt das Gesamt des so Bezeichneten symbolisch-phänomenologisch dar — derart, daß es — auch als Abstraktum — dem so Bezeichneten konstitutiv (p. 62, 1. Bd. p. 414)**) am nächsten steht, beschreibt

*) „Wirkung" hier natürlich ohne dämonistische Bedeutung, sondern einfach synonym mit Tätigkeit; zu wirken, werken, Werk, Ἔργον usw., wirken etwa so viel wie „tun", aber mit Angabe des Schmerzstadiums (wir-ken).

**) Konstitution ist Zusammengesetztheit. Die optischen bzw. akustischen Buchstaben entsprechen koordinativ den graphischen bzw. phone-

übrigens stets auch die Reihe, das Objekt als immer-anders, die Veränderung oder den Vorgang, Übergang — wie auch jedes Wort, ja jeder Buchstabe selber eine Reihe ist. Auch alle übrigen Wörter geben Eigenschaften oder Funktionen, also Veränderungen an und sind selber Reihen, so daß der Satz gilt: alle Beschreibung ist Entwicklungsgeschichte (1. Bd. p. 412), insofern nämlich die Reihe vollständiges oder unvollständiges Erlebnis (§ 20) ist und jedes vollständige Erlebnis sich aus dem Hunger-, dem Angst-, dem Schmerz-, dem Trauer- und dem Freudestadium zusammensetzt, jedes unvollständige Erlebnis aktuell aus einem oder mehreren dieser Stadien besteht, jedes Erlebnis also Teil oder Gesamt einer Entwicklung (Austritt des Geraden aus dem Runden) ist und auch so beschrieben wird.

Das Wort „groß" gibt eine Eigenschaft an (unbestimmte Zahl der die Reihe bildenden Aktualitäten), zugleich auch, aber zurücktretend, die koordinative Veränderung, die im Sinne der biologischen Symbolik an jeder der die phänomenale Reihe bildenden Aktualitäten teilhat, derart eben, daß die Reihe „groß" ist. Sowohl eine runde wie eine gerade Reihe kann „groß" sein und als „groß" beschrieben werden; die Koordinatik stimmt zur Gefühligkeit (Gefühlsspezies); indem eine weibliche oder eine männliche Reihe in der speziellen Weise, daß sie „groß" genannt wird, abläuft, ist die jeweilige Aktualität von der vorigen und der folgenden (mögen diese Aktualitäten der gleichen oder einer andern Zelle sein) auch quoad koordinative Symbolkomponente verschieden, und eben dieses koordinative Anders-sein der jeweiligen Aktualität ist das Funktionelle. Dieses tritt freilich, wie gesagt, in der Angabe „groß" gegenüber dem Eigenschaftlichen (Anzahl der Aktualitäten und Gefühligkeit) zurück, während umgekehrt in dem Zeitwort „vergrößern" (groß machen, groß werden) mehr

---

tischen Muskelaktionen, somit der Koordinatik des Beschriebenen. Die Koordinatik der Aktualität, der Aktualitätenreihe ist spezifisch; ein Rundes bzw. Gerades ist nicht mit einem andern Runden bzw. Geraden identisch (die Aktualität ist nur mit sich selbst identisch). Die Koordinatik stimmt stets zum Gesamt und ist somit Kennzeichen der Konstitution. Demnach gibt der Buchstabe, die Buchstabenreihe mit der Koordinatik implicite die Konstitution des Beschriebenen an, und die konstitutive Entfernung zwischen Phänomen und seiner Beschreibung ist um so größer, je weniger genau (vollständig im Rahmen der Partialität aller Beschreibung) das Wort dem damit Bezeichneten entspricht. Dem Worte „Tor" ist nicht anzusehen, ob es ein hölzernes oder ein eisernes Tor beschreibt, aber das Wort „Tor" als Bezeichnung eines hölzernen Tores ist verschieden von dem Worte „Tor" als Bezeichnung eines eisernen Tores, und diese biologische Verschiedenheit stellt sich in der weiteren Beschreibung des einen und des andern Tores heraus, z. B. in der adjektivischen Angabe „hölzern" bzw. „eisern" usw.; das Hauptwort ist biologisches Symbol der gesamten Beschreibung des beschriebenen Individuums (vgl. p. 62, 100, 103).

die Koordinatik, der Vorgang in dem speziellen, von der Anzahl und der Gefühligkeit der Aktualitäten determinierten Sinne angegeben wird. Beschreibt „groß" ein Weibliches, dann malt das o die Öffnung (K.-T. 1), r und ss die Schwelle (K.-T. 1 oder 2, im letzteren Falle Hinweis auf das aus dem o austretende Männliche, auf das auch das g hinweist). Beschreibt „groß" ein Männliches, dann liegen die K.-T. vor, wie p. 36 angegeben.

Das Zeitwort „sehen" gibt eine Funktion, also eine vw. koordinative Veränderung an, und zwar eine spezifische oder spezielle (§ 18), d. h. eigenschaftlich dahin determinierte Funktion, daß eben nur das Auge diese Funktion ausübt, genauer daß nur an einem (auch eigenschaftlich) bestimmten Komplex sich die „sehen" genannte Veränderung vollzieht. Es wird also mit „sehen" das Auge (die Augen) quoad Funktion beschrieben, und zwar gibt das Verbum diese Funktion als schmerzgefühlig an, beschreibt das Schwellenstadium des Vorganges, die eigenschaftlich bestimmte Schwelle (nämlich die des Auges) oder das sie Überschreitende funktionell: die Kontraktionen der obliquen Fasern der Augen (Drehbewegungen) und den Ein- oder Austritt der (gedrehten) „Strahlen". Die „Strahlen" sind die ein- und austretenden prämodalen, also phänomenal noch unexistenten, nur in der Beschreibung existenten optischen Eronenströme, sie sind nicht mit den Lichtstrahlen zu verwechseln oder zu identifizieren; diese setzen sich aus optischen Aktualitäten zusammen (s. §32,1,e). Die phänomenale Entsprechung des Wortes „sehen" ist also nur das Auge als optisch-gegenständliche Reihe, und zwar werden speziell die zur spezifischen Funktion gehörenden Schmerzausdrucksbewegungen, die übrigens analog den Einstellungen des Mundes beim Aussprechen des Wortes „sehen" sind, angegeben. Das Imperf. „sah" malt die Augenhöhle als erfüllt (a freudegefühlig K.-T. 2) oder das Erfüllende (K.-T. 1), die spezifische Funktion als vollendet, ihr Freudestadium (über „Tempora" s. p. 297 ff.).

Nun lehrt die Erfahrung, also die häufige Beobachtung (Wiederkehr der gleichen Aktualitätenreihen), die entwicklungsmäßige Erweiterung und Vervielfältigung der Vergleiche und ihrer Beschreibung, schon frühzeitig, daß die spezifische Funktion nur bei (kurz gesagt) unversehrtem Auge möglich ist und daß zur Unversehrtheit auch die Zugehörigkeit des Auges zu dem „lebendigen" Organismus, dessen das Auge oder die Augen ein Teil (vgl. Ge-sicht, πρόσ-ωπον), zu rechnen ist; „lebendig" heißt hier: der Organismus besteht als solcher, ist noch nicht aufgelöst („tot"), und ferner: Augenkrankheiten mit Beeinträchtigung der spezifischen Funktion sind hier unberücksichtigt geblieben. Später treten die einschlägigen anatomischen und physiologischen, zuletzt auch die psychobiologischen Tatsachen als Erweiterung des Komplexes „Auge" (Sehnerv, Sehzentrum, vitale Vorgänge

in den optischen Reflexsystemen usw.) auf. Es ist klar, daß sich somit die eigenschaftlichen Determinanten der spezifischen „sehen" genannten Funktion vermehren und daß diese Vermehrung sich auch in der Beschreibung ausprägt, indem man nicht mehr bloß sagt „das Auge sieht", sondern „das Wesen, dessen das Auge oder die Augen ein Teil, sieht" und ferner die Tatsache, daß sich an einen gewissen optischen Gegenstand ein gewisses optisches „Erinnerungsbild", ein gewisser Begriff anschließt, ebenfalls mit dem Worte „sehen" funktionell bezeichnet, oft mit der genaueren Detaillierung „inneres Sehen" („innere Schau", vgl. μύειν die Augen schließen und nunmehr „innerlich", ja sogar „eigentlich sehen", „Seher sein", „eingeweiht sein") oder „gesehen haben" und nun „wissen" (der μύστης, Nr. 228, der die „Mysterien", d. h. die Geheimnisse der Erwachsenen, der Eingeweihten kennen, also auch „sehen" lernen muß, auch die Sehprobe, die Probe, ob sein Auge die Bekanntschaft mit den Geheimnissen aushält — vgl. z. B. den Jüngling von Sais, den Taucher, „da wurden ihre Augen aufgetan..." usw. —, bestehen muß, gefährdet dabei sein Auge, wird vielleicht blind, geblendet, vgl. Ödipus, Simson, Wotan usw., die Redewendungen „ein Auge wende ich dran", „wenn du hinsieht, wirst du blind" usw., vgl. auch die neurotische Sehangst). Die ursprüngliche „mystische", dämonistische Deutung der optischen Begrifflichkeit („innern Schau") als „seelische Funktion", „Inspiration", „Geistigkeit" (vgl. „Geistlichkeit") usw., die auch jetzt noch allgemein gang und gäbe ist, ersetzt die Psychobiologie durch die realische Beschreibung der biologischen Vorgänge im Nervensystem einschl. Hirnrinde.

Die ganz analoge Erweiterung der eigenschaftlichen Determinanten der spezifischen Augenfunktion findet sich im Griechischen. Zu ὁράω ich sehe gibt es keinen Aorist, und zu dem Aorist εἶδον ich sah gibt es kein gebräuchliches Präsens, wohl aber hat das Perf. οἶδα (ich habe gesehen) Präsensbedeutung, nämlich „ich weiß". Die WS. zu ἰδεῖν ist ἰδ, *Fιδ*, homolog zu skt. vid wissen, und lat. vid in videre sehen, got. witan, ahd. wizan, mhd. wizzen wissen. „Ich weiß" ist also svw: „ich habe gesehen" (1. Bd. p. 34 Fußn.). So kommt es auch, daß sich ἰδεῖν wie skt. vindámi mit „finden" übersetzen läßt, „ich finde etwas" ist svw. „ich habe es gesehen", das Sehen geht ins Finden über, wie es ins Wissen übergeht. Finden und wissen sind wie sehen vw. schmerzgefühlig; finden und wissen sind Bezeichnungen von Funktionen, deren eigenschaftliche Determinanten zu einem sehr großen Teile mit denen der „sehen" genannten Funktion übereinstimmen und die sich an letztere anschließen.

Die spezifische Funktion des Auges vollzieht sich in Verlaufsweisen, die sich nach Gefühligkeit und gewissen eigenschaftlichen

Determinanten mehr minder weitgehend voneinander unterscheiden; diesen z. T. nur feinen Unterschieden entsprechen auch die Bezeichnungen dieser Funktionen. Es sei gleich hinzugefügt, daß auch viele andere spezifische Funktionen sich in verschiedenen Verlaufsweisen vollziehen und entsprechend beschrieben werden; unsere Erörterung der Augenfunktion und ihrer Beschreibung ist also nur ein Beispiel.

Eine solche Verlaufsweise ist die, die als „spähen" bezeichnet wird. Das ä steht für mhd. und ahd. e (mhd. spehen, ahd. spëhon); im Lat. findet sich homolog specere, spicere, im Griech. σκοπός, σκώψ Späher, σκέπεσθαι, σκοπεῖσθαι zweifelnd überlegen, optisch-begrifflich spähen (vgl. „sehen" und „wissen"), im Skt. WS. spak, spaças Späher, Wächter usw. Das a der skt. WS. betont das Freudestadium der Augenfunktion nach K.-T. 1 oder 2 (vgl. „sah" p. 56), auch das Weithingestreckte des (spähenden) Blickes, oder aber, je nach der Aussprache, steht es für o als Angst-A (vgl. das o in den griech. Wörtern), würde dann das Ängstliche des (spähenden) Blickes malen. Das ε und das e in den griech. und deutschen Wörtern ist dem e in „sehen" gleich. Das ä in „spähen" endlich malt entweder als freudenuanciertes e die Schwelle mit Hinweis auf den Erfolg oder das sie überschreitende Männliche, auf das auch das p (sowie das k der andern gen. Wörter) hinweist — oder als schmerznuanciertes Freude-A (vgl. skt. spak) die Erfüllung mit Hinweis auf die Schwelle) — oder als angstnuanciertes e (a ist dann Angst-A) die Schwelle mit Hinweis auf die ängstliche Nuance des (spähenden) Blickes, der also ängstlich in die Ferne gerichtet ist.

Eine andere Verlaufsweise ist die, die mit „blicken", nuanciert mit „(an)blitzen", „blinzeln", „linzen", „litzen" (Antlitz), „blinkern" („plinkern") beschrieben wird. Die i der WS. betonen wiederum das Schmerzliche, das Schwellenstadium der Augenfunktion, mit mehr oder minder hoher Gefühligkeit (blinzeln, linzen, mit angstgefühligem n, svw. sehen aus engerer Augenspalte als beim Blitzen, Blicken). Die l, auch das zweite l in blinzeln (einem Frequentativum zu blinzen, linzen), geben das Gleitende, b gibt das Weich-stückweise-Vorbrechende, ck das Hart-Explosive, Plötzliche der Sehfunktion ganz ähnlich wie tz (vgl. Blitz), dessen z schmerzgefühlig ist, an (vgl. Augenblick als kurzen Zeitabschnitt). Die i von blitzen, blicken, blinke(r)n sind oft etwas freudehaltig. — Lat. entspricht etwa nictari, griech. βλέπειν; ferner δέρκεσθαι, das auch an „spähen" erinnert (δορκός Gazelle, die vorsichtig, ängstlich äugende), anderseits mit δράκων Drache familienverwandt ist, worin das α das Freudige (Helle, Leuchtende, Königliche, vgl. Basiliskenblick, βασιλεύς König) oder je nach Aussprache das Ängstliche, Schreckliche, Furchtbare des Blickes malt, wie skt. darç.

Eine weitere Verlaufsweise der Augenfunktion wird mit „schauen" beschrieben. Das „au" in diesem Worte malt mit dem u das Hungerstadium der Sehfunktion, das Au-ge als hungerweit offen, leer, als weite, leere Höhle, das Suchen des Blickes, der in weiter Runde schweift (auch wiederum mit Anwendung auf die Begrifflichkeit, vgl. μύστης, p. 57); in dem a Hinweis auf die sich anschließende Verengung, Einengung des Blickes als Angststadium (Angst-A) oder die Erfüllung des „leeren" Blickes, die als stückweise erfolgend (au als Diphthong trauergefühlig) oder als „Ganzes" (a freudegefühlig) bezeichnet wird; vgl. mhd. schouwen, schouen, ahd. scouwôn, scouôn, scawôn, scowôn, scauwôn, got. skavjan vorsehen, in welchen Wörtern a und o vor u oder w wechseln und demgemäß die Gefühligkeit variiert. Lat. homolog cavere vorsichtig sein, cautus, griech. κοϝ in κοέω merke, θυοσκόος Opferschauer mit eigenschaftlichen Determinanten des begrifflichen (mystisch gedeuteten) Schauens; von κοϝ, σκοϝ ist nur ein kleiner Schritt zu den erwähnten σκοπός usw. und WS. ὀπ, ὀκ in ὄψις Gesicht, ὀπτής Seher, ὀπή Durchblick, Loch, ὀφθαλμός Auge, lat. oculus, in welchen Wörtern das o der WS. das Auge als Öffnung, das offene Auge, das Angststadium der Augenfunktion, das Vorsichtige dabei malt. Dagegen skt. ak (ákshi Auge) hat das angstnuancierte oder das freudige A, malt also mehr das ängstlich oder das freudig offene Auge, das Auge als erfüllte Öffnung (K.-T. 1 oder 2), als Öffnung, aus der etwas, nämlich „der Blick", austritt oder in die etwas, nämlich „der Strahl", eintritt (vgl. ἀκτίς Strahl, ἀκίς Spitze, ἄκων Wurfspeer, ἄκρις Bergspitze, skt. áçan Schleuderstein, lat. acus, acuo, acer mit Freude-A usw.). In skt. īksh blicken betont das i wiederum das Schmerzstadium der Augenfunktion, auch in íkshaṇam Blick, Auge, während das Wort Auge mit Au die Höhle mit Hinweis auf die Öffnung (a angstgefühlig für o) oder das sie Erfüllende (a freudegefühlig) malt, wie au in schauen. Das sch des Wortes „schauen" determiniert das au als schmerzlich, weist auf die Schwelle hin. Mdartl. auch „schaugen" (bayrisch: da schaugst hin!), worin das g wie in Auge das Trauerstadium, das Eben-aus- oder -eingetretensein des Männlichen in die Öffnung andeutet.

Den WS. ὀκ, ὀπ stehen die WS. ὀρ, ὁρ, ϝορ nahe in οὖρος Wächter, Aufseher, ὁράω (ἑώρακα usw.) ich sehe, usw. Das o in ὁρ, determiniert vom Spiritus asper, malt die Augenöffnung, das Angststadium der Augenfunktion, das Vorsichtige, im engeren Kreise Umfassende und so Sorgliche, Hegende des Blickes, also die Augenbewegungen als Angstausdruck, wie ὀπ und ὀκ (vgl. Ohr, hören, Gehör, ὦς, οὖς usw.). Daß das o zu Hungernuancen neigt, also die weitere, leere Öffnung, das Suchen im weiteren Kreise nuancemäßig mitmeint (vgl. ὁρίζειν abgrenzen,

ὁρίζων Horizont usw.), ergibt sich aus der Form οὖρος, ἐπίουρος, φρουρός (προ-ορος) Wächter, auch aus dem Spiritus asper. Die zu *ϝορ* usw. homologen lat. Formen vereor, veritus usw. betonen die Schwelle, das Abgegrenzte und Abgrenzende des Blickes, sein Eindringen, Prüfen, Finden, auch mit Angstnuancen; so ist vereri svw. ängstlich be(ob)achten, scheu, furchtsam, ehrfürchtig ansehen, (mit den Augen) verehren; vgl. „der Angesehene", ein Wort, das auch im Deutschen den Charakter der Verehrung, Scheu hat, neben dem des weniger ängstlichen Erreichens mit dem Blicke. ρ und r sind schmerzgefühlige Determinanten, malen die Abgrenzung, Schwelle. Der „Angesehene", „Verehrte" ist somit der mit dem Blick ängstlich Abgegrenzte, Umgebene, Erwählte („Ausersehene"), somit Behütete, Ge- oder Verwahrte, der Wahrgenommene, in Gewahrsam Genommene (sozusagen damit er nicht aus den Augen schwindet, verschwindet, ihm nichts passiert, aber auch der Ansehende sich wahrt, sich hütet, vom Angesehenen nicht verlassen oder vernichtet wird); so ist regelmäßig, ja gesetzmäßig der Angesehene, Verehrte als besonders hochgefühlige Persönlichkeit, der Herr, das Oberhaupt, der König, Fürst, Gott — und diese hohe Persönlichkeit wird geradezu in Form der Gefangenschaft (1. Bd. p. 635 Fußn.) behütet, verwahrt, auch nun wieder vor den Blicken der gemeinen (profanen) Untertanen, die noch nicht so weit entwickelt sind, daß sie den königlichen (göttlichen) Anblick ertragen könnten (s. p. 57), die daran erblinden (sterben) würden, wie anderseits der mit den Augen „Erkannte" seinen mystischen Nimbus, seine dämonistische Autorität einbüßt und somit stirbt, vernichtet wird (hierfür zahlreiche Beispiele aus der Völkerkunde). — Lat. vērus bezeichnet den die (Pubertäts-)Schwelle Überschreitenden, den aus der Menge Herausgehenden, Herausgeforderten, Vorgezogenen, Ausgesonderten (vgl. di-ligere lieben, svw. auslesen), den, „der es ist", den Seienden, Echten, Wahren (vgl. sons, sonticus, prä-sens zu es-se, Nr. 550), der sich bewährt hat (wer, er, Ehre usw., 1. Bd. p. 150); vērus benennt also nicht speziell die Augenfunktion, wiewohl die Auswahl, das „Ausersehen" zunächst mit den Augen erfolgt und der Wahre nun eben der „Angesehene" ist; es benennt aber wie vĕreor die Schwelle, das Schmerzstadium des Überganges. Vgl. auch lat. vĕr Frühling, Schwelle vom Winter zum Sommer mit den Pubertätsprüfungen und somit Aussonderung, Ausmerzung der Reifen, Tauglichen von den Unreifen, Untauglichen usw.: ver sacrum Frühlingsopfer, svw. das (die) im Pubertätskampf Fallende(n). Der nahen Verwandtschaft von vereor und verus entspricht im Deutschen die Konfluenz wahr, wahren, währen usw.

Im Skt. hat die homologe WS. var ebenfalls den Sinn von „die Götter verehrend ansehen", vratám heilige Handlung,

Gelübde, zd. varena Glaube. Im Deutschen entsprechen die Wörter wahren, gewahren, wahrnehmen, warten (aufwarten, Torwart = Torwächter) usw. mit dem Sinn „optisch erfassen, behüten, beachten" usw., dann auch — bei der Präponderanz des optischen Zentrums gegenüber den übrigen Zentren — „wahrnehmen überhaupt" (vgl. ὁρᾶν sehen und allgemein: wahrnehmen, auch ἀκούειν hören zu WS. *koF*, p. 59, vgl. 1. Bd. p. 589 Fußn.); auch „wesen", „war", „Ware", „wahr" (s. p. 279), gehören zur Sippe. (So ergibt sich auch aus diesen sprachbiologischen Zusammenhängen die psychobiologische Erkenntnis: das Seiende, die Aktualität, das Objekt, das Wahrgenommene ist das Wahre; ein Wahres, eine Wahrheit darüber hinaus, über die menschliche Wahrheit hinaus [transzendental usw.] anzunehmen, ist Fiktion, dämonistischer Zweifel.) — Das a in den Wurzelsilben dieser Wörter beschreibt die Augenfunktion als vollendet, als vollbracht, das Freudestadium, das Erfülltsein „des Auges", die Größe des Anblicks, den Blick als freudig, das Auge freudig geöffnet — im Gegensatz zu vereor usw., das die angstnuancierte Scheu (schauen — scheuen!) betont.

Eine andere Verlaufsweise der Augenfunktion wird mit „lugen" beschrieben (Nr. 463). Das u malt das Hungerstadium, die weite, leere Augenhöhle, das Suchen „mit den Augen", vgl. „schauen". Mhd. luogen, ahd. luoken geben im o die Öffnung der mit u bezeichneten Höhle an, sozusagen das Loch, durch das der Blick austritt (vgl. „Sehloch" für die Irisöffnung; vgl. Pupille, pupilla kleines Mädchen, griech. κόρη). Hierzu engl. look. Schweizerisch luegen gibt mit e die Augenschwelle an. Lugen gehört zu einer Sippe mit Luch, Loch, Lücke, Lüge, Loki, Luft, Licht, leuchten, Leiche, -lich (Nr. 57) usw. Griech. λεύσσω sehe, λύχνος Leuchte, λευκός weiß (b-leich, s. EdS. p. 228 Fußn.) usw.; zu ευ s. „Freude" p. 51. Skt. lōk sehen, erwägen („sinnen" gemäß der Präponderanz des optischen Zentrums, vgl. auch „wissen", p. 57), lōkanam Auge. Lat. lux, luceo, lucus (= Lichtung), luna (lucna, lucina), lumen usw. Got. liuhath, ahd. lioht Licht.

Genug der Beispiele. Sie zeigen, daß die einzelnen Verlaufsweisen einer Funktion auch verschieden, nämlich gemäß der phänomenalen Besonderheit bezeichnet werden und daß die verbale Beschreibung implicite immer auch eigenschaftliche Determinanten, also die Funktion und die mit ihr verbundenen eigenschaftlichen Veränderungen des Beschriebenen angibt. Die Genauigkeit dieser phänomenal-phänomenologischen Entsprechungen sei besonders hervorgehoben; sie wird uns nur verständlich bei Kenntnis der biologischen Mechanismen, wie sie die Psychobiologie entdeckt und zuerst beschrieben hat.

Die Genauigkeit der Entsprechung findet sich auch in der

hauptwortlichen Beschreibung. Wie gesagt, steht das Hauptwort (das doch „Hauptwort" im Gegensatz zu den „Nebenwörtern" heißt) dem damit Beschriebenen konstitutiv am nächsten; die Hauptwortzellen erhalten also von allen oder doch den meisten Stellen des Beschriebenen her — im Sinne der biologischen Partialität der Beschreibung — ihre Paßformen, und zwar in der Relation, wie sie auch im phänomenalen Komplex vorliegt. Die andern zur Beschreibung eines Individuums gehörenden Wortzellen erhalten dagegen ihre Paßformen nicht von allen oder den meisten Stellen des Beschriebenen her, also auch nicht in der phänomenalen Relation, sind somit konstitutiv entfernter vom phänomenalen Individuum. Auch in den Fällen, in denen gewisse Buchstabenreihen z. B. eines Eigenschaftswortes mit denen des zugehörigen Hauptwortes übereinstimmen, besteht dennoch die größere konstitutive Entfernung des Eigenschaftswortes, wie sich besonders auffällig an den differenten Buchstaben, an Endungen usw., kurz an den Eigentümlichkeiten, die das Eigenschaftswort als solches kennzeichnen, offenbart; auch „gleiche" Buchstaben sind „verschieden", je nachdem sie einem Haupt- oder einem Nebenwort angehören, nur ist diese Verschiedenheit im allgemeinen derart, daß sie beim gewöhnlichen Vergleich unbemerkt bleibt und sich erst der psychobiologischen Analyse erschließt. Vom hauptwortlichen Zellkomplex führen, sozusagen wie von einer Zentrale aus, Assoziationen zu allen andern zur Beschreibung eines Individuums (als solchen *)) gehörigen Wortzellen, d. h. es schließen sich an das Hauptwort alle möglichen Eigenschafts-, Zeitwörter usw. an, die zur Beschreibung eines hauptwortlich bezeichneten Individuums gehören, der hauptwortliche Zellkomplex ist so konstituiert, daß sich von da aus Paßformen zu all den Wortzellen bewegen, deren Aktualitäten zur Beschreibung des hauptwortlich Bezeichneten gehören, so daß eine gewisse Wortreihe abläuft. Die Hauptmenge der beteiligten Paßformen strömt beim modalen Beschreiben freilich auf extraindividualem Wege, über die sensorischen Fasern zu, aber diese Paßformen stimmen zu (sind nächstverwandt mit) den vom hauptwortlichen Zellkomplex zuströmenden; eben darin besteht der Zusammenhang, gemäß dem die Beschreibung des einen Individuums sich von der eines andern unterscheidet, auch falls beide Beschreibungen teilweise übereinstimmen, „gleichlauten".

Das Hauptwort ist die Summe, die biologische Einheit (Zusammenfassung) aller zur Beschreibung *) des mit dem Haupt-

*) In diesem Sinne rechnen zur Beschreibung eines Individuums nicht die Beschreibungen assoziierter Individuen, z. B. zur Beschreibung einer Bank nicht die Beschreibungen der Nägel, des Holzes, des Sägewerkes, aus dem das Holz bezogen worden ist, usw. Die zu einem größeren Komplex

wort Bezeichneten gehörigen Wörter, gibt somit im Sinne der biologischen Symbolik sämtliche Eigenschaften und Funktionen des Beschriebenen an. Unter den Hauptwörtern, die das gleiche phänomenale Individuum bezeichnen, bestehen aber Unterschiede hinsichtlich der konstitutiven Entfernung vom Beschriebenen; sie nähern sich bald mehr Funktions-, bald mehr Eigenschaftsbezeichnungen, ja viele Hauptwörter sind substantivierte Zeit- oder Eigenschaftswörter. In jedem Falle aber steht das Hauptwort dem Beschriebenen konstitutiv näher als ein anderes zur Beschreibung gehöriges Wort. Hierfür nur ein Beispiel.

„Pferd" ist eine substantivische Bezeichnung für die einer gewissen Säugetiergruppe angehörenden Individuen. Zu jedem dieser Individuen ist das „Pferd" eine konstitutiv ganz nahestehende Entsprechung; nur dieses Individuum ist und heißt Pferd, das Wort „Pferd" ist eine biologische Zusammenfassung aller Eigenschaften und Funktionen dieses Individuums, somit auch jedes Individuums, das „seinesgleichen" ist. „Pferd" ist ein männliches und zwar vw. schmerzgefühliges Wort; es beschreibt das so genannte Individuum (nach K.-T. 1) als das die Schwelle, die Stelle, die Grenze (er) ständig (langes e) hüpfend (pf, griech. ἵππος) überschreitende (erd), dahinschreitende, passierende (passieren, Passagier, passus Schritt, schreiten svw. die Stelle wechseln, eine Grenze setzen und sich über sie bewegen, wobei eine neue Grenze, Abgrenzung gesetzt wird, vgl. schreiten — reiten), den Weg dahinziehende, aber dieses Dahinziehen ist ein spezifisches, in dem Worte Pferd wird nicht bloß das Dahinziehen, Sichbewegen allgemein, nicht irgendein Dahinziehendes bezeichnet, sondern ein von jedem andern Dahinziehen, Dahinziehendem, wenn auch nur nuancemäßig unterschiedenes, also spezifisches, das also noch in andern Wörtern beschrieben und so weiterhin, im Einzelnem unterschieden wird — in solchen Wörtern, die im Sinne der biologischen Symbolik das Wort „Pferd" einheitlich darstellt *). Vgl. p. 319.

---

gehörenden Einzelindividuen und ihre Beschreibungen sind zwar miteinander assoziiert, aber doch eben als phänomenale und phänomenologische Individuen „abgegrenzt" (zu „Grenze" s. § 19).

*) Die historische Etymologie (s. p. 102 ff.) leitet „Pferd", mhd. pherit, pferit, ahd. pherit von ahd. párafrid und dieses von paraveredus (im 5. Jahrh.), das aus παρά neben, bei und lat. veredus (leichtes) Pferd, ab, so daß paraveredus svw. Neben-, Beipferd, „zum Dienst auf Nebenlinien bestimmtes Postpferd" (Walde, Lat. etymol. Wb., p. 820) bedeute. Das lat. veredus wird weiterhin von βερέθος, βέραιθος, pers. Berd, skt. bar tragen abgeleitet und heißt svw. Tragtier — oder von gall. voredus, cymr. gorwydd, das mit gall.-lat. reda, raeda vierräderiger Reisewagen (redarius, epiredium, ahd. ritan reiten, fahren, reita Wagen, lat. rota Rad usw.) und veals Rest von vehere fahren in Verbindung gebracht wird; Stowasser hält veredus wie burdus, burdo Maultier für entlehnt aus hebr. phered

Eine andere substantivische Bezeichnung für dieser Säugetiergruppe angehörende Individuen ist das Wort „Roß". Aber nicht jedes Pferd ist ein Roß; mit Roß bezeichnen wir eher ein edles, hohes Pferd, ein Streitroß (engl. horse, p. 68 Fußnote). Das o malt direkt das Hohe (wie in hoch selber, in groß — s. p. 40, 55 —, Gott, Nr. 522, 527 usw.), besonders nach K.-T. 3: Roß svw. das sich bäumende und so wie auch mit Nüstern und Maul *) drohende, furchtbare (o angstgefühlig) Tier, das „große Tier" (Totemtier!); r und ss schmerzgefühlige Determinanten. Das Wort „Roß" steht also gewissen Individuen konstitutiv näher als das Wort „Pferd", doch sind alle Rosse Pferde, und es besteht in der konstitutiven Entfernung der beiden Wörter von den so bezeichneten Individuen nur ein geringer, jedenfalls innerhalb der für die Substantiva geltenden Variationsbreite liegender Unterschied. Auch das Wort „Roß" bezeichnet nicht ein beliebiges Wesen, das sich bäumt, schnaubt und schnappt, sondern ein eigenschaftlich und funktionell bestimmtes Individuum; an das Wort „Roß" schließen sich ganz bestimmte Wörter an, die die Eigenschaften und Funktionen, deren biologische Einheit das mit „Roß" hauptwortlich bezeichnete Individuum ist, im einzelnen herausstellen, und das Wort „Roß" ist eben die biologische Einheit aller dieser Wörter. Zu „Roß" gehören als wortverwandt „reiten", „Reiter", „Reisige", „reisen", „reißen" usw., Wörter, die spezifische Bewegungen angeben, die auch das Wort „Roß" implicite angibt und die nur in Nuancen von denen verschieden sind, die das Wort „Pferd" implicite angibt (vgl. „reiten" — „sch-reiten", p. 63, 114). „reiten" ist vw. schmerzgefühlig, svw. „über die Schwelle gehen", malt also das Schmerz-, Trennungs-, Schwellenstadium einer Funktion, wie „reisen", „reißen", „reizen", „ritzen" (engl. to write ritzen, schreiben, vgl. kritzeln) usw.; mit „reiten", ahd. rîtan, mhd. rîten, mitteld. rîden wurde die Bewegung sowohl zu Pferde wie zu Wagen, zu Schiff bezeichnet (vgl. sch-reiten); später gibt es nur noch die Bewegung zu Pferde, die des Reiters, Ritters an. Das „Roß" ist also ein „Reitpferd", das „reiten" ist in „Roß" implicite angegeben; der konstitutive Unterschied von „Pferd", allerdings gering, ist offenkundig.

Die fast gleiche konstitutive Entfernung vom so bezeichneten

Reittier, Pferd, Maulesel usw. (Zu burdo vgl. βερέθος und skt. bar tragen, Bürde, also Maulesel svw. Tragtier.) M. E. braucht Pferd kein Fremdwort zu sein; dem paraveredus entspricht ahd. parafrid, mhd. parafredus, parafridus, parēdrus, nicht aber pherit, pferit, Pferd, das sonach lediglich als Homologon zu veredus usw. gelten kann.

*) Vgl. „Gaul", mhd. gûl Ungeheuer (erst vom Eber, dann vom 15. Jahrhdt. an vom Pferd), verw. mit „geil", kräftig, mutwillig, geschlechtslustig (Gaul als Beschäler, die Gule [alp]drückendes, „reitendes" Nachtgespenst).

Individuum wie dem Worte „Roß" kommt dem Worte „Renner" zu. Nicht jedes Pferd ist ein Renner, aber viele Reitpferde sind Renner, wie viele Reitpferde Rosse sind. Das „Roß" ist mehr ein hohes, gewaltiges, furchtbares, der Renner mehr ein flüchtiges, flinkes, aber auch edles Pferd. Auch „Renner" ist ein schmerzgefühliges Wort, das Doppel-n malt wie das kurze e das „Kurzwellige" der Bewegung (vgl. rennen — rinnen). Auch noch andere Individuen rennen, aber sie sind keine Renner; mit Renner wird eben nur ein bestimmtes Pferd und seinesgleichen beschrieben, und das Wort gibt nicht bloß an, daß das Pferd rennt, sondern daß es eine ganz bestimmte Konstitution hat, eben die, der die Konstitution des Wortes „Renner" ganz nahesteht. Nicht jedes Pferd, das rennt, ist ein Renner, ein Rennpferd. Im Mhd. war „rennen" svw. „im Kampfe heftig, stürmisch anreiten", und im 11., 12. Jahrhdrt. war der Renner auch das junge männliche Pferd als Geschlechtswesen, der Springhengst, Beschäler, der im Liebeskampfe mit der Stute stürmisch „anreitende" Hengst.

Genische Substantiva, die konstitutiv den „Pferde" genannten Individuen ganz nahe stehen, sind Mähre, Stute, Hengst. Mähre, mhd. die merhe, merche, das march, ahd. die mérihâ, merichâ, merhâ, marhe, meria aus ursprgl. marahia, das marach, altkelt. marka Pferd usw. Mähre (eigentl. Märe, Nr. 22) beschreibt das so bezeichnete Individuum im ä, dem schmerzhaltigen a, nach K.-T. 2 genisch als die (mit Samen, Kind) Erfüllbare, Erfüllte, als Gebärerin; vgl. die historisch-etymologische Ableitung des Wortes „Pferd" von zend. bar tragen im trophischen Sinne (eine Last tragen) und im genischen Sinne (trächtig sein), p. 63, Fußn. Das M in Mähre malt die Höhle, re die Schwelle des weiblichen Genitales. Die alten Formen marahia usw. geben ebenfalls nach K.-T. 2 das erfüllende Männliche an, die Formen mit e in der WS. nach K.-T. 1 oder 2 die Schwelle (vgl. Anschwellung der Schwangeren), den Schmerz (des Gebärens). Mähre ist also svw. Pferdemutter oder Mutterpferd, auch svw. altes, elendes Pferd, etwa altes, verbrauchtes Pferdemütterchen. Im Altenburgischen Marche = (Menschen-)Mutter in altertümlicher (Pubertäts-)Tracht (vgl. auch Marje, Nr. 16). Mähre verw. mit mähren svw. mischen (Mährte svw. Gemischtes, Zerteiltes, auch Schlamm = aus Wasser und Erde Gemischtes, Kot, frz. merde, vgl. Moor usw., Nr. 6), mischen trophisch, aber auch genisch (wie lat. miscere, griech. μιγνύναι). „Mähren" (Nr. 23) ferner svw. Worte mischen, durcheinander erzählen, quatschen, hierzu Märe, Mär, Märchen svw. Erzählung wunderbarer Begebenheiten, wobei das „Wunder" (Wunde, verwunden, überwunden, wundern, Nr. 64) immer der wundenreiche Pubertätskampf, das dämonistisch gedeutete Heldenstück, das Mutterwunder (Muttergotteswunder: das Kind ist „Gott", Christus, § 28,2,c Anm.), die Geburt, „das

Mütterliche" ist, das der Primitive nicht begreift; vgl. ahd. Adj. mâri, mâre, mhd. maere usw. svw. hehr, ruhmreich, berühmt, wovon man Wunderdinge erzählt. Auch der Mahr (Nr. 20) gehört zur Familie, der Alp, das drückende Nachtgespenst, mask. zu Mahre, das a freudegefühlig mit Angstgehalt, der gewaltige, zaubermächtige, gefährliche Nachtfahre, im German. als Pferd, Teufel mit dem Pferdefuß (vgl. Wotans Heer = wütendes Heer, Walkürenritt, Pferd als altgerman. Totemtier, Pferdeopfer usw., Gaul, mhd. gûl Ungeheuer, p. 64 Fußn.). Hierzu Homologe im Skt. WS. mar (márāmi) sterben, marás Tod usw., griech. WS. μερ (μορ, μαρ) in μαραίνω mache verwelken, μαρασμός Verwelken, Verdorren (p. 48 und Nr. 132) usw., lat. morior sterbe (Nr. 56), mors Tod, morbus Krankheit, mordere beißen, frz. marode (Nr. 18) krank, entkräftet, geschlagen (ausgeplündert), maroder plündern, mordbrennen, maraud Taugenichts (Geplünderter und Plünderer) usw., hierzu unser Mord, auch prov. „abmarachen", das sich direkt an ahd. marach anschließt und svw. sich oder einen andern bis zur Entkräftung hetzen, quälen, antreiben ist, wie man ein Pferd trophisch und genisch (bei der Zucht) bis zur Erschöpfung ausnutzt, so lange, bis es eine alte Mähre, eine Schindmähre geworden ist.

Ebenso wie Mähre beschreibt Stute nicht ein beliebiges weibliches (=superfeminines) Individuum, sondern ein ganz bestimmtes, und eben dieses wird mit Mähre oder Stute und nicht irgendwie anders bezeichnet: beides das phänomenale Individuum und „sein" Hauptwort stehen sich konstitutiv ganz nahe. Das Wort „Stute", mhd. und ahd. die stuot, ursprgl. wahrscheinlich das stuot (vgl. angelsächs. das stôd, altnord. das stod), bezeichnet eigentlich eine Mehrzahl von Zuchtpferden, ist also svw. das Gestüt, vielleicht auch der abgeschlossene Raum (Koppel, Gestänge, Stall, Stelle), in dem die Zuchtpferde untergebracht waren und die Begattung vor sich ging. Das u und uo oder o malt die weitere oder engere Rundung, den Bezirk, st und t oder d geben determinierend die Umgrenzung, die Schwelle, das Gattertor an. „stuot" ist familienverwandt mit ahd. und mhd. „stat", ahd. Statt, Stätte, Stadt und beschreibt das gleiche als leeres Rund, was „stat" als gefülltes Rund (a freudegefühlig) beschreibt. Dieser so bezeichnete Raum ist die „Stätte", wo sich der Pubertätskampf der Pferde abspielt, wie man ja auch die heiligen Bezirke, innerhalb deren sich die menschlichen Pubertätskämpfe vollziehen, als Kampfstätte, Walstatt, Bettstatt, Schädelstätte usw. bezeichnet. Es ist die Stelle (Gestell als Umzäunung), wo sich die Pferde zum Liebeskampfe „stellen", wo sie sich begatten (vgl. Gatter, Gattung, Gatte, Nr. 527 usw.). Der Springhengst wird in „die stuot" eingelassen, wie der Mann ins „Frauenzimmer", und wie wir die Frau gelegentlich auch noch als Frauenzimmer (nach

ihrer Kemenate) bezeichnen, so nennen wir allgemein auch das weibliche Pferd nach der „stuot" eine Stute. Auf weitere Verwandtschaften, z. B. zu „stoßen" (mhd. stôzen, ahd. stôzan, got. stáutan, altniederd. stôtan usw.), „stehen", „stechen", „stutzen" (beschneiden) u. a. genische Wörter will ich hier nicht eingehen. Diese Wörter lassen erkennen, daß die Bezeichnung „Stute" keine „übertragene" zu sein braucht, sondern nach K.-T. 1 entsprechen (u malt die Höhle, das Weibliche wie in „Mutter" usw.), also einfach das weibliche, „mannbare" Pferd als solches angeben kann. Daß im Ahd. und Mhd. „stuot" eine Herde solcher Tiere bezeichnet, besagt nichts dagegen; wir gebrauchen auch andere Wörter als Einzel- und Gruppenbezeichnungen, z. B. Vieh, Wild und ganz allgemein, indem mit der Betonung des Artikels ein Individuum als Präsentant der Gruppe beschrieben wird, z. B. der Mann svw. alle Männer, der Hirsch svw. alle Hirsche usw. So kann sehr wohl „die stuot" für die ganze Herde stehen. „Das Gestüt" ist dann so gebildet wie z. B. „das Getier". Fassen wir die Bezeichnung „Stute" als übertragen auf, dann steht sie nach K.-T. 2: das Erfüllende, hier die Herde der weiblichen Pferde, wird nach der umgebenden Rundung, hier der „Stätte", „Stelle", „Umzäunung", bezeichnet, das Erfüllende ist in seiner Gesamtheit also männlich, obwohl es sich aus weiblichen Wesen zusammensetzt, — männlich im Verhältnis zur weiblichen Umrandung. Wir sagen ja auch „eine Koppel Pferde" oder auch „Koppel" als Bezeichnung für das Gestänge und die darin befindliche Schar Pferde sowie für diese Schar allein; „Koppel" (lat. copula) übrigens zu koppeln, kuppeln svw. verbinden (conjungere, conjux), auch im genischen Sinne, also ist „Koppel" etwa sinngleich mit „stuot", „Statt" als Ort der Pferdezucht. — Auch in den Fällen des K.-T. 2 und 3 steht das Hauptwort dem damit Beschriebenen konstitutiv näher als die zugehörigen Nebenwörter; zu einem gewissen Weiblichen kann immer nur ein gewisses Männliches passen, ein im Sinne dieses Gegensatzes konstitutiv Paßrechtes.

Das Wort „Hengst" steht konstitutiv ganz nahe einem gewissen, eigenschaftlich und funktionell bestimmten Individuum, das man auch als „männliches Pferd" bezeichnet, sowie seinesgleichen. Das Wort „Hengst" ist die biologische Einheit aller zur Beschreibung dieses Individuums gehörigen Nebenwörter. „Hengst" ist ebenfalls (wie Mähre, Stute) ein genisches Wort. Ein Hengst ist ein männliches Pferd als begattungsfähig und begattend. Aber nicht jedes begattungsfähige männliche Individuum ist und heißt „Hengst", sondern nur eben ein ganz bestimmtes. Einen männlichen Hund usw. wird man niemals „Hengst" nennen; nur einen begattungseifrigen Mann bezeichnet man manchmal scherzhaft gemäß der Konfluenz der Beschreibung auch als Hengst, wobei wir aber wissen, daß es sich da um einen

Vergleich mit einem Hengst handelt *). In dieser genauen Entsprechung des phänomenalen Individuums und „seines" Hauptwortes zeigt sich eben die konstitutive Nähe. Das Wort „Hengst" ist angsthaltig-schmerzgefühlig, das so bezeichnete Individuum wird als im Angst- und Schmerzstadium des Liebesaktes befindlich beschrieben: das männliche Pferd „engt" die Stute ein, d. h. verfolgt, bedrängt sie, treibt sie in die Enge, bis sie nicht mehr entweichen kann, schlägt seine Vorderbeine um ihre Flanken (bespringt sie), drängt, stößt ihr den Penis in die Scheide, in die Enge — dieser Teil des Geschlechtsaktes, das von beiden Partnern erlebte Angst- und Schmerzstadium stellt sich in der hauptwortlichen Bezeichnung des männlichen Partners dar.

Mit dem Hauptworte wird ersichtlich nicht bloß eine Funktion oder Eigenschaft angegeben, wie mit den einzelnen Funktions- oder Eigenschaftswörtern, sondern es entspricht konstitutiv dem phänomenalen Individuum in seiner Gesamtheit — konstitutiv, d. h. unbeschadet der Partialität der Beschreibung, die auch für die Hauptwörter gilt. „Der Renner" ist nicht bloß Angabe einer Funktion, nämlich „rennen". Viele und verschiedenartige Individuen rennen, aber ein Renner ist immer bloß ein Pferd. (Nicht einmal „das Renntier", eigentlich das Renn, schwed. der ren, altnord. der hreinn, angelsächs. hrân, ein Wort, das m. E. trotz der gegenteiligen Auffassung der Etymologen zu „rennen" gehört und jene Hirschart als die flinke, auch vor dem Schlitten rasch sich bewegende, eben rennende kennzeichnet, nennt man gemeinhin „Renner", doch ist „ren" usw. unserm „Renner" gleichzusetzen, d. h. im Nordischen, wo es Pferde als „Renner" nicht gibt, wird jene Hirschart mit dem fast gleichen Worte bezeichnet, und dieses steht konstitutiv der Hirschart so nahe wie bei uns „Renner" dem damit bezeichneten Pferde.) Viele Individuen „bespringen", aber ein ganz bestimmter Bespringer ist und heißt „Hengst". Die einzelnen Funktionsbezeichnungen sind also konstitutiv vom so beschriebenen phänomenalen Individuum weiter entfernt als das Hauptwort. Dies gilt auch für die Eigenschaftswörter: auch sie stellen Einzelheiten heraus, deren jede zwar im Sinne der biologischen Symbolik das Gesamt „involviert", aber doch eben konstitutiv vom phänomenalen Individuum weiter entfernt, ihm konstitutiv weniger ähnlich sind als die Hauptwörter, auch als die substantivierten Eigenschaftswörter. Viele Individuen sind rot, aber sobald wir ein Individuum als „das Rote", meist in Zusammensetzungen wie Rotbuche, Rotwild, Rotspon usw., oder als „die Röte" („Rötung") bezeichnen, wird

*) Vgl. z. B. Hengist und Horsa, die Führer der Angelsachsen bei ihrem Zuge nach England (= Land der Angeln); Benennung nach der Vater-, Führerschaft gemäß dem Totemtier. Horsa, engl. horse = Roß (mit Versetzung des r, wie mhd. ros und ors, altfries. hors usw.).

damit mehr gesagt als mit der eigenschaftswortlichen Bezeichnung „rot" (die Buche, der Hirsch, der Wein, die Haut, der Himmel ist rot, sieht rot aus), es wird das „Wesentliche", „die Hauptsache", d. h. eben das Gesamt quoad Konstitution mit dem Hauptwort „wiedergegeben". Viele Individuen sind warm, aber mit der hauptwortlichen Bezeichnung „das Warme" und „die Wärme" ist sehr viel mehr gesagt als mit dem Eigenschaftswort.

Nicht selten sind die Hauptwörter Zusammensetzungen aus einem Haupt- mit einem andern Haupt- oder einem Tätigkeits- oder einem Eigenschaftswort. In diesen Fällen steht diese Zusammensetzung dem damit Bezeichneten konstitutiv am nächsten. Einem bestimmten Baume (und seinesgleichen) steht das Hauptwort „Apfelbaum" konstitutiv näher als das Hauptwort „Baum", aber auch dieses Hauptwort steht jenem Individuum immer noch konstitutiv näher, ist ihm ähnlicher als ein zu seiner Beschreibung gehörendes Nebenwort. Ein Apfelbaum ist von einem Pflaumenbaum unterschieden, beide aber sind Bäume.

Konstitutiv dem Beschriebenen ganz nahe stehen die Eigennamen im engeren Sinne; sie gelten je nur für dieses eine so benannte Individuum und weiterhin für seinesgleichen. Man soll nicht einwenden, daß die Namengebung eine zufällige, von allerlei „Faktoren", die außerhalb der biologischen Zusammenhänge lägen, abhängige Angelegenheit sei, daß also z. B. ein neugeborenes Kind ebenso gut auf den Namen Karl statt Hans hätte getauft werden können und daß sein Vater ebenso gut Müller statt Schultze heißen könnte. Die phänomenal-phänomenologische Entsprechung ist genau. Das neugeborene Kind ist Aktualitätenreihe einer (z. B.) optischen Denkzellgruppe des Vaters sowie einer analogen Denkzellgruppe der Mutter und gewisser anderer Menschen; von dieser Zellgruppe geht der Eronenstrom (auch) zu den assoziierten Wortzellen aus, und indem diejenigen Wortzellen, deren Aktualität der Eigenname ist, aktuell funktionieren, ist der Name des Kindes da. Er ist also keineswegs beliebig, und auch falls die Eltern schon vor der Geburt sich den Namen des künftigen Erdenbürgers überlegen, sind diese Überlegungen oder Besprechungen nur Vorgänge der später aktuell werdenden Namengebung, die sich nach dem gen. biologischen Mechanismus vollzieht. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß viele Menschen Karl oder Hans und Müller oder Schultze heißen; sie sind sich eben auch alle konstitutiv, d. h. soweit ihre Konstitution im Eigennamen entsprechend „wiedergegeben" ist, verwandt, und wir sprechen mit Recht von „Namensvettern". Nomen est omen. Ebenso wenig wie ein Apfelbaum ein Pflaumenbaum ist und heißt, ebenso wenig ist und heißt ein Hans ein Karl oder Fritz und ein Müller ein Schultze oder Meyer. Und ebenso wie es viele Apfelbäume und viele Pflaumenbäume, ebenso wie es viele Rhinozerosse und

viele Ochsen gibt usw., gibt es auch viele Individuen Hans und viele Karl usw. Ein Mensch namens Karl Müller ist niemals „derselbe" wie Fritz Schultze, ja nicht einmal wie sein Bruder, sogar sein Zwillingsbruder, der ja auch einen andern Vornamen hat. Aus einer Keimzelle entwickelt sich immer nur ein ganz bestimmtes Individuum, dasjenige, dessen biologisches Symbol die Keimzelle ist, und es ist eitel Fiktion, anzunehmen, daß sich aus dieser Keimzelle ebenso gut ein anderes Individuum „hätte entwickeln können", und daß diese Annahme gar mit dem Irrealis (1. Bd. p. 66 ff.) „bewiesen" werden könnte. Dieses Individuum aber kann auch immer nur in ganz bestimmten Wörtern beschrieben werden, eben gemäß der phänomenal-phänomenologischen Entsprechung, kann also auch immer nur einen bestimmten Eigennamen führen. Im Verhältnis zu „Apfelbaum" oder „Ochse", Bezeichnungen, die doch auch gattungsmäßig sind, steht der Eigenname s. s. (sensu strictiori = im engeren Sinne) dem so benannten Individuum konstitutiv noch näher, gilt eben für dieses Individuum als der ihm eigene Name.

Seit jeher ist die Namengebung ein besonders bedeutsames Ereignis, ja bei vielen Völkern oder bei einzelnen Teilen eines Volkes (Katholiken in Deutschland usw.) ist der Namenstag wichtiger als der Geburtstag. Bei allen primitiven Völkern erhält das Neugeborene alsbald einen vorläufigen Namen, dessen Mehrgültigkeit dem noch geringen Grade der Differenziertheit des Kindes entspricht. Erst zu einem späteren Termin, ursprgl. bei der Pubertätsprobe, erhält der Mensch statt dieses Kindernamens oder neben ihm den definitiven Namen, der seiner nunmehr ausgeprägten Konstitution gemäß ist. Der Kindername war somit der Vor-name, den endgültigen Namen (Nach-namen) erhielt der gereifte Mensch. Zur Pubertätsfeier kamen (und kommen) die Väter, die Priester, die Weisen, die Ältesten des Stammes mit den Prüflingen zum heiligen Bezirk (templum usw.) und hielten neben andern Prüfungen auch die „Geschlechtsprüfung" im Sinne der Genealogie (pater semper incertus!) ab. Je nach Ausfall dieser Prüfung, die sich auf allerlei Ähnlichkeiten mit einem bekannten Alten oder Vorfahren erstreckte, also eine Konstitutions-, eine Charakterprüfung war, bestimmte sich der „Familien-" oder „Geschlechtsname" des jungen Menschen; in dieser Weise entwickelte sich die phänomenal-phänomenologische Assoziation bis zur aktuellen Funktion derjenigen Wortzellen, deren Aktualität der definitive Eigenname ist, und zwar bei Prüfer und bei Geprüftem. Und in irgendeiner Weise wurde der Geprüfte gemäß seinem Namen ge-kenn-zeichnet, erhielt ein Abzeichen, einen Ausweis, eine Legitimation, einen „Charakter" (χαρακτήρ das Werkzeug zum Eingraben, Einschneiden, Einprägen, ferner die den „Prägestock" handhabende Person, endlich

auch das Gepräge, Eingeprägte selbst, vgl. Nr. 36). Wie einer geprägt war, aus welchem „Holze er geschnitzt" war, das wurde eben bei den Pubertätsproben ermittelt, der Charakter wurde untersucht und die Verstümmelungen, die Wunden, Narben dieser hochpeinlichen Befragung waren die Merkmale dafür, „was für ein Kerl" der Geprüfte war, die Merkmale seines Charakters. All dem entsprach der definitive Name, somit ein wortliches Zeichen des Charakters, der Konstitution, der Familienzugehörigkeit, der Tatsache, daß man die Reifeprüfung bestanden hatte und so aus einem Namenlosen oder nur vorläufig Benannten ein Erwachsener, der einen Namen hatte und einen Namen zu verlieren hatte, geworden war.

Diese kurzen Darlegungen mögen zum Vergleich mit den entsprechenden Vorgängen dienen, wie sie höherkultivierten Völkern eigentümlich sind: diese sind grundsätzlich jenen ganz analog, nur sind sie nunmehr milder in ihren Abläufen und reicher gegliedert, mit einem Worte: differenzierter als jene. In unserm Kulturkreise finden Teile der einstigen Pubertätsfeier bereits in der frühen Kindheit statt, so auch die „Verleihung" des definitiven Namens (Taufe). Was aus dem Kindlein werden wird, läßt sich freilich nur genealogisch prognostizieren, aber diese Prognose zu stellen ist nunmehr sehr einfach: die Familie ist definitiv abgegrenzt, pater in der Regel certus, wo nicht der biologische, so doch der legale (und dieser ist von jenem nicht allzu verschieden, insofern die Frau doch immer nur einen paßrechten Partner annimmt). Somit ist das Kind, die biologisch-einheitliche (summenhafte) Präsentanz der beiden Eltern (s. 4. Bd. § 3_3), also auch der Voreltern, Vorfahren, für uns ganz selbstverständlich, das eine „ein" Schultze, das andere „ein" Meyer, das dritte „ein" Müller usw., hat die Konstitution, den Charakter der Eltern, ist in allen seinen Teilen und als Ganzes ihr Kind, mag auch diese oder jene Eigentümlichkeit rezessiv oder dominant sein, mag das Kind „mehr" dem Vater oder „mehr" der Mutter nachgeartet, ähnlich sein. Es verschlägt nichts, ob der Vater oder die Mutter den Namen liefert (Patriarchat bzw. Matriarchat oder uneheliche Mutterschaft): die Frau nimmt, wie gesagt, doch immer nur den paßrechten Partner an, der Mann die paßrechte Partnerin, die beiden Zeuger sind sich konstitutiv so nahe verwandt, daß auch der Name des einen mit dem des andern gleichverwandt ist, eine Tatsache, die sich auch darin ausprägt, daß bei der Eheschließung der Name der Frau bzw. des Mannes sozusagen überflüssig wird, im Namen des Ehepartners aufgeht. Vgl. EdS. § 34 Anm. 3.

Der Vorname ist nun eigentlich nicht mehr Vor-name, er steht höchstens noch meist vor dem Familiennamen (vielfach, z. B. in Ungarn aber auch dahinter). Er ist Determinante des

Familiennamens geworden, gibt die Persönlichkeit aus der Reihe der Vorfahren oder der biologisch (also nicht bloß genealogisch) Verwandten an, der der Täufling konstitutiv am nächsten steht; es können auch zwei oder mehrere solcher Persönlichkeiten sein, der Täufling also zwei oder mehrere Vornamen erhalten. Unter allen Umständen trifft der Vorname des Urvaters zu, des längst verstorbenen, nur noch kollektivbegrifflich oder endbegrifflich existenten: der eines Heiligen, eines Untergottes oder Gottes selbst: auf dessen Namen wird der Nachkömmling getauft (εἰς τὸ ὄνομα oder ἐπὶ τῷ ὀνόματι τοῦ κυρίου, wie die frühchristliche Formel lautete, also auf den Namen des „Herrn", des Vaters, wobei der Name ausgesprochen wurde [oder nicht] — mit der dämonistischen Deutung, daß damit, mit der Nennung des Namens der Herr als persönlich, gegenständlich gedachter allmächtiger Geist zitiert werde; z. B. Theodor, Gottlieb usw. *)). So bilden Vor- und Zuname eine konstitutive Einheit, die der Konstitution des so Benannten so nahe steht, wie es innerhalb der phänomenal-phänomenologischen Entsprechung überhaupt nur möglich ist.

Auch wir pflegen das junge Kind nicht beim Familiennamen zu nennen, sondern beim Vornamen, und zwar wird dieser in der Regel irgendwie verballhornt: gemäß dem noch geringen Grade der Differenziertheit des Kindes, das selbst seinen Namen erst im Laufe der ersten Lebensjahre aussprechen und sich somit wenigstens namentlich kennen lernt (eine bedeutsame Erkenntnis, wie im 5. Bd. darzulegen sein wird). Vielfach wird auch nicht ein „Rufname" gebraucht, sondern ein weniger persönlicher, ein Zärtlichkeitswort, z. B. Muddelchen, Bübchen, Putzelchen, Mädi usw. Nur wann's „ernst wird", nennt man den „richtigen" Namen — man erinnere sich! Und dann später in der Schule: da heißt man so und so, Karl Schultze oder Fritz Meyer, aber „sonst" hat man seinen Spitznamen, Kriegsnamen, Geheimnamen — und jeder entspricht konstitutiv genau der jeweiligen Entwicklungsstufe: das Kind „ist" und heißt zu einer Zeit die große Schlange, der weiße Adler, Karl Martell, der Geigenfurz, der Schuster usw.,

*) So gilt z. B. auf Java (wie übrigens bei allen primitiven Völkern) der Name des Kindes als Dämon selbst oder als Name eines Dämons, den man sozusagen dem Kinde, das nach ihm benannt ist, verpflichtet oder zu verpflichten sucht, der diesem Kinde verwandt, väterlich, göttlicher Schützer ist. Also wird ein Kind Sugens getauft, d. h. Glück: der Dämon Glück (Frau Fortuna usw.) ist somit Schutzgeist. Hat das Kind aber viel Krankheiten, dann ist der Name, also die Herleitung offenbar falsch, man tauft es um, nennt es z. B. Waras = Besserung. Die Umtaufe kann sich noch mehrfach vollziehen, bis der „richtige" Name, also der richtige Schutzgeist alias Schöpfer, Vater, Urvater gefunden ist. Vgl. die in katholischen Landen übliche Benennung des Kindes nach dem Heiligen des Namenstages; dieser Heilige ist der Urvater, eigentliche Zeuger, ein Untergott, der mit dem Vater unser aller zusammen das Schicksal seines Sprößlings bestimmt, usw.

und regelmäßig finden sich Zeiten, in denen die Persönlichkeit mit Eigennamen belegt wird oder sich belegt, die kein anderer Mensch kennt oder versteht wie eben die Kameraden, die „Eingeweihten" (Wortneubildungen). Erst bei der nahenden Pubertät geht der kindliche Name in die erwachsene Form über, aus Anneli wird Anna, Anni, aus Uschi wird Ursula, aus Petchen Peter, und nur bei hohem sympathogenen Anteil der sensorischen Schreib- oder Sprechreflexe, also bei hoher Gefühligkeit der phänomenologischen Funktionen kommen die kindähnlichen Formen wieder vor. Die Analogie zu den primitiven Sitten ist ersichtlich.

Nun ist gewiß einem Menschen in der Regel nicht „anzusehen", ob er Müller oder Schultze und Karl oder Friedrich heißt. Die vom phänomenalen Komplex ausgehenden graphischen und phonetischen Reflexe sind in der Regel zunächst nicht solche, an die sich als optische oder akustische Aktualitätenreihe der Eigenname (als von mir ausgesprochen) anschließt, sondern zunächst solche, an die sich alle möglichen Haupt- und Nebenwörter anschließen, die zwar alle dem phänomenalen Individuum konstitutiv mehr minder nahestehen, aber doch die konstitutive Nähe des Eigennamens nicht erreichen. Dies ist eben eine biologische Tatsache. Die Wortzellen, deren Aktualität der Eigenname ist, fungieren im Zusammenhange meines phänomenal-phänomenologischen Erlebnisses zunächst ohne Beteiligung meiner eigenen graphischen und phonetischen Reflexe aktuell, die Eronen fließen ihnen vielmehr auf dem „Leitungswege" (vgl. 2. Bd. p. 342, 360, 395) zu, wandern also vom phänomenalen Komplex durch assoziierte Zellen hindurch und gelangen aus diesen über die Neuriten usw. zu den zugeordneten Muskelzellen, die keine „graphischen" oder „phonetischen" sind, und dann, von diesen abgegeben, über die betr. optischen und akustischen Empfangsstellen zu den zugeordneten Denkzellen. D. h. der Mensch selber schreibt oder spricht seinen Namen, er „stellt sich vor", dann kann ich seinen Namen auch schreiben oder sprechen, ich habe ihn „kennen gelernt". Der Name braucht keineswegs ein „neuer", d. h. eine vorher als Reihe noch nicht dagewesene Buchstabenreihe zu sein; der Name Müller ist nicht gar selten, aber die Assoziation einer gewissen Person, deren Name mir noch nicht bekannt ist, mit dem Namen Müller als seinem Eigennamen hat eben noch nicht aktuell bestanden und stiftet sich erst in der beschriebenen Weise. Dies ist die Regel; die Ausnahme kommt ziemlich selten vor: bei manchen Leuten öfter und wohl bei jedem Menschen gelegentlich vollzieht sich erst die eigne graphische oder phonetische aktuelle Assoziation und dann erst die „Leitungsassoziation" zwischen Individuum und Eigenname, schreibt oder spricht (oder „denkt", d. h. schreibt oder spricht begrifflich) man also den Eigennamen eines Individuums, bevor er von ihm (oder andern)

geschrieben oder gesprochen ist. Während der Entwicklung des Menschen treten die Eigennamen und auch die andern Wörter bald mehr nach dem ersteren, bald mehr nach dem letzteren assoziativen Modus auf, also auch mein eigner Name.

Endlich ist einem Menschen in der Regel nicht „anzusehen", daß und inwiefern sein Eigenname gerade zu ihm paßt; diese Tatsache fällt z. T. mit der eben besprochenen zusammen. Ich weiß nicht, daß der vor mir stehende Mann Karl Müller heißt, ich „kann es ihm nicht ansehen"; falls ich es aber kann, dann weiß ich auch, daß und inwiefern der Name Karl Müller für diese Person paßt. Muß ich den Namen erst von ihm oder andern erfahren, dann bedarf es noch in der Regel eines eingehenden Studiums und einer ausführlichen Beschreibung dieses Mannes, bis sich genügend Tatsachen herausstellen, aus denen sich der Schluß ergibt, daß und inwiefern gerade für ihn der Name paßt. „Studium" einer Person heißt: der phänomenale Komplex differenziert sich, mehr und mehr zum Komplex gehörige Aktualitäten („Einzelheiten") treten auf, wie ich das hinsichtlich anderer Individuen oder zu ihnen gehöriger Objektreihen (Stella nova, Syphilis u. a. Krankheitskomplexe) 1. Bd. p. 567ff. dargelegt habe. Entsprechend dieser Differenzierung erweitert und verfeinert sich auch die zugehörige Beschreibung. Wie weit die Differenzierung aber auch gehen mag, jede „neu" auftretende Aktualität ist biologisches Symbol des gesamten Individuums, dessen sie ein Teil, wie jede „ursprüngliche", noch rel. wenig differenzierte Aktualität Symbol des gesamten Individuums jeder beliebigen Entwicklungsstufe ist; das Individuum entwickelt sich niemals über seine Individualität, seine Spezifität hinaus: es ist und bleibt auf jeder Entwicklungsstufe „dieses" Individuum, spezifisch, einmalig, einzig, einheitlich. Das „Studium" eines Individuums kann also niemals wesentlich Neues erbringen, sondern nur eine Mehrung, Vervielfältigung von Einzelheiten sein, die allesamt zum Individuum gehören und seines Wesens sind. An jeder Einzelheit zeigt sich das ganze Individuum, und der „gewiegte" Menschenkenner braucht nur eine Einzelheit zu kennen, um zu wissen, wen er „vor sich hat". Diese Kennerschaft kann eine „intuitive" sein, d. h. eine solche, die ihrer Sache sicher ist, ohne daß es einer langen Beschreibung bedarf, eine unmittelbar phänomenale (intuitiv zu intueri anschauen), eine naive, vorwissenschaftliche; sie kann ihre Einstellung nicht „begründen", d. h entwicklungsgeschichtlich erläutern, detaillieren; eine solche Kennerschaft ist zum guten Teil eine gefühlsmäßige, und die Gefühle sind, wie wir nunmehr wissen, nur im indirekten Verfahren zu beschreiben. Die wissenschaftliche Kennerschaft liegt auf einer höheren Ebene, „höher" im biologischen Sinne, nämlich als höherer Grad von Differenziertheit im Phänomenalen und

Phänomenologischen. Hier schließt sich die ausführliche Beschreibung an das phänomenal reicher gegliederte Individuum an, also die (vom Dämonisten kausal gefaßte) ausführliche „Begründung" für die Spezifität des phänomenalen Erlebnisses, für das So-sein eines Individuums und des mit ihm unmittelbar, primär assoziierten Urteils. Und zu dieser Kennerschaft gelangt man immer nur auf dem Wege des fleißigen, eindringlichen Studiums, der Entdeckung möglichst vieler Einzelheiten. Der letztmögliche Grad von Kennerschaft, die letztmögliche phänomenale und phänomenologische Erkenntnis ist nur innerhalb der psychobiologischen Einsicht in die Struktur und Funktion des Menschen zu erreichen.

Der Eigenname „Müller" z. B. ist ursprünglich Berufsbezeichnung. Der Beruf aber ist nicht eine „willkürlich", auf Grund von dämonistisch gedeuteten Überlegungen „gewählte" oder durch dämonistisch gedeutete „Außenfaktoren" erzwungene Beschäftigung, sondern ist die Gesamtheit gewisser trophischer Reflexe, der Arbeitsreflexe, die zum biologischen Ganzen des Individuums gehören, biologisch da sind, nicht aber von innern oder äußern Mächten angezaubert werden (vgl. EdS. § 71 und ds. Werk § 27_4, auch 4. Bd.). Der Mensch entwickelt sich eben auch auf dem trophischen Gebiete, das zu seiner Ganzheit, zu seiner Persönlichkeit gehört. Wer also von Beruf Müller ist, ist nicht Schultze (aus Schultheiß = der die Schuld heißt, die Verpflichtungen, Verbindlichkeiten, Steuern usw. kennt und nennt, der Richter, Gemeindeälteste) oder Mayer (major domus) oder Förster usw. Es ist eitel Fiktion, anzunehmen, daß, wer Müller geworden ist, ebenso gut hätte Schultze, Bäcker oder Schriftsteller usw. werden können. Wer Müller geworden ist, konnte (gemäß seiner biologischen Beschaffenheit) eben nur Müller werden, und wer Müller ist, war es schon symbolisch, als er noch Keimzelle war. Nun ist aber nicht jeder, der Müller heißt, von Beruf Müller, wohl aber stammt jeder, der Müller heißt, von einem Vater oder Großvater oder Urahn ab, der von Beruf Müller war und nach seinem Berufe benannt wurde, dessen phänomenaler Konstitution das Hauptwort, der Eigenname Müller nächstverwandt war. Diese Konstitution aber ging in seinem Samen und dem seiner Söhne und Töchter (deren „Samen" Eier waren) und Enkel auf die aszendenten Geschlechter über. Die jeweiligen männlichen Erben als Träger des Namens Müller waren zwar in ihrer Konstitution von mütterlicher Seite her modifiziert, auch im übrigen genealogisch differenziert, z. B. derart, daß sie in einen andern Beruf hineinwuchsen, wie ihn der Vater oder Großvater oder Urahn ausgeübt hatte, aber alle diese Erben des Namens Müller blieben dennoch „Müller", übten und üben ihren Beruf in einer gewissen Analogie zu dem des Müllers aus,

in einer gewissen Arbeitsweise, die der Herkunft des Herrn Müller, seinem Stammbaum, seiner Konstitution gemäß ist. Jeder Mann namens Müller, falls er nicht Müller „ist", schustert doch oder bäckt oder schriftstellert oder amtiert als „ein Müller", ist Nachkomme, Erbe auch im Beruflichen und kann gar nichts anderes sein. Ein Mann, der nicht gerade ein solcher Nachkomme ist, heißt auch nicht Müller, kann aber von Beruf Müller sein; er übt in diesem Falle seinen Müllerberuf in einer seiner Deszendenz gemäßen Art und Weise aus. Die Erblichkeit des Berufs ist bei manchen Völkern, ja innerhalb früher Entwicklungsstufen aller Völker Gesetz, d. h. findet sich biologisch in hundert Prozent der Fälle; bei andern Völkern Regel, d. h. es kommen Ausnahmen vor, die aber doch immer noch als ein „aus der Art schlagen" aufgefaßt werden. Freilich gab es zu primitiven Zeiten eigentlich nur einen Beruf: den des Wehrfähigen, des „Vaters" im allgemeinen Sinne des „Mannes", er „machte alles", war „allmächtig" (mächtig gehört zu machen). Erst mit der Differenzierung der Menschen differenzierte sich auch der Beruf zu Berufen.

Worin nun die erbbiologische, spezifische Art und Weise der Ausübung eines Berufes, z. B. den des Schneiders durch einen Herrn Müller, besteht, ist im einzelnen nur bei eingehender psychobiologischer Analyse herauszustellen. Hierbei ergibt sich, daß die Unterschiede der einzelnen Berufe keine „grundsätzlichen" sind, sondern daß sie allesamt Entfaltungen, Entwicklungen sind, die auch in ihren jeweils endgültigen Methoden (mehr minder) vieles Gemeinsame aufweisen, man sehe nur genau, man sehe psychobiologisch zu. Der Chirurg hat gewiß viel Gemeinsames mit dem Schlächter (Metzger, Metz, Messer) und dem Schneider, seine Tätigkeit liegt nur in einer höheren Differenziertheitsebene; und mancher Chirurg (zu deutsch: Handwerker) hat in seiner Berufsausübung wie überhaupt in seiner Persönlichkeit so viel „Schlächtermäßiges" oder „Schneidermäßiges" an sich, daß sich der Schluß auf die Abstammung ohne weiteres ergibt; selbstverständlich unbeschadet der Ergebnisse der chirurgischen Tätigkeit. Aus einer Soldatenfamilie (Schwert, Säbel) kann sich sehr wohl ein Schlächter, ein Schneider, ein Chirurg usw. entwickeln. Wird ein Soldat a. D. oder sein Sohn usw. Schriftsteller, dann wird sich auch da das Soldatische niemals verleugnen lassen: in der Wahl der Stoffe, in der Diktion, in der Linienführung seiner Erzählungen usw. Wechselt jemand seinen Beruf, so heißt das: es vollzieht sich eine entsprechende Umwandlung seiner Arbeitsreflexe, aber auch dann ist an der Art und Weise der Ausübung des neuen Berufes bei hinreichender Einsicht in die psychobiologischen Zusammenhänge der frühere, allgemein: der individuelle Beruf sehr wohl zu erkennen.

Ein Mann namens Müller übt also seinen Beruf stets „müllermäßig" aus, und so steht der Eigenname konstitutiv diesem Menschen ganz nahe; er ist und heißt Müller. Der Vorname determiniert den Familiennamen; beide bilden eine Einheit. Karl Müller ist nicht Erich Müller. Karl, ahd. Charal, latinisiert Cárolus, Kerl (mit nach ä gesprochenem e), engl. earl bezeichnet „den Mann": a freudegefühlig, dsgl. K, dann l, r schmerzgefühlig, das ganze Wort männlich, ein Karl oder Kerl (vgl. die Kerle von Flandern) ist ein männliches Individuum, das die Pubertätskämpfe überstanden hat, ein Held, ein Mann und ein Manne. Erich, ahd. Erih, Erich zu ËR, Eor Kriegsgott, dem der ërtac, ërichtac, ëritac, der Dienstag (dieser Name vom diestag, Tag des Tyr, ahd. Zio, der ebenfalls Kriegs- und Siegesgott) gewidmet war (vgl. ἔρις Streit, ἔρος Liebe); das Wort ist männlich-schmerzgefühlig wie er, Ehre, Wehre, ist also svw. der Mann im Streite, der Streiter, der Ehren-, Wehrhafte (p. 325, 1. Bd. p. 150). Während „Karl" vw. freudegefühlig ist, ist „Erich" vw. schmerzgefühlig, und wer Karl heißt, ist damit auch phänomenal von dem, der Erich heißt, unterscheiden. Wer beide Vornamen führt, ist damit entsprechend charakterisiert. Man muß nun aber nicht etwa denken, daß dem „Karl" immer bloß die helle Freude, dem Erich immer bloß der Schmerz aus den Augen sieht, daß Karl den ganzen Tag jubelt und Erich fortwährend „streitet". Die Charakterisierung ist eine biologische; sie ist gegeben vor aller Erörterung, Beschreibung, auch vor der detaillierten phänomenalen Erkenntnis der Persönlichkeit. Die psychobiologische Analyse ergibt in jedem einzelnen Falle, daß die Charakterisierung, d. h. ja eben, wie dargelegt, die Namengebung „stimmt". Jede Forschung kann ja nur darauf ausgehen, das „Gegebene", d. h. die Aktualität zu erkennen und zu beschreiben, nicht aber zu schaffen (letzteres wähnen nur die Dämonisten). Die Person und ihr Name ist „gegeben", beide sind biologische Tatsachen, und eine solche ist auch ihre genaue Assoziation; wir können diese Tatsachen nur erkennen und beschreiben. Daß und mit welchem biologischen Rechte der Vorname des Vaters oder eines anderen Vorfahren dem Kinde beigelegt wird, haben wir oben besprochen.

Die Eigennamen der Menschen sind vielfach auch Ortsnamen. Eine Siedlung, ein Dorf (lat. vicus, griech. *Foῖκος*, ai. viç, ahd. wich — in „Weichbild" —, poln. vice, unser — witz) im Luch (Ödland, vgl. Wasser-lache, Loch, Luke, Lücke, lugen usw.) heißt Luchwitz, Luckwitz (vgl. Lyck, Luckau, Luckenwalde, Lauchstädt, G-logau, G-lauchau, Lunkensee bei Pech-lüge, Lugano usw.), Loschwitz, Lungwitz (mehrere Dörfer bei Glauchau). Das Oberhaupt, der Herr der Siedelung war eben der Herr von Lungwitz — und hieß auch so. Auch Auswanderer, die in fremde Siedelungen aufgenommen wurden, nannte man nach ihrer

Herkunft, nach dem Heimatorte: dieser Fremdling war „ein Lungwitz", war und hieß Lungwitz. Damit war er charakterisiert, seine Konstitution, seine Persönlichkeit war so vollkommen wie möglich mit einem Worte, seinem Eigennamen beschrieben. Das Kind — wie jedes Wesen — ist der Scholle verhaftet, auf der es geboren ist; es trägt ihre Züge. Die Landschaft, die die Eltern erleben, ist auch Erlebnis des Kindes. Die Denkzellen, deren Aktualitäten die heimatliche Landschaft ist, sind ganz analog bei den Eltern und bei ihren Kindern. Auch wer die Heimat verläßt, nimmt die Heimat mit. Auch wer kosmopolitisch sich gebärdet, ist irgendwo geboren — und dort ist seine Heimat. Auch der Nomade ist irgendwo „zu Hause" — und dort ist er verwurzelt. Der Internationalismus ist, wohlverstanden, keineswegs mit Heimatlosigkeit identisch, aber wie wenige verstehen ihn recht! Am wenigsten die Internationalisten*). Sieh dir einen Menschen an — und du weißt, woher er stammt. Höre einen Laut — und du kennst das Land, in dem er heimisch. Nicht ubi bene, ibi patria, sondern ubi natus, ibi patria. Und qualis patria, talis homo (animal, planta).

Nicht selten führen Menschen gewisse Tier-, Pflanzen- oder Sachennamen als Eigennamen. Solche Namen sind eigentlich Gattungs- oder Eigennamen gewisser Tiere, Pflanzen, Sachen, stehen diesen phänomenalen Individuen konstitutiv am nächsten und sind auf den sobezeichneten Menschen nur „übertragen". Diese Übertragung ist die assoziative Verknüpfung eines gewissen Menschen mit dem Worte, das eigentlich substantivische Bezeichnung eines Tieres oder einer Pflanze oder einer Sache ist; die Verknüpfung ist natürlich nicht „willkürlich" gestiftet worden, sondern ist biologisch entstanden und zeigt an, daß von dem Komplex „Mensch" hinreichend zahlreiche Eronen zu dem Wortzellkomplex z. B. „Rose" oder „Baum" oder „Hahn" oder „Stein" usw. gelangen. Dieser Mensch wird phänomenal mit der Rose bzw. (dem Baume, dem Hahne, dem Steine usw.) verglichen (Interindividualvergleich, § 28,6), es bestehen so viele Ähnlichkeiten zwischen beiden Komplexen, daß die Assoziation zum Wortzellenkomplex „Rose" gemeinsam stattfindet. Worin im einzelnen diese Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen bestehen, ist mittels psychobiologischer Analyse zu ermitteln. Es ist daran zu erinnern, daß gewisse Tiere, Pflanzen, Sachen bei Primitiven den Charakter von Totemtieren, -pflanzen, -sachen hatten und bei den Kindern und vielen Erwachsenen noch heute haben: „Wortspiele" mit dem Namen in Verbindung mit mystischen Vorstellungen über die Herkunft des Menschen, primitiv direkt die aus Vergleichen stammende Deutung, daß

*) Geschrieben 1930.

die Menschen von dem Totem-Gott abstammen, „nach" dem sie benannt sind (vgl. die indianische Sitte das totemistische Tierbild [„Totem" svw. „Tierbild"] als Namensunterschrift zu verwenden; Wappentiere, -pflanzen; Deukalion und Pyrrha warfen Steine hinter sich und schufen so die Menschen; „Du bist wie eine Blume, so lieb und rein und hold"; Mithra wächst aus einem Baume wie Odin aus der Weltesche Yggdrasil — usw.). — Derartige Eigennamen stehen den so bezeichneten Tieren, Pflanzen, Sachen konstitutiv näher als den so bezeichneten Menschen, diesen aber doch so nahe, daß eben die Assoziation stattfindet. Benennungen wie Himmelreich, Treppengeländer usw. (kennzeichnende „Umtaufungen" der Juden zur Zeit ihrer Befreiung aus dem Ghetto) sind überhaupt keine Eigennamen, sondern Bestandteile einer (in diesem Falle ironisierend-herabsetzenden) Beschreibung, die alsdann kurzschlußmäßig Person → Hauptwort verläuft. Das Analoge gilt übrigens auch für die Verwendung von Eigenschaftswörtern, z. B. Farbbezeichnungen (Grün, Schwarz, Weiß usw.) als Personenbezeichnungen; auch sie sind eigentlich keine Eigennamen.

Unter den Hauptwörtern sind vom phänomenalen Individuum konstitutiv am weitesten entfernt die Abstrakta. Ich habe dies schon 1. Bd. p. 414 f. dargelegt und begnüge mich hier mit diesem Hinweise.

Über die Zahlwörter und Zahlzeichen s. 1. Bd. p. 372 ff.

Wie die Numeralia geben auch die Pronomina Eigenschaften und Funktionen des so Beschriebenen in einer den Hauptwörtern nahekommenden konstitutiven Entsprechung an, wie ohne weiteres ersichtlich. Sie stehen ja eben „für" die Hauptwörter (pro-nomen).

Ebenso ist ersichtlich, daß die von Eigenschaftswörtern, Zeitwörtern, Hauptwörtern und Fürwörtern abgeleiteten Partikeln Eigenschaften und Funktionen angeben. Hierfür einige Beispiele. „Morgen" als Adverb ist äquivok dem Substantivum „Morgen", das sowohl einen Zeit- wie einen Raumabschnitt (Morgen Land, Parzelle) bezeichnet, d. h. zur zeitlichen und zur räumlichen Beschreibung (vgl. § 30,4, b, δ) gehört. Indes sind diese Wörter nicht nur äquivok, sondern auch sinngleich insoweit, als sie svw. aus der Höhle, Öffnung, Umrandung (m, o) hervorgehendes, somit abgeschnittenes Stück bedeuten. Das o ist Angstvokal (K.-T. 2) oder Trauervokal (malt das Stück, K.T. 1), r Schmerz-, g Trauerkonsonant, en schmerzgefühlig. Das Wort gehört zu der p. 65 f. und p. 127 ff. angeführten Sippe. Der Übergang aus der Nacht in den Tag, der Nacht in den Tag, der Austritt des Tages aus der Nacht ist (wie jeder Übergang) ein Sterben (Nr. 56)-Werden. „Der Morgen" ist das erste aus der (mütterlichen) Nacht hervorgegangene Stück Tag, der „Anbruch" des (als

„Sohn" — Nr. 544 — gedachten) Tages, vgl. „Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod"; neurotische Angst vor dem Tage, Morgenangst; „Tag" freudegefühlig, lang-männlich, die Sonne als Sohn der Nacht, des nächtlichen Meeres (Nr. 543). Der „Morgen Land" = das an einem Morgen zu pflügende Stück. — Lat. cras morgen zu WS. cre (qer) in (möglichem) crena (renis) Einschnitt, Ker-be, creare schaffen, d. h. abscheiden, (die Frucht) ausscheiden, abschneiden, crescere hervorgehen, wachsen, excrementum Ausgeschiedenes, cratis das Abgeschnittene und Geflochtene, Flechtwerk, cera das Herausgeschnittene (aus der Wabe, das Wachs), cernere scheiden, sichten, cernieren usw. usw.; griech. κείρω schneide, κρίνω scheide usw. Also cras fast sinngleich mit morgen, aber mit freudegefühligem a. — Griech. αὔριον, neutr. von αὔριος morgendlich, zu ἄυρα Hauch, ἄω hauche, ἄημι wehe, αὔω schreie, ἀήρ Luft, αὔρον Gold, ἥλιος (ἠέλιος, ἀϝέλιος, αὐέλιος) Sonne, Ausosa, Aurora usw. (vgl. Morgenstunde hat Gold im Munde, mit „Gold" wird die Morgenröte bezeichnet, „das rote Gold"). Das αὀ malt mit υ die Höhle, aus der der Morgen (α) hervorgeht (K.-T. 1) oder ist Ersatz für schmerzhaltigen Trauervokal (K.-T. 1); αὔριον also etwa sinngleich mit morgen, cras. Das Adverb „morgen" gibt eine eigenschaftlich determinierte Funktion quoad topischer Komponente an, wie cras und αὔριον.

„Nachts", „nächtens" gehört zu „Nacht", und so kommen wir zu „nicht" und „nichts". Nacht, ahd. naht, got. naths, lat. nox, griech. νύξ, skt. náktis; das a der WS. dunkel, stark angsthaltig oder Angst-A, vgl. o in nox und υ in νύξ, das N angst-, ch schmerz-, t trauer-freudegefühlig (auch Hinweis auf die Länge, auch auf den aus der Nacht hervorgehenden Morgen und Tag). Mit skt. WS. nak nächstverw. naç in náçāmi verschwinde, vergehe, nāças Verschwinden, Untergang, nāshṭrā Gefahr, Verderben, zd. naçu Leiche; griech. νέκυς Leiche, νεκρός tot, νόσος Krankheit; lat. nex Tod, necare töten, nocere schaden, verderben; got. naus (aus nagus) tot, hierzu unser necken (mitteld. beunruhigen, reizen, quälen; „was sich neckt, das liebt sich" — Liebeskampf, Liebestod), Nickel = Schreckgespenst, dämonisches Wesen (Neck, Necker, Nickelmann, Nixe, ahd. nicchessa Wassergeister *) usw.), Nicker = dolchartiges Messer, nicken eigtl.

*) Nixe, Nicker usw. sind aus dem Wasser, dem Brunnen, dem Meere besonders nachts heraussteigende Dämonen. Wasser, Meer, Nacht werden so als die Dämonen verhüllend, hervorbringend und wieder aufnehmend, als mütterlich gedeutet (vgl. auch Meer als Gebärerin und Verschlingerin der Sonne, des Tages, des Festlandes, der Schiffe und Menschen, der Seelentiere, die auch in Flüssen und Quellen hausen, z. B. die Nornen in dem See unter der Weltesche, Najaden zu νέω schwimme, νάω fließe, skt. WS. snu ausfließen lassen, sna schwemmen, baden, lat. nare, natare schwimmen usw.); aus dem Wasser kommen die Menschen und alle Dinge wie (nach Hippolytus) Thales von Milet lehrte: ἀρχὴ τοῦ παντὸς καὶ τέλος τὸ ὕδωρ,

verneinen (vgl. 1. Bd. p. 323 Fußn.), ver-nichten, zu nichte machen, nicht, nichts (= mhd. nihtes niht, ganz und gar nicht, nichtes nicht, „nichts" also zusammengezogen aus Gen. von „nicht" und einem zweiten „nicht"). In „nicht" lautet die WS. ni; das cht ist der Überrest von ahd. wiht (Wicht, Wesen, w-icht, ich), und „nicht" ist ahd. nêowiht aus ni êowiht = nicht irgend ein Wesen, k-ein Wesen (EdS. §9 Anm. 1); n(i) ist die Verneinung, wie sie auch in den obigen Wörtern, also auch in „Nacht" steckt, ist ein weibliches Wort: n angstgefühlig, i oder e (ne, nee) schmerzgefühlig, o (no) und a (skt. na, bayr. naa) angst-, a auch freudegefühlig nach K.-T. 2, also dann „na" svw. das Männliche, Positive im Gegensatz zum Weiblichen, Negativen, während ni, ne, no weibliche, negative, negierende Wörter sind, das Weibliche, Negative als solches beschreiben, und zwar nach Art eines Substantivs. — „Nacht" ist also mit „nicht" familienverwandt, die Nacht ist etwa svw. die Vernichtung, das Nichts (vgl. Nonne, ahd. nunna, ferner Nichte, ahd. nift, lat. neptis usw.), „das Weib", „die Mutter" als Vernichterin, Verschlingerin, Töterin, Tod, Mahr (Nr. 20), Sphinx, Rätsel, Ungeheuer, Hekate, Lamia, Empusa usw., mit ihren Töchtern den Erinnyen, Furien, Hexen u. a. Nachtgeistern, dazu die Gebärerin des Tages (vgl. Edda wie die Mythologien aller Völker). Der Übergang zur Nacht ist wie jeder Übergang die Reihe Hunger (Schlafbedürfnis), Angst (vor der Nacht), Schmerz (Abschied vom Tage), Trauer (Kampfmüdigkeit, Erschlaffung), Freude (behagliches Einschlafen), und so ist und heißt die Nacht das Weibliche (Höhlenmäßige), das Nichts, in das der Hinüberschlummernde eingeht (wie in den Tod, „in" den man auch „hinüberschlummert", freilich indem sich das Individuum auflöst, nicht wie aus der Nacht „wiedergeboren" wird, „wie neugeboren" erwacht, auf[er]steht); von hier aus wird die neurotische Angst vorm oder beim Einschlafen, die Schlaflosigkeit in ihren mannigfachen Formen verständlich (s. Bd. „Erkenntnistherapie"). — Zu diesen Wörtern gehören auch die Partikeln „nu", „nun", „na!". „Nun", „nu" (auch „im Nu"), mhd., ahd., got., skt. nu, nū, griech. νῦν, νύ, lat. num, nunc (numce) — alles weibliche Wörter, beschreiben nach Art von Substantiven die Schwelle - Öffnung (n) - Höhle (u, m,) - Öffnung-

---

ferner Aphrodite die Schaumgeborene (nämlich aus dem Meere, das von den abgeschnittenen Genitalien des Kronos, kastriert von seinem Sohne Zeus, befruchtet war), Moses der aus dem Wasser Gezogene, Wotans Niederfahrt zum Brunnen Mimir, Storchmärchen usw. So ist auch der Nickel als Metall, Metallstück svw. das aus dem Erz Abgeschiedene, aus ihm Hervorgehende (speziell aus dem Kupfererze, worin es der schwedische Mineraloge A. F. v. Cronstedt 1751 entdeckte, — daher „Kupfernickel"). Lat. nix, nivis, νιφάς Schnee (vgl. oben skt. snu, sna) svw. das (sozusagen aus dem Nichts oder aus dem Wasser der Luft) Hervorgehende, vgl. „Tau" Nr. 355. Usw. Vgl. Nr. 11.

Schwelle (n), den Durchgang, somit die zeitliche und räumliche Verbindung zweier Komplexe (vgl. p. 84f.). — „Jetzt" beschreibt den Übergang quoad Schmerzstadium, die Schwelle (je-), mit Hinweis auf den Fortgang (tzt, aus älterem jetzund, itzund, ieze, iezuo, itzu, und zwar „ie" je und zuo zu, worin das u die Höhle angibt, in die sich der Vorgang nach seinem freudigen Ende fortsetzt). Die Zeit- und Ortspartikel beschreiben das Individuum bes. quoad topische Veränderung (§ 30,4), also die topophile Komponente der eigenschaftlich determinierten Funktion. — „na!" gibt je nach Aussprache das Angststadium oder das Freudestadium eines Vorganges an; im ersteren Falle ist das a dunkel, klingt an no mit kurzem o an oder ist freudehaltig (zweifelnd, hoffend); im letzteren Falle konstatiert es einen Erfolg (na siehst du!) mit oder ohne Angstingrediens; das n weist auf den Ausgangspunkt hin.

Das Wort „gestern" beschreibt den Übergang als Schwelle (es, ern) und das sie Überschreitende quoad topische Komponente, also das Individuum funktionell, und zwar im Schmerzstadium quoad topische Symbolkomponente. Das Wort ist vw. schmerzgefühlig. Skt. hjas gestern aus der Grundform ghjas, zu WS. ghe, ghi, gha verlassen, hervorgehen, ha springen, weichen, griech. χθές, lat. heri, hesternus, ferner griech. χῆρος beraubt, leer, χωρίς getrennt, χάσκω, χαίνω klaffe, χατίς Mangel, χηραμός, χεία Kluft, Spalt usw., lat. fames Hunger (vgl. p. 46f.), heres Erbe = der Nachgelassene, Verlassene (vgl. χήρα Witwe) usw. Auch diese Wörter für „gestern" geben die (vollendete: a in hjas) Trennung an, und zwar wird diese aus der Erinnerung beschrieben, wobei der zugehörige Begriffskomplex die topophile Symbolkomponente „vergangen" hat. Im Got. ist aber gistradagis svw. morgen, und immer findet sich bei jungen Kindern ein Stadium der topischen Unsicherheit (rel. geringen Differenziertheit auch der betr. Assoziationen), in dem sie gestern mit morgen verwechseln; es kann also auch ein Vorgang mit „gestern" zeitlich beschrieben werden, dessen Begriffskomplex die topophile Symbolkomponente „künftig" hat (vgl. 1. Bd. p. 705 f. u. 2. Bd. p. 114 ff.), d. h. gestern kann die gleiche Zeit wie morgen angeben. Auch das Wort „morgen" gibt ja ein Verlassen, Trennen an, wie oben (p. 79 f.) dargelegt.

Das Adverb „kaum" beschreibt im au und m die leere Höhle mit Hinweis auf die Öffnung (Angst-a) oder auf die mögliche Füllung (Freude-a, k); au kann auch Trauervokal sein. S. auch Nr. 376. Mhd. kûme, ahd. chûmo, Adv. zu dem Adj. kûm, chûm schwach, elend, krank (chûmîg, kûmîg, auch kamig, z. B. vom Rotwein, der bei längerem offenem Stehen „übergeht") und zu mhd. Verbum kûmen, ahd. chûman krank, elend sein, wehklagen, beklagen, betrauern; dazu „kümmern", mhd. kumbern belästigen,

bedrängen, in Not bringen, ferner bekümmern, verkümmern, Kummer (Schutthaufen; Not, Mangel, Trauer; Haft, Arrest als Not usw.; vgl. die heilige Kummernus) usw. — Lat. vix zu vinco bezwinge, pervicax hartnäckig, vincio binde, fessele, umwinde (vicia Wicke, Ranke, vieo winde, vicis, vices Wechsel, Wechselseitigkeit [also Grenze, hin und her], vgl. ahd. wëhsal Wechsel, Handel, „Handel und Wandel", wëhha, wohha, got. wiko Woche, eigtl. Wechsel, vis zu griech. ἴς, plur. ἶνες [ϝίσνες], Sehne, dann Kraft, usw.); also „vix" bedeutet svw. gebunden, umwunden, gefesselt, beschreibt bes. das Schmerzliche dieses Eingeschlossenseins, das vw. ängstlich im Griech. mit μόγις oder μόλις = mit Mühe, Anstrengung, kaum (μογέω mühe mich; μῶλος, lat. moles Mühe, Kampf, Nr. 345) angegeben wird. Kaum, vix, μόγις bedeuten also svw. mit Mühe und Not und beschreiben verschiedene Stadien des Überganges nach Art von Substantiven, wobei das Funktionelle überwiegt.

Die Konjunktion „und" gibt das Hunger-Angst-Schmerz-Trauerstadium (in ahd. „unt", „unta" mit t das Freudestadium) des Vorganges an, etwa wie Hund, Sund, Mund, kund usw.: u hunger-, n angst-schmerz-, d trauergefühlig usw. Es beschreibt also das Individuum vw. als hungergefühlig, die Höhle, aus der etwas hervorgeht, an die sich etwas anschließt, mit der sich etwas „kopuliert". Das u knüpft an das vorhergehende Wort, das d, t, de, ti, ta an das folgende Wort an, d. h. die Wortzellen, deren Aktualität das Wort „und" ist, erhalten ihre Eronen aus den beiden phänomenalen Komplexen, deren Beschreibungen mittels „und" kopuliert sind, und aus den phänomenologischen Komplexen, deren Aktualitäten die Beschreibungen jener phänomenalen Individuen sind. So gibt das Wort „und" zugleich ein Teilchen des einen und ein paßrechtes Teilchen des andern (sich so mit jenem verbindenden) phänomenalen wie phänomenologischen Komplexes an, beschreibt „Partikel" und ist selbst „Partikel", beschreibt den phänomenalen Übergang und ist zugleich Ausklang des einen und Anklang des andern Wortes (Satzes). „Und" gibt vw. Funktionelles an, die eigenschaftliche Determinierung tritt so weit zurück, daß „und" alle möglichen Individuen, genauer die sie verbindenden Teilchen beschreiben und alle möglichen Wörter verbinden kann; selbst die meisten Tätigkeitswörter sind stärker eigenschaftlich determiniert. — Mhd. unde, und, unt, ahd. unti, unta, unte, aber auch inti, indi, anti, enti, angelsächs. und engl. and, mittelniederl. en (ende), nhd. und, ond, un, on (mundartl.); die verschiedenen Vokale der WS. malen die verschiedenen (je entsprechenden) Stadien des Überganges; das a in anti, and klingt an o oder (im engl. and) dunkles ae an, ist also als weiblich (angstgefühlig) aufzufassen oder es ist freudegefühlig, männlich und gibt Männliches vom Ausgangs-

komplex an (ἀντί, Ant-litz, Ant-wort). — Hierher gehört auch das Wort „Ende": es malt den Übergang als Schwellenstadium im weiblichen (En) und männlichen (de) Sinne, den Abschnitt, das Schmerzstadium. Ebenso „ent": es beschreibt das Herausgehende, die Schwelle Überschreitende und nun „draußen", ein Selbst, ein „ens", ein Wesen Seiende (lat. ens, entis, Part. präs. zu esse, vgl. Nr. 550, ital. niente, nichts); z. B. ent-wickeln, ent-falten usw. Somit hat es auch etwa den Sinn von „gegen", griech. ἀντί, ahd. ant., got. and usw. Vgl. „Ente", mhd. ante, ahd. anut, anot, anit, enit, lat. anas, anatis (vgl. nare schwimmen): der aus dem Wasser auftauchende, auf dem Wasserspiegel schwimmende Vogel, wobei das Wasser als (mütterliche) Höhle, der Wasserspiegel als Schwelle beschrieben wird, die die „Ente" als nunmehr Seiendes, Wesenhaftes überschreitet (vgl. Wasser als Gebärerin und Verschlingerin, als weiblich, mütterlich, p. 80 Fn., Nr. 11); „a" nach K.-T. 1 oder 2; skt. ātís bezeichnet einen andern Wasservogel, nicht die Ente. Griech. νῆσσα Ente zu νέω schwimme (νάω fließe), also die Schwimmerin (vgl. νῆσος Insel usw. —νη umgekehrtes en). Eine „Zeitungsente" ist ein „auftauchendes" Gerücht. — Die Verbalendung -en malt gleichfalls die Schwelle, die die eine Höhle mit der andern verbindet. Die Funktion ist stets ein — mit „en" als unbestimmt häufig, „infinit" bezeichneter (p. 309) — Übergang (Teil eines solchen) aus der einen in die andere Höhle, wobei die Individuen verschiedenen Aggregatzuständen angehören können, z. B. ein Quell aus der Erdhöhle in eine (durchsichtige oder unaktuelle) Lufthöhle eintreten kann. Das n weist auf die Schwelle hin, in die das aus der einen Höhle Austretende eingeht. Dies tut auch die Partizipialendung -end usw. Analog lat. -re, -ri, -ns usw. (s. p. 308 f.) — Lat. et und, auch bezeichnet ebenfalls die verbindende Schwelle und das sie Überschreitende, malt also die Kopulation nicht so ausführlich wie und. Griech. ἔτι noch, darüber hinaus, ai. áti usw. Im Got. steht für „und" jah (= jauh): es malt die Kopulation zweier Individuen umgekehrt wie „und", nämlich der ängstlich-schmerzlich-freudige Teil (ja) leitet über in den paßrechten hungergefühligen Teil (uh) des folgenden Individuums, auf dieses weist das h oder uh hin. Skt. ka gibt die Verbindung zwischen zwei Individuen als Gerade, freudegefühlig an, καί, κάς dazu die Schwelle und das sie Überschreitende (ι, ς), lat. -que dazu die Höhle-Schwelle.

Die Kopulation, Konjunktion erfolgt immer nur zwischen (interpolar) Gegensätzlichem, so wird sie auch mit „gegen", „wider", „aber" (zu „ab") usw. beschrieben. Und ferner führt die Kopulation weiter, setzt fort, so wird sie auch mit „noch", „auch", „darüber hinaus", „wieder" usw. beschrieben. — Den entwicklungsmäßigen Zusammenhang geben noch deutlicher die

subordinierenden Konjunktionen an wie nachdem, da, weil, wenn, damit, wozu usw.; sie werden z. T. als Kausal-, Konditional- und Finalpartikel bezeichnet, aber auch diese sind lediglich Beschreibungen zeiträumlicher Vorgänge, die Kausalität usw. wird in die Zusammenhänge nur hineingedeutet. „da" ist freudegefühlig und beschreibt das Hervorgegangene, Daseiende, Männliche quoad Lokalisation, ist also Zeit- oder Ortsangabe, z. B. als freudiger Ausruf des Entdeckthabens „da!", in Sätzen wie „da bin ich", „da ist dein Vaterland", „da und dort", „in dem Augenblick, da (= als, wo) ich eintrat, ...", aber auch in den sog. Kausalsätzen, z. B. „da ich zu arbeiten hatte, blieb ich zu Hause" („da" gibt „da" einen Zeitpunkt an, genau wie „weil", ahd. dia wîla dieweil, „weil" svw. „weilend", „während"), die Tatsache, daß ich zu arbeiten hatte, wird zeitlich mit „da" beschrieben, dieses „da" weist auf das aus dieser Tatsache sich Ergebende, auf diese Tatsache Folgende, nämlich das Zuhausebleiben hin; der Satz kann auch lauten: „ich hatte zu arbeiten, daher blieb ich zu Hause"; oder „ich blieb zu Hause; denn ich hatte zu arbeiten" (für „denn" kann „:" als Schwellenzeichen stehen); solche Sätze sind sehr oft aus einem bloß tautologischen Haupt- und Nebensatz kombiniert. — „Daher" svw. von diesem Orte, diesem Zeitpunkte ausgehend, d. h. es wird mit „daher" das aus gewissen Umständen (um-stehenden, herum-stehenden Aktualitäten, also weiblichen Anordnungen) sich Entwickelnde, Ergebende zeiträumlich beschrieben. — „Damit" gibt die Kopulation des „da" (d. h. des mit „da" zeiträumlich beschriebenen Männlichen) mit dem „mit" (d. h. der Schwelle des folgenden Weiblichen, vgl. Mitte, Mutter usw., Nr. 245, 251) an, das Eingehen des einen Individuums oder Erlebnisses in das folgende. Analog „dazu", „dahin" usw.; die „Finalität" des dazu, wozu, damit usw. ist wieder Deutung, sofern „Finalität" nicht bloß das biologische Zuendegehen (finis) eines Vorganges, sondern die „Zielstrebigkeit", das „Zweckliche", „Teleologische" als immanente geheimnisvolle, dämonistische Kraft oder deren Wirkung bezeichnet. „zu" gibt also mit u das Runde an, in das das mit „da" oder (in „zu") mit z bezeichnete Gerade eingeht; wie alle Präpositionen (ursprünglich selbständige Wörter) beschreibt „zu" quoad Topik, ist also „Richtungswort". — Ähnlich „du", lat. tu, griech. σύ dor. τύ, skt. twam, zend. tûm: mit „du" wird also nach Art einer Kopulativpartikel der Übergang von einem zum andern beschrieben, wobei „der andere" quoad verbindenden weiblichen Teil, dann aber auch als Ganzes, gleichgültig ob superfeminin oder -maskulin, bezeichnet wird und so „du" Pronomen (pro-nomen) ist. So steht auch das verwandte „zwei" — altertümlich zween, zwo, zwei für die „drei" Geschlechter (d. h. mask., fem. u. neutr.) —, obwohl nur Beschreibung der Schwelle,

Abgrenzung oder Öffnung (zwo), also der weiblichen Anordnung (vgl. 1. Bd. p. 374, 381, ds. Bd. unter Nr. 562), für das gesamte Individuum (Summand und Summe), und „der zweite" ist svw. der andere (secundus der folgende, secus der andere, getrennte usw., s. 1. Bd. p. 381); in den got. Formen tvái, tvôs, tva, skt. dva, dvâu ist mit a nach K.-T. 1 oder 2 beschrieben. Griech. δύο, δύω, δοιοί zwei (δοτή Zwei-fel, δοτάζω zweifle, διά zwi-schen, zer-, δίς usw., p. 95, 293), lat. duo, bis (für dvis), dis-, dubito zweifle, duplex, ahd. zer-, zuêne (mask.), zuô, zuâ (fem.), zuei (neutr.) sind analog zu verstehen. — Zu „du" gehört „dein", auch dieses Wort beschreibt kopulativ den Übergang, die Trennung von „mir" und „mein" (mit abschließenden m), das d kommt als Gerades sozusagen von mir und geht ins „ein" als Schwelle des andern Individuums, das nun auch in einzelnen größeren Teilen oder als Ganzes „dein" heißt (dein ist mein ganzes Herz; dein Kopf; dein Wille geschehe; deine Person). In „mein" bleibt das „ein", die Schwelle und das sie passierende, sozusagen im Bereich des weiblichen m, der zu „mir" (Nr. 13) gehörigen Höhle, Umrandung. Es ist so verständlich, daß die Kinder und Neurotiker noch nicht gelernt haben, „mein" und „dein" (die Abgrenzung) zu unterscheiden. — Familienverwandt mit da, du ist auch die, der, das, dieser, diese, dieses, vgl. p. 38f. und 290f.

„Wenn" = „wann" ist ursprgl. Fragepartikel. Mhd. wenne häufiger als wanne, ahd. huanne, huenne, wanne, wenne, got. hvana, Akkus. zu hvas (wer, was). Das w gibt die Höhle an, e oder a das die Schwelle Überschreitende, das weiterhin in das mit nn reduplikativ bezeichnete Runde (Schwellen-Öffnungen) eingeht. Das Wort hat also ebenfalls einen kopulativen Charakter, verbindet das eine mit dem andern, das nun in Form der folgenden Worte aufgerollt wird. Dieser mit „wenn" oder „wann" ursprünglich und mit „wann" auch heute noch zeitlich beschriebene Zusammenhang wird (etwa vom 16. Jahrhdrt. an) „bedinglich" gedeutet. Der Konditionalismus ist aber realiter lediglich Deutung der Differenzierung von „wann" und „wenn" — derart, daß „wenn" nun auch mehr Örtliches angibt, während „wann" reine Zeitpartikel geblieben ist. „Wenn" ist nunmehr svw. „falls", „im Falle daß", „vorausgesetzt daß" und gibt die Umstände, aus denen sich etwas entwickelt, nicht mehr bloß zeitlich, sondern auch örtlich, also quoad Koordinatik an; die Umstände als solche beschreiben die sich an „wenn" anschließenden Wörter. Indes wird „wenn" vielfach auch sinngleich mit „wann" gebraucht; es ist also entweder sinngleich mit „wann" oder mit „falls"; ich ziehe vor, statt „wenn" je nachdem zu sagen „wann" oder „falls", und zwar mit Rücksicht darauf, daß die konditionale Deutung — ebenso wie die kausale und finale — im psychobiologischen

Denken ausfällt. Auch „wenn" = „falls" leitet Sätze ein, die gewisse Umstände beschreiben, aus denen sich etwas ergibt, und zwar sind diese Sätze Irrealsätze, beschreiben also einen Tatbestand, meist aus der Erinnerung (die auch „künftig" sein kann) anders wie er ist oder war (s. 1. Bd. p. 66f., 706f.). Derartige Zusammenhänge sind aber auch nur — wie alle anderen — zeiträumliche.

Genug der Beispiele. Ich hoffe, an ihnen die Genauigkeit der phänomenal-phänomenologischen Entsprechung*) gezeigt zu haben und ferner die Gültigkeit des Satzes: alle Wörter geben Eigenschaften und Funktionen des Beschriebenen an. Der sprachkundige Leser kann die Beispiele leicht mehren und wird die hier dargestellten Grundsätze allenthalben, auch in jeder Sprache die je ein Volk gesprochen hat oder spricht, bestätigt finden; und auch in künftigen Sprachen wird nie etwas anderes beschrieben werden wie Eigenschaften und Funktionen.

Anmerkung: Über die Beschreibung anderer wie der optischen und akustischen Individuen.

Es werden nicht nur optische und akustische, sondern alle möglichen andern Individuen beschrieben. Die Buchstaben sind aber nur optische und akustische Reihen. Es werden also auch thermische, taktile, koordinative usw. Individuen mit optischen und akustischen Buchstaben und Buchstabenreihen beschrieben. Wir verstehen dies aus der Tatsache der interzentralen Assoziation; über die Konfluenz der Beschreibung s. § 33, $_{1,a}$. Die optischen — und zu ihnen stimmend die akustischen — Buchstaben sind, wie dargelegt, Entsprechungen der assoziierten optischen Individuen; daß sich die Buchstaben auch an Individuen anderer Sensualitäten (§ 29) anschließen, ist nur so zu verstehen, daß sie auch diesen Individuen entsprechen. Ein U wird also stets eine weitrunde leere Anordnung beschreiben, eine optische oder akustische oder taktile oder thermische usw., ein O stets eine rel. zum zugehörigen U engere leere Rundung, die zugehörige Öffnung beschreiben, welcher Sensualität das so Beschriebene auch sein mag. Ebenso entsprechen die Wörter als Buchstabenreihen der Zusammengesetztheit des

*) An der Tatsache der Genauigkeit der phänomenal-phänomenologischen Entsprechung ändert nichts der Hinweis darauf, daß es Irrtum, Lüge, List usw. gibt, also Beschreibweisen, die einen Tatbestand abwegig „wiedergeben". Rechnet ein Kind „3 mal 3 ist 8", dann ist zwar die Assoziation „abwegig" (falsch), aber die 8 (als Zahlzeichen und -wort) entspricht genau dem so-bezeichneten phänomenalen Individuum. Und die fehlerhafte Beschreibung — fehlerhaft, wie sich aus Vergleichen mit der „richtigen", d. h. durchschnittlichen (normalen) Beschreibung ergibt — entspricht genau dem fehlerhaften Erlebnis.

Beschriebenen, und zwar die Hauptwörter in nächster, die Nebenwörter in entfernterer konstitutiver Verwandtschaft.

Gewisse optische Individuen werden z. B. eigenschaftlich mit „warm" beschrieben; dieses Wort beschreibt zugleich gewisse thermische Individuen, nämlich solche, die mit dem so-beschriebenen optischen Individuum assoziiert sind; zu dem Wortzellkomplex „warm" besteht also eine Assoziation sowohl vom so-beschriebenen optischen wie vom so-beschriebenen thermischen Komplex her. Das Wort „warm" beschreibt mit w, m die Höhle, Hülle, mit r die Schwelle, Angrenzung, mit a das freudegefühlige Gerade und ist entsprechend-gefühlig, nämlich freudegefühlig, determiniert mit hunger- und schmerzgefühligen Buchstaben; „warm" beschreibt also eine freudegefühlige Reihe, ein Gerades (a), das sich aus der einen (w) in die andere Höhle über die Schwelle (r) bewegt und sich so in einer reduplikativ angegebenen (w,m) Höhle, Hülle befindet, nach K.-T. 2 auch diese Hülle. So beschreiben wir mit „warm" ein optisches Individuum (a), das umhüllt, eingehüllt (bekleidet usw.), geborgen ist, „warm sitzt", aber auch die „wärmende" Hülle (K.-T. 2). Die gleiche Anordnung haben nun auch die mit dem optischen Individuum assoziierten thermischen Reihen (die sog. „abgegebene Wärme", d. h. die sich an das optische Individuum anschließenden thermischen Aktualitäten, s. § $32_{,1,g,7}$); sie sind ebenfalls gerade und runde (umhüllende) Reihen, und zwar solche bestimmter Schwingungszahlen (§ $35_{,1,c}$), nämlich höherer als die der je zugehörigen thermischen Aktualitäten „kalt". Vom optischen (usw.) Individuum gibt „warm" eine Eigenschaft an, die wir aus der Anwesenheit bestimmter thermophiler Paßformen (nämlich solcher, die den mit „warm" bezeichneten assoziierten thermischen Aktualitäten entsprechen) in den aktuellen optischen Denkzellen, also aus dem Beteiligtsein thermophiler Symbolkomponenten an den optischen Aktualitäten verstehen. Dagegen sind die mit „warm" bezeichneten thermischen Reihen selber „das Warm" oder „die Wärme"; die Bezeichnung ist hier substantivisch, steht also konstitutiv dem thermischen Individuum näher als dem optischen. Die „Schwingungen" genannten koordinativen Veränderungen der thermischen Aktualitäten stimmen zu den koordinativen Veränderungen der mit ihnen assoziierten optischen Aktualitäten, und zwar sind die Schwingungszahlen der thermischen Aktualitäten, d. h. die Wärmegrade um so höher, je größer die Geschwindigkeit der Bewegung der assoziierten optischen Aktualitäten ist. Mit „warm" werden also implicite „höhere" Geschwindigkeiten der koordinativen Veränderung sowohl des optischen Individuums (z. B. reiben, laufen, drehen usw.) wie des assoziierten thermischen Individuums angegeben (s. o.). Viele Individuen, die mit „warm" beschrieben werden,

bezeichnet man auch mit „weich", einem Worte, das den (hier mit der Anwesenheit bestimmter thermophiler Paßformen koinzidenten) Kohäsionsgrad, also die V.-G. des koordinativen und taktilen Verhältnisses der Teilchen des beschriebenen Individuums (s. 2. Bd. p. 215, 445), die „Trennbarkeit" schmerzgefühlig angibt und sogleich gewisse koordinative, speziell kinästhetische und statische, sowie taktile (diese quoad statophile Symbolkomponenten) Aktualitäten beschreibt.

Zu „warm" vgl. „Schwarm" svw. geschlossene Menge, „Darm" svw. aus Teilen („Darmabschnitten") bestehendes (d), in der Bauchhöhle (m) befindliches Gerades-Geringeltes (ar), „Arm" svw. Gerades-Gelenkiges (Drehbares und Drehendes), das in der Hülle („Ärmel" usw.) steckt, sich zur Höhle, Hülle, zum Schutz beugen, jem. umhüllen („umarmen") kann, „arm" svw. eingehüllt, Schützling, „barmen" jem. einhüllen, in Schutz nehmen (ahd. barm Schoß, s. p. 111), lat. „arma" Waffen svw. Gerades-Dreh-Wendbares-Rundes (Schwert und Schild, Rüstung, auch Rundes [Wunde[, in das [die] die Waffe eindringt), wobei zu erinnern, daß die erste Waffe der Arm war, usw. (p. 324); vgl. zu warm auch „Wurm", den in der Höhle, aus der Höhle sich Ringelnden und Umschlingenden, ferner „war", „wahren" usw. p. 279. — Das homologe lat. formus beschreibt die enge Umhüllung, f und r weisen auch auf das Engumhüllte hin; hierzu forma Gestalt svw. eng geschlossener Umriß (vgl. μορφή, unter Nr. 140), formica Ameise (Nr. 14), fornax, fornus, furnus Ofen, der Wärmende, Heizbare, usw. — Wörter, deren Sinn dem von formus nahverwandt ist, nur daß sie nicht alle auch Thermisches bezeichnen. — Griech. θερμός warm, θέρμη Wärme, Hitze usw. betonen mit ερ das Schmerzliche (brennen usw., vgl. „heiß"), in diesem Sinne auch die Enge der Umhüllung; θ weist neben ε und ρ auch auf das Umhüllte, die Schwelle Überschreitende hin. — Skt. ghar leuchten, gharmás Glut, Wärme, zd. garema warm, heiß beschreiben ähnlich wie warm.

Gewisse optische (usw.) Individuen werden mit „kalt" beschrieben; dieses Wort bezeichnet zugleich die mit den als „kalt" beschriebenen Individuen anderer Sensualitäten assoziierten thermischen Individuen. Das Wort „kalt" gibt das freudegefühlige harte (k, t) Gerade, schmerzlich mit l determiniert an und ist entspr.-gefühlig; kalt beschreibt also ein aus der Höhle, Hülle Ausgetretenes, ein unverhülltes Gerades, nach K.-T. 2 auch die leere Hülle. So beschreiben wir mit „kalt" ein optisches (usw.) Individuum, das unverhüllt, bloß, entblößt, nackt ist, nach K.-T. 2 auch die leere Höhle. Die gleiche Anordnung haben auch die mit den als „kalt" beschriebenen Individuen assoziierten thermischen Reihen, also die gerade Anordnung; auch runde Anordnungen werden, wie § 35, 1, c dargetan, mit „kalt" bezeichnet, dies nach

K.-T. 2 (mit „kühl" nach K.-T. 1); das Wesentliche ist das Getrenntsein des Geraden vom partnerischen Runden. Mit dem Worte „kalt" sind thermische Aktualitäten rel. geringer Schwingungszahlen assoziiert; diese thermischen Punkte sind „das Kalt" oder „die Kälte", und „kalt" ist somit hier substantivisch. Mit „kalt" werden implicite geringere Geschwindigkeiten der koordinativen Veränderung sowohl des optischen Individuums (z. B. stehen, liegen, erstarren) wie des assoziierten thermischen Individuums angegeben. So werden auch viele Individuen, die man mit „kalt" bezeichnet, auch „hart, starr, gefroren" genannt, mit Wörtern, die gewisse Kohäsionsgrade und zugleich gewisse koordinative, speziell kinästhetische und statische, sowie taktile Aktualitäten beschreiben (s. o. bei „warm").

Es sind also gewisse gerade und runde thermische Reihen mit den Wörtern „warm" bzw. „kalt" assoziiert; dies ist eine biologische Tatsache. Diese Assoziationen sind indes, gemäß dem Wesen der thermischen Gegenstände (s. § 35,1, c), variabel, sowohl beim Individuum wie auch bei Gruppen. So werden z. B. die thermischen Reihen, die im Deutschen mit „warm" assoziiert sind, im Lateinischen, Französischen usw. mit solchen Wörtern bezeichnet, die als Homologe dem deutschen „kalt" entsprechen; lat. calidus, frz. chaud entspricht unserm „kalt", ist aber mit solchen thermischen Punkten assoziiert, die wir als „warm" bezeichnen; was wir als „kalt" bezeichnen, heißt lat. frigidus, gelidus, frz. froid. Zu calidus caldor Wärme, Hitze, calere warm sein; es finden sich aber in vielen andern Idiomen Homologe vor, die wie unser „kalt" beschreiben, so daß die historische Etymologie eine doppelsinnige Wurzel annimmt, eine solche, die kalt und warm zugleich bedeute. Dieser Auffassung kann man nur für den Fall, daß man „cal" oder eine konstruierte Wurzel „kele", „kale" als „Urwort" mit sog. Gegensinn gelten läßt(s. p. 314 ff.), beipflichten; die Wurzelsilbe (WS.) cal würde dann eben nur die thermischen Aktualitäten ganz allgemein angeben, wie wir ja beim Gebrauch von „thermisch" die Kälte mitmeinen und die Physik nur von Wärmelehre, nicht aber von Kältelehre spricht; die Differenzierung der Bezeichnungen wäre dann erst später, im Gange der sprachlichen Entwicklung aufgetreten, so, daß im Lat. mit den Wörtern der Wurzelsilbe cal nur noch die thermischen Punkte, die wir „warm" nennen, bezeichnet wurden und an die übrigen ein anderes Wort, z. B. das verwandte gelidus, gelare, gelu usw. (WS. gel) oder frigidus, frigere, frigus (WS. frig) sich assoziierte. Diese etymologische Annahme erweist sich z. T. als unstatthaft, z. T. als überflüssig angesichts der Tatsache der gen. Variabilität der thermischen Beschreibung. Die lat. WS. cal bezeichnet eben das Thermische, das wir mit „warm" benennen, während das homologe deutsche (überhaupt

germanische) „kalt", ahd. chalt, calt, kalt, got. kalds, angelsächs. ceald, engl. cold, altnord. kaldr usw. „das andere Thermische" bezeichnet, also sozusagen umgekehrt wie im Lat. angewendet wird. Unser „kalt" stammt ja nicht vom lat. calidus (vulgär: caldus) ab, sondern ist ihm lediglich homolog (s. p. 118); und dies gilt auch für das mit calidus verwandte gelidus. Während calidus im wesentlichen wie kalt beschreibt, betont gelidus mehr die Schwelle, das Schmerzstadium, determiniert von g, l als Hinweisen auf das Gleitende des „Gelees", der „Gelatine", des Gefrorenen. Auch frigere betont das Schmerzstadium und ist fast ganz schmerzgefühlig, wie unser frieren, frisch usw. Diese Wörter (gelare, frigere usw.) beschreiben optische Individuen, die quoad Kohäsionsgrad als „hart, starr" beschrieben werden, gemäß der Tatsache, daß kalte Individuen hart, starr, gefroren sind. Zu frigere vgl. fricare reiben, frigĕre quietschen, zwitschern (also über die enge Schwelle des Stimmapparates gehen), auch überhaupt die enge Schwelle passieren und passieren lassen, somit erigieren (frigere — erigere, Walde, Lat. etymol. WS.), aufrichten, dann frigere mit Dehnung des schmerzlichen i rösten, dörren (worin wieder Hinweis auf Wärme, Hitze!), rigere starr sein usw. Ähnlich die griech. Wörter ῥῖγος Kälte, ῥιγόω friere usw.

Ebensowenig wie es im optischen (usw.) Bezirk ein „Warm" oder ein „Kalt", „Wärme" oder „Kälte" gibt, gibt es daselbst ein „Vor", ein „Vorwärts", ein „Auf", ein „Aufwärts", ein „Leicht", ein „Schwer" usw.; diese Wörter beschreiben das assoziierte optische (usw.) Individuum quoad kinästheto-, topo-, statophile Symbolkomponente und zugleich die assoziierte kinästhetische, topische, statische Reihe — so wie „kalt" und „warm" das optische (usw.) Individuum quoad thermophile Symbolkomponente und zugleich die assoziierte thermische Reihe beschreibt. „vor" gibt die Öffnung-Schwelle an, das zu Überschreitende oder Überschrittene, mit r auch das Überschreitende (vgl. „Tor", p. 98 f., 103), beschreibt also das assoziierte optische (usw.) Individuum quoad Lage (vor mit Dativ) oder Richtung (vor mit Akkusativ), und zwar derart, daß explicite oder implicite eine Funktion determiniert wird (das Land, das vorm Tore liegt = das Land vorm Tore; Freiwillige vor! = Freiwillige mögen vortreten!). Der zu „vor" gehörige Dativ oder Akkusativ gibt das Individuum an, zu dem das funktionierende Individuum in dem mit „vor" bezeichneten lage- oder richtungsmäßigen Verhältnis steht. Das Weiblich-Männliche, das „vor" beschreibt, ist ein kinästhetisches und topisches, ein solches nämlich, dem die kinästhetophilen und topophilen Symbolkomponenten des mit „vor" beschriebenen optischen usw. Individuums entsprechen; „vor" beschreibt also das Eine wie das Andere. „vor" ist vw. mit geraden, weniger mit runden kinästhe-

tischen und topischen Reihen assoziiert, beschreibt also mit o vw. nach K.-T. 2; dies gilt auch für die so-beschriebenen optischen usw. Individuen: das Vortretende, Vorgehende, Vorragende, Vorn-Befindliche ist gerade, männlich, das Bevorstehende, Vortreibende (Austreibende) ist weiblich (vgl. § $30_{2,b}$ usw.). „vorwärts" ist nur Richtungswort (wärts svw. aus der Höhle über die Schwelle tretend, von der Richtung, vgl. lat. vertere drehend wenden). Lat. ante, griech. ἀντί (vgl. p. 242 f.) mit Betonung des Männlichen (a, t, i); pro vor, für beschreibt ganz ähnlich wie vor, nur mit stärkerem Hinweis auf das Männliche (pr), ähnlich per svw. durch (Richtungswort), das wieder mit u das Weibliche betont und mit rch die Schwelle und das sie Überschreitende (auch d) angibt, usw.

Ein anderes lage- und richtungsmäßiges Verhältnis sowie die den kinästheto- und topophilen Symbolkomponenten entsprechenden kinästhetischen und topischen Reihen beschreibt „nach" (ahd. nah). Es gibt mit n die Schwelle, mit a das sie Überschreitende, mit ch dessen Abgrenzung oder wiederum die Schwelle an, also eine männlich-weibliche Verbindung, deren männlicher Partner das Lage- oder Richtungsmäßige des Individuums ist, dessen mit „nach" determinierte Funktion sich auf den zu nach gehörigen Dativ erstreckt, sowie die männlichen kinästhetischen und topischen Reihen, die aus dem Weiblichen hervorgegangen sind, „hinter" denen also das Weibliche liegt. „Nach", „hinter", „hinten", „hinterwärts" („rückwärts") beschreiben vw. Weibliches. „nach" wird auch gebraucht wie gemäß svw. nach gleichem Maß (s. Nr. 166) wie eine „Vor-lage", die also „vorher" da ist und „nach" der ein Folgendes gemessen wird; also der Sinn von „nach" bleibt der gleiche. Lat. post beschreibt das aus der Öffnung (o) Hervorgegangene (p, st), das Abgegangene, Hinterlassene (vgl. po in po-sino = pono, Partic. perf. positus ab-gesetzt, pone hinten, podex der Popo, Hintere, polluere aus po und luere, lavare svw. abfließen lassen und so verunreinigen, Pollution usw.).

Analog diesen wenigen Beispielen sind alle Wörter, die Beschreibungen von Individuen anderer wie der optischen und akustischen Sensualitäten sind, zu verstehen. Es gilt für sie das Gleiche, was wir von der Beschreibung der optischen Individuen dargetan haben und noch dartun werden.

b. Wortverwandtschaft.

α) Wortanalyse und Bedeutungslehre.

Die Buchstaben und Wörter sind Reihen optischer und akustischer Gegenstände und Begriffe, also Aktualitäten bestimmter optischer und akustischer Modal- und Idealzellen („Wortzellen")

Sie können beschrieben werden, wie die phänomenalen Individuen beschrieben werden. Genau so wie von dem Zellkomplex, dessen Aktualitätenreihe ein bestimmtes phänomenales (gegenständliches und begriffliches) Individuum ist, Paßformen zu bestimmten Wortzellen gelangen, zu denen nämlich, deren Aktualitätenreihen die „Beschreibung" jenes phänomenalen Individuums sind und die sich somit als mit ihm (extra- und intraindividual) assoziiert erweisen, genau so gehen auch von dem Zellkomplex, dessen Aktualitätenreihe ein bestimmtes phänomenologisches Individuum (Buchstabe oder Wort) ist, Paßformen zu bestimmten andern Wortzellen, deren Aktualitätenreihen die „Beschreibung" jenes phänomenologischen Individuums sind und die sich somit als mit ihm assoziiert erweisen, und zwar ist diese Assoziation ebenfalls im Gegenständlichen hauptsächlich extra-, im Begrifflichen intraindividual. Die sich so anschließenden Wörter sind die Wortbeschreibung oder Wortanalyse.

Nun entspricht, wie dargelegt, jedes Wort dem damit beschriebenen phänomenalen Individuum genau, besteht eine enge Verwandtschaft zwischen den assoziierten phänomenalen und phänomenologischen Zellen und den auf dem Assoziationsweg zwischen ihnen verkehrenden Eronen. Konstitutiv, d. h. quoad Kombination der die Zelle bildenden Eronenkomplexe, also auch der ein- und austretenden Paßformen, stehen diejenigen Zellkomplexe, deren Aktualitäten ein Hauptwort sind, dem Zellkomplex, dessen Aktualitäten das mit dem Hauptwort bezeichnete phänomenale Individuum sind, am nächsten; die Hauptwörter bezeichnen also nur ein einziges (Eigenname s. s.) oder mehrere gleich konstituierte Individuen. Konstitutiv weiter entfernt sind die Nebenwörter (Eigenschafts-, Zeitwörter usw.); sie sind also auch je nach ihrer konstitutiven Nähe mit mehreren Individuen assoziiert, die eben konstitutiv mindestens insoweit übereinstimmen, wie die gemeinsame Bezeichnung mit einem oder mehreren Nebenwörtern anzeigt, — insoweit also, daß eben diese nebenwortliche Beschreibung stattfindet. Das Analoge gilt für die Wortbeschreibung. Es sind also auch die ein bestimmtes Wort beschreibenden (analysierenden) Wörter diesem Worte engverwandt, und zwar stehen ihm die Hauptwörter konstitutiv am nächsten. Indem einerseits ein Wort dem damit beschriebenen phänomenalen Individuum, anderseits den es selbst beschreibenden (analysierenden) Wörtern engverwandt ist, besteht auch eine enge Verwandtschaft zwischen den letzteren Wörtern und jenem phänomenalen Individuum. Die zur Beschreibung eines Wortes, z. B. Pferd gehörenden Wörter geben somit nicht nur Eigenschaften und Funktionen dieses Wortes, sondern auch des mit diesem Worte bezeichneten phänomenalen Individuums an, wie sich z. B. an unserer Erörterung zu „Pferd"

p. 63 f. ohne weiteres erkennen läßt, ja es ist bei dem geschilderten biologischen Mechanismus eine Wortanalyse gar nicht anders möglich (kommt niemals anders vor) wie im Anschluß an das zugehörige phänomenale Individuum, das hierbei meist begrifflich vorgestellt wird und während der Wortanalyse immer mal wieder begrifflich aktuell ist, ebenso wie während der Wortanalyse sowohl das zu analysierende Wort wie auch andere jenes phänomenale Individuum beschreibende Wörter immer mal wieder aktuell sind.

Die verschiedenen Beschreibweisen der phänomenalen Individuen (s. § $38_{,6}$) kommen auch in der Beschreibung der phänomenologischen Individuen, in der Wortbeschreibung oder Wortanalyse vor. Ein Buchstabe, ein Wort, die (optische und akustische) Sprache kann also pragmatisch, ästhetisch und ethisch beschrieben werden. Alle Beschreibweisen der Wörter fassen wir als „Wortkunde" zusammen (p. 349). Zwar wird dieser Name gewöhnlich in einem engeren Sinne gebraucht, nämlich als Bezeichnung der philologischen Beschreibung, die sich aus der Inventarisierung des Wortschatzes, der Grammatik und der Etymologie (einschl. einer Art historischer Morphologie des Wortes) zusammensetzt; aber die Philologie ist nicht die gesamte, nicht einmal die gesamte pragmatische Wortkunde: zur letzteren rechnen auch die biologische Morphologie der Buchstaben und Wörter (§ $14_{,8}$ und § $14_{,10,c,c}$), die Physiologie und Pathologie ihrer Entstehung (einschl. des Sprechens und Schreibens, Hörens und Lesens) und ihrer Assoziationen, die Logik usw., also Disziplinen, die als „Überschneidungen" der Wortkunde mit der Biologie, der Physiologie, der Philosophie usw. aufzufassen sind; und ferner gibt es eine Ästhetik und eine Ethik „des Wortes", die beide — als wertende Beschreibweisen — zur Wortkunde gehören. Die psychobiologische Wortkunde umfaßt auch alle diese Beschreibweisen, liegt aber in einer andern Denkebene (Anschauungsebene) wie die bisherige Wortkunde: diese ist (im wesentlichen) motivisch, jene ist realisch. Diese Differenz der Anschauung gilt wie für die Wortkunde, so für die Beschreibung überhaupt und auch für das phänomenale Erleben, die Phänomenalität. Sie trifft also auch für die Zusammenhänge zu, die wir hier zu erörtern haben: die Zusammenhänge zwischen phänomenalem Individuum, Wort und Wortanalyse, die sog. Bedeutungslehre.

Die Bedeutung oder, wie man auch sagt, der Sinn eines Wortes erschöpft sich keineswegs in der Angabe einer oder mehrerer Eigenschaften oder Funktionen des mit jenem Worte beschriebenen phänomenalen Individuums. Mit solchen Angaben ist nicht viel mehr gewonnen als mit der einfachen Konstatierung: das Wort z. B. Tür „bedeutet" eine gewisse phänomenale Anordnung,

eben die, die „Tür" genannt wird. Da wird „bedeuten" sinngleich mit „beschreiben", „bezeichnen" gebraucht. Die Vorsilbe be- ist ein „Richtungswort" (wie alle Präpositionen, p. 85, 294 Fußn.), beschreibt speziell das Schmerzstadium des Überganges, die Schwelle quoad topische Komponente, gibt so die Richtung des Deutens, Schreibens, Zeichnens usw., das Gerichtetsein auf Etwas ausdrücklich an. Das Wort „deuten" gehört zur gleichen Wurzel wie da, du, dein usw. (p. 85 f., 112 ff.), homolog lat. dis, duo, dubito usw., griech. δις-, διά-, δύο, δοιάζω usw. (1. Bd. p. 38, p. 376 Fußn.); d, t sind trauer-freudegefühlig, die verschiedenen Vokale geben die entspr. Stadien des Übergangs an, „eu" die Schwelle (e) der Höhle (u), das Männliche, das aus der Höhle tritt (vgl. „Freude", p. 51 f.), vom t determiniert, also in speziell-nuancierter Weise die Trennung, Teilung, das Zer-fallen, Zwei-feln (svw. in zwei fallen, ent-zwei gehen). Mhd., ahd. diuten, altfries. thioda, schwed. tyda, neuniederl. duiden (vgl. das duit = Deut, etwa svw. „der Zweier", ostpreuß. das Dittchen) usw. *). Dem griech. δείκνυμι zeige, δίκη Recht usw. entsprechen lat. dico sage (und somit zeige), indico, judex (= jusdex) usw., got. teiha melde, ahd. zîhu zeihe, zeigôm zeige usw.; zu zeigen zeichnen, bezeichnen, dessen nahe Sinnverwandtschaft mit „bedeuten" sich auch aus den gen. Homologien ergibt, wie ja auch das ei in zeigen, zeichnen, schreiben dem eu in deuten sehr nahe steht.

Sonach ist man sehr wohl berechtigt, „bedeuten" zunächst etwa gleich „beschreiben", „bezeichnen" zu gebrauchen, wir wissen ja auch, daß die Beschreibung eine Art Zerlegung des

---

*) Mit „deuten", „diuten" ist auch „deutsch" zu got. þiuda, ahd. diot Volk, Volksstamm verwandt. Diese Wörter bedeuten svw. Gesamtheit der Geborenen, Nachkommen, Kinder, also der in der Geburt (nasci, natus, also natio svw. Geburtsgemeinschaft) von der Mutter Abgetrennten, Abgeteilten (di-), vgl. Diener, familia, proletarii, p. 111, Nr. 60, 222 — wie ja auch „Volk", ahf. folc nichts anderes bedeutet als Nach-folg-er — im Gegensatz zum Herrn, Vater, und indem sich das Volk vom Urahn, dem Schöpfer, den Göttern oder Gott ableitet, ist diot svw. Göttersöhne, Gottessöhne, Gotteskinder (vgl. Goten, dazu ahd. goto, gota, mhd. gote Taufeltern und godsohn Täufling usw., Nr. 522, EdS. § 59 Anm.), Helden, Schar der Streit- und Wehrhaften, der Waffenfähigen (Kriegsvolk), vgl. lat. dis, dies, deus der strahlende Held, altgerm. Tiu, Teut (Teutonen), Ziu, griech. Zeus usw. — „diot" (deutsch, „völkisch") war Ende des 5. Jahrhunderts Bezeichnung für die germanisch-konservative Art (Sprache, Sitte) der rheinischen Ostfranken im Gegensatz zu der Gesittung der Westfranken, die nach Eindringen in die römische Provinz Gallien keltoromanische Sprache und Sitte übernahmen. — Anm. b. d. Korr. (Nov. 1933): Bestätigung bei Hermann Wirth, der „deutsch" von „Tuatha", dem Namen der jungsteinzeitlichen Völker des Nordsee-Kulturzentrums, (über die gen .Zwischenformen, Verf.) ableitet; zu Tiu auch die urgerm. Namen Tu, Ul, Jul (vgl. Julklapp, Julfest = Fest der Wintersonnenwende, 1. Bd. p. 296), Jol usw. (Sonne als Gottheit, Gottes Schild, p. 263 Fn., usw.).

Beschriebenen ist: alle Beschreibung ist partiell, und ferner sind die Wörter von dem damit Beschriebenen konstitutiv mehr minder weit entfernt, auch ist es eine biologische Tatsache, daß der Differenzierungsgrad eines phänomenalen Komplexes der Ausführlichkeit seiner Beschreibung entspricht, das phänomenale Individuum also um so differenzierter, um so „deutlicher" ist, je differenzierter (ausführlicher, klarer, „eingehender") seine Beschreibung, seine „Deutung", seine wortliche Auseinanderlegung, Darlegung, Aufteilung ist — wobei freilich zwischen dem Individuum und seiner Beschreibung nicht etwa ein Kausalnexus besteht. Im dämonistischen Denken ist nun aber die Deutung nicht bloß Zerlegung des Individuums in seine Teile, sondern auch — und zwar anschauungsgemäß — Zerlegung des Physischen in eben dieses Physische und ein angeblich in ihm wohnendes, es beherrschendes, ja sogar schaffendes „Psychisches". Diese Fiktion, diese Deutung ist die Eigentümlichkeit, das Wesentliche des dämonistischen Denkens, der dämonistischen Weltanschauung, in der außer mir und meinen Schülern alle Zeitgenossen leben und alle Vorfahren lebten. Somit gebrauche ich das Wort „deuten" als Kennwort des dämonistischen Denkens und unterscheide von dem deutenden das realische Erleben und Beschreiben. Die realische Beschreibung ist im Sinne der Zerlegung, die ja eben biologisch jede Beschreibung ist, ebenfalls „Deutung", sie ist aber keine Deutung in dem Sinne, daß in das Physische die dämonistische Seele (Kraft usw.) hineinfingiert wird, nicht im Sinne des weltanschaulichen Zweifels. Im Interesse klarer Unterscheidung verwende ich „deuten", „Deutung" ebenso wie Kausalität, Ursächlichkeit usw. zur Beschreibung des dämonistischen (kausalen, motivischen, fiktionalen, Als ob-) Denkens, die Wörter „deutlich" und „Bedeutung" dagegen auch im realischen Sinne (vgl. 1. Bd. § 4).

Das Wort „bedeuten" hat nun aber in der Sprachkunde eine sehr viel weitere Bedeutung gewonnen als die des bloßen Beschreibens oder Bezeichnens eines phänomenalen Individuums. Die wesentliche Fragestellung der Bedeutungslehre ist nicht die: welchen Gegenstand bezeichnet ein gewisses Wort? — und vergleichend: welche Wörter verschiedener Sprachen bezeichnen den gleichen Gegenstand?, sondern: wie ist es zu verstehen (wie kommt es), daß dieses Wort gerade diesen Gegenstand bezeichnet und daß es so „lautet", wie es lautet? (motivisch formuliert: warum heißt dieser Gegenstand gerade so, wie er heißt, oder warum ist ein gewisses Wort gerade Bezeichnung für diesen Gegenstand und warum „lautet" das Wort so, wie es lautet?). Die erstgenannten Fragen und ihre Erörterungen sind nur Vorstufen zum wesentlichen Thema der Bedeutungs-

lehre, liefern nur Grundmaterial für den Aufbau der Bedeutungslehre, die nun auch die eigentliche, endgültig lösende Antwort auf alle Vorfragen und Hauptfragen gibt. Alle Methoden der Wortanalyse münden somit ein in die Bedeutungslehre; sie ist zwar eine philologische Beschreibweise, aber sie beschränkt sich, recht verstanden, nicht auf die inventarisierende, grammatikalische und historisch-etymologische Beschreibweise, sondern umfaßt als Quellen ihrer Ergebnisse auch die Physiologie und die sog. Psychologie des Schreibens und Sprechens, des Lesens und Hörens, die Biologie des Wortes, und auch die Logik steuert Unentbehrliches bei.

Was bisher als Bedeutungslehre gilt, ist vom psychobiologischen Standpunkte aus gesehen nur eine Grundlegung, und über diese Anfänge ist auch die Etymologie kaum hinausgekommen, die es als ihre Aufgabe betrachtet, den „wahren Sinn" eines Wortes zu bestimmen, d. h. erklärtermaßen: „anzugeben, welche von den meist sehr zahlreichen Teilvorstellungen, deren Summe den durch das Wort ausgedrückten Begriff bildet, derart die Aufmerksamkeit des ersten Bildners dieses Wortes fesselte, daß er den Begriff gerade nach diesem Merkmal benannte" (A. Walde, Lat. etymol. Wörterbuch, 1910, p. XI). Abgesehen davon, daß in dem zit. Satze „Begriff", „Wort" und bezeichneter Gegenstand nicht klar unterschieden sind, abgesehen auch davon, daß die primäre Bildung eines Wortes als eine Art überlegter Willkürakt, als „psychischer Akt" hingestellt und so mißverstanden ist, wird der „wahre Sinn" eines Wortes doch immer noch im Rahmen der Beschreibung der phänomenalen Individuen gesucht, also in der althergebrachten Enge definiert; an die Beschreibung des Wortes ist noch nicht gedacht. Die Tatsache, daß lat. luna Mond mit lucere leuchten verwandt ist, gibt mir noch lange keinen Aufschluß über die Bedeutung des Wortes lucere, d. h. darüber, wieso diese individuale Buchstabenreihe gerade die ist, die sie ist, und wieso eine gewisse Funktion gerade mit dieser Buchstabenreihe als einer solchen bestimmter Wortbedeutung beschrieben wird. Diesen Aufschluß erhält man auch nicht auf dem Wege der Übersetzung des lat. Wortes in „unser geliebtes Deutsch" oder in eine andere Sprache, ja auch nicht auf dem Wege der Zurückführung auf die lat. oder griech. oder sanskr. Wurzel; die Frage nach der Wortbedeutung wird nicht gelöst, indem man die Homologen in anderen Sprachen angibt, sie gilt dann eben für diese andern Wörter ebenfalls, und man sollte sich auch nicht darüber täuschen, daß die Wurzel eines Wortes, einer Familie nicht das geringste über die Bedeutung dieser Wörter aussagt, sondern daß nun nach der Bedeutung der Wurzel gefragt wird. Die Tatsache, daß eine gewisse phänomenale Anordnung „Tür" heißt, gibt

mir noch keinen Aufschluß über die Bedeutung des Wortes „Tür" als solchen, und bei der Übersetzung des Wortes Tür in andere Sprachen wird die Frage nach der Bedeutung nicht etwa gelöst, sondern nur weitergeschoben. Gegenüber dem irrtümlichen Anspruch der Etymologen, mit der Zusammenstellung homologer Wörter verschiedener Sprachen, ein Verfahren, das man ebenso irrtümlich für eine „Herleitung" hält, wäre Sinn oder Bedeutung eines Wortes zu klären oder geklärt, muß betont werden, daß dieses Verfahren an die eigentliche Wortbedeutung überhaupt noch nicht herankommt, sondern nur — unentbehrliche — Grundlagen gibt, welche die Bedeutungslehre, auch im Sinne einer Bestätigung der Richtigkeit ihrer Konstruktionen, benützt.

Es ist bequem, sich darauf zu berufen, daß die Bedeutungslehre, so verstanden, ein — natürlich vergeblicher — Versuch sei, ins Gebiet des „Unerforschlichen" (das man so gern mit dem „Unerforschten" identifiziert, s. 1. Bd. p. 35 usw.) einzudringen: die Bildung und die Wahrnehmung des Wortes sei ein psychischer Akt, und es sei dem „Menschengeiste" ebensowenig „beschieden", das Wesen des Wortes zu ermitteln wie das Wesen der Dinge überhaupt; ohne die Erkenntnis des Wesens der Dinge sei aber die Frage nicht zu beantworten, wieso („warum") ein gewisser Gegenstand, z. B. ein Stuhl nun gerade ein Stuhl und so und so beschaffen sei und ein Wort, z. B. das Wort Stuhl nun gerade diesen Gegenstand bezeichne und gerade „so" sei, wie es sei; das Leib-Seele-Problem sei seit Menschengedenken ungelöst, also unlösbar usw. — Nun, ich erhebe gerade den Anspruch, das Leib-Seele-Problem gelöst zu haben, und ich habe es gelöst. Die Psychobiologie lehrt das Wesen der Anschauung, damit „der Dinge" aus der biologischen Funktion der Denkzellen erkennen. So ist uns auch der (optische und akustische) Buchstabe und das Wort kein Rätsel mehr: wir erkennen die Buchstaben als Aktualitätenreihen von Denkzellen, die je den einzelnen nach Gefühlsspezies benannten Reflexsystemen angehören. Die Erkenntnis der biologischen Symbolik gibt uns u. a. auch Aufschluß über das Wesen der Anordnungsweise (Koordinatik) der Reihen, der phänomenalen wie der phänomenologischen, sowie über die phänomenal-phänomenologischen Entsprechungen, über die Wege (Methoden) der Wortanalyse. Somit beschreiben wir den Buchstaben, das Wort als und wie ein gegenständliches und begriffliches Individuum, also auch quoad Gefühligkeit, Koordinatik usw. Und damit ist auch der letztmögliche Entwicklungsgrad der Bedeutungslehre gegeben. Das Wort „Tür" ist also Aktualitätenreihe einer bestimmten Wortzellgruppe, die gemäß ihrer spezifischen Funktionsperiodik, also periodisch

aktuell ist usw.; das ü ist schmerzhaltig-hungergefühlig, malt also die Rundung mit Hinweis auf die Schwelle, das T ist freudegefühlig, Hinweis auf gerade Teile der Rundung-Schwelle und auf das die Rundung und Schwelle passierende Gerade (Türflügel usw.), das auch im determinierenden r angegeben ist, sofern dieses nicht die Schwelle als weiblich und überhaupt das Drehen der Tür oder bestimmter Teile (Angel, Klinke) angibt. Das Wort „Tür" entspricht gemäß der phänomenal-phänomenologischen Assoziation genau, und zwar als Hauptwort dem Beschriebenen konstitutiv nächststehend, einer bestimmten phänomenalen Anordnung. Damit ist, kurz zusammengefaßt, die endgültige Lösung aller Fragen gegeben, die in der Bedeutungslehre vorkommen können, grundsätzlich also die: wie kommt es, daß jene phänomenale Anordnung gerade und nur mit Tür bezeichnet wird, wie ist das Wort seinem Wesen nach zu verstehen.

Es ist klar, daß die psychobiologische Bedeutungslehre uns auch den weitestgehenden Einblick in die verwandtschaftlichen Verhältnisse der Wörter und weiterhin der phänomenalen Individuen gibt. Wir verstehen dies aus folgenden Tatsachen.

1. Beim Schreiben und beim Sprechen werden vom phänomenalen Komplex ausgehende optophile bzw. akustophile Eronen abgegeben. Die Muskelaktionen des Schreibens und des Sprechens geschehen in einer Reihenfolge, die für jedes Beschriebene spezifisch ist; dieser Reihenfolge entspricht die Koordinatik der zugehörigen optischen bzw. akustischen Buchstaben und Buchstabenreihen (Wörter), und diese Koordinatik stimmt zu der des Beschriebenen. Das U ist und beschreibt also immer eine hungergefühlige Anordnung, eine Höhle, das O eine Öffnung usw., wie dargelegt (s. p. 11 f.), und eine gewisse Buchstabenreihe, ein gewisses Wort entspricht genau der Reihe der mit diesem Worte beschriebenen phänomenalen Anordnungen, die zusammen ein zusammengesetztes Individuum oder ein Teil eines solchen größeren sind. Die phänomenal-phänomenologische Entsprechung ist also gemäß den biologischen Mechanismen spezifisch und genau. Ein gewisses phänomenales Individuum kann immer nur mit „seinen" Worten beschrieben werden, also mit denen, die mit ihm reflexmäßig assoziiert sind.

2. Jeder Buchstabe, jedes Wort, jeder Satz ist ein Ganzes, eine Ganzheit, ein (phänomenologisches) Individuum, wie das so beschriebene phänomenale Individuum ein Ganzes, eine Ganzheit ist (über „Ganzheit" s. § 19 Anm.). Ein Buchstabe kann also nicht so, wie er ist, aber auch anders gestaltet sein, ein Wort nicht so lauten, wie es lautet, aber auch anders, ein Satz diese, aber auch eine andere Reihe, Zusammenstellung sein, sondern Buchstabe, Wort, Satz sind Aktualitätenreihen gewisser assozia-

tiver Systeme, sind spezifisch. Auch das Hauptwort mit seinem Artikel ist eine assoziative Einheit, ein Ganzes, gleichgültig ob der Artikel mit dem Worte verbunden (Endung) oder getrennt ist (vor dem Worte steht). Das phänomenologische Individuum „der Tor" ist von dem phänomenologischen Individuum „das Tor" unterschieden (s. p. 103 f.); die Verschiedenheit liegt in erster Linie im Artikel vor, aber Artikel und Wort sind ein Ganzes, und so erstreckt sich die Verschiedenheit, sozusagen ausklingend, auch auf das Hauptwort; in den Druckbuchstaben ist sie freilich unmerklich geworden.

3. Als Individuum ist ein gewisses Eigenschaftswort von einem gewissen Haupt- oder Zeitwort usw. verschieden. Es ist auch von jedem andern Eigenschaftswort verschieden, bildet aber mit den übrigen Eigenschaftswörtern eine Wortklasse, deren einzelne Mitglieder von einander, eben als Mitglieder der gleichen Wortklasse, als Eigenschaftswörter weniger verschieden sind als von den einer andern Wortklasse angehörenden Individuen, und zwar ist die Verschiedenheit besonders in denjenigen Bestandteilen (z. B. Endigung) des Wortes ausgeprägt, die das Wort eben als Eigenschaftswort kenntlich machen. Das Wort „töricht" unterscheidet sich von „der Tor" insofern, als das o in ö umgelautet und die Endung „icht" angehängt ist; diese Endung ist dem Substantiv-Pronomen „icht", abgekürzt „ich", aus „Wicht" (zu „wesen", „[an]wesend" „war", vgl. p. 81 und 279) gleichzusetzen, wie „-lich", zu „Leiche", „Leib", mhd. lîch, ahd. lîh, got. leik Leib, F-leisch usw. gehört. In andern Fällen weist das Hauptwort eine bestimmte Endigung und einen entspr. Umlaut auf, z. B. „Länge" zu „lang". Die Individuen der einzelnen Wortklassen sind also untereinander und von den Individuen der andern Wortklassen koordinativ in gewisser Weise unterschieden, und diese Unterschiede entsprechen wiederum den Unterschieden der so beschriebenen phänomenalen Individuen, wobei, wie wir feststellten, die Hauptwörter dem damit Beschriebenen konstitutiv näher stehen als die Nebenwörter. Die koordinative Symbolkomponente stimmt stets zu den übrigen Symbolkomponenten der Aktualität (p. 54 f.). Das Wort als phänomenologische koordinative Entsprechung des phänomenalen Individuums ist somit implicite, d. h. im Sinne der biologischen Symbolik Entsprechung des phänomenalen Individuums auch quoad übrige Symbolkomponenten; es geben also alle Wörter Funktionelles (koordinative Veränderungen) und Eigenschaftliches (Veränderungen der übrigen Symbolkomponenten) in symbolischer Homogenität an, die Tätigkeitswörter (Funktionsbezeichnungen) vw. die koordinativen, die Eigenschaftswörter vw. die Veränderungen anderer Symbolkomponenten, die übrigen Wörter beides in verschiedenen Relationen, wobei die Haupt-

wörter, wie dargelegt, quoad Relation der Symbolkomponenten, also Konstitution dem phänomenalen Individuum am genauesten entsprechen. Das heißt also: vollziehen sich an einem phänomenalen Individuum vw. koordinative Veränderungen, ändert sich das Individuum vw. koordinativ (funktioniert es), dann ist die assoziierte phänomenologische Reihe eine solche, die wir Tätigkeitswort nennen; ändern sich vw. die übrigen Symbolkomponenten des phänomenalen Individuums, dann ist die assoziierte Buchstabenreihe ein sog. Eigenschaftswort; die übrigen Nebenwörter und die Hauptwörter stehen den Tätigkeits- oder den Eigenschaftsbezeichnungen mehr minder nahe. Je nachdem welche Symbolkomponenten außer den koordinativen sich vw. ändern, ist das Tätigkeitswort „eigenschaftlich determiniert", also eine spezifische Buchstabenreihe, und je nachdem welche Symbolkomponenten sich abgesehen von den koordinativen vw. ändern, ist das Eigenschaftswort eine spezifische Buchstabenreihe (§ 18). So verstehen wir die Tatsache, daß es bestimmte Buchstabenreihen, also phänomenologische Individuen gibt, die wir als Tätigkeitswörter, und andere, die wir als Eigenschaftswörter bezeichnen usw.

4. Das Wort gibt also an, welche Symbolkomponenten des assoziierten phänomenalen Individuums abgesehen von oder außer den koordinativen Symbolkomponenten sich vw. ändern. Den Änderungen der Zahl der die phänomenale Zelle passierenden Eronen, also den Helligkeitsänderungen, entsprechen gewisse Wörter, die eben die Helligkeit, ferner die die Farbigkeit angeben. Ändern sich vw. die akustophilen Paßformen des aktuellen optischen Zellkomplexes, d. h. „tönt" usw. das phänomenale Individuum, dann entsprechen spezielle Bezeichnungen, und zwar solche, die gemäß der „Konfluenz der Beschreibung" (§ $33_{1,a}$) auch akustische Vorgänge, Reihen beschreiben. Das Analoge gilt für die vw. Änderung der übrigen Symbolkomponenten phänomenaler Individuen: ändert sich vw. die thermophile Symbolkomponente, dann entsprechen spezielle Buchstabenreihen, phänomenologische Individuen, die auch mit thermischen Individuen, thermischen Aktualitätenreihen assoziiert sind, usw. Die Konfluenz der Beschreibung ist sozusagen eine Bestätigung der wortanalytischen Klassifikationen, somit auch der wortanalytischen Erörterungen, die wir „Bedeutungslehre" nennen.

Aus den unter 1—4 mitgeteilten Tatsachen ergibt sich, daß gleiche Wörter Gleiches beschreiben und Gleiches bedeuten, d. h. daß gleiche Wörter gleichen phänomenalen Individuen (auch verschiedener Sensualitäten) entsprechen und mit gleichen Wörtern (die ihre Bedeutung angeben) beschrieben werden. Die Grade der Ähnlichkeit oder Verwandtschaft —

vgl. § 29 — der Wörter stimmen mit den Graden der Ähnlichkeit oder Verwandschaft der so beschriebenen phänomenalen Individuen und ferner ihrer Bedeutung überein. Dies gilt für alle Sprachen, sowohl insofern die einzelnen Wörter einer Sprache unter einander als auch insofern die einzelnen Wörter verschiedener Sprachen unter einander verglichen werden. Für die historische Etymologie war und ist der Gleichklang der Wörter eine „Sirene" (Pott), die Gleichbedeutung „eine jener Sirene verschwisterte Fee, der wir ebensowenig (wie jener) folgen dürfen" (G. Curtius), oder, wie Curtius (Griech. Etymol. p. 122) sagt, die Lautähnlichkeit ist ein „trübes Licht" und die Begriffsverwandtschaft (womit C. nicht ganz korrekt die Verwandtschaft der Wortbedeutungen bezeichnet) eine „nicht minder trübe Leuchte", deren sich nur der etymologische Dilettantismus bediene. Aber die historische Etymologie ist eben Historie, nicht Biologie, und soweit sich innerhalb dieser Sprachhistorie biologische Gesichtspunkte geltend machen, sind sie großenteils unzulänglich verwendet (vgl. z. B. R. Kleinpaul, Das Leben der Sprache) und eben in dieser Anwendung keineswegs geeignet, das biologische Denken als auch innerhalb der Sprachkunde legitim erscheinen zu lassen. Mit dieser Konstatierung ist die historische Etymologie nicht etwa entwertet, sie ist im Gegenteil als spezielle Wissenschaft anerkannt; nur kann darüber kein Zweifel bestehen, daß die Eintragung (auch) der worthistorischen Tatsachen in die psychobiologische Sprachkunde (die ja den Etymologen noch unbekannt war und ist) erst die vollkommene Einsicht in die sprachlichen Zusammenhänge ergibt, die von der historischen Etymologie allein niemals erreicht werden kann.

Gleiche Buchstaben, gleiche Wörter sind Aktualitätenreihen gleicher Wortzellen (p. 21 f.). Gewisse Buchstaben (z. B. die Gutturalen) sind mit einander näher verwandt als mit andern, so nahe, daß sie für einander eintreten können. Je mehr gleiche oder doch nächstverwandte Buchstaben zwei Wörter aufweisen, wobei in erster Linie die Wurzelsilben verglichen werden, desto näher sind sie miteinander verwandt, und zwar ist die Verwandschaft besonders nahe in den Fällen, wo die gleichen oder verwandten Buchstaben in gleicher Reihenfolge stehen. Der Verwandtschaft der Wörter entspricht die Verwandtschaft der so beschriebenen Individuen hinsichtlich des in der Beschreibung speziell herausgestellten Funktionellen und Eigenschaftlichen. Werden Teile eines Individuums beschrieben, dann gilt die phänomenale und die phänomenologische Verwandtschaft in erster Linie für diese Teile, „verklingend" auch für die Zusammenhänge mit dem Ganzen, dessen Symbol ja immer auch der Teil ist. Hierfür einige Beispiele.

Die nahe Verwandtschaft von „Tür" und „Tor" ist ohne weiteres ersichtlich. „Tür" beschreibt eine gewisse phänomenale Anordnung, wie p. 98 f. angegeben. „Tor" unterscheidet sich nur im Vokal: während ü die Höhlung-Schwelle, also die phänomenale Anordnung als hunger-schmerzgefühlig (schmerzhaltig-hungergefühlig) angibt und selber hunger-schmerzgefühlig ist, beschreibt o die Öffnung, die phänomenale Anordnung als angstgefühlig und ist selbst angstgefühlig; geben die Wörter die „Füllung" an (Tor-, Türfüllung, -flügel usw.), dann beschreiben sie vokalisch nach K.-T. 2; die Determinanten t und r sind gleich. Die phänomenal-phänomenologische Entsprechung ist, wie ausgeführt, eine solche der Koordinatik und demnach der Gefühlsspezies (der Gefühligkeit), implicite auch Entsprechung der übrigen Symbolkomponenten (p. 100 f.); diesen entsprechen aktuell, gesondert die verschiedenen Funktions- und Eigenschaftswörter usw., die sich als weitere Beschreibung der phänomenalen Individuen an die Hauptwörter „Tür" bzw. „Tor" anschließen, vielfach derart, daß die Beschreibungen mit einander, wenigstens zum Teil, verschmelzen (konfluieren). Die Tatsache also, daß ein Tor z. B. aus Eisen oder aus Holz besteht, ist jeweils (d. h. bei der jeweiligen Beschreibung) implicite in dem Hauptwort „Tor", explicite, gesondert aber erst in gewissen mit „Tor" assoziierten weiteren Wörtern angegeben; das Analoge gilt für „Tür". Die Wörter „Tür" und „Tor" sind also „in erster Linie" quoad Koordinatik und Gefühligkeit verwandt; die implicite gegebene Verwandtschaft, die der Verwandtschaft der so beschriebenen phänomenalen Individuen entspricht, stellt sich erst in der sich anschließenden Beschreibung heraus (s. p. 55 Fn.). Hier ist allerdings zu bedenken, daß die Wörter mit verschiedenen Individuen assoziiert sein können, die betr. Wortzellen also jeweils mehr minder beträchtliche Zuflüsse von andern phänomenalen und phänomenologischen Zellen her erhalten können, demnach gewisse Wörter, die in der Beschreibung der Tür oder des Tores auftreten, mit andern Wörtern näher verwandt sein können als mit „Tür" oder „Tor"; dies kommt um so mehr in Betracht, je ausführlicher die Beschreibung ist, und regelmäßig greift die Beschreibung in andere Verwandtschaftsgebiete über, besonders in Fällen, wo auch die beschriebenen Individuen weniger verwandt sind als Tür und Tor (p. 62 Fußn.).

Ferner ist „das Tor" mit „der Tor" nicht weniger verwandt als mit „die Tür", sowohl die Wörter wie die phänomenalen Individuen. Die Verwandtschaft ist sogar so eng, daß die Wörter „das Tor" und „der Tor" (so gut wie) ausschließlich im Artikel differieren (vgl. p. 38 f., 100). Die mit „das Tor" und „der Tor" beschriebenen Individuen sind in erster Linie koordinativ verwandt; sie müssen darüber hinaus auch sonst noch eigenschaftlich

und funktionell verwandt sein, das wird sich dann jeweils in der weiteren Beschreibung zeigen. Gewöhnlich bezeichnen wir mit „das Tor" ein aus Holz oder Eisen usw. bestehendes Individuum, mit „der Tor" einen gewissen Menschen und seinesgleichen. „Der Tor" ist „der im Übergange begriffene Mensch", der Mensch, der sich in der Entwicklung befindet, die Pubertätsprobe, die Reifeprobe noch nicht bestanden hat, der Mensch vor oder in dem Übergange zum Erwachsensein. Der Erwachsene, soweit er „unvernünftig" ist und somit „Tor" genannt wird („Alter schützt vor Torheit nicht"), ist eben wie ein Kind, ist „kindisch"; insoweit er das ist, weiß er noch nicht, „was gut und böse ist", hat die „Vernunft" (zu vernehmen, wahrnehmen, Fähigkeit, in erwachsener Weise aufzunehmen, zu „kapieren") noch nicht gewonnen. Der Tor ist der μωρός, der ἄλογος, das Infans, das Kind, das noch nicht reden (in-fari), das Wort führen kann, das „nichts zu sagen hat", stumm und dumm und taub, in allen Sinnesgebieten noch unentwickelt ist, der Hohlkopf, der Unerfahrene, der Parzival („der reine Tor"), der das Geheimnis sieht und dennoch nicht versteht, der Adam am Baume der Erkenntnis, der Uneingeweihte (μύστης), der Mensch „am Tore", dessen Überschreitung, Über-tretung den Tod, die Todsünde (Nr. 21, 25 usw.) zu bedeuten hat, die Tat ist, die man nur tobend („Brausekopf") vollbringt: die Pubertätsfeier mit ihren Kämpfen („sich kriegen", „Krieg") und mit ihrem Rausch und Rasen (Liebesrausch usw.)*). „Das Tor" wie „der Tor" malen also das Angststadium des Überganges, und zwar speziell „das Tor" nach K.-T. 1 und „der Tor" nach K.-T. 1 (Angstgefühl und Angsthaltung) oder nach K.-T. 2 (der am Tore, im Übergange befindliche, das Tor passierende, also zum Tore quoad Koordinatik partnerisch-gegensätzliche Mensch). Der Satz „Gleiche Wörter beschreiben Gleiches und bedeuten Gleiches" hat also auch hier seine Gültigkeit.

Daß „der Tor" der im Übergange, speziell im Pubertätsübergange befindliche Mensch ist, belegen weitere Bezeichnungen dieses Menschen, die einzelne Eigenschaften und Funktionen und damit Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten zu „das Tor" angeben. Ich führe einige dieser Wörter an, und zwar solche, die dem Worte „der Tor" lautlich und bedeutungsmäßig nahestehen, ohne daß ich schon hier die psychobiologische Bedeutung der Wörter, somit auch die (später zu erörternden) Grade der Verwandtschaft präzisieren will.

„Das Tor" ist mhd. und ahd. das tor, got. das daúr, altsächs. das dor, dur usw. „Der Tor" ist mhd. der tôre, tôr, mittelniederl.

*) Ein witziger Journalist schrieb: „Die Frühlingsgefühle grenzen hart an den Bereich des § 51".

der dôr, verw. mit Dusel, Dussel, duselig, ahd. tusîc, angelsächs. dusig, engl. dizzy, niederd. düsig svw. dumm, dämlich, töricht, toll, schwindelig, taumelig, wozu man ein got. Verbum diosan töricht, unvernünftig, wild sein annimmt. — „dumm", mhd. und ahd. tump unklug, unerfahren, dumpf, stumpfsinnig, stumm, taub (dazu ahd. timpar dunkel), got. dumbs stumm; dieses „stumm" ist s-tumm, gehört also auch — mit stumpf, stimmen, Stimme, Stammeln, stammen, Stamm usw. — zur engeren Verwandtschaft (stumm, stimmlos, ohne Stimme, z. B. im Rate, ist eben der Dumme, der Tor, das Infans, der ἄλογος). Ferner „taub" (be-täuben, vgl. be-tören), mhd., ahd. toup, toub, got. dáubs, svw. verstockt (aus Angst!), unsinnig, stumpfsinnig, altnord. daufr gehörlos („er hört nicht" = gehorcht nicht) usw., wozu „toben" sich unsinnig benehmen, tollen, rasen, dusselig sein, wie das eben der Mensch im Pubertätskampf ist (vgl. Korybanten, Mänaden *), Narrenfeste, Karneval, Redoute, Maskenball usw., Liebesraserei, Ekstase bei Tieren und Menschen, Liebesrausch, Alkoholrausch usw. als Pubertätsproben), „taumeln", „tummeln", „Getümmel", „torkeln" (vgl. lat. torquere) usw. Der Pubertätskampf ist „die Tat", und sie bedeutet den „Tod": den Tod im Männerkampf, im Kampfe mit dem Weibe, den Liebestod; vgl. Tod als Tor (ins „Jenseits"), man rennt sehenden Auges in sein Unglück, Tod in der Liebesraserei, in der Brunft usw.). Der „Täter" erhält die „Taufe" (Feuertaufe, Wassertaufe usw., „Täufling"), er kommt aus der Tiefe und wird in die „Tiefe" („Teufe") „getaucht" und ist „tauglich" oder „untauglich", „tugendlich" oder „untüchtig", er ist ein „Teufel", mhd. tiuvel, tiufel, tiefel, tûvel, ahd. tiufal, diufal; hierzu „taufen", ahd. toufen, doufen, got. dáupjan aus einem anzusetzenden got. diupan, ahd. tiofan usw. — und „Tiefe", „Teufe", mhd. tiufe, ahd. tiufî, diufî, got. diupei usw. (das got. diabaúlos ist Lehnwort aus dem Griech. [διάβολος verleumderisch, schmähsüchtig, Lästerer] und gibt eine prägnante Funktion und Eigenschaft des Teufels an, des Gottes der Tiefe, der Finsternis und des Feuers [vgl. Hephästos, Vulcanus, Prometheus, Lucifer, Loki usw., s. unter Nr. 425]; „Teufel" zu „Tiefe", „Teufe" wie Schlingel zu Schlinge, Klingel zu Klinge, Engel zu Enge usw.). Die mehr minder nahe Verwandtschaft der gen. und anderer zugehöriger Wörter ist Laut- und Bedeutungsverwandtschaft und stimmt genau zur Verwandtschaft der so beschriebenen phänomenalen Individuen. „Lautverwandtschaft" ist im akustischen und im

*) μανάς zu μαίνομαι rase, μανία Raserei, Wahnsinn, μάντις Seher, Begeisterter (eig. Rasender) usw. Vgl. die altgerm. Götter „Wanen", deren Trank (Blut) den Dichter, Seher zum „holden Wahnsinn" begeistert (Wahn — wähnen — mahnen — ahnen usw.), die Wanen sind „die Lichten". Vgl. p. 107 Fußn., Nr. 429, 458, 505, 518, p. 263 Fußn.

optischen Sinne zu verstehen; es wird so die Verwandtschaft der akustischen Wortaktualitäten (Buchstaben und Wörter), dann auch die der „Lautzeichen", der optischen Buchstaben und Wörter bezeichnet, und die Verwandtschaft gewisser akustischer Buchstaben und Wörter stimmt genau zu der Verwandtschaft der entsprechenden optischen Buchstaben und Wörter.

Zu unserer Wortgruppe gehört auch das Wort „Tier". Was hat es mit „Tür" oder „Tor" zu tun, inwiefern sind diese Wörter und das damit Beschriebene verwandt? Die historische Etymologie wird jede Verwandtschaft zwischen „Tier" und „Tür" ablehnen, die Behauptung dieser Verwandtschaft für „wilde Etymologie" erklären. Dagegen lehrt die psychobiologische Wortkunde: „Tier" ist ein vw. schmerzgefühliges männliches Wort und beschreibt das Schwellenstadium des Überganges, das die Schwelle Überschreitende, also Männliche — im Gegensatz zu der mit „Tür" oder „Tor" beschriebenen weiblichen, also partnerischen Anordnung. „Tier" beschreibt das Schmerzstadium wie „der Tor" das Angststadium. „Tier" ist also svw. das Hervorbrechende, Streitbare und im Streite, im Kampfe (mit andern Tieren und Menschen) Begriffene, das Angreifende und Angegriffene, das Schmerzen zufügt („reißendes Tier", „Raubtier") und erleidet (gejagt wird), das tötet und getötet wird, das „Wilde" oder „Wild", das im „Walde" haust. Angreifer ist das Tier, sobald es trophisch oder genisch hungrig ist; besonders in der Brunst oder Brunft „vergißt es alle Vorsicht" vor dem Jäger, stürmt blindlings zum Liebeskampfe — ganz ähnlich wie der primitive Mensch, ja auch wie der Kulturmensch in seinem „Liebeswahn" alle Besinnung, „den Kopf" verliert, sein Leben, seine Existenz aufs Spiel setzt („Liebe macht blind"). Sobald „das Tierische im Menschen herrscht", d. h. die sympathisch-sensilen Anteile der Reflexsysteme, auch mit Ausdrucksbewegungen der Skelettmuskeln, in Präfunktion (gegenüber den sensorisch-modalen und idealischen Anteilen) sind, die Begriffssphäre sich im unaktuellen Funktionsgrade befindet („ausgeschaltet ist") und auch die Funktion der Gegenstandssphäre mehr minder erheblich herabgesetzt ist, — kurz sobald vw. die Gefühle aktuell sind, hohe „Gefühlserregungen" ablaufen, verhält sich der Mensch „wie ein Tier". Solche Gefühlserregungen kennzeichnen die hochkritischen Übergänge, insbes. die Pubertätserlebnisse bei primitiven Völkern: da ist der Mensch blind und taub, rast und tobt, zerstört, was ihm entgegentritt, je nachdem auch sich selbst, kämpft auf Leben und Tod, tötet andere oder sich oder wird getötet, fällt „auf dem Felde der Ehre" — und erringt in diesem wilden, ekstatischen Vorwärtsstürmen, falls er „durchkommt", Besitz und Weib, wird so zum Herrn und Gebieter, zum Manne, Schöpfer, Gotte (Gatten); beim Weibe vollzieht sich dieser hochkritische Übergang gewöhnlich unter

geringerer Beteiligung der Skelettmuskeln, also mehr „im Innern". In Zeiten höherer Kultur verlaufen die analogen Erlebnisse in milderen Kurven, mit geringeren Gefühlsintensitäten, die aber noch immer viel höher sind als die der alltäglichen Erlebnisse; doch gibt es nicht wenige Menschen, deren hochkritische Erlebnisse (bes. die genischen) sich innerhalb der normalen Variationsbreite an Intensität den primitiven Abläufen annähern, und solche (die Neurotiker), deren hochkritische Erlebnisse, soweit sie krankhaft sind, ganz ähnlich wie die der Primitiven verlaufen. „Da werden Weiber zu Hyänen", da wird „der Mensch zum Tier". Besonders gilt als „tierisch" der „Geschlechtstrieb", der genische Anteil der Persönlichkeit, der anderseits als „das Schöpferische" angesehen wird (vgl. den germ. Gott Tor mit seinen Böcken, Dionysos den Bock, die Faune, Satyr, Satan, Saatgott Saturnus usw. usw.). Indem also der Mensch mit höchster Inbrunst (In-„brunst"! zu brennen) sein Liebesziel erstrebt, ist er Zerstörer und Schöpfer, ist er Tier und Gott, Teufel und Gott. Demnach wird der dämonistische Gott als Schöpfer des Menschen, der Welt und als blindwütender Zerstörer (Sintflut [Nr. 539], Seuchen, Kriege, Tod überhaupt usw.) gedeutet, und so wird das Tier zum Gotte, von dem sich die Menschen ableiten (Totemtier als Stammvater, „großes Tier") und mit dem sie ihre Pubertätskämpfe austragen (alljährliche Tötung des Totemtieres, tierische Tanzmasken als Verkleidung in das Totemtier), und Gott wird zum Tiere, das in blinder Wut („Wuotan" *)) tobend, wild daherfährt und Menschen, Welt, sich selber zerstört („Götterdämmerung", „der große Pan ist tot", Weltuntergang usw.), dabei „neues Leben aus den Ruinen" hervorzaubernd. „Das Tier" ist „der Täter", der „Töter" und Schöpfer, im „Tun", im „Töten" und Sterben Schaffende; das Tier ist das im (Pubertäts-)Übergange (Tür, Tor) befindliche, die Schwelle, das Schmerzstadium passierende Wesen, so auch das Wesen schlechthin (animal das atmende). Vgl. auch S-tier, ahd. stior, got. stiur, lat. taurus, griech. ταῦρος, schwed. tjur, dän. tyr usw.; Apis der heilige Stier der Ägypter, Zeus als Stier (Entführung der Europa), Stierhörner als Helmzier der Germanen usw.

Tier mhd. tier, ahd. tior, teor, dier, got. dius, angelsächs. deór, diór, altnord. dyr; vgl. „der Tor" und „Dusel" (p. 105), ferner altisl. Tyr, Plur. tivar, ahd. Tius, Tiu, Ziu (Saxnôt, der germ. Mars, Tor aus Donar der Donnerer, der mit Beil und Hammer bewaffnete Kämpfer, Zeus der νεφεληγερέτης und κεραυνοβόλος, der Wolkenschieber und Blitzeschleuderer). Homolog lat. deus, divus, dies, Diespiter (Juppiter, „Vater Himmel", „Vater des

*) ahd. wuot Wut, Raserei, got. wōds wütend, besessen, cymr. gwawd Gedicht, air. fáith Dichter, gall.-lat. vates Seher, Weissager; vgl. p. 105 Fußn., zu Wotan p. 241 Fußn., 242 Fußn.

Tages, des Lichtes", Gen. Jovis, altlat. Diovis), Diana usw., griech. δῖος, ἔνδιος mittäglich, εὐδία heiterer Himmel, Διώνη, Ζεύς, διάλος hell usw., skt. dínas Tag, div glänzen, spielen und Helle, Himmel, djāus Himmel, Himmelsgott, Tag, dévās Gott, zd. div leuchten, daêva Dämon. Der Helle, der Held (Heros) ist der aus dem Dunkel, der Höhle (Hölle), dem „Nichts" Hervorbrechende, das Kind, das sich aus dem Dunkel des Mutterschoßes ans „Licht der Welt" durchringt, der Mensch, der im Pubertätskampf aus dem Dunkel der Kindheit in die Helligkeit, des Erwachsenseins übergeht und so aus einem Dummkopf (dumm, dunkel, dumpf usw., p. 105) ein „heller Kopf", aus einem Toren ein Eingeweihter, ein Wissender, Hehrer, Herr, aus einem sozusagen Noch-nicht- oder Noch-nichts-Seienden ein Seiender, ein Er, ein Etwas wird (vgl. „er ist etwas geworden"), der Mensch, der sich aus dem Dunkel der Nacht zur Helligkeit des Tages durchkämpft, der erwacht (erwachen — erwachsen!), indem die Funktionsintensität der Reflexsysteme so weit ansteigt, daß nun auch die Denkzellen aktuell funktionieren, die Aktualitäten mit zunehmender Helligkeit (§ 21) auftreten, unter ihnen auch die Sonne, die somit — wie der „Tag", der „anbricht" (p. 79 f.) — auch aus dem Dunkel der Nacht, des Noch-nicht-seins (primitiv: des Meeres, des Schoßes der Weltmutter, einer Kiste, eines Walfischbauches usw.) „auftaucht" und als „Licht der Welt" gilt (vgl. die Lichtbringer Pramantha, Prometheus, Helios, Lucifer den gefallenen Engel = Teufel, Christus das „ewige Licht", vom „Stern Davids" beschienen und die Menschen erleuchtend [Aureole ums Haupt, 1. Bd. p. 321 Fn.], Loki, Lohengrin den lohend-glänzenden Schwanritter usw.), ferner der Blitz, der aus dunklem Gewölk herniederfährt — wie geschleudert von zürnender, zerstörender Gotteshand (s. o. Zeus, Donar) usw. Und zu Ziu, Tiu usw. gehört tiufel, Teufel (p. 105); so ist und heißt der Gott Teufel und der Teufel Gott (s. auch Nr. 522 ff.). Vgl. ferner die Wörter „Zeug", „zeugen", „ziehen" usw.; „Zeug" (niederl. das tuig, schwed. tyg, dän. töi), mhd. das ziuc Gerätschaft zu Arbeit und Kampf, Rüstung, gerüstete Schar, Zeuge, ahd. der ziuch zu ahd. ziohan, got. tiuhan ziehen und mhd. ziugen usw. zeugen. Der „Zeuger" („Er-zieher", Aufzieher, Voranzieher = Herzog) ist Ziu, Tiu, Zeus, Gott und Teufel, der Tor als Pubertätskämpfer, blind und taub in Kampf und Liebesleidenschaft, das Tier, das wild zu trophischem und genischem Kampfe vorbricht (vorbrechen, verbrechen) und dem der Mensch in seinem Wahne gleicht (vgl. auch den Aberglauben, der Mensch könne Tiergestalt annehmen, die so zu verstehenden Sitten, sich in gewisse Tiere zu verkleiden, — Berserker, die Bären „waren", Herkules, der ein Löwenfell trug, usw., Metempsychose, d. i. Seelenwanderung auch durch Tierleiber, Seelentiere wie in Germanien Schwan, Schlange, Maus, Pferd usw., in China Fuchs

usw., ferner Benennung der Menschen mit Tiernamen, die das Charakteristische der so Benannten angeben, p. 78 f.).

Im Griechischen heißt Tür θύρα und Tier θήρ, θηρίον. Die Lautähnlichkeit der deutschen und der griechischen Wörter „beweist" keineswegs, daß sich die deutschen von den griechischen Wörtern „ableiten"; wir sehen nur, daß gewisse phänomenale Individuen von den Griechen ganz ähnlich erlebt und demnach auch bezeichnet wurden und werden wie von den Germanen und Deutschen. Die griechischen Wörter sind „Homologe" zu den deutschen. Der Lautähnlichkeit gleicht die Bedeutungsähnlichkeit: je ähnlicher die verglichenen Wörter „klingen", desto ähnlicher sind auch ihre Bedeutungen. Diese Bedeutungen ergeben sich, wie gesagt, aus der psychobiologischen Einsicht in das Wesen der Wörter und des damit Beschriebenen, nicht aber aus der vergleichenden historischen Etymologie; letztere kann nur mitteilen, welche Wörter der verschiedenen Sprachen Homologe sind, wie diese homologen Wörter lauten, in welcher Weise sie voneinander differieren, welche Gesetze sich aus all diesen Vergleichen ableiten lassen, und auch die Zurückführung der Wörter auf „Wurzeln" und die entsprechende Gruppierung der Wörter zu Familien kann uns nicht darüber Aufschluß geben, wie es kommt, daß ein bestimmtes Wort und seine Homologen gerade so lauten, wie sie lauten, und gerade dieses phänomenale Individuum bezeichnen. Es mag also im Zend eine Wurzel dvar laufen, stürzen (von bösen Wesen) existieren, dann ist keineswegs klargestellt, wieso eine Funktion, die wir mit „laufen, stürzen" bezeichnen, im Zend mit „dvar" bezeichnet wurde, und ebensowenig ergibt sich daraus die Bedeutung von θοῦρος, θούριος stürmend, eilend, θορεῖν stürmen, eilen, springen und θήρ Tier, welche Wörter man mit dvar vergleicht oder gar von dvar ableitet; übersetzt man hiernach auch θήρ mit „Stürmer, Springer", so ist die Frage keineswegs beantwortet, wieso ein gewisses Individuum, das im Deutschen mit „Tier" bezeichnet wird und mit „Stürmer, Springer" bezeichnet werden könnte, im Griech. nun gerade mit θήρ bezeichnet wird.

θύρα und θήρ sind ebenso verwandt wie Tür und Tier; ihre Bedeutungen sind die gleichen wie von Tür und Tier. Hierzu θύω brause, tobe, opfere, θύος Räucherwerk, θύνω tobe, rase, stürme, θυμός Mut, Leidenschaft, θυιάς Bacchantin, θῦμα, θυσία Opfer usw., ferner θέω laufe, renne, τίθημι setze (vgl. Besitz, Sitte usw.), tue, mache, schaffe, θέμις Gesetz (ähnlich θέσις, θέμα), θεός Gott, θεῖος Oheim (der Oheim mütterlicherseits vertritt primitiv den Familiengott und ist auch jetzt noch der „gegebene" Taufpate, vgl. EdS. § 59 Anm., § 80 Anm.), θεάομαι staune, schaue usw. Die Laut- und Sinnverwandtschaft dieser griech. Wörter ist eine ganz ähnliche wie die der deutschen Wörter Tür, Tier, Tor, toben, Teufel (der

„Gott" ist); sie beschreiben je in spezieller Weise den Übergang, bes. den Pubertätsübergang mit seinem Toben und Rasen, seinem „Sturm und Drang", seiner Leidenschaft, seinem Opfer (der Junge oder der Alte wird getötet, entmannt, beseitigt usw.), seinem vernichtenden und schöpferischen Geschehen; der Pubertätskämpfer, den es nach trophischer und genischer Selbständigkeit hungert, setzt gegen den bisherigen Machthaber-Gott sein Leben ein und erringt sich unter Opfern (Wunden, Verstümmelungen, Verlusten), falls er nicht sein Leben verliert (ahd. farliosan, Ver-lust, engl. to lose, Losung, Los usw.), die Einweihung in die Geheimnisse der Erwachsenen, wird zum Schauer, Seher, Wissenden, Gotte (vgl. „blinder Seher" EdS. § 52 Anm.).

Im Sanskrit finden sich die homologen (p. 118) Wörter dvâram, dvâr Tür, Tor (ved. dur), dhū (dhūnómi) rasch hin und her bewegen, schütteln, anfachen, dudh ungestüm, wild sein (vgl. ahd. tunst Sturm, toum Dampf, Dunst, got. dauns usw., dazu duseln usw. p. 105), dha (dádhāmi) setzen, tun, dhâma(n) Wohnstätte, Gesetz (Wohnstätte = das Gesetzte, Zugeteilte [vgl. νόμος und νομός], im Pubertätskampf wie überhaupt im Waffen- oder Wortkampfe Erworbene), dhātṛ Schöpfer usw. (zend. dâ machen, schaffen, setzen, dâmi Schöpfung, dâman Geschöpf; vgl. ahd. tôm tue, tât Tat, tuom, got. dôms judicium usw.); dhā (dhájāmi) trinken, saugen, dhātrī Amme, Mutter usw. Die Skt.-WS. dhū ist im einzelnen zu übersetzen mit brausen, erregen, dann mit rauchen, räuchern, endlich mit opfern (Curtius l. c., p. 259); die Beschreibung des Pubertätsfestes ist klar zu erkennen; hierzu auch dhup (dhūpájāmi) räuchern, griech. τύρω brenne, τῦφος Rauch, Betäubung, mhd. dimpfen, nhd. dampfen (dumpf usw.).

Lateinische Homologa sind zu Tür θύρα foris*), zu Tier θήρ (äol. φήρ) ferus. Vgl. hierzu ferire (φάρειν) stoßen, stechen, in Stücke schlagen, forare bohren, foramen Loch = Gebohrtes, feriae (altlat. fesiae, wozu fa[s]num Heiligtum) Festtage, eigtl. Übergangstage, nämlich die Tage des Pubertätsfestes, das, wie gesagt, ursprünglich mit „wildem" Ungetüm, als rasender Kampf auf Leben und Tod mit beendender Orgie einmal im Jahre, im Frühjahr, in der Übergangszeit begangen, in späteren Kulturzeiten mit Menschen-, dann Tieropfern, allerlei Martern und noch später in milderen Formen, dann auch öfter im Jahre, stets verbunden mit religiösen Zeremonien (Totenkult, feralis svw. zu den Toten gehörig, wozu bestia [aus duestia] die Bestie svw. das wild schnaubende [Opfer- und Totem-]Tier, der Mensch als Tier usw. gestellt wird), gefeiert (vgl. Feier-Feuer) wurde und wird; ferner festus festlich, februarius der Reinigungsmonat (zu februare reinigen, vgl. θύειν, skt. dhū, lat. fumare rauchen, dampfen, subfire räuchern, fumus

*) Vgl. porta, Pforte, Tür, portus Port, Hafen, Furt, Fjord, griech. πόρος, περάω dringe durch usw., per, pro usw.

Rauch, fimus Mist, Dünger, d. h. das Rauchende und Riechende, zu foetere stinken, foetor Gestank usw.), der Sühnmonat, Opfermonat (θύειν opfern, ob-ferre darbieten), also der Übergangsmonat (wo es febris Fieber gibt [zu ferveo siede, walle, furo rase, wüte], auch Liebesfieber, wie es sich für den Übergangsmonat mit seinen [be]rauschenden Festen gehört; daß der „Sühnmonat" ein „Sündenmonat" war und ist, nimmt nicht Wunder, s. p. 205 [Nr. 233], p. 271 f. [Nr. 539, 540]); ferner ferre tragen, fertilis fruchtbar, fordus trächtig, ob-ferre opfern (griech. φέρειν tragen, ai. bhárati, got. bairan, ahd. beran tragen, barm Schoß [er-barmen] usw., nhd. Bürde, Bahre, Bart (Nr. 227), Gebärde, Bär, gebären; aus der Verwandtschaft von ferre und ferire ergibt sich die von gebären, geboren und bohren: das Kind bohrt sich aus dem foramen des Mutterleibes); ferner facere machen, fieri werden, entstehen (griech. τιθέναι, skt. dhā, dhē), famulus, altlat. famul Diener, Kind, Nachkomme, „Gemachtes" (Nr. 12, 60, 222), familia Hausgenossenschaft, Nachkommenschaft, Gesinde (Nr. 552), Freie und Unfreie usw.; ferner futuo beschlafe (griech. φύω, skt. WS. bhu) fetus Zeugen, Gebären und Gezeugtes, fecundus fruchtbar, fenus Ertrag, felix fruchtbar, glücklich (Nr. 350), femina Zeugerin und Säugerin (griech. θηλή Mutterbrust), felare säugen, filius Sohn (p. 273, Nr. 544) usw. usw. Was also über die Laut- und Sinnverwandtschaft von Tor, Tür und Tier, θύρα und θήρ gesagt worden ist, gilt auch — mit entspr. Nuancen — für foris und ferus.

Viele weitere Beispiele (die sich übrigens beliebig mehren lassen) für die Gültigkeit der hier mitgeteilten sprachbiologischen Gesetze werden in den folgenden näheren Erläuterungen der verwandtschaftlichen Verhältnisse der Wörter vorkommen.

β. Wurzeln, Stammsilben, Wurzelsilben.

Im (ontischen wie phylischen) Entwicklungsgange der Wortbezirke erreichen zunächst solche Denkzellen, deren Aktualitäten Geräusche, also stimmlose Konsonanten sind, dann solche, deren Aktualitäten stimmhafte Konsonanten sind, endlich solche, deren Aktualitäten Vokale sind, den aktuellen Funktionsgrad. Welche Konsonanten und welche Vokale zuerst vorkommen, in welcher genetischen Reihenfolge also die akustischen Buchstaben auftreten, ist individuell verschieden. Dem Schema nach treten zuerst die hunger-, dann die angst-, dann die schmerz-, dann die trauer-, endlich die freudegefühligen Aktualitäten, also auch Buchstaben auf. Zugleich mit der Entwicklung der Wortzellen zum aktuellen Funktionsgrade bilden sich auch Assoziationen zwischen ihnen aus: primitive Wörter erscheinen. Indem sich die einzelnen Wortzellen genetisch weiterdifferenzieren,

ständig weitere Wortzellen den aktuellen Funktionsgrad erreichen, ebenso die Assoziationen zwischen den Wortzellen sich mehren, sich verändern, vollzieht sich die Entwicklung der (zunächst akustischen) Sprache aus den primitivsten Anfängen über die „Kindersprache" bis zur Sprache der Erwachsenen, der „Vollsprache". Diese Entwicklung vollzieht sich wie jede andere rein biologisch. „Innere Reifungsbedingungen des kindlichen Seelenlebens" (sic!) sind ebenso wenig wie „die äußeren Bedingungen der Umgangssprache" (Cl. u. W. Stern, Die Kindersprache, p. 325) die „Ursachen" der sprachlichen Entwicklung; nur der Seelengläubige, der Dämonist kann die Entwicklungstatsachen so deuten, und dämonistisch ist auch die Theorie von der „Konvergenz der Innen- und Außenbedingungen" (l. c. p. 129). Die Psychobiologie kennt nur die Entwicklungstatsache und -tatsachen als solche, als biologische Vollzüge und erkennt die These, daß die Entwicklung, auch die der Sprache, durch „innere" („seelische") und „äußere Faktoren" „verursacht" werde, als Fiktion, die nur dem dämonistischen Denken eigentümlich ist. Als rein biologische verstehen wir auch die Tatsachen, daß die primitiven Sprachlaute zunächst phonetischen „Gefühlsausdrücken", dann bei steigender Entwicklung der sensorischen Funktionen mehr und mehr sensorischen Ausdrucksbewegungen entsprechen (p. 44f.), also zunächst ganz hochgefühlige, dann mehr und mehr gegenständige Aktualitäten sind, ferner daß gewisse Wörter eher gehört als gesprochen werden (wobei aber wohl zu bedenken, daß das kindliche Hören vom erwachsenen sehr verschieden ist!) und — gemäß der Entwicklung der Wortbegriffssphäre — eher gehört als gemerkt, „verstanden" werden, ferner daß durchschnittlich die Mädchen früher und schneller sprechen lernen als die Knaben, daß sich die Entwicklung auch der Wortbezirke zwar stetig, aber doch in verschiedenem Tempo, auch „schubweise", d. h. mit zeitweise besonders hoher Geschwindigkeit (z. B. in der Pubertätsperiode) vollzieht usw. usw. — Die optische Sprache (Schriftsprache) entwickelt sich später als die akustische Sprache (Lautsprache); die Kinder lernen früher sprechen als schreiben (vgl. p. 124).

Gemäß der Tatsache, daß alles Sprechen mit Konsonanten und Vokalen beginnt und die Wörter assoziierte Reihen von Konsonanten und Vokalen sind, betrachtet die Psychobiologie die Buchstaben als die Wurzeln der Wörter, und zwar jeden einzelnen Buchstaben als die Wurzel aller Wörter, die von ihm ausgehen, mit ihm beginnen (natürlich abgesehen von Vorsilben); so ist das T Wurzel aller Wörter, die mit T (oder t), das A Wurzel aller Wörter, die mit A (oder a) beginnen, usw. Als Wurzel heißt der Konsonant Wurzelkonsonant, der Vokal Wurzelvokal. Wir kennzeichnen die Buchstaben als Wurzeln mittels eines an-

gefügten ^{w}, schreiben also A^{w}, B^{w} usw. Die Wurzel aller Wörter, die mit A beginnen, ist also A^{w}. Alle von einer Wurzel, z. B. S^{w} abgeleiteten Wörter einer Sprache (das sind eben alle mit S anfangenden Wörter) nennen wir ein Wortvolk, sie sind wie Volksgenossen miteinander verwandt (Wortverwandtschaft 3. Grades, Volksverwandtschaft). Darüber hinaus sind im Sinne der biologischen Symbolik alle Wörter einer Sprache, alle Wortvölker miteinander verwandt (Wortverwandtschaft 4. Grades)*); dieser Verwandtschaftsgrad kommt auch — gemäß dem gemeinsamen Ursprung und der Homologie (s. p. 118 ff.) — den Sprachen der Völker einer Rasse, einer Sprachengemeinschaft zu. Letzten Endes sind alle Sprachen menschlich, artspezifisch; indes ist, die im 4. Bd. § $3_{,5}$ dargetan werden wird, die Rasse die erste (oder letzte) biologische Gruppe innerhalb der Menschheit, und so überwiegen auch in den Sprachen der einzelnen Rassen die Unähnlichkeiten, während in den Sprachen der zu einer Rasse gehörenden Völker die Ähnlichkeiten überwiegen (vgl. auch 2. Bd. § 29).

Ein Wurzelkonsonant mit einem folgenden Vokal sowie ein Wurzelvokal für sich oder als Diphthong bilden die Stammsilben der Wörter, z. B. kla-gen, Fe-der, Tü-r, O-fen, Aa-l, Eu-ter usw. Stammsilben sind also z. B. gu, gü, go, gö, ge, gi, ga, gä, gau, goi, geu, gäu, fu, fü, fo, fö usw., ferner die Wurzelvokale allein oder als Diphthonge. Die Stammsilben sind nicht immer die grammatikalischen Silben, nach denen wir die Wörter abteilen. Mit Stammsilbe bezeichnen wir lediglich die beginnende Assoziation der Wurzelkonsonanten mit Vokalen bzw. die Vokale, die wir auch als Wurzelvokale synonym bezeichnen. Es ist klar, daß alle Wörter mit gleicher Stammsilbe — wir fassen diese Wörter als „Wortstamm" (ähnlich einem Volksstamm) zusammen — in einer andern Weise miteinander verwandt sind wie die Angehörigen verschiedener Wortstämme untereinander. Wir bezeichnen diese Verwandtschaft mit Stammverwandtschaft oder Verwandtschaft 2. Grades, Die stammverwandten Wörter haben gleiche Stammsilben, z. B. Ha-g, Ha-be, Ha-hn, Ha-ls, Ha-ff, Ha-mmel usw. oder Mu-cker, Mu-ff, Mu-lde, Mu-t, Mu-tter usw. oder A-der, Aa-l, A-st, A-rm, Au-er, Au-e, Au-gust, äu-gen usw. Hinsichtlich der Stammsilbe ist z. B. also Hahn mit Hals in anderer Weise verwandt wie mit Huhn, der Vokal in Hahn und Hals ist freudegefühlig, männlich und beschreibt Freudegefühliges, Männliches, das u in Huhn dagegen ist hunger-

*) Für die etymobiologische Gruppierung der Wörter einer Sprache kann man zwar, wie es hier geschieht, die Bezeichnungen der biologischen Menschengruppen (Familie, Sippe usw.) verwenden, doch ist die Übertragung nicht genau entsprechend.

gefühlig, weiblich und beschreibt Hungergefühliges, Weibliches. Oder mucken ist mit den andern Wörtern, deren Stammsilbe mu ist, anders verwandt (eben stammverwandt) wie mit meckern; das u malt die Höhle, das e die Schwelle, das u ist hungergefühlig, das e schmerzgefühlig. Wir schreiben die Stammsilben wie auch die Wurzelsilben mit kleinen Buchstaben zum Unterschied von den Wurzeln, die wir groß schreiben. Je nachdem die Wortstämme einen Konsonanten oder einen Vokal als Wurzel haben, sind sie Konsonanten- oder Vokalstämme.

An die Stammsilben schließen sich weitere Buchstaben an. Es entstehen so zunächst Wurzelsilben. Diese sind entweder Wörter oder kombinieren sich mit weiteren Buchstaben (Endigungen usw.) zu Wörtern. Alle Wörter, deren Wurzelsilben die gleichen Konsonanten haben, während die Vokale der Wurzelsilben gleich oder verschieden sein können, sind familienverwandt, z. B. hucken, hocken, hecken, hicksen; hacken. Die Endkonsonanten der Wurzelsilben sippenverwandter Wörter sind verschieden, bei engerer Verwandtschaft gehören sie einer bestimmten Gruppe an, z. B. den Dentalen oder den Gutturalen usw., z. B. hassen, hasten; reiten, reisen, reißen; tragen, trachten, trekken, oder der gleichen Gefühlsspezies, z. B. stockern, stottern (ck und tt trauer-freudegefühlig, männlich); streichen, streifen, Streich, Strafe; prangen, Pracht (ch, f, ng schmerzgefühlig). Sippenverwandt sind auch Wörter mit erweiterter gleicher WS., z. B. mur, murb, mord usw. Die Familien- und Sippenverwandtschaft ist die Verwandtschaft 1. Grades. In nicht wenigen Fällen stehen prothetisch Konsonanten vor den Anfangskonsonanten der Wurzelsilben sippenverwandter Wörter, z. B. strecken, recken; schreiten, reiten; schreiben, treiben, reiben; bleiben (aus beleiben), leiben; blitzen, glitze(r)n, litzen usw. Ein regelmäßiger Vokalwechsel der Wurzelsilbe (Ablaut) findet statt bei der Konjugation (z. B. binde, band, gebunden; nehme, nahm, genommen); frango, fregi; φεύγω, ἔφυγον usw.); ein solcher Wechsel kommt auch bei Substantiven vor (Band, Bund; Kerl, Karl). Bei der Deklination (z. B. Mann, Männer; Haus, Häuser), bei der Verkleinerung (Haus, Häuschen) usw. findet häufig Umlaut statt. Für die Wurzelsilben kommen überhaupt die bekannten Erscheinungen des Lautwandels (§ 38,3,b,ε) in Betracht; daß sich zugleich mit dem Lautwandel immer auch eine genau entsprechende Bedeutungsänderung einstellt und an beiden Änderungen sich zeigt, daß das Beschriebene entsprechend anders erlebt oder doch anders (anderes an ihm) beschrieben wird, versteht sich für uns von selbst. — Nicht selten sind Stammsilben zugleich Wurzelsilben, z. B. θυ in θύειν, φυ in φύειν usw.

Ich verwende also folgende Terminologie: ein Wortvolk ist die Gesamtheit aller Wörter, die sich von einer Wurzel,

also dem gleichen Wurzelkonsonanten oder dem gleichen Wurzelvokal ableiten. Ein Wortstamm ist die Gesamtheit aller Wörter gleicher Stammsilbe. Eine Wortfamilie ist die Gesamtheit aller Wörter, die eine gemeinsame Wurzelsilbe haben, wobei „gemeinsam" auch die speziellen intrafamiliären Unterschiede der Wurzelsilben (Ablaut usw.) einschließt; eine Gruppe von Wortfamilien ist eine Wortsippe (z. B. Hag, hegen, be-hagen usw. als Wortfamilie engverwandt den andern Wortfamilien Habe, haben, heben, ge-hoben, Hub usw. und Hafer [Haber], Hafen, Hof, Gehöft, Hufe, Huf, Hüfte usw.). Die Familien- und Sippenmitglieder können also verschiedenen Wortstämmen angehören, — so etwa wie die Mitglieder einer Menschenfamilie oder -sippe verschiedenen Volksstammes sein können. (Nun, jeder Vergleich hinkt; er ist eben — Vergleich, vgl. p. 113 Fußn.)

Ich unterscheide also Wurzel und Wurzelsilbe (W. und WS.), während die historische Etymologie beide Wörter synonym gebraucht und die Stammsilbe (StS.) nicht differenziert (allerdings von „Stämmen" in einem besonderen Sinne spricht, z. B. „Stamm" und Endung an einem Worte trennt, wogegen ich vorziehen würde, „Kern" oder — nach H. Walde, — „Basis" und Endung zu sagen, sofern nämlich der „Kern" eines Wortes nicht die Wurzelsilbe ist; es bleibt dann das Wort „Stamm" einsinnig verwendet). Die Wurzelsilbe ist oft Stammsilbe und bei den Vokalstämmen auch Wurzelvokal. Daß ich die erweiterte Reihe „Wurzelsilbe" und nicht Stammsilbe genannt habe, liegt daran, daß ich „Wortstamm" und „Stammsilbe" in terminologischen Einklang bringen wollte. Viele Wörter bestehen nur aus Stammsilbe mit Endung, z. B. die Substantiva Tür, Tor, Tier, Bad, Meer, See, Wind usw. Solche Wörter können weitere Endungen annehmen, bei der Deklination oder als Bestandteile von Eigenschafts- oder Zeitwörtern; man muß dann jene substantivischen Lautkomplexe als Wurzelsilben der erweiterten Formen ansprechen, z. B. bad als WS. von baden, tier als WS. von tierisch, vertieren, tor als WS. von betören usw., die Substantiva selbst wird man kaum als Wurzelsilben bezeichnen. Viele Wörter haben also bloß Stammsilben, andere sind Buchstabenreihen, die wir, sofern sie Bestandteile erweiterter Formen sind, mit Stammsilbe bezeichnen, z. B. Gau, Frau, wo, wie, so, ha! he! usw.

„Wurzelsilbe" ist derjenige Buchstabenkomplex, der beim Abstreichen von Endigungen (substantivischer, adjektivischer, verbaler usw., deklinatorischer und konjugativer Art usw.) oder Vorsilben (adverbialer, reduplikativer, prothetischer Art) übrig bleibt. Die Wurzelsilbe eines jeden Wortes ist also eine spezifische Buchstabenreihe; sie ist speziell, falls mehrere Wörter die gleiche Wurzelsilbe haben, z. B. Binde, binden, Binder. Die Wurzelsilben der familienverwandten Wörter

kann man sozusagen auf eine gemeinsame Form eduzieren, d. h. man kann eine von ihnen als „Grundform", an die sich die übrigen gruppieren, annehmen. Mit Vorliebe wird man die Wurzelsilbe eines zur Familie gehörenden Zeitwortes aussuchen, z. B. die WS. bind des Zeitwortes binden als „Grundform" aller zur Familie gehörenden WS. und somit Wörter (Band, band, gebunden, Bund, Bünde, Bündel, Bündnis, bändigen, Bänder, Bändiger, Binde, engl. bond Band usw.) ansetzen. Gänzlich verfehlt wäre aber die Auffassung, daß sich die Mitglieder einer Wortfamilie von der „gemeinsamen Wurzelsilbe" genetisch ableiteten, diese also zuerst dagewesen wäre und die erweiterten, abgelauteten usw. Formen sozusagen produziert hätte. Die einzelnen Familienmitglieder sind selbständige assoziative Buchstabenreihen, wurzelgleich und mit gleichen Endkonsonanten der WS.; die Vokale der Wurzelsilben sind eben die verschiedenen Vokale, leiten sich aber nicht von dem Vokal der „gemeinsamen WS." ab. Die „gemeinsame WS." ist lediglich eine grammatikalische Firma der ganzen Familie, der etymologische Familienname. Eine gemeinsame WS. einer Wortsippe gibt es nicht.

Im Gange der Entwicklung einer Sprache verändern sich die Wörter. Die Sprache des Kindes macht von den primitivsten Frühstufen an fortgesetzt Wandlungen durch, bis die „Vollsprache", die Sprache der Erwachsenen erreicht ist, die zwar eine im großen ganzen ausdifferenzierte, aber doch immer noch wandlungsfähige und sich wandelnde Entwicklungsstufe ist. Ebenso sehen wir, daß die Sprachen der einzelnen Schichten eines Volkes sowie die Sprachen der ein Volk zusammensetzenden Volksstämme (Dialekte) voneinander hinsichtlich der Wort- und Satzstruktur vielfältig differieren. Weiterhin sind die Sprachen der einzelnen Zeitalter, die den Entwicklungsgang eines Volkes ausmachen, mannigfach voneinander verschieden; so heißt ein bestimmter Körperteil got. fôtus, ahd. fuoz, fuaz, mhd. vuoz, fuoz, nhd. Fuß. Endlich sind die Sprachen der einzelnen Völker verschieden, und zwar sind gewisse Sprachen einander höchst unähnlich (§ 29), andere dagegen weisen so viele Homologe auf, daß wir diese Sprachen als Sprachengemeinschaft klassifizieren und dann diese Sprachengemeinschaften unterscheiden (z. B. die indogermanische von der semitischen Sprachengemeinschaft); so entspricht nhd. Fuß dem engl. foot, dem schwed. fot, dem dän. fod, dem lat. pes, Gen. pedis, dem griech. πούς, Gen. ποδός, dem skt. pâdas.

Die Wörter der verschiedenen Sprachen, die ein Mensch spricht und hört, schreibt und liest, sind meist differente Assoziationen von Buchstaben, also von Wortzellen. Das „Lernen" einer fremden Sprache ist die Entwicklung neuer Assoziationen

zwischen den Wortzellen *), solcher nämlich, wie sie dem Volke eigentümlich sind, das diese (fremde) Sprache spricht; mitunter sind gewisse Wortzellen nur im assoziativen Gefüge einer solchen fremden Sprache aktuell (z. B. das hebr. Ajin, optisch das griech. φ usw.).

Man kann die Entwicklung der Wortbezirke onto- und phylogenetisch beschreiben, und zwar ist auch hier die phylogenetische Beschreibung lediglich eine zusammenfassende Analogie zur ontogenetischen (vgl. 1. Bd. p. 641) und kann über diese niemals hinausführen, weder auf dem Gebiete der Sprache noch auf irgend einem andern Gebiete; die Geschichte der Völker, der Rassen, der Menschheit kann niemals über die Geschichte des Menschen hinausreichen, sie ist lediglich eine analogische Zusammenfassung der Geschichte vieler Einzelmenschen. Die deutsche Geschichte ist die Geschichte der Deutschen. Die Beschreibung, daß ein Volk, eine Völkergruppe, die Menschheit gar**) auf zwei Ureltern zurückzuführen sei, ist eine syllogistische Analogie zu der Beschreibung der Entstehung des Einzelwesens, und niemand hat in dieser Hinsicht je etwas anderes erlebt und wird je etwas anderes erleben wie die Geburt des Kindes (p. 265); für das Kind aber sind „die ersten Menschen" es selbst und die Mutter, und eine lange Zeit vergeht, bis es einsieht, daß es die Eltern gezeugt haben. So ist auch die Zurückführung der Wörter einer Sprache oder Sprachgemeinschaft oder gar aller Sprachen*) auf „Urwurzeln", also die „Phylogenese der Sprache" eine syllogistisch zusammenfassende Beschreibung der ontogenetischen Tatsachen der Wortentwicklung, die, wie angegeben, von Wurzeln ausgeht und zu Stammsilben und Wurzelsilben und Wortindividuen führt. So und nicht anders entwickelt sich alle Sprache, entwickeln sich alle Sprachen: jede geht von Konsonanten und Vokalen als Wurzeln aus und führt über Stammsilben und Wurzelsilben zu Wortindividuen. Indem alle Sprachen menschlich sind (die „Tiersprachen", die in ihren hochentwickelten Formen der primitiven Kindersprache nahestehen, sind Reihen besonderer, eben „tierischer" Laute), kommen allenthalben die gleichen Sprachlaute — neben einzelnen verschiedenen — vor, sind also die Wurzeln allenthalben gleich (über die Schrift- sive Lautzeichen s. 1. Anm. p. 123). Auch finden sich in allen Sprachen gleiche Stammsilben, d. h. Assoziationen von Wurzelkonsonanten mit einem Vokal oder Wurzelvokale als solche oder als Diphthonge,

---

*) „Sprachbegabung" hat derjenige, bei dem sich solche Assoziationen in großer Zahl entwickeln; diese Entwicklung (oder ihr Ausbleiben) ist eine biologische Tatsache; die Entwicklung koinzidiert mit einem Unterricht (der also nicht etwa „Ursache" der Entwicklung ist, 4. Bd. § 7,7,a).

**) Über das Irrig-Fiktionale dieser Auffassung s. 1. Bd. p. 639 ff., 664 ff., 742 ff., 4. Bd. § 3,5.

neben einzelnen verschiedenen; aber diese Stammsilben sind nicht immer homolog, z. B. ist nhd. fu in Fuß homolog mit mhd. fu oder vu, ahd. fu, got. fô, lat. pe, griech. πο, skt. pa usw., nicht homolog mit lat. fu in fui, futurus, griech. φυ in φύω, skt. bhu in bhūtís usw. Die weiteren Assoziationen der Buchstaben zu Wurzelsilben und Wortindividuen sind in den einzelnen Sprachen vielfach gleich, vielfach minder oder mehr verschieden; die zu einer Sprachengemeinschaft (Sprachenfamilie) gehörenden Sprachen weisen sehr zahlreiche gleiche oder doch ähnliche Wurzelsilben auf, doch brauchen auch sie nicht homolog zu sein, können also Gleiches bzw. Ähnliches an verschiedenen Individuen beschreiben, z. B ist WS. aug in Auge gleich der lat. WS. aug in augere, augmentum, augustus, griech. αὐγ in αὐγή Glanz, Schimmer und ähnlich der Wz. auk in got. aukan wachsen, mehren, lat. auctor, griech. αὐξάνειν usw., diese WS. beschreiben auch gleiche Anordnungen, nämlich Höhlen (u) mit Hinweis auf ihr Weitgeöffnetsein und auf das sie Erfüllende (a, g), Aus- oder Eintretende, Männliche, bedeuten also auch Gleiches, aber die beschriebenen Anordnungen sind Teile verschiedener Individuen. Homolog dagegen zu WS. aug in Auge ist mhd. oug, ahd. oug, aug, got. aug, altsächs. og, niederd. og, angelsächs. eág, êg, engl. ey, altfries. ag, altnord. aug, schwed. ög, dän. öj, slaw. ok, litth. ak, lat. oc(ulus), griech. ὀκ, skt. ak (s. p. 59) *); alle diese Wurzelsilben und ihre Erweiterungen zu Wörtern beschreiben in einer gewissen je abweichenden Weise eine bestimmte Anordnung, nämlich die, die wir Auge nennen, und eben darin besteht ihre Homologie. Wir bezeichnen also mit Homologie die Gleichheit des biologischen Ortes der einzelnen Wurzelsilben und zugehörigen Wörter in den einzelnen Sprachen. Die Homologie umfaßt auch die sprachbiologischen Tatsachen, die man mit dem Namen „Lautwandel" bezeichnet, also die Paragoge, Prothesis, Epenthesis, Nasalierung, Verdoppelung, Dehnung, Aphäresis, Apokope, Synkope, Metathesis, Assimilation, Dissimilation, Umlaut, Ablaut, Substitution usw.

Die Sprachforschung kann nun für die einzelnen Wurzelsilben der einzelnen zu einer Wortfamilie gehörenden Wörter die „gemeinsame Wurzelsilbe", sozusagen den „Familiennamen" ansetzen, sie kann dies innerhalb jeder einzelnen Sprache tun und diese „gemeinsamen Wurzelsilben" auf ihre Homologie hin untersuchen und danach ordnen. Sie kann weiterhin für die homologen „gemeinsamen Wurzelsilben" neuerdings eine „gemeinsame Wurzelsilbe letzter Ordnung" bestimmen, also eine grammatikalische

*) Es wäre also unzulässig, wenn auch verlockend, das Wort Auge nach αὐγή als das Glänzende, Schimmernde zu „übersetzen"; immerhin geben a und g (α und γ) das aus der Höhle (u, v) Ausstrahlende an; vgl. Nr. 137.

Firma für alle homologen „gemeinsamen Wurzelsilben" ansetzen, wozu entweder eine tatsächlich als Wort gesprochene Wurzelsilbe oder eine unter Abstreifung „alles Formellen und Zufälligen" (Curtius, Griech. Etymol., p. 45) konstruierte Wurzelsilbe geeignet ist (unter „Formellem und Zufälligem" sind die Veränderungen zu verstehen, die man als Lautwandel, Lautverschiebung, Beugung usw. bezeichnet). Aber verfehlt ist die Auffassung, daß eine solche Wurzelsilbe (oder, wie die historische Etymologie sagt, Wurzel) die Urform wäre, aus der sich alle zugehörigen Wurzelsilben und Wörter im Werdegange der Sprachen entwickelt hätten. Sowohl die „gemeinsamen Wurzelsilben" wie die „Urwurzelsilben" sind lediglich Marken, die sich bei der etymologischen Arbeit ergeben, Bestandteile einer abgekürzten, übersichtlichen etymologischen Beschreibung: jede Marke steht symbolhaft für eine ganze Gruppe von Wörtern, ungefähr wie der Abgeordnete die Gruppe seiner Wähler vertritt.

Jede Sprache beginnt mit den Wurzeln, also den Konsonanten und den Vokalen, und diese Wurzeln sind in allen Sprachen gleich. Daran schließt sich genetisch die primäre Assoziation der Wurzeln mit andern Buchstaben zu den Stammsilben, dann die sekundäre Assoziation der Wurzeln mit andern Buchstaben zu den Wurzelsilben, die selbst schon Wörter sind (wie das auch viele Stammsilben sind) oder sich zu Wörtern ausgestalten, indem sich weitere Buchstaben anschließen. Die akustischen und die optischen Buchstaben entstehen ubiquitär, und zwar sobald die Wortzellen des Individuums entwicklungsmäßig den aktuellen Funktionsgrad erreicht haben. Und ebenso entstehen ubiquitär Assoziationen zwischen den Wortzellen, also auch ihren Aktualitäten. Buchstaben und Assoziationen, also Buchstabenreihen sind artspezifisch, allgemein-menschlich. Welche Buchstaben sich aber im Gange der phänomenal-phänomenologischen Entsprechung assoziieren, wie also ein gewisses Individuum (was an ihm) beschrieben wird, d. h. die Struktur der Wörter und Sätze ist gruppen- (volks-, rassen-) spezifisch und individualspezifisch*). Die einzelnen Strukturen klassifizieren sich also im Sinne einer entfernteren und näheren Verwandtschaft (§ 29), und mit dem Verwandtschaftsgrade der Sprachen stimmt der Verwandtschaftsgrad der Individuen und Gruppen überein, die diese Sprachen sprechen und schreiben.

*) Das Vorkommen gleicher primärer Lautverbindungen (Silben) und einzelner gleicher Wörter in verschiedenen Sprachen liegt noch innerhalb der allgemein-menschlichen Verwandtschaft und sollte nicht zu phantastischen Theorien über spezielle oder gar allgemeine genetische Zusammenhänge führen; solche Wörter können obendrein Fremdwörter sein. Das Analoge gilt für die Bild- und die Schriftzeichen.

Die nahe Verwandtschaft gewisser Völker ist eine biologische Tatsache; die Verwandtschaft kann eine autochthone sein, also so, daß sich an zwei oder mehreren Stellen der Erde autochthone Menschengruppen vorfinden, die verwandt sind (Indonesier — Joruben, ein Negerstamm an der Westküste Afrikas, vgl. L. Frobenius), oder sie kann eine genetische sein, also so, daß eines der verwandten Völker „Keimzelle", „Muttervolk" des oder der andern gewesen ist, indem sich bei Völkerwanderungen Volksteile abgesplittert haben und seßhaft geworden sind oder von einem seßhaften Volk Genossenschaften auszogen und kolonisierten (Wanderungen der Arier aus dem hohen Norden nach Süden, wie G. v. List, F. v. Wendrin, F. B. Marby, H. Wirth berichten; Frobenius nimmt an, daß die Verwandtschaft westafrikanischer Kulturreste mit indonesischem Kulturgut aus der Einwanderung indonesischer Stämme zu erklären sei). Daß bei solchen Absplitterungen von Volksteilen, die selbständig werden und eine selbständige Entwicklung, auch der Sprachlichkeit nehmen, ein genetischer Zusammenhang mit dem „Muttervolke", auch hinsichtlich der Sprache vorliegt und erhalten bleibt, ihre Sprache also von der des Muttervolkes abzuleiten und als Entwicklungsform jener anzusehen ist, kann natürlich nicht zweifelhaft sein. Analog hat sich das Neuhochdeutsche aus dem Althochdeutschen über das Mittelhochdeutsche entwickelt; allgemein: die Spätformen einer Sprache entwickeln sich aus den Frühformen, so wie sich die „Vollsprache" aus der Kindersprache entwickelt. Die Sprachen lassen sich vergleichen, und es wird sich dabei eine nähere oder entferntere Verwandtschaft herausstellen. So sind z. B. Sanskrit, Griechisch, Lateinisch, die germanischen Idiome engverwandt. Verwandte erleben Verwandtes und beschreiben es in verwandten Wörtern; gerade die linguistische Verwandtschaft ist ein gewichtiges Zeichen der Verwandtschaft gewisser Völker. Aber gleichgültig, ob man eine autochthone oder eine genetische Verwandtschaft der Völker einer Sprachengemeinschaft, z. B. der indogermanischen (s. 2. Anm. p. 125), im letzteren Falle etwa auch eine Entwicklung der verschiedenen Sprachen vom Sanskrit her annimmt, die konstruierten „gemeinsamen Stamm- und Wurzelsilben" der Wortfamilien der einzelnen Sprachen und auch die „Urwurzelsilben" der Sprachengemeinschaft sind doch nur als etymologische Marken aufzufassen, und es kann hierfür kein Problem sein, ob diese oder jene „Wurzel" ein selbständiges Wort war (ist) oder nicht. Die Annahme geht fehl, daß sich aus einer gewissen konstruierten „gemeinsamen Stamm- oder Wurzelsilbe" die zugehörigen Familienmitglieder oder gar aus einer Urwurzelsilbe alle Mitglieder der zu den einzelnen verwandten Sprachen gehörenden homologen Wortfamilien, deren etymo-

logische Marke oder Firma die Urwurzelsilbe ja bloß ist, im Werdegange der Sprachen entwickelt hätten. Diese Annahme ist ein Mißverständnis der Wortverwandtschaft, aber auch der etymologischen Arbeitsmethode. Gar eine Ursprache „der Menschheit" hat es ebenso wenig gegeben wie eine Urschrift „der Menschheit".

Skt. dhū ist gemeinsame StS. der Wörter dhūnómi schütteln, anfachen, dhūmás Rauch, dhūlís Staub; im Griech. findet sich die fast gleichlautende StS. θυ, zu der θύειν brausen, toben, opfern, θύνειν toben, rasen, stürmen, θῦνος Andrang, θυμός Mut, Leidenschaft, θυέλλα Sturmwind, θυιάς Rasende, Bacchantin usw. gehören; im Lat. lautet die homologe StS. fu in fumus usw. (p. 110f.), im Got. dau in dauns odor, im Ahd. tu in tunst Sturm, Andrang, im Nhd. du in Dunst usw. Und man kann als etymologische Firma der verwandten Wörter eine dieser Stammsilben als Urstammsilbe angeben, also fu oder θυ oder dhu, aber die einzelnen Stammsilben sind nicht aus dieser Urstammsilbe, als ob diese zuerst dagewesen wäre, hervorgegangen, sondern sie sind Homologe wie die je zugehörigen Wörter. Aus dem d entwickelt sich nicht f oder t usw., sondern an Stelle des dh, z. B. im skt. dhu ..., steht im Griech. θ, im Lat. f, im Got. d, im Ahd. t, im Nhd. d. Die Buchstaben sind je selbständige Aktualitätenreihen, nicht sind die einzelnen Buchstaben auseinander oder aus einem „Urbuchstaben" hervorgegangen. Aus dem U ist nicht O oder E oder I oder A oder alle Vokale, oder diese sind nicht aus einem Urvokal entstanden; ein U kann immer nur U, ein A immer nur A bleiben usw.; das Analoge gilt für die Konsonanten. An Stelle des skt. dhu steht im Griech. θυ, im Lat. fu, im Got. dau usw.; die Silben sind eben „Homologa". Die genetische Herleituug der indogermanischen Sprachen vom Sanskrit oder einschl. des Sanskrit aus einer rassischen Ursprache besagt nicht, daß sich die sämtlichen Buchstaben aus einem Urbuchstaben oder aus einem Buchstaben andere, z. B. aus dem Ur-A ein O oder U usw. entwickelt hätten, ferner daß eine Urstammsilbe die homologen Stammsilben späterer zur Sprachengemeinschaft gehörender Idiome produziert hätte usw., sondern besagt, daß an Stelle einer urtümlichen Silbe, eines urtümlichen Wortes im Gange der Genese der zugehörigen Idiome homologe Silben oder Wörter aufgetreten sind, also assoziative Umstellungen u. a. Variationen stattgefunden haben. In diesem Sinne mag also skt. dhu den homologen Stammsilben θυ, fu usw. vorausgegangen sein, nicht aber als eine Art Ursubstanz, aus der die späteren Homologen hervorgegangen sind. Ob der Inder jemals dhu gesprochen hat — außer „stamm-elnd" in der Kinderzeit gemäß der Entwicklung des Wortbezirkes beim Individuum und seinesgleichen — und der Lateiner fu usw., ob also die primi-

tive Sprache nur aus einzelnen Lauten (Wurzeln) oder Stammsilben bestanden hat, kann in unserm Zusammenhange dahingestellt bleiben; die Entwicklung jeder Sprache kann sich natürlich immer nur so vollzogen haben, wie wir es jederzeit bei den Einzelwesen erleben (vgl. p. 112, 117).

Endlich ist dhu oder θυ oder fu usw. nicht bloß gemeinsame StS. der genannten, sondern vieler anderer Wörter, z. B. dhu auch zu dvār (für dhvār), ved. dur Tür, Tor, dúrjas zum Tore, Hause gehörig, dhūpájāmi räuchere, dhūpas Räucherwerk (homolog griech. τύφω brenne, τῦφος Rauch, Dünkel, Betäubung, τυφλός blind, dunkel, got. daubs taub, dumbs stumm, dumm, dubo Taube wie columba; πέλεια die dunkelfarbige, ahd. dimpfen dampfen, nhd. taub, „tof" usw.), dhur (?) verletzen, dvar laufen, stürzen (stürmen), dhvar beugen, zu Fall bringen, dhūrv beugen, beschädigen, dhur Teil des Joches, dhúrjas Zugtier, die beide familiär zu dhar (dhārāmi) halte, trage, stütze, -dharas tragend, erhaltend, dhartár Träger, Erhalter und sippenverwandt zu dhā in dádhāmi setze, lege, tue, dhātṛ Schöpfer usw., ferner zu dhájāmi sauge, trinke, dhātrī Amme, Mutter, dhēnús Milchkuh usw. (homolog θηλώ Säugamme, θηλαμών Säugling, θάλασσα Meer, θάλος Sprößling usw., vgl. p. 134 Fußn.) gehören, usw. Im Griech. gehören zur StS. θυ, im Lat. zu fu ebenfalls Wörter (s. p. 110 f.), die gemäß den Wurzelsilben zu verschiedenen Familien gehören. Man sieht, das Herausstellen von Urstammsilben oder Urwurzelsilben („Wurzeln" der historischen Etymologie) ist lediglich Hilfsmittel bei der sprachkundlichen Klassifizierungsarbeit.

Entscheidend für die Familien- und Sippenverwandtschaft ist die WS., nicht die StS. (sofern diese nicht zugleich WS. ist), aber auch die gemeinsame WS. oder die Urwurzelsilbe ist nur etymologische Marke. So ist z. B. die WS. ped als Urwurzelsilbe („Wurzel" der historischen Etymologie) nicht etwa die Urform, aus der sich die homologen WS. und ihre Wörter entwickelt hätten, also skt. pádjē falle, gehe hinzu, padám Tritt, Schritt, Ort, Stelle, Spur, pad, pād, pádas Fuß, pattís Fußgänger usw., zend. pad gehen, padha Fuß, griech. πεδίον Boden, Feld, πέδη Fessel, πέζα Fuß, Rand, πούς Gen. ποδός Fuß usw., lat. pes (peds) Gen. pedis, pedule Sohle, pedare gehen und mit einem Fuße, einer Stütze versehen, pedum Hirtenstab, pessum zu Boden, zu Grunde (vgl. skt. pad fallen), pestis Verderben, pedere furzen („stinken wie die Pest"), podex usw., aisl. fet Schritt, feta schreiten, ags. fetian holen, aisl. fantr Landstreicher („Geher"), mndd. fant Kriegsschar, mhd. vanz Schalk, nhd. Fant usw., — sondern „ped" ist die etymologische Firma für alle diese u. a. verwandte Wörter, abgesehen davon, daß ped gemeinsame WS. der familienverwandten Wörter ist.

Die Bemühungen, auch noch über solche etymologische Marken hinaus Urwurzeln der Wörter oder Sprachen ermitteln zu wollen,

oder die Annahme, daß solche Urwurzeln als „Muttersubstanz" aller Wörter und Sprachen bestanden hätten, gehen ins Phantastische. Die Wörter entwickeln sich immer aus Konsonanten und Vokalen als Wurzeln; über diese ontogenetische Tatsache kann auch die Phylogenese der Sprache niemals hinausführen. Daß die historisch-etymologische Forschung die Bedeutungslehre nicht wesentlich fördern kann, sondern nur Beiträge und Belege bringt, habe ich schon dargetan. So kann uns die Aufstellung einer „Wurzel", also z. B. einer „Urwurzelsilbe" ped über die Bedeutung aller zu ihr gehörigen Wörter keinen weiteren Aufschluß bringen, als ihn jedes dieser Wörter selber bietet; die Bedeutung ergibt sich bei der psychobiologischen Erörterung der phänomenal-phänomenologischen Entsprechungen.

Ich stelle die Verwandtschaftsgrade der Wörter zusammen:

Verwandtschaft 1. Grades	**Konsonantenstämme**	**Vokalstämme**
a) Familienverwandtschaft	gleiche Wurzeln gleiche oder verschiedene Vokale der StS. bzw. WS. gleiche Endkonsonanten der WS.	gleiche oder verschiedene Wurzeln gleiche Endkonsonanten der WS.
b) Sippenverwandtschaft	wie oben, aber verschiedene Endkonsonanten der WS. (p. 114)	desgl.
Verwandtschaft 2. Grades		
Stammverwandtschaft	gleiche StS.	desgl.
Verwandtschaft 3. Grades		
Volksverwandtschaft	gleiche Wurzeln	desgl.
Verwandtschaft 4. Grades	allgemeine Verwandtschaft der Wörter gemäß der biologisch. Symbolik (p. 113).	

1. Anmerkung bei der Fahnenkorrektur (1933).

Im 1. Band, p. 364 ff., habe ich dargetan, daß die Lautzeichen, d. s. die optischen Buchstaben, die Schriftzeichen als Abbildungen der je entsprechenden phonetischen Mundstellungen zu betrachten sind. In dieser Angabe ist noch nichts über das Verhältnis der Schriftzeichen zur sog. Bilderschrift ausgesagt. Nach der gültigen Auffassung hat sich die Buchstabenschrift, d. h. die Schrift im speziellen Sinne aus der Bilderschrift entwickelt. Nach Hermann Wirth (Die heilige Urschrift der Menschheit, seit 1931 bei Köhler & Amelang, Leipzig, erscheinend, ein Werk, das ich soeben, September 1933, kurz vor Drucklegung dieses seit etwa zwei Jahren fertig vorliegenden 3. Bandes, habe studieren können) stellen die arktisch-atlantischen palão-epigraphischen Zeichnungen und Zeichen, die er mit solchen südlicher Völker im Sinne eines vom Norden ausgehenden genetischen Zusammenhanges (daher „Urschrift") vergleicht, kalendermäßige Aufzeichnungen dar. „Aus dem Jahressonnenlauf um den Gesichtskreis, aus der Wanderung des Sonnenschattens um den Stab, in Nord-

amerika wie in Nordeuropa; oder um die Pfähle und die Steinsäulen des „dagsmark" oder „eyktamark", entstand die Folge der Schriftzeichenreihe, das Alphabet, als ursprünliche Folge der Monatszeichen des Gesichtskreissonnenjahres" (p. 95). Hierzu habe ich folgendes zu bemerken. Die Funktionen der „graphischen" Reflexsysteme sind in phylischen wie ontischen Frühperioden ein „Malen" mit allerlei „naturgegebenen" Farbstoffen (s. 1. Bd. p. 350). Daran schließen sich primitive Abbildungen von Gegenständen, und zwar sind die jeweils interessantesten (höchstgefühligen), also „sinnfälligsten" Gegenstände jeweils bevorzugte „Vorlagen"; sie werden alsdann auch in den verschiedenen Positionen abgezeichnet, z. B. der Mensch mit erhobenen, gesenkten, gebogenen Armen, der Mensch in der Geburt, die Sonne in den Etappen des Tages- und des Jahreslaufes, in den Himmelsrichtungen (zunächst zwei, dann vier, dann acht usw.) usw. usw. Die Abzeichnungen erfolgen in der Form von Malsetzungen (vgl. „malen" Nr. 322, 323, die Male sind Pfähle, Steine usw.) und Vertiefungen und Erhöhungen der Erdoberfläche abgegrenzter (heiliger, 2. Bd. p. 83) Bezirke, aber auch in Form von Eingrabungen (graben, 1. Bd. p. 347) in Holz, Stein usw. „Standardindividuen" quoad Zeit und Raum (1. Bd. p. 591, 712; 2. Bd. p. 125 f.) werden aufgefunden und sind Vorlagen für kalendermäßige, schicksalmäßige Zeichnungen und Zeichen, die im Sinne der Koinzidenzlehre (2. Bd. p. 176) kombiniert werden (z. B. Wintersonnenwende und Geburt des Kindes usw.) *). Weiterhin entwickeln sich die Abbildungen zu den künstlerischen Skulpturen, Gemälden, Zeichnungen, d. h. die primitive Kunst entwickelt sich zu den differenzierten Formen der höheren Kulturen, hier besteht ein klarer genetischer Zusammenhang. Eine ganz andere Linie führt zu den Schriftzeichen, den optischen Buchstaben.

Der Mensch lernt eher sprechen als schreiben. Die Abbildung eines Mannes heißt (bzw. hieß) wie der abgebildete Mann „Man", d. h. die phonetischen Reflexsysteme sind schon weit ausgegliedert zu einer Zeit, in der die graphischen noch auf der Stufe des Abbildens sich befinden. So auch phylogenetisch. An die Stufe des Abbildens schloß und schließt sich die Ausgliederung der graphischen Reflexsysteme zur Stufe des Schreibens. Wir haben also Bildzeichen und Schriftzeichen (oder Lautzeichen, die optischen Buchstaben im speziellen Sinne) zu unterscheiden. Die Entwicklung der Schriftzeichen schloß und schließt sich an die Bildzeichen derart an, daß einzelne der letzteren sich stilisierten und so einstweilen als eine Art Buchstabe dienten; ihre Koordinatik näherte sich der Abbildung der Koordinatik der phonetischen Mundstellungen, doch blieben sie immer noch Bildzeichen (z. B. vertrat das Bild des Menschen mit erhobenen Armen ϒ den Laut m im Arisch-germanischen, das Bild des Adlers vertrat im Ägyptischen den Laut a [Adler hieß achom] usw.); so sind die Runen (das nordische Futhark) nicht Buchstaben, d. h. Schriftzeichen, sondern Bildzeichen und nur als in Buchenstäbe eingeritzt „Buchstaben". Das Schreiben im speziellen Sinne des Zeichnens von Schriftzeichen, sagen wir: das eigentliche Schreiben konnte erst gemäß der Ausdifferenzierung graphischer Reflexsysteme in der Art der Entsprechung zu den bereits ausgegliederten phonetischen Reflexsystemen einsetzen und sich entwickeln, und eben hierin ist der Tatbestand gegeben, daß die Schriftzeichen Abbildungen der phonetischen Mundstellungen sind, diese Mundstellungen also sozusagen „abgelesen" und abgezeichnet werden. Den Übergang von den Bildzeichen (Hieroglyphen) zu den Schriftzeichen finden wir in der Art, daß den letzteren je bestimmte Bildzeichen, sozusagen als Illustrationen beigesetzt wurden (p. 315), oder in der Art,

*) Die Kalenderregelung wurde wie die Entstehung der Bildzeichen usw. — wie jeder Vorgang dämonistisch gedeutet (Wotans Runen usw.).

daß Bild- und Schriftzeichen zu einer einheitlichen Struktur verschmolzen (so ist die gotische Schrift des Ulfilas im 4. Jahrhundert n. Chr. entstanden, so ist die deutsche Schrift entstanden). Die Entwickelung der Schrift, die also selbständig neben der Entwicklung der primitiven zur kultürlichen Bildkunst einhergeht, ist natürlich ein rein biologischer Vorgang, nicht etwa „verabredet" und dann „gemacht" worden. Die Schriftzeichen sind die optischen Entsprechungen der Laute, der akustischen Sprache, die Bildzeichen sind dagegen Abzeichnungen optischer Gegenstände. Die Tatsache, daß die Schrift mannigfache Verschmelzungen mit Bildzeichen und überdies die grundsätzliche Analogie, nämlich die Zusammengesetztheit aus rund und gerade (sowie eckig usw.) aufweist, darf nicht dahin ausgelegt werden, daß die Schrift aus der sog. Bilderschrift entstanden wäre.

2. Anmerkung bei der Korr. (1933).

Nach neueren und neuesten Forschungen gibt der Name „Indogermanen" die Phylogenese der arischen Völker nicht korrekt an. Die Arier wohnten im hohen Norden und zogen kolonisierend und erobernd nach Süden, auch nach Indien, von wo dann weitere Wanderungen (auch wieder nordwärts) stattfanden. Die indogermanischen Sprachen sind hiernach spät-genetische Variationen des Altarischen, Mischformen des Altarischen mit autochthonem Sprachgut der Urbewohner besiedelter Gebiete. Über die Ausstrahlungen der altarischen (arktisch-nordatlantischen) Kultur zu den südlichen Völkern hat — an Hand der epigraphischen Kultsymbole, deren religiös-kalendarischen Sinn er entdeckt hat, — Herman Wirth in genialer Konzeption von Zusammenhängen neuerdings mehrere Werke veröffentlicht *).

Ich betone: Die ario-germanische Kultur ist autochthon — wie die Kultur jeder Rasse autochthon (spezifisch) ist. In jeder Kultur findet sich mehr minder zahlreiches Importgut aus andern Kulturen (gemäß den Strukturen der jeweiligen Kulturgenossen), z. B. in die germanische Kultur hat allerlei religiöses Fremdgut aus der jüdischen Religionslehre Eingang gefunden. Die Selbständigkeit jeder einzelnen Kultur (vgl. Leo Frobenius) muß anerkannt werden, wie die Selbständigkeit jeder einzelnen Rasse anerkannt werden muß (vgl. 4. Bd. § 3, 5), und man darf die eine Kultur nicht von einer andern ihr fremden ableiten, „weil" sich in den einzelnen Kulturen bei ihrem biologischen Auf- und Niedergange zahlreiche Analoga und Homologa (jede Kultur ist ja doch menschlich) sowie vielerlei Importgut vorfinden; so beobachten alle Menschen Tag und Jahr, Geburt und Tod, die Himmelsrichtungen usw. usw. und haben hierfür zunächst gewisse primitive Zeichen, später reichhaltigere und ausdifferenzierte Bild- und Schriftzeichen, die — als menschliche — grund-

*) Nach H. Wirth stellt der paläo-epigraphische senkrecht geteilte Kreis die Polarität 6 Monate Tag: 6 Monate Nacht des Polarkreises dar. Somit sind in den Urzeiten die meteorologischen Verhältnisse die gleichen gewesen wie heute. Heute ist aber der Polarkreis (mit seinem Eis und Schnee!) sehr dünn bevölkert. Darf man annehmen, daß in der Urzeit, deren Klima usw. dem der Gegenwart gleicht, eine so zahlreiche Bevölkerung den Polarkreis belebte, daß sie kurz und gut den ganzen Erdball eroberte und mit ihrer Kultur versorgte? M. E. kommt als Ausgangsgebiet der arischen Wanderungen nach Süden viel weniger der Polarkreis als die südlicheren Gegenden in Betracht. Uebrigens liefert das hohe Norden heute so wenig Menschen wie Kultur! Das in vielen (wohl allen) Kulturen der senkrecht geteilte Kreis vorkommt, beweist m. E. nicht, daß diese Zeichnungen aus dem Polarkreis importiert waren, sondern daß die allgemein-menschlich sind wie die Schräg- und Wagrechtteilung, die Viertel- und Achtelteilung usw. Vgl. auch Anm. 1.

sätzlich analog, aber gruppen- und individualspezifisch different sind, und Übereinstimmungen (tatsächliche und erdeutete) zwischen fremden Kulturen sind ebenso wenig Beweise für die Entstehung der einen aus der andern, wie etwa die Aufnahme jüdischen Religionsgutes in die germanisch-deutsche Religion beweist, daß die germanisch-deutsche Religion jüdischen Ursprungs sei (was „christlich" heißt, ist im 1. Bd. p. 676 dargetan, vgl. auch in Psych.-Neurol. Wschr. 1933, Nr. 24, meine Kritik des Dinglerschen Buches „Der Zusammenbruch der Wissenschaft"; die deutsche Religion kann nur die christliche sein, aber dazu gehört nicht der „Glaube", daß wir alle von den jüdischen Ureltern Adam und Eva, den Geschöpfen des jüdischen Jahwe, abstammen und die Mitteilungen der jüdischen Propheten für Gottes Offenbarungen [weil sie es nämlich behaupten!] halten müssen usw.).

Über das Alter der Ariogermanen liegen allerlei Schätzungen vor, so „berechnet" G. v. List das Alter der arischen „Wurzelrasse" auf 1600000 Jahre, Neugebauer schätzt das Alter der Felsbilder von Bohuslän (Schweden) auf wenigstens 200000 Jahre, v. List das Alter der Ariogermanen auf 15000 Jahre, auf „Atlantis" sollen sie vor 12000 Jahren gewohnt, die germanische Hochkultur soll um 4000 v. Chr. bestanden haben, während A. Kiekebusch unter Ablehnung phantastischer Ziffern betont, daß wir die germanische Kultur bis 1500—1600, vielleicht bis 1800 v. Chr. zurückverfolgen können. Und was war vorher? S. 1. Bd. p. 742 ff.; 2. Bd. p. 124 f. Die Menschen waren immer da und werden immer da sein — und so auch (je) ihre Welten; die Menschheit und somit „die Welt" hat weder Anfang noch Ende; und Rassen sterben nicht aus, wohl aber Völker als Rassenteile (s. 4. Bd. § 3,5).

Weitere Beispiele zur Wortverwandtschaft.

Abkürzungen: hgf.= hungergefühlig, agf. = angstgefühlig, schgf. = schmerzgefühlig, tgf. = trauergefühlig, fgf. = freudegefühlig; wbl. = weiblich, ml. = männlich; superfem. = superfeminin, supermask. = supermaskulin; verw. = verwandt, famverw. = familienverwandt, sippverw. = sippenverwandt, stverw. = stammverwandt; W = Wurzel, St. = Stamm, StS. = Stammsilbe, WS. = Wurzelsilbe; svw. = so viel wie; ahd. = althochdeutsch, mhd. = mittelhochdeutsch, nhd. = neuhochdeutsch usw.; skt. = sanskrit; hlg. = homolog.

Aus der Volksverwandtschaft M^w.

Alle Wörter, deren StS. oder WS. mit M (oder m) anfangen, deren Wurzel also M ist, gehören zum Wortvolke M^w, sind also volksverwandt. Das M ist ein wbl. Buchstabe, hungergefühlig und oft nach den übrigen wbl. Gefühlsspezies mehr minder deutlich nuanciert; M beschreibt gemäß der phänomenal-phänomenologischen Entsprechung stets eine gleichgefühlige phänomenale Anordnung, also die Höhle als leer, die hungergefühlige bzw. nuanciert-hungergefühlige Reihe, die hgf. Umrandung, und zwar als mundartig geschlossen sowie den Hunger-Bewegungstypus in entspr. Nuancen, wie 1. Bd. p. 305, 309, 366 f. und 3. Bd. p. 20 f. dargelegt. Die an M sich anschließenden Buchstaben des

Wortindividuums beschreiben je entsprechende Anordnungen des phänomenalen Individuums, das mit dem Worte beschrieben wird. Alle StS. mu beschreiben also Gleiches und bedeuten Gleiches, ebenso alle StS. mo, ebenso me usw., und dies gilt auch für die gleichen WS. wie für die gleichen Wortindividuen (p. 606): sie beschreiben Gleiches und bedeuten Gleiches. Die Verschiedenheit der Wörter entspricht genau der Verschiedenheit des Beschriebenen und der Verschiedenheit der Bedeutung. Der Lautwandel stimmt ebenfalls genau zum Wandel der phänomenalen Individuen (die auf jeder Entwicklungsstufe, eben gemäß der jeweiligen Entwicklungshöhe verschieden erlebt werden, so verschieden, wie sie verschieden beschrieben werden, auch falls die Individuen die gleichen, d. h. Aktualitäten gleicher Zellkomplexe sind) und zum Bedeutungswandel. Dies gilt auch für die Verschiedenheiten homologer Wörter. — Der Vokal der WS. (der nicht immer der betonte des Wortes ist) dominiert, die übrigen Buchstaben determinieren (vgl. p. 43). — Die Gefühligkeit der Buchstaben habe ich p. 20 zusammengestellt; die genaue Bekanntschaft mit den oben zit. Abschnitten des 1. Bandes ist für das ganze „Wörterbuch" unerläßlich.

Als Familienbezeichnung (etymologische Firma, Marke) gilt die gemeinsame WS. Diese hat den Vokal u, sofern ein Wort mit einer solchen WS. in der Familie existiert, sonst hat die gemeinsame WS. den Vokal o oder e oder i usw. Wir stellen die Wörter nach dem Schema Hunger, Angst, Schmerz, Trauer, Freude zusammen.

Diese Bemerkungen gelten mut. mut. für alle Wortvölker. — Auf Vollständigkeit in der Anführung von Wörtern erhebe ich natürlich keinen Anspruch; ein „psychobiologisches Wörterbuch" würde viele tausend Seiten umfassen.

Familie „mur" und Sippenverwandte.

Deutsch

Gem.WS. mur	Mur, -e Muräne	Mor Moräne	Meer mehr	mir Miere	Mar Maar Maria	Mär Mähre
	murmeln murren mürrisch	Moor Morast Morchel Möhre Mohr			Marmor marode Marotte Mahr	mähren
WS. murb	murbeln mürb					
Gem.WS. mord (mort)		Mord Mörder			Marder Marter Martha Martin	Märte März märzen (merzen)
Gem.WS. murg	murgeln	morgen	mergeln			

Gem.WS. murk	murksen		merken		Mark Märker Marke markieren Markt
Gem.WS. mors (-sch)		morsch mörscheln Mörser Mörtel			Marsch marschieren

Lateinisch

Gem.WS. mur	murex murena muria muris murmur murus murra	mora moretum mori moris morosus morum morus	merere merula	mirus mirio	mare maris maritus marmor marra
WS. morb		morbus			
Gem.WS. mord (-t)		mordere mortarium mortis mortuus	merda		martes Martis martulus
Gem.WS. merg			mergae merges mergo mergus		marga, margarita margo
Gem.WS. murc	murcidus murcus		mercari merces merx		marcere marcus
Gem.WS. mors		mors morsus			Mars marsupium

Griechisch

Gem.WS. μυρ	μύραινα μυρίας μύρον μῦρος μύρμηξ μύῤῥα μυῤῥίνη μουῤῥίνη	μόρα μοράζω μορέα μορία μόριον μορίς μόρον μόρος μοῖρα μορῥία μορμύρω μορύσσω μωραίνω μωρία	μερίς μεριμνάω μέρμερος μέρμις μερμνός μέρος μέροψ μεῖραξ μείρομαι μηρός μηρύω	μάρ μάραγνα μαραίνω μαρίλη μαρῖνος μάρις μαρμαίρω μάρμαρος μάρναμαι μάῤῥον
WS. μαρπ(τ)				μάρπτω
Gem.WS. μυρτ	μύρτον μύρτος μύρω	μορτή μορτός	μέρδω	μάρτυρ
Gem.WS. μοργ		μόργος	μέργω	μαργαίνω μαργαρίς μάργος μαργόω
Gem.WS. μορσ		μόρσιμος		μαρσύπιον

Erläuterungen.

Alle angeführten (u. v. a.) Wörter der einzelnen Sprachen sind sippverw. Alle Wörter der gem. WS. mur, d. h. die Wörter mit den Wurzelsilben mur, mor, mer, mir, mar sind famverw., ebenso die Wörter mit den Wurzelsilben mord, mard, ebenso die Wörter mit den Wurzelsilben murg, morg, merg, marg usw. Von den Sippverw. sind nur Wörter mit erweiterter WS. aufgeführt; weitere Sippverw. s. in den folgenden Verzeichnissen.

Die WS. mur beschreibt stets eine wbl. (hgf., hohle, leere) Anordnung (u), determiniert gemäß den Determinanten der WS. (m und r). Die WS. mor beschreibt stets eine wbl. (agf., hohle, leere) Anordnung (o), eine Oeffnung, determiniert gemäß den Determinanten des o (m und r). Die WS mer beschreibt eine wbl. oder ml. (schgf., schwellige, gedrehte) Anordnung (e), determiniert gemäß den Determinanten des e (m und r); dies gilt auch für die WS. mir. Der Trauervokal wird substituiert von dumpfem a͡ou; diese WS. beschreibt stets eine ml. (tgf., volle, kurze, gerade) Anordnung, das Stück, das Abgetrennte, determiniert gemäß m und r. Die WS. mar beschreibt (a fgf.) stets eine ml. (fgf., volle, lange, gerade) Anordnung, das Ganze (als ml.), determiniert gemäß m und r. Über Nuancen und über die Korrelationstypen ist früher gehandelt worden.

I. Mur, Mure, Murbruch, Moräne: Erd-, Stein-, Geröllfall im Gebirge, derart, daß das Geröll oft mit Gletscherwasser (unter einem Gletscher hervor) wie aus einer Höhle in einem Geröllbett, einer Art Rinne herniederstürzt, einer Lawine oder einem Wasserfall vergleichbar. Das u beschreibt nach K.-T. 1 das Geröllbett oder die Höhle, aus der sich das Geröll ergießt, oder nach K.-T. 2 das Geröll als Füllmaterial, wobei r männlich ist; mur bedeutet also die Höhle, aus der und in der (auch in die) sich etwas m-, r-mäßig bewegt, oder das sich aus ihr und in ihr (in sie) Ergießende oder beides. Um was für eine Höhle, um was für ein Sich-ergießendes es sich handelt, ist in Mur usw. separat nicht angegeben; man „sieht" es dem Worte Mur nicht an, ob Erde, Steine oder Wasser usw. beschrieben werden. Dies ergibt sich aber aus der weiteren Beschreibung des substantivisch mit „Mur" Bezeichneten (vgl. p. 55, 62 f., 100, 103). An der weiteren Beschreibung ist Mur im Sinne der biologischen Symbolik beteiligt, wie das Substantiv „Meer" ebenfalls an der weiteren Beschreibung des mit „Meer" bezeichneten Individuums beteiligt ist usw. Wir verstehen so, daß die Beschreibung immer in je bestimmter Weise verläuft, aus je bestimmten Wörtern besteht, und schließen, daß es nicht bloß ein einziges m oder u oder r usw. gibt, sondern mehrere Aktualitäten verschiedener Wortzellen, die aber zusammen eine Gruppe bilden, die nächstverwandt bis zur Gleichheit sind (p. 21 f.).

Das M in Mur ist also von dem M in Meer unmerklich oder kaum merklich verschieden; daß aber eine Verschiedenheit besteht, schließen wir nicht nur aus der Verschiedenheit des Klanges oder der Schreibweise und der folgenden Buchstaben, sondern auch aus der Verschiedenheit der sich anschließenden Wortreihen, deren eine die nähere Beschreibung des Mur, deren andere die Beschreibung des Meeres ist. — Mur heißt auch ein Fluß in Steiermark und Murr ein Fluß in Württemberg. Auch in den Flüssen, den Fortsetzungen von Gletscherbächen, findet sich am Boden Geröll größeren oder kleineren Kalibers, auch das Wort „Fluß" beschreibt nach K.-T. 1 das Flußbett oder nach K.-T. 2 das darin fließende Wasser. „Murr" weist auch auf das Geräusch hin, s. „murmeln". — Die Endung äne in Moräne malt das Langhinschlängeln des Gerölls; s. auch Nr. 5.

2. muräne, lat. murena, griech. μύραινα, μῦρος ein Meeraal svw. der in der Höhle (des Meeres) Hausende, aus ihr langschlängelnd Hervorgehende. Fremdwort.

3. murmeln, Murmel, eine Art Reduplikation der WS. mur (vgl. lat. murmur Nr. 51, griech. μυρμύρω, Nr. 99), beschreibt das Geräusch der Mur und seinesgleichen, ein gewisses Geräusch der Bäche usw., das ähnlich auch beim Sprechen vorkommt, sofern nämlich der Sprechapparat eine hungerweite Höhle ist (vgl. Muh, Mund, murren, mucksen, muffeln usw.). Diese Beschreibung dieses Geräusches konfluiert mit der Beschreibung der optischen Anordnung, die mit diesem Geräusch (oder Klang-Geräusch) assoziiert ist, es „hervorbringt", doch ist das Wort hauptwegig mit akustischen Denkzellen assoziiert, beschreibt demnach „in erster Linie" Akustisches". — „Murmeltier" schließt sich an Muris, Gen. zu lat. mus an (mus montis Bergmaus, ahd. mus pergis); auch mus, muris bezeichnet das in der Höhle, im Loch (Mauseloch) Hausende, aus ihr (ihm) Hervor- und in sie (es) Zurückschlüpfende, also ein Gleiches wie Mur; daß Mur Stein und Wasser, mus, muris ein Tier bezeichnet, zeigt sich am (hier merklichen) Unterschied der Substantiva und an der weiteren Beschreibung an. „Murmel" in „Murmeltier" beschreibt also nicht Akustisches, sondern Optisches und kann als heutige Wortform nur unmerklich von „Murmel" als Wort für Akustisches, nämlich als Aktualitätenreihe anderer, aber nächstverwandter Wortzellen (Wortzellen verschiedener Kleingruppen gleicher Großgruppen, p. 21 f.) unterschieden werden.

4. murren betont im Doppel-r das Schmerzgefühlige des „murmelns" besonders. Die heutige Form entspricht dem mittellat. murrare, das aus murmurare synkopiert ist; aber auch falls man annimmt, daß murren aus murrare entstanden sei, ist doch eben diese verkürzte Form ein neues Wort, das in seiner Struktur verstanden werden will, dessen Bedeutung gemäß dem Struktur-

unterschiede anders, spezifisch ist. — mürrisch betont im e des u noch mehr das Schmerzliche des Murmelns; ein mürrischer Mensch ist nicht bloß ein „Murrkopf", sondern einer, der mit einer schmerzlichen Nuance murrt, ein bitteres, verdrießliches Gesicht zieht, ja im ganzen eine gewisse Haltung hat, die zu seiner mürrischen Sprechweise stimmt.

5. Mor in „Platin-mor" (isländ. mor feiner Staub) malt Höhle und Öffnung (mo), aus der etwas heraustritt (r Schwelle), auch und zwar vw. nach K.-T. 2 das die Öffnung Erfüllende, in der Öffnung-Schwelle Erscheinende, Aus- oder Eintretende. Innerhalb eines Erlebnisses sind die weiblichen Reihen, die Höhlen, Öffnungen dunklerfarbig als die männlichen (vgl. 2. Bd. p. 374), die „hell", „glänzend", aber immerhin auch dunkel, schwarz sein können. So sind auch die Wörter der WS. mur, mor mit der Farbbezeichnung „dunkel" assoziiert. Das r malt die Trennung, Zerlegung des aus der Höhle Austretenden, und diese Trennung kann zu groben (Geröll) oder zu feinen Partikeln (Pulver, Sand, Gemisch von Wasser- und Erdteilchen, auch Gasteilchen) führen, so daß das ganze Wort als trauerhaltig anzusehen ist; das o betont die Enge im Vorgang, also auch die Einengung, Einzwängung des passierenden Füllmaterials, womit eine feinere Zerteilung verbunden ist oder sich einleitet als solange das gleiche Füllmaterial sich in der weiteren (hungergefühligen) Höhle befindet. Mor bedeutet also: von der Höhle her in der Öffnung, an der Schwelle erscheinende dunkle (mehr minder fein) verteilte, vermengte Masse (K.-T. 2). Platinmor ist feinverteiltes Platin. — Moräne betont, anschließend an Mur, mehr die Enge des Gletscherwasser-geröllbettes. — Der studentische und Gaunerausdruck More Angst (vgl. hebr. מוֹרָא, griech. μοῖρα, μόρος, μόρα, lat. mora) beschreibt im o das Angststadium quoad Gefühlsspezies, determiniert vom m (Hunger) und re (Schmerz), als o die mit Mor gegenständlich beschriebene Situation quoad Gefühl; vgl. Nr. 54.

6. Moor wie Mor, aber mit Betonung der weiteren Ausdehnung der Öffnung oder der Mehrzahl von Öffnungen (oo), damit auch Hinweis auf die spezielle Beschaffenheit des mit Moor Beschriebenen, das nämlich eine mit einem dunkeln Gemenge von Erde und Wasser und Gas (Sumpfgas usw.) gefüllte Erdöffnung oder eine vereinigte Mehrzahl von solchen kleineren Öffnungen ist. Auch nach K.-T. 2 dieses Füllmaterial (Moorerde). Altnord. der môr Torferde, die myri Sumpf, die mœri Ebene, Grenze, engl. meer Sumpf, Grenze; Moor ist ein Abgegrenztes, eben eine Öffnung und ist Grenze, Landscheide; neu- und mittelniederd. das môr, angelsächs. der môr, mhd. und ahd. das muer usw.

7. Morást dunkles schlammiges Erdreich weist in der (betonten) Silbe ast auf das Aufquellende, Aufsteigende des moorigen

Gemenges aus den Öffnungen hin, auch auf die damit verbundenen Geräusche quatschender, klatschender Art. Mittellat. maragium, franz. marage, engl. morass, niederl. maras, moeras, deutsch im 17. Jahrhdrt. Morass, Marast usw.

8. Morchel Erdschwamm, Waldrübe, auf moorigem, humosem Boden wachsend, ist mit der schwammigen Beschaffenheit, der grubigen, runzelig vertieften Oberfläche seines Hutes und der dunkeln Farbe selber ein Art kleines Mor, eine Morchella (Diminut.), ein „Moorkind". Ahd. mórhila, mórhela, mhd. (ohne Diminutiv-l) morche, morhe. Vgl. Lorchel, ein der Morchel ganz ähnlicher Pilz, aber mit mützenförmigem, unregelmäßig gelapptem, blasig aufgetriebenem Hut; m und l verschieden, gemäß der Verschiedenheit der beiden Pilzarten; zu Lorchel Lorch Kröte, Lurche Amphibien, Lur Nachtgespenst (Nr. 15, 20) usw. svw. aus dem Dunkel (Erdboden [vgl. Luch, Loch], Wasser, Nacht) Auftauchendes, im Dunkeln Lebendes.

9. Möhre gelbe Rübe, svw. die im (feuchten, dunkeln) Erdreich (Mor, Moor) wachsende, steckende, aus ihm herauszuziehende spindelförmige Wurzel. Das Spitze an ihr malt das e in ö, das aber auch das Stecken im Erdloch, die Schwelle angibt, während das h als Dehnungs-h die Länge der Wurzel, mit ihren zahlreichen Würzelchen, die in zahlreichen kleinen Löchern stecken, malt, falls es nicht zum r gehört (Mörhe wie 1482 die morhen, mhd. morhe, mörhe, ahd. morahâ, morehâ, morhâ) und die Verkleinerungssilbe einleitet wie ch in Morchel, Morche, h in morhe. Die Möhre ist also auch ein „Moorkind" wie die Morchel; die phänomenalen Unterschiede sind in den Unterschieden beider Wörter angegeben. Die Verkleinerungsform (das Diminutivum) gibt vielfach die Herkunft, die Abstammung an. — Im Griech. heißt Möhre καρωτόν Karotte, zu κάρ, κάρα Haupt, Kopf, also kopfähnlich, „Köpfchen", nach der Gestalt der Karotte (vgl. Krauthäuptchen usw.). καρ übrigens svw. hart, stark, strack, jäh auf-, vor-ragend (κ, α fgf., ρ schgf.), vgl. Kar (in Os-kar, Karstadt, Karmann, usw., s. p. 278) svw. das Hochragende scil. Haus, dann dazu der Besitz, ferner Kar = Gebirgsschlucht nach K.-T. 2, eigtl. die aufragenden Wände (Köpfe, Spitzen, Berghäupter), die die Schlucht einfassen, „bilden", vgl. Kärnten, Karawanken, (-wanken, Wang, Wengen svw. Enge), Karakorum, Karaiben, Karawane (pers. kârwân), Karre (im Gegensatz zu currus, das mit u die Höhlung des Wagens angibt) und alle andern Wörter mit kar (char-, vgl. p. 52), eine WS. oder ein Wort, die bzw. das in allen Sprachen das Gleiche bedeutet, — wie das eben für alle gleichen Buchstaben, Silben, Wörter zutrifft. Vgl. ferner κάρος Schlaf, κάρωσις Schlaf, Schwindel, Betäubung, wobei Schlaf, Tod usw. als überwältigende (Schicksals-) Mächte bezeichnet werden; skt. karas Totschlag, d. h. Machthandlung,

kārava(s) Krähe, Rabe, schwarzer und somit Totenvogel (Wotans, Barbarossas Raben usw.). Das Schmerzliche, die Schwelle (Abgrenzung, Teilung usw.) beschreibt κήρ (Nr. 342) Verderben, auch als Gottheit, Schicksal gedacht, κηραίνειν schädigen (vgl. schäd-igen, Schäd-el, κεφαλή eigtl. Scherbe: der Schädel setzt sich aus mehreren Knochen, Teilen zusammen, vgl. Scheitel Scheit, scheiden, sehneiden, spalten usw.), κείρειν, κερατίζειν zerstören, schädigen, κέρας svw. das Hart-spitz-ragende, Hart-spitz-stoßende, während cor-nu und Horn mit o die enge Höhlung angibt, ferner Kerker, lat. carcer, got. karkara svw. Steintrümmer, zur Umfassung gefügt, kehren = abwischen und so teilen (Nr. 257), umkehren (= Weg teilen, abbrechen) usw.

10. Mohr dunkelfarbiger (schwarzer, schwarzbrauner) Mensch, Neger, lat. niger schwarz svw. ein Mensch, der aus dem Dunkel stammt und selbst dunkel ist (K.-T. 2), der im Dunkel, im dunkeln Erdreich, im schwarzen Erdteil wohnt und von ihm herkommt (worauf das n in niger ebenfalls hinweist), s. 2. Bd. p. 374. Vgl. den „schwarzen Mann" als Kinderschreck (o angstgefühlig), den Schornsteinfeger, der schwarz aus der russigen Feueresse herauskommt, die „Schwarzhemden" (Faszisten Italiens), todesmutig und den Tod dem Feinde androhend, Tod und Teufel selbst als dunkle, schwarze Gestalten (Hephästos, Hades, Vulcanus, Nibelungen usw.). Das h in Mohr unterstreicht die schreckhafte Größe oder Anzahl; im Mhd. und Ahd. môr fehlt das h als Schriftzeichen, das o wurde aber lang gesprochen (Zirkumflex an Stelle des h). Die Endung „in" des Wortes Mohrin ist weiblich (i schmerz-, n angst- und schmerzgefühlig); dazu betont das e im œ des mhd. Wortes mœrin, mœrinne das Schmerzgefühlig-weibliche, die Schwelle (vgl. Mann — Männin usw.). Lat. Maurus benennt den Ureinwohner Nordafrikas nach K.-T. 2 als den in der dunklen Höhle (au) lebenden und von ihr dunkelfarbigen, dunkelhäutigen Menschen. — Mor, mœre hieß im Mhd. auch der Rappe, das schwarze Pferd, s. „Mahr", Nr. 20. Der Mohr, die Mohrin bezeichnen Menschen, die Möhre eine Pflanze, das Moor und Mor mineralische Anordnungen; die Wörter geben Ähnliches, Gemeinsames der beschriebenen Individuen an und sind insofern selber ähnlich. Das Angegebene ist das im Sinne der substantivischen Beschreibung Wesentliche der beschriebenen Individuen, wie die psychobiologische Wortanalyse zeigt. Weitere Ähnlichkeiten und dann auch die Unähnlichkeiten stellen sich in der an das Hauptwort sich anschließenden Beschreibung von Einzelheiten heraus. Das Hauptwort, das hier dem Eigennamen s. str. ganz nahe kommt, ist in seiner spezifischen Struktur biologisches Symbol der sich anschließenden weiteren Beschreibung, wie früher dargetan, entspricht also dem konstitutiven Gesamt des Beschriebenen.

11. Meer unterscheidet sich von Mur, Mor usw. insofern, als die beiden e die Schwelle, das Schmerzstadium betonen, und zwar, sofern e weiblich ist, die Schwelle als Umrandung, sofern es männlich ist, das aus der Umrandung Heraustretende, Hervortretende, sich Hervorwölbende. Meer als männlich bezeichnet das die Erdmulde füllende, sich hervorwölbende, erhebende Wasser. Dieses Wasser kann nun aber selber als gehöhlt, als Höhle, aus der etwas hervorgeht (Wellenberge, Inseln, die Sonne, Pflanzen, Muscheln, Fische, Menschen, Aphrodite usw.) oder in die etwas hineingeht (Schiffe, Schwimmer, besamende Stoffe der Fische, nach primitiver Auffassung auch der Dämonen, die Genitalien des Kronos usw.) oder in der etwas lebt (Seetiere, Nixen, Gottheiten usw.), auftreten und somit weiblich sein (p. 80). Auf alle Fälle betont das Wort die Schwelle, die Grenze, und engl. und mittelniederl. meer, altnord. mœri (s. Nr. 6) ist geradezu mit Grenze zu übersetzen. Das Doppel-e malt die Weite. Mhd. das mer, ahd. das und der mari, mare, meri, got. die marei, niederl. die mare, maar, meer, angelsächs. der mere, altnord. der marr usw. Die Formen mit a, auch das lat. mare betonen das männlich Weithingestreckte, Hervorsteigende, sich Erhebende, genauer das Erhobene, Erhabene, Hohe und somit auch Glänzende, Helle, sofern a freudegefühlig ist; das a kann auch „dunkel", dem o nahe klingen, also angsthaltig oder überhaupt angstgefühlig sein und beschreibt dann Weibliches, sozusagen das Meer als Höhle, wie oben bemerkt; hierzu altslaw. morje, russ. more, poln. morze usw. Ebenso unterscheidet sich das mehr dunkel gesprochene Wort Meer von dem mehr hell gesprochenen in dem gen. Sinne (vgl. „Das Meer erglänzte weit hinaus" usw.)*).

*) Das griech. θάλαττα, θάλασσα beschreibt das Meer als das in Wiederholungen Aufwallende, also quoad Wellenbergen („hohe See"): drei sozusagen reduplikative Silben mit α und Konsonanten (vgl. ähnlich ταράσσω, ταράττω rühre durcheinander, verwirre u. a.), die wohl auch das Meeresgeräusch malen (wie das S in See, sausen, Seele, spirare, spiritus, ψυχή, ψυχρός usw.); θ und τ mögen das klatschende, harte Anprallen der Wogen angeben. Famverw. mit θάλος Sprößling, Zweig als „ragend" (p. 122), θάλαμος Gemach als „hochragend, erhaben, glänzend", θῆλυς säugend, Milch = mütterliche Flüssigkeit abgebend, θηλή Mutterbrust als schwellend und milchspendend (skt. dha trinken, saugen) usw. Auch das Meer „stillt den Durst". — Dagegen ὁ ἅλς Salz: das aus dem (Salz-)Wasser Herauskommende, sozusagen aus dem Wasser Geborene; ἡ ἅλς Salzflut, die salzhaltige, salzliefernde „Mutterlauge" (ἡ), nach K.-T. 2. Famverw. ἅλλομαι springe, hüpfe, insofern das Springen, Hüpfen ein Hochheben „aus der Tiefe" ist (α und spiritus asper) und wiederholt (Doppel-λ) stattfindet; ὁ ἅλς also das aus ἡ ἅλς „Herausspringende", und ἡ ἅλς selber springend, aufspritzend (dann nach K.-T. 1), wie θάλασσα. Skt. sar laufen (das ein Auf und Ab ist), gleiten, fließen (in Wellen), sarás salzig, salilás wogend; zd. har gehen; lat. salire, saltare, sal usw.

Sonach erübrigt sich die „Herleitung" des Wortes Meer aus dem Sanskrit (WS. mar sterben, marás Tod, maris Seuche, Pest, marús Wüste, marút Wind usw.) oder aus dem Griech. (WS. μαρ in μαραίνω lasse verwelken und μαρμαίρω schimmere) oder aus dem lat. mare. Die Deutung von G. Curtius (Griech. Etymol., p. 332), wonach das Meer gemäß der Abstammung aus dem Sanskrit seinen Namen daher hätte, daß es „Pflanzen ersterben und den nach Wasser Suchenden dursten", somit also verwelken, verdorren lasse, ist gekünstelt und kommt an die eigentliche Bedeutung des Wortes Meer gar nicht heran. Schon eher könnte man Corssen zustimmen, der Meer von μαρμαίρω schimmere ableitet, also mit „das Schimmernde" übersetzt. Wir betonen dagegen, daß das Wort Meer gewissen lat., griech. und sanskrit. Wörtern der WS. mar homolog oder ähnlich (gleich) ist, daß uns aber die Homologie oder die Ähnlichkeit (Gleichheit) keinen Aufschluß über die eigentliche Bedeutung von Meer oder der WS. mar und ihren Wörtern geben kann, zumal die ähnlichen (gleichen) Wörter nicht gleiche Individuen zu bezeichnen brauchen, sondern nur die gleichen WSn. Gleiches an gleichen oder verschiedenen Individuen bezeichnen (p. 101). Meer bedeutet weder das Verwelken-machende noch das Schimmernde (wenn es auch schimmert), sondern seine Bedeutung ist die oben angegebene, sie läßt sich überhaupt nicht mittels einer Übersetzung des Wortes Meer in ein anderes Wort wie schimmernd usw. erschöpfend darstellen, schon insofern nicht, als ein solches erläuterndes Wort eben nicht „Meer", sondern „schimmernd", ein ganz anderes Wort ist, das sich zwar mit „Meer" vergleichen läßt, aber eben seine eigne Bedeutung hat, wie Meer die seinige, mögen auch die Bedeutungen sich in gewissem Umfange schneiden oder decken. So kann uns auch, wie gesagt, die historische Etymologie nur Beiträge und Bestätigungen für die Bedeutungen der Wörter liefern; diese Bedeutungen ermittelt nur die Psychobiologie.

12. mehr beschreibt wie Meer die Grenze (weiblich) und das sie Überschreitende (männlich), also das Schmerz- oder Schwellenstadium des Überganges; das h malt die Weite, Dauer (zeiträumliche Ausdehnung), Wiederholung des Überganges, ganz ähnlich wie das zweite e in Meer, aber doch eben unterschiedlich, so daß „Meer" speziell Wasser, „mehr" das Schwellenstadium allgemein bezeichnet (das Wort „schwellen" beschreibt selbst das Schwellen-, das Schmerzstadium, das Aufnehmen und somit Abgeben, das Übergehen aus der einen Höhle in die andere, die sich somit füllt). mehren svw. die Schwelle, Grenze überschreiten, aus der einen in die andere Höhle übertreten, wobei sich erstere leert, letztere füllt. In „vermehren" ist ver (wie stets, vgl. Nr. 163) auch Angabe der Richtung, ebenfalls schmerz-

gefühlig, also Schwellenbezeichnung quoad Topik *). Das Überschreiten der Schwelle ist die Trennung des Übergehenden von der bisherigen Umgebung (Höhle), damit der Eintritt in die neue Umgebung (Höhle), das (Ab)Scheiden, (Ab)Schneiden, der Abschied, der Abschnitt, die Teilung, die Abgrenzung dessen, was übergeht, von dem, was zurückbleibt. — mehr, mhd. mêre, ahd. mêro, aber angelsächs. mâra, got. máiza: diese beiden Wörter betonen im a (fgf.) das Erfülltsein der Höhle (m), r und iz bezeichnen die Schwelle zur andern Höhle, die ebenfalls als erfüllt, quoad Füllung (End-a) beschrieben wird. Das homologe skt. mahat groß beschreibt ganz ähnlich, dagegen malt lat. magis in der Endsilbe die Schwelle, über die das Männliche (a) aus- und eintritt, in magnus wird mit der „ml." Endung nach K.-T. 2 die neue Umgebung noch als leer (u) angegeben (in sie tritt die Füllung a aus der Höhle m ein), während major, majus, maximus (maxumus) bestimmt den Übergang im Sinne des Mehrens angeben und so — wie auch magnus — einen Vergleich des a mit dem u, des vollen, geraden, freudegefühligen Männlichen mit dem hohlen, leeren, hunger- und angstgefühligen Weiblichen darstellen. Griech. μέγας beschreibt Schwelle (ε) und erfüllte Höhle (α), die ihrerseits abgegrenzt ist (ς); μ gibt die Höhle an, aus der das Gerade stückweise (γ) austritt; μείζων und μέγιστος ähnlich wie major und maximus, skt. mahischta, got. magists, maists meist. Betont „mehr", „mehren" den Übergang vw. als Aufnehmen, so „minder", „mindern" (Nr. 432) vw. als Abgeben; das Mindern des Erfülltseins der einen Höhle fällt stets mit dem Mehren des Erfülltseins der anderen Höhle zu-

*) „Meer" verhält sich zu „mehren" wie „leer" zu „lehren" usw. „Leer" beschreibt eigenschaftlich die Schwelle, die von der Höhle her überschritten wird; „leeren" beschreibt den Übergang des Erfüllenden (Männlichen) aus der Höhle über die Schwelle, wobei das „Übergehende" in eine andere Höhle „eingeht", also ist leeren svw. teilen, mitteilen. Auch „lehren" ist svw. mitteilen, und zwar speziell Wortliches; „lehren" ist sozusagen ein spezielles „leeren", und eben dies Spezielle ist in dem eh statt ee ausgeprägt. Beide Wörter geben auch die Topik des Vorganges an, nämlich die Richtung aus der Höhle über die Schwelle, wie „mindern" (s. Text), während „mehren" die Richtung „in die Höhle hinein" angibt. Leer mhd. laer, ahd. lâri (vgl. Larifari leeres Geschwätz); das a betont das austretende Männliche. Lehren mhd. lêren, ahd. lêran, lêrran statt lêrjan, griech. hlg. λῆρεῖν schwatzen, albern reden, got. aber láisjan mit Betonung des austretenden und in die andere Höhle eintretenden Männlichen (a der WS. und a der Endung). „Lernen" gibt im n der WS. wie der Endung die aufnehmende Schwelle, in l und er die die abgebende Schwelle und das Abgegebene an; vgl. got láis ich habe aufgenommen, weiß (analog οἶδα, p. 57), ferner „gelahrt". Die got. Wörter gelten zunächst nur für die Lokomotion, das Herausgehen aus dem Wohnsitz, das Fahren, Ziehen, Reiten usw. und die dabei hinterlassene Spur, an der sich die „Nachkommen" (Nachkommenden) orientierten; vgl. Gleis, Ge-leise, leise, leisten, List, leiten usw. (Nr. 388, Nr. 568).

sammen, in die das Füllmaterial, das Gerade, Männliche übertritt; vgl. die homologen Wörter minus, minor, minimus, minuere, minutus usw., μινύς, μικρός, μείων, μεῖστος usw. (gerade die beiden letzten Wörter zeigen, daß die Minderung immer mit der Mehrung koinzidiert). — „machen" (Macht, Gemächte usw.) beschreibt das Erfülltsein (a) der Höhle (m) und die Abgabe, das Überschreiten der Schweile (chen); homolog mactus, magis, magnus, Maja (Monat Mai), majestas usw., μέγας, μάγος, μηχανή, μηχανάω Nr. 116, 182, 222, 376 usw., skt. máhas Glanz, Reichtum, mahán Größe usw. In „posse" malt das p das Männliche, das die Öffnung o und die Schwelle sse überschreitet; ähnlich ponere, positum usw.

13. mir, Dativ zu ich. Ich, schmerzgefühlig, beschreibt das Individuum als (von der Umgebung) abgegrenzt, abgeschnitten, geschieden, und zwar betont das i die Schärfe, Präzision der Abgrenzung; das Wort ist von einem gewissen Reifestadium der Hirnrinde an nur noch mit einem bestimmten phänomenalen Individuum hauptwegig assoziiert und gibt dessen Gesamtheit an. (1. Bd. § 5 Anm.). Grammatikalisch ist es „Subjekt" (s. p. 295 ff.); statt „Subjekt" müßte es genauer „Subjekt-Individuum" heißen (vgl. §§ 2,3). „Mich" malt mit m die Hülle, Abgrenzung, in der das Ich sich befindet, die zum Ich gehört. „Mir" beschreibt mit m die Hülle des Ich, mit ir (das i ist lang) die Schwelle (wbl.) und das sie Überschreitende, Ein- odes Ausdringende (ml.); „mir" ist also „mehr" sehr ähnlich, nur betont das i die Enge, Genauigkeit der Schwelle besonders, somit auch das Minutiöse, Schwierige des Ein- und Austritts, die beide besonders strenge Prüfungen, Einengungen, Zergliederungen, Aufteilungen des Aufzunehmenden oder Abzugebenden (Männlichen sind, und ferner ist „mir" nur mit dem als „ich" bezeichneten Individuum assoziiert, eine Tatsache, die sich auch in der strukturellen Verschiedenheit von „mir" und „mehr" ausprägt. Grammatikalisch ist „mir" Dativ, d. h. das Individuum, das mit „mir" bezeichnet wird, ist Richtungsziel einer Veränderung, derart daß etwas zu-kommt oder weg-geht, sich von ihm trennt (z. B. ich nehme mir eine Zigarre, du nimmst mir das Wort aus dem Munde usw.). „Mein" beschreibt mit m wieder die Hülle des Ich, mit ei die Schwelle und das sie Überschreitende in einem speziellen Sinne, der sich auch im n anzeigt: der die Schwelle überschreitende Teil bleibt im Bereiche der mit m und n angegebenen Abgrenzung, während im „mir" diese Tatsache nicht buchstäblich hervorgehoben ist. So ist „mein" Genetiv zu „ich", d. h. das Individuum „ich" wird als teilbar, sich teilend („Genetiv" zu generare zeugen, d. h. sich teilen), aus Teilen bestehend beschrieben (z. B. „gedenke mein" heißt: gedenke gewisser Einzelheiten, die zur Gesamtheit „ich" gehören, deren jede symbolisch das Gesamt „ich" darstellt), und ferner ist „mein"

Possessivpronomen, gibt also die mir gehörenden Besitzstücke an (vgl. auch p. 86).

„Ich" ist ein männliches Wort. Ahd. ih, got. usw. ik, angelsächs. ic, engl. I, altnord. ëk, lat. ego, griech. ἐγώ, ἐγών, skt. aham (für agam). g und k sind ebenfalls männliche Buchstaben, trauerfreudegefühlig. Die Endung o determiniert das mit ego bezeichnete Individuum als hoch, drohend, groß, angstgefühlig (vgl. „groß" p. 40). Skt. aham ist vw. freudegefühlig; das m wie das griech. ν von ἐγών weist auf den Übergang des Männlichen ins Weibliche hin, wie denn erst der reife Mensch, der die Pubertätsprobe trophisch und genisch bestanden hat, eigentlich ein „Ich" ist (vorher war er ein „Nichts", ein „Noch-nicht-Ich", vgl. „er ist etwas geworden" usw.), ein Ech-ter (p. 321), ein Eig-ener, Eigentümer (eigen ahd. eikan, altsächs egan, angelsächs. âgen usw.), ein Besitzer, ein ἔχων (ἔχω habe, halte, redupliziert ἴσχω, wozu ἰσχύς Kraft, σχολή Ansammlung, Anhalten, vgl. lat. schola Schule, s. unter Nr. 233, also ἔχω spätere Form zu einem σέχω, skt. sah bewältigen, ertragen, sáhas Gewalt, Sieg usw., aber doch eben als ἔχω ohne σ von spezieller Bedeutung*) und sippverw. mit ἐγώ), ein Erfahrener, der die Gefahren des Pubertätsüberganges als „Fahrender" bestanden hat (daher ἔχω sehr wohl zu ὀχέομαι fahre, reite, ὀχεύω bespringe, usw., also ἐχ und ὀχ famverw. Ablautformen).

Mich, mhd. mich, ahd. mih, got. mik, lat. me, griech. μέ, skt. mā, mām. In den lat., griech. und sanskr. Wörtern steht e bzw. a als Bezeichnung des Individuums, das nominativ mit ego, ἐγώ, aham bezeichnet wird; man könnte sagen, e steht für das ausführlichere ego, a für aham. — Mir, mhd., ahd. mir, got. mis, lat. mihi, griech. μοί. Got. mis beschreibt ganz ähnlich wie mir; lat. mihi betont mit dem doppelten i das Enge, Genaue der Schwelle und des sie Überschreitenden und die Wiederholung; ersteres tut auch das griech. ι, während das o die zur Schwelle gehörige Öffnung malt; skt. mahjam ist sozusagen aham mit determinierenden m und j, die beide wie m und i in mir beschreiben. Mein, Genitiv, mhd., ahd. mîn, got. meina, lat. meī, griech. μοῦ, skt. mama. Griech. μοῦ beschreibt mit ου die Höhle, Öffnung, aus der sich die Einzelheit sondert, die in den übrigen homologen Wörtern

---

*) Vgl. auch ἐχῖνος hlg. ahd. igil, nhd. Igel, sippverw. mit ich, ick: das i betont die Schärfe der Abgrenzung (Stichel, Stacheln, stechen), wie das i und auch das ε in ἐχῖνος (zu -ῖνος vgl. καρκίνος aus καρ(κ) hart, s. Nr. 9, und ινος, das die scharfen Scheren des Krebses und ihr Kneifen malt). Ferner ἔχις Schlange, svw. die stechende, während skt. áhis mit a die Länge (lang — Sch-lange) der Stechenden, sich Ringelnden, Zischenden (his) malt, ebenso wie lat. anguis, griech. ἄγχω schnüre, würge, ἔγχελυς Aal, lat. anguilla usw.

mit ei, i benannt wird, also nach K.-T. 2 auch diese Einzelheit, den Teil. Skt. mama gibt mit der Reduplikation die Zweiheit, die Mehrzahl an, somit auch das Sich-teilen des aham, wie denn auch mámi messen, zumessen, d. h. teilen ist. — Über mein, meinen s. letzteres (Nr. 418). — Über dein usw. s. p. 86.

Mir ist famverw. mit mehr, Meer, Mor usw. und sippverw. mit mich, mein, die beide ebenfalls sippverw. sind. Ich dagegen ist ein ganz anderes Wort als mir, wie ego, ἐγώ ganz andere Wörter sind als mihi, μοί; nur insofern mich aus m und ich besteht, ich also als Wort im mich vorkommt, ist ich über mich auch mit mir, mein usw. verwandt.

14. Miere, synonym mit Ameise, svw. die aus der Höhle (m) durch enge Gänge, Öffnungen, Schwellen aus- und eingehende, somit kleine, eng gebaute (Insekt = gekerbt, eingeschnitten, insecare); das schgf. ie betont auch die Häufigkeit des Hin und Her, des Ein und Aus, auch die Fruchtbarkeit, Zahlreichigkeit der Individuen eines „Ameisenhaufens", Ameisenvolkes, das Gewimmel, die Mehr-zahl, ferner den mehrenden Fleiß (Miere eine Mehrerin), das eifrige Eintragen von Beute, ferner das Ausspritzen von stechender Ameisensäure (vgl. Biene). Ähnlich dän. myre, schwed. myra, während altnord. maur mehr die Beutegier, den Hunger (au, vgl. Maus, mausen) und die Höhle, in der die Ameise, die Wühlerin, wohnt, angibt. Got. (wahrscheinlich) miura, miera, russ. murawei, pers. mûr, zend. môirina, maoiri, griech. μύρμος, μύρμηξ (eine Art Reduplikation, die die Menge beschreibt), auch βύρμαξ, lat. formica, worin β und f Teil und Schwelle beschreiben statt m, das die Höhle angibt. Die Verwandtschaft von Miere zu mir, mehr, Mor, Mur usw. ist offenkundig. — Gleiches, aber an andern Individuen beschreibt das Homonym Miere als Bezeichnung gewisser Pflanzen (Anagillis arvensis, Alsine media, Stellaria graminea): auch da beschreibt Miere das Individuum als eines von vielen, als Vermehrerin, Aussenderin von zahlreichen Teilchen, Samen, Früchten, so daß allenthalben im Umkreis die Pflänzchen (Primeln, Sternblumen) aus der Erde hervorkommen — und sich so analog den Ameisen verhalten. — Ameise svw. Sammlerin; „am" malt die gefüllte Höhle und das sie Füllende, die eingetragene Beute, die Tracht, „eise" malt die Schwelle und das sie eifrig hin und her Überschreitende, den Sammeleifer, Fleiß, die „Emsigkeit" dieses Insekts. Für Ameise auch mit Umlaut Aemse, Emse, Imse, wozu emsig; die Wörter mit e und i bezeichnen nicht die Fülle der Tracht, sondern das eifrige Hin und Her, das Winzige, Wimmelnde (wie Miere). Vgl. Imme, Biene, Bienenschwarm (Imker Bienenzüchter), i wie in Imse, die Biene sticht und entleert hierbei Ameisensäure, sie ist fleißig (Bienenfleiß) und ihre „Tracht" = das von ihr Eingetragene ist der Honig;

lat. apis malt im a die Tracht (das Erfülltsein), im i das Stechen usw., apis svw. die Sammlerin, die sticht (ganz ähnlich wie Ameise, aber doch buchstäblich unterschieden); griech. ἐμπίς Stechmücke. Vgl. auch lat. apere ver-, umbinden (apisci fassen usw.), worin fgf. a das Angefügte, aptum angibt, ferner apex Spitze, d. i. das Angefügte, Angebundene (z. B. Wollschmuck der Priestermütze), vorragende Spitze, wie das auch der Stachel der apis ist, ferner Apis der heilige Stier zu Memphis der Ägypter, svw. der (genisch und trophisch) gewaltige Stecher, Stößer, der Hoch- oder Omnipotente, das „große Tier", der große Vater-Gott (Herleitung der Menschen vom Tiere, s. auch p. 107).

15. Mar, Maar kraterförmige, mit Wasser und Geröll, Schlamm, gefüllte Vertiefung nach K.-T. 2, das Füllmaterial der Vertiefung nach K.-T. 1. a fgf.; wird das a nach o hin gesprochen, dann ist es angsthaltig, und der Angstgehalt malt die Öffnung, es kann auch ein freudehaltiges o sein, dann ist Mar ein nuanciertes Mor. — Das fgf. a in Mar weist auch auf die Ausdehnung des Geländes hin. Vgl. Ortsnamen wie Marbach (Bach aus dem Mar), Marburg (Burg am oder im — schützenden — Mar), Moorburg, Moorfleth (Fluß aus dem Moor), Moringen (ingen zu Enge, Abgrenzung, also M. svw. das vom Mor Eingeschlossene, das Morgebiet) usw. — ähnlich den Ortsnamen Luckau, Loschwitz usw., die nach dem Luch benannt sind (p. 77f.), und den Ortsnamen Lahr, Goslar (Gōzlāri svw. Gotenniederlassung oder Kultstätte Godans-Wotans, p. 242 Fußn., auch Nr. 522 f.) u. a. Lahr oder lar aus ahd. gilâri, lâr Niederlassung, Wohnung, abgegrenztes (l, r) ausgedehntes (a) Stück Land als Wohnsitz (s. Nr. 57), „mächtiges Gebiet", das als Siedelung zunächst versteckt, abgeschieden (z. B. umgeben von Sumpf, Wald, Moor, Mar usw.). Während das M (in Mar usw.) die Umfassung als hgf. Höhlung beschreibt, gibt das L (in Lar usw.) die Abgrenzung, das Abgeschiedensein, die Schwelle (schgf.) an.

Auch im Lat. findet sich ein Wort Lar; Lares waren „die Geister, die am Grundstück haften oder auf den Wegen schweifen" (Walde, Lat.-etymol. Wb., p. 413), dazu larua, larva Gespenst, böser Geist, Larve, Maske (vgl. Tanzmasken, Fastnachtslarven usw. als Abbildungen der großen Geister, der abgeschiedenen dämonisch-mächtigen, erhabenen Seelen, letzten Endes des Vater-Gottes oder des Totemtieres). Also auch da bezeichnet lar das abgeschiedene (vom „Leben", von den Lebenden abgegrenzte, vgl. Grenze des Totenreiches, Bannring bei Geisterbeschwörungen usw.) Große, Erhabene, Mächtige (a), nur wird im Germ. ein Stück Land, im Lat. der Verstorbene so bezeichnet, d. h. beide Male wird an verschiedenen Individuen Gleiches

beschrieben: das Abschieden- Abgetrenntsein (l, r) und die Größe, Macht (a). Zu Lar vgl. unser Lur svw. der F-lur-Dämon, das in Höhlen, im Dunkel hausende, aus dem Dunkel, dem „Nichts" auftauchende („Dunkelmann"), umfangende, einfangende Gespenst, der Lauernde (König Laurin, Lurlei-Lorelei die Rheinsirene, Lohengrin usw.), der Mahr (Nr. 20) usw., ferner Lorbeer aus dem lat. laurus (das als „unerklärt" gilt): laurus ist der dunkle, erhabene, mächtige (von mächtigen Dämonen bewohnte), unsterbliche (immergrüne!) Geister- und Seelenbaum, ein Gott selbst, ein Totembaum, in dem die Abgeschiedenen lauern und mit ihrer unheimlichen Macht Verderben oder Heilung (Laurus uralter Arzneibaum, s. b. Dioskorides), Tod oder Leben bringen (vgl. μῖλαξ, Nr. 392). Der Lorbeer war dem Apollo geweiht, dem Feld-Lur, dem Hüter der Herden, dem Herrn über Leben und Tod, dem Erfinder des Bogenschießens (Ἀπόλλων — ἀπόλλυμι vernichte, töte und med. sterbe), der Heilkunde (Vater des Asklepias), des Liedes (vgl. λύρα, laudare, Lied, Nr. 388; Pubertätskampf in Dichtung und Musik, Kampf der Wagen und Gesänge, Sängerkrieg zwischen Marsyas und Apollo, wobei ersterer, Erfinder der Flöte, unterlag und „geschunden" wurde, usw.), dem Gotte der Weissagung (in Delphi aus dem Erdinnern, dem Geister-, Seelenreich heraus durch die dampfnarkotisierte, ekstatische Pythia, eine jungfräuliche Sibylle wie die Kassandra des troischen Ida, wie die Prophetinnen des Apoll auf Samos, im ionischen Erythrae, im italischen Cumae usw.). Im Rom der Decemvirn war Apoll besonders der sühnende (luere!), heilende Gott, der ἀλεξίκακος, der Arzt und Abwender, Vernichter der Feinde, später nach griechischem und orientalischem Vorbild der Sonnengott mit monotheistischen und messianischen Attributen, die dann von Augustus besonders gepflegt und ad majorem suam gloriam nutzbar gemacht wurden; übrigens ist diese Entwicklungsform des Apollodienstes dem Christusdienst (Nonnen, Weissagungen, Heiligungen, Totenerweckungen, Sühnung mit eignem Tod, Unsterblichkeit, Salben und Öl usw.) ganz ähnlich. Der Vollender, der Vollendete erhielt den Lorbeer, war laureatus und somit apollinisch, ja göttlich, Gott selbst. — Im Griech. hieß der Lorbeer δάφνη, das ich zu θάπτειν beerdigen, τάφος Leichenbestattung, Grab, τάφρος Graben, hlg. skt. WS. dabh beschädigen, sippverw. mit dagh brennen (Leichen-, Witwenverbrennung, brennende Wunden, brennendes Gift usw., vgl. Nr. 133) stelle, wie denn Δάφνη, Tochter des Flußgottes Peneus oder Ladon, in einen Lorbeerbaum verwandelt, d. h. ihre Seele in einen Lorbeerbaum aufgenommen wurde (vgl. Dryaden, Beerdigungen in hohlen Bäumen usw.); auch hiernach ist der Lorbeerbaum der Toten- oder Seelenbaum. Und der Schwan (Nr. 544), der weiße Seelenvogel des Nordens, der Hyperboräer, der sterbend singt (Schwanenlied) und der

Lebens- und Kinderträger ist, war dem Apollo geweiht, dem Gotte des Liedes und des Todes — und des Lebens*).

16. Maria, mhd. Maria, Marja, Marje (vgl. Marche, p. 65), ahd. Maria, Marja, Fremdwort, entspr. dem hebr. Mirjam, das svw. die Widerspenstige, Streitbare, Wehrhafte (vgl. Brünnhilde, virgo unter Nr. 425 usw.), also die sich im Pubertätskampf wehrt, gegen den Mann wehrt, der sie bezwingen, erobern, besitzen will, also die Jungfrau („Jungfrau Maria" eigentlich Tautologie); indes: gibt die Silbe mir die Wehrhaftigkeit an, so zugleich die Schwelle, die die Jungfrau bzw. der Mann überschreitet, wie später das so empfangene Kind sie überschreitet (Teilung wie Miere usw.): die Silbe jam, ja bezeichnet die Widerspenstige als gezähmt, als überwunden, als erfüllt, als mütterlich. Diese Tatsache heben die Formen mit a in der WS. noch mehr hervor: Maria svw. die hohe Mutter, die Fruchtbare, die Frau, Gattin, die mit Schmerzen (r) empfängt und gebiert, die tapfere Kämpferin im Liebes- und Geburtskampf, in dem es urzeitlich und nicht allzu selten auch jetzt noch um Tod oder Leben der Partner geht. Vgl. Mahr, Nr. 20, Martha, Nr. 28.

17. Marmor, Marmel, mhd. marmel, mermel, ahd. marmul, murmul, lat. marmor, griech. μάρμαρος, letzteres bei Homer „Felsstück" (also ohne Betonung des „schimmernden"). Die beiden Silben eine Art Reduplikation. Mar beschreibt die (in einer Mur laufende) Masse von Gesteinstücken, den Strom von Geröll, Felsstücken als ein Gerades, Männliches (a), das zerteilt, zertrümmert (r) aus der Höhlen-Öffnung (m) herausrollt; die Reduplikation malt die Wiederholung, auch die Mehrheit der Felsstücke. Vgl. skt. mar sterben = teilen, zerfallen, griech. μαραίνειν

*) Nach Herman Wirth (Die Heilige Urschrift der Menschheit, Anm. 15 zum 1. Hauptstück) soll sich „die Herkunft des Namens des Apollo wortgeschichtlich aus dem Griechischen nicht erklären lassen", sondern der Name von altfries. apōl Pfuhl abstammen und svw. der „wintersonnwendliche Gottessohn ‚in den Wassern'" (also der aus den Wassern Auftauchende, Geborene, vgl. Anadyomene usw.) bedeuten. Nach meinen Darlegungen im Text erübrigt sich eine solche Deutung, bei der Apollo zum Pfuhlgott gemacht und der Pfuhl erst wieder mit Wasser, Erde, Nacht identifiziert werden muß, um Apollos Göttlichkeit nicht zu — beschmutzen! Ebenso abwegig erscheint mir die Wirthsche Übersetzung von „Hyperboräer" mit „Überoringer" (nämlich von allerlei, bes. apollinischem Kultgut). Die WS. βορ bezeichnet mit ορ die Öffnung-Schwelle, mit β das sie plötzlich-stückweise, mit ρ das sie reißend, drehend Überschreitende, vgl. bohren, βορεῖν verschlingen, βόρβορος Schlamm, das Viellöcherige (Moor, Nr. 6), auch Pore usw. βορέας ist also svw. der Bohrende als Bezeichnung für den kalten Nordwind (vgl. Bora [Adria], ferner Ora [Gardasee], vgl. Nr. 538), auch für das Gebiet, die Himmelsrichtung, in dem und aus der der Wind weht, und die Grenze, über die er einbricht. Die Hyperboräer sind also die Leute, die über die nördliche Landesgrenze hinaus, jenseits ihrer, im hohen Norden wohnen, die Fernnördlichen (vgl. unser „fernöstlich"). Anm. b. d. Korr.

verwelken lassen, μαρασμός Verwelken, Verdorren, Altersschwachwerden, μείρομαι erhalte Anteil, verteile durch Los, μερίζω teile, μόρος, μέρος, μάρτυρ usw., lat. mori, Mars usw. Auch μαρμαίρειν schimmern, flimmern (Nr. 137) beschreibt das vielfältige (Reduplikation) stückweise Hervorbrechen des Männlichen aus der (somit gefüllten) Höhle, und zwar speziell des „Lichtstrahls", der vibrierend von einem Metall, von weißem Gestein usw. ausgeht; ganz ähnlich beschreiben die Wörter schimmern, flimmern, funkeln (Nr. 440): in den i der WS. und den r der Endsilbe ist die Enge der Schwelle, die Kleinheit der „Lichtteilchen", in den r und mm die Häufigkeit der Ausstrahlungsrhythmen (r hier also auch diminutiv und frequentativ), im l der Endsilbe von funkeln das rhythmische Hingleiten angegeben, ja die Endsilbe mer von schimmern und flimmern ist gleich WS. mer in Mermel und μερ in μέρος Anteil, μερίζειν teilen usw.; die Struktur des Wortes μαρμαίρω entspricht speziell dem phänomenalen Vorgang der „Lichtaussendung". Nun schimmern auch weiße Felsstücke, und insofern das μάρμαρος genannte Gestein weiß ist (λευκὸς λίθος, λευκός hlg. zu leuch-ten, Licht usw., p. 61), schimmert es — Marmor ist also Fremdwort. Die Form Marmel hat statt r als Diminutiv und Frequentativ l am Ende; vgl. auch das Adjektiv marmeln = aus Marmor bestehend.

18. marode krank, entkräftet, nachzügelnd, frz. die marode unerlaubte Plünderung, maroder, marauder plündernd umherstreifen, eigtl. vom großen Heerhaufen als Nachzügler sich trennen, abteilen, ein Teil werden und als solcher umherstreifen; die Nachzügler sind die Kranken, Entkräfteten, Ermatteten, so daß marode diese weitere Bedeutung hat, und ferner sind eben die vom Heere sich trennenden Teile der Disziplin entronnen und somit Plünderer, Mordbrenner, also hat sich die ursprgl. Bedeutung von marode auch nach dieser Richtung erweitert. Das a weist auf den gesamten Heereszug hin, von dem sich der Kranke, Deserteur (deserere die Reihe, series, das Heer verlassen) usw. trennt. WS. mar also gleich den WS. mar der übrigen Wörter, beschreibt und bedeutet Gleiches. Das o in -ode malt die Not der Nachzügler (vgl. Öde), aber auch die Not der von ihnen Heimgesuchten, agf., determiniert vom tgf. d; -e bzw. -er Endigungen, schgf. — Marode ist Fremdwort.

19. Marotte, aus dem Französ., zunächst Bezeichnung für das Narrenszepter mit Puppenkopf, steht für mariotte, marionette Mariechen (s. Nr. 16). Das Narrenszepter mit dem Puppenkopf ist eine Art Lingam; der Narr regiert zur Fastnachtszeit, also zur Zeit der frühjährlichen Pubertätsfeste (Narrenfeste, Carnevale, Redouten, Maskenbälle, entspr. den primitiven Tanzfesten mit Anlegen von Tanzmasken, als Darstellungen von Göttern, Götzen, Dämonen in Menschen- und Tiergestalt). Das Wort „Narr"

beschreibt den Teilnehmer am Pubertätsfest als groß, alt, erhaben (a), verspottet und verspottend, im heftigen Gefechte, Streite (rr schgf.) begriffen, als den König (Vater usw.), der das Szepter, den Herrscherstab, den großen Phallos trägt und sich gegen den Angriff der Jungen wehrt (alter Narr), aber auch als den Jungen, der um den Kampfpreis (Szepter und Krone, Besitz und Weib) ringt oder ihn eben errungen hat, Besitzer im genischen und trophischen Sinne geworden ist und nun sich schon wieder zur Wehr setzen muß; Narr beschreibt also die Höhle, Öffnung (n), aus der das Männliche (a) über die Schwelle (r) geht, wobei die „Höhle" das Kindesalter insgesamt, das Elternhaus, die Obhut der Eltern ist, das der junge Mensch in der Pubertät verläßt, indem er ein Erwachsener, selbständig usw. wird. Vgl. „Tor" (p. 103 ff.), ein Wort, das oft synonym mit Narr gebraucht wird, beide im Sinne von verrückt (ver-rückt zu ver-rücken, eben aus der Kindheit ins Erwachsensein, aus dem Paradies in die Welt der Reife), albern (Alb!) usw., wobei aber Narr mehr das Freudige im a betont (Narrenspossen usw., zu „possen" vgl. lat. posse können, potentia trophische und genische Leistungsfähigkeit). So ist auch, wie gesagt, Maria svw. die im Pubertätskampf befindliche, und Marotte die als klein, unreif (Diminutiv) verspottete, d. h. auf ihre Wehrhaftigkeit, „Schlagfertigkeit" (schlagen!) auch im Redegefecht usw. erprobte, dann ihr „Abbild", ihre figürliche Darstellung als Püppchen (auch Bezeichnung für ein zierliches Mädchen) und schließlich ihr Verhalten: ihre Narrheit, Torheit, Grillenhaftigkeit usw.

20. Mahr Nachtgespenst, verhält sich zu Mar wie mehr zu Meer usw. (vgl. p. 136 Fußn.); der Mar, die Mare, Mar, mhd. der mar, ahd. die marâ. Das Wort beschreibt speziell das aus der Nacht, dem nächtigen Dunkel als Höhle (m) hervortretende (r) Hohe, Gewaltige (ah), Mächtige, Alte, den Alb (Alberich, Alp, Alf, Älf, Elfe, Elbe, lat. albus, sabin. alpus weiß, alpes Alpen = die hohen weißen Berge, Berghäupter, den grauhaarigen Köpfen der Alten vergleichbar), den Nachtalb, Nachtfahr (engl. nightmare), der als grauweiß dahinwallende, übermenschlich große, auch tierähnliche oder tierische Gestalt, als Schemen (dies zu schimmern), als „Seelenwesen" sich vom nächtigen Dunkel abhebt und über dämonische Zauberkräfte verfügt (Alpdrücken, -reiten, womit man nächtliche Ängste, Beklemmungen, Angstträume deutete und noch vielfach deutet); vgl. p. 65. Der Mahr ist auch Darstellung der (personifizierten) Nacht, des Todes, der den, dem er erscheint, vernichtet (Walküre, Zeus — Semele usw.) (Nacht—nichts, nox—nex usw. p. 80f.), ist die Seele eines Toten, der im Grabe, der Unterwelt haust, ein „Seelentier" (z. B. der Storch, der die Kreißende beißt, Nr. 25), der Teufel selbst, der aus der Tiefe auftaucht (p. 105) als Pferd (Mahr —

Mähre, Nr. 22), Gestalt mit Pferdefuß (vgl. Hufeisen als Glücks- oder Unglückszeichen*)) erscheint, die Hexe (Lamia, Empousa, Hekate usw.), die dem Befallenen Leid (Krankheit, Liebeskummer) zufügt, wohl gar zum Siechtum, Marasmus, Tod verhilft. Als aus der Höhle (Nacht usw.) herauskommend ist der Mahr „Teil", Abgetrenntes, Abgeschiedenes, auch in dem Sinne, daß die Seele beim Tode nach dämonistischer Auffassung die Höhle Leib verläßt und dann, wiedererscheinend, den Abgeschiedenen, den Verstorbenen, mortuus sozusagen repräsentiert und andere Seelen mitnimmt. Das Sterben ist eben auch ein Teilen, Scheiden. Das a ist meist „dunkel", angsthaltig. Gespenstererscheinungen sind dem primitiv-dämonistischen Erleben eigentümlich. Skt. mārā Teufel, griech. μορμώ (auch Γοργώ) Schreckgespenst.

21. Mär, Märe, Märchen, mhd. mære, ahd. mârî Berühmtheit, Gerücht, Adjekt. mâri, mâre, altnord. mærr, mœrr svw. wovon viel gesprochen wird, berühmt, famos (fama, fari), ahd. Verbum mârran, got. mêrjan verkündigen, bekannt machen, mit-teilen. Die Mär ist spezielle Bezeichnung für den aus der Mundhöhle (m) in Teilen, Artikulationen, Rhythmen austretenden (e in ä, r) Redestrom (a), also für akustische, dann auch für optische Wortreihen, die ein Erlebnis „auseinandersetzen", „zergliedern", „in Einzelheiten zerlegen", „erzählen" (svw. der Zahl nach darlegen, aufzählen, worin Zahl, mhd. zal, ahd. zala svw. auf-, zu-, mitteilen, vgl. angelsächs. talu, altfries. tale, tele, altnord. tala Berechnung, Verzeichnis, Bericht, Rede, engl. to tell erzählen, plattdeutsch vertellen, svw. in Worten, Worte verteilen). Sächs. mären, mähren svw. Märchen erzählen, aber auch allgemein durch einander reden, viel Worte machen (über Unwichtiges, als ob es Wichtiges wäre). Mär hat heute die engere Bedeutung „Erzählung eines wunderhaften Ereignisses" und ist synonym mit Sage, ahd. saga (zu sagen), Mythus (μῦθος eigtl. Wort, Rede, dann Erzählung, Erdichtung, μυθέομαι spreche, erzähle, worin μυ die Mundhöhle mit Hinweis — e-Nuance — auf die Schwelle, das „Gehege der Zähne" — vgl. μύειν schließen, μυστήριον Verschlossenes, Geheimes usw., Nr. 228 —, θ fgf. das aus dem Munde Hervorkommende angibt und ος die Endung — vgl. p. 38 f., 290 f. — ist; es wird so die Sprechbewegung als optischer Vorgang quoad akustophile Symbolkomponente, auch die ihm entspr. akustischen, dann auch die optischen Wortreihen — Konfluenz der Beschreibung — bezeichnet, dies trifft auch für Mär, Sage, fama, fabula usw. zu). „Wunder" aber ist jeder Übergang, speziell jeder kritische, hochkritische Übergang Geburt, Pubertätskämpfe in den Vor- und Hauptstufen,

*) Je nachdem das gefundene Hufeisen dem Finder die konvexe oder die konkave Seite zuwendet.

Tod, die Tat schlechthin (vgl. p. 65, 105, Nr. 64, 223), und so ist die Mär der Bericht solcher wunden- und wunderreichen Vorgänge: „Uns ist in alten mæren / wunders vil geseit / von heleden lobebæren / von grôzer arebeit, / von fröuden, hôchgezîten, / von weinen und von klagen, / von küener recken strîten / muget ir nu wunder hœren sagen" (Nibelungenlied). Auch die wortbegriffliche Beschreibung „der Tat" ist Mär, vgl. griech. Homologa zu Mär, mären μερμηρίζειν sich besinnen, ersinnen, sorgen, μέρμερος mühevoll, schwierig, verderblich, unheilvoll, speziell von Kriegstaten (μέρμερα ἔργα denkwürdige Taten), μάρτυρ Zeuge usw., zend. mar sich erinnern, erwähnen, skt. smar, lat. memor usw. Die Tat selber, d. i. das Heraustreten aus dem Dunkel, der Abschied, die Trennung von der bisherigen schützenden Umgebung, das Sich-durchsetzen, -kämpfen ist „mer, mor, mar", und dies ist auch die Beschreibung der Tat.

22. Mähre Stute, Mutterpferd, svw. Mehrerin, Vermehrerin, Gebärerin, vgl. p. 65. Wohl auch Arbeitspferd, speziell das (auch genisch) abgearbeitete, alte Pferd, das dem Schinder (Schindmähre) überliefert wird und mit diesem sozusagen seinen Endkampf kämpft, bei dem es stirbt. — Daß der Mahr auch als Mähre, Pferd erscheint (Teufel mit dem Pferdefuß, der schwarze Mann als Hinker, Henker usw.), wurde schon erwähnt. — Marschall s. Nr. 547, eigtl. Pferdeknecht: Marstall = Pferdestall.

23. mähren mischend rühren, eigtl. eine im Trog, Schaff (m) befindliche teilen, also z. B. Teig mit Wasser, Erde mit Wasser mischen, so daß eine feinere Verteilung, die Mährte entsteht. Das e im ä weist auf die Verteilung, Zerreibung, Mischung (Schwellen- oder Schmerzstadium) hin wie das r, während das h iterativ-dehnend ist. Vgl. Nr. 21.

23. murbeln vulgär svw. eine Arbeit in vielen kleinen Abschnitten, in ungeschickter Reihenfolge vornehmen, so daß „nichts Rechtes herauskommt", die Arbeit unvollendet bleibt, die Tätigkeit einem kindischen Spielen gleicht. „Na, der murbelt was zusammen", sagt man, d. h. er macht aus dem Material eine „Mur", ein Konglomerat zusammenhangsloser Stücke, einen Trümmerhaufen. Er möchte wohl gerne (Hunger) etwas Rechtes schaffen, aber er kriegt es nicht fertig: seine Arbeit bleibt sozusagen im Angst- und Schmerzstadium, im Kampfe mit dem Material, den Geräten usw. stecken, er zerlegt, baut aber überhaupt nicht oder ungeschickt zusammen (viele Neurotiker, die das ordentliche, d. h. reife Arbeiten noch nicht gelernt haben). Auch von der Rede: Zerstückeln von Worten und Sätzen, „Kauen" der Worte und stückweise Entleerung (ähnlich murmeln). Also murbeln svw. „stückweise aus der Höhle (mu) entfernen", von jeder Ausdrucksbewegung. Das b malt als tgf. das Zerstückte.

Weiche, Schwache, das l ist iterativ- und diminutiv-gleitend (wie in funkeln, ringeln usw., Nr. 17). — Der Murbel kleiner, schwacher Mensch, bes. in dem Sinne, daß sich ein Erwachsener kindisch, wie ein Kind benimmt, das sich noch in der Obhut der Großen (mu) oder erst im Übergange zum Erwachsensein befindet, ein „Stück Mensch", ein Weichling, Schwächling. — Vgl. Nr. 32,35.

24. mürb, mürbe svw. in kleine Teile weich (b) zerfallend, mhd. mürwe, mür, ahd. muruwi, murwi, murwe. Vgl. Nr. 1 u. 23, auch Nr. 42. Die ahd. Formen maro, márawi malen die Höhle, Hülle (Trog, Mulde usw.), aus der das Füllmaterial (a) in Teilen (r) über die Öffnung, Schwelle (o, awi) tritt.

25. Mord, mhd. mort, ahd. mord, angelsächs. mord (eigtl. svw. Tod und Verderben, Todsünde) usw., lat. mors, mortis, hlg. griech. μορτός, skt. marás usw. Mord beschreibt den Übergang quoad Hunger- (m), Angst- (o), Schmerz- (r) und Trauer-Freudestadium (d, t), also komplett, und zwar eigtl. den Übergang überhaupt, der stets eine Art „sterben" = sich teilen, abscheiden, aus einer Höhle in die andere übergehen, aus der „Vergangenheit" in die „Zukunft", die somit „Gegenwart" wird, eintreten (zeitlich beschrieben), wobei der Übergehende „den alten Adam" zurückläßt (verliert) und „einen neuen Adam" anzieht (gewinnt), sich verändert, einen Schritt weiterkommt usw., dann aber speziell den Übergang der Pubertät, also den Pubertätskampf mit seinen lebensgefährlichen Prüfungen, die ursprünglich einzige Gelegenheit zu sterben: im Kampf mit dem Weibe, im Kampfe um Besitz und Weib (Männerkampf, der „Strohtod" war noch unbekannt und später im Gegensatz zum Heldentod verachtet), endlich heutzutage die vorsätzliche Tötung eines Menschen. Jem. morden ist also svw. jem. aus der bisherigen Höhle, Umgebung („Leben") durch eine Öffnung-Schwelle (or) stückweise (rd) übergehen lassen, ausscheiden. Mörder ist, wer den Gegner (vorsätzlich) tötet, also primitiv der Sieger im Pubertätskampf (Vatermord, Kindesmord, auch im Sinne des Wegwerfens, Verwerfens, Auffressens, Opferns der Erstgeburt, die urzeitlich als erstes Kind, das den Weg aus dem Mutterleibe bahnte, sozusagen die Probeleistung der Mutter war und verendete, später demgemäß aufgefressen wurde, usw., s. EdS. § 34 und 4. Bd. ds. Werkes); d. h. ursprgl. war Mord svw. Sterben, mori, mors. Erst als die Begriffssphäre so weit entwickelt war, daß sich der Mensch die Tat vorher überlegen konnte (wobei freilich diese Überlegung, d. h. Wortbegriffsreihe nicht die Ursache der Tat, sondern eben nur ein dem möglichen gegenständlichen Vorgange vorausgehender begrifflicher Vorgang ist, vgl. 1. Bd. p. 75), wurde die Tat zum Morde im Sinne des vorsätzlichen Tötens. In „Mörder" weist das e im ö (wie stets) auf die Schwelle (r) hin,

auf das Schmerzliche (scheiden, schneiden, stechen, durchbohren usw.), er ist Endung, die den Mordenden als einen „er" bezeichnet und so — wie alle diese Endungen — für einen Artikel steht, während die weibliche Endung „in" für den weiblichen Artikel (der obendrein zugefügt sein kann) steht. — Das a der Skt.-Wörter marás Tod, maris Seuche, Pest usw. betont als fgf. das Gewaltige, Erhabene, die Hoheit, Macht des Todes, des Tötenden und des Sterbenden, Getöteten, das Freudestadium des Überganges, als angsthaltig auch das Unheimliche, Schreckliche, vgl. Nr. 20,56. — Das lat. Homologon zu „morden" mordere beißen (auch stechen, sticheln, verletzen usw.) weist darauf hin, daß die ursprüngliche Waffe (Arm und) Gebiß war, das die Halsschlagader des Gegners aufriß (Blutdurst, Bluttrinken) und ihn „zerfleischte", zerstückelte.

26. Marder, Raubtier, zerreißt, zerfleischt mit den Zähnen das „Opfer", mhd. marder und mart. Vgl. Nr. 20,25,27.

27. Marter (Pubertäts-)Übergang unter Qualen, Schmerzen, Zerstückelung, Verstümmelung, Zerfleischung, „Leidensweg", wobei nicht selten der Gemarterte stirbt (Nr. 146, 211 Fußn. usw.). Das a und t (fgf.) beschreibt das Übergehende (den Gemarterten) als männlich, erhaben, groß (fgf): nur der hervorragende Mensch, der sich „hervor-zutun", zu ex-ponieren, heraus-zustellen wagt, nur der Kampffähige wird gemartert, d. h. der Schmerzensprobe unterzogen, erträgt die Marter, das Martyrium, wird und ist Märtyrer, Kämpfer, Held. „Marter" ist jeder hochkritische Übergang, speziell der Pubertätsübergang: der Adept auf die Männerweihe hat sich schon als solcher aus der Schar der Kinder „hervorgetan", hat das Pubertätsalter erreicht und sich zur Prüfung vorbereitet, tritt nunmehr aus der bisherigen Umgebung (m) in den entscheidenden Kampf mit den Prüfer, dem Alten, Älteren (Eltern) ein, „mißt sich" mit den Kampferfahrenen, wobei es natürlich auf beiden Seiten Wunden, Verletzungen, Schmerzen gibt. Urzeitlich und vielfach heute noch geht der Kampf auf Leben und Tod: einer der beiden Kämpfer muß auf dem Platze bleiben (εἷς κοίρανος ἔστω! Einer sei Herr!); in Zeiten höherer Kultur hat sich die Rohheit soweit gemildert, daß nur noch der Adept gemartert wird, indem er in irgend einer grausamen Weise geprügelt (prügeln — prüfen), verstümmelt (Beschneidung, Zähne ausschlagen, Verwundungen, Tatauierungen, Trepanationen usw.) oder sonstwie mißhandelt wird, wobei manch einer „vom großen Geiste heimgeholt wird", der Überlebende aber als waffenfähig, erwachsen anerkannt wird. In noch späteren Entwicklungsstufen wird aus derartigen Martern die Abschlußprüfung irgendeiner Art (Schule, Kirche, Gesellen-, Meisterprüfung, Staatsexamen usw.), wobei der Prüfling „geschwunden", „gezwiebelt", „gepiesackt", „vorgenommen", „ge-

quält" usw. wird: ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται (Menander) oder per aspera ad astra. Vgl. auch die „Kampfhandlungen" der jungen Leute, Mensuren, Keilereien usw. sowie „Mord und Totschlag" als Verbrechen, d. h. als primitive oder archaïstische Kampfprobe mancher Zeitgenossen, die sich somit als Neurotiker oder Irre, „Psychotiker" erweisen (nicht zu verwechseln mit den Soldaten, die im Kriege, also einer volklichen Entwicklungsperiode töten). Vgl. auch die mittelalterliche Folter (Folter zu Fohlen, Pferdchen, ein auch bei den Römern — equuleus — benutztes Martergerät, das heute Turngerät geworden ist, wie ja turnen, turnieren zu den Kraft- und Kampfproben gehört). — Selbstverständlich sind die Martern nicht „ersonnen" und „auf Grund von Überlegungen" eingerichtet worden (etwa, wie Freud wähnt, von den Vätern, „um den Inzest der Söhne zu verhüten" oder, wie Hirschfeld-Götz wähnen, „um sich das ewige Leben zu retten"), sondern sind einfach Kennzeichen eines Entwicklungsschubes, biologische Erlebnistatsachen, die zum Pubertätsübergang gehören, und die man natürlich auch beschrieben, dämonistisch gedeutet hat, auch so, wie Freud oder Hirschfeld-Götz deuten; diese Deutungen sind aber nicht die Ursachen der Pubertätsfeiern mit ihren Martern, sondern ihre Beschreibungen. Die Milderung der Martern ist ebenfalls nicht etwa verursacht von Überlegungen, Verabredungen, sondern ist ebenfalls im Gange der Entwicklung, der Ausdifferenzierung der Reflexsysteme, also rein biologisch eingetreten; zugleich haben sich natürlich auch die Beschreibungen geändert. Im weiteren Sinne ist sonach Marter jeder „Leidensweg", z. B. auch der, den viele Erfinder, Entdecker durchzumachen haben, bevor sie zur Anerkennung gelangen, falls sie diese bei ihren Zeitgenossen, zu Lebzeiten überhaupt erreichen; jeder, der Neues lehrt, wird „gemartert": eine biologische Tatsache.

28. Martha, Fremdwort, Fem. zu aramäisch mâr Herr, d. h. eigtl. Erwachsener (a), der die Pubertätsweihen erhalten, die -proben bestanden hat, selbst Prüfer, d. h. Herr über Leben und Tod geworden ist. Martha also svw. Herrin, Mutter usw.; vgl. Maria Nr. 16.

29. Martin, Martinus, Fremdwort zu Mars, dem röm. Kriegsgott, Nr. 77.

30. Märten vulgär für Martin, z. B. Pelzmärten = Pelzmartin, etwa Knecht Rupprecht. Das e in ä betont das Schmerzliche, wie auch in März.

31. März, der Monat des Mars, der Lenzmonat, also die Zeit, in der die Kriegs- und Liebeskämpfe, die Frühlings-, die Pubertätskämpfe stattfinden, mhd. merze, ahd. marcëo usw. Dabei werden die Tauglichen von den Untauglichen geschieden, letztere „ausgemärzt", „ausgemerzt", wie im März die zur Zucht

untauglichen Schafe „ausgemerzt" werden. Indessen braucht sich „merzen" nicht von „März" herzuleiten, es kann eine selbständige Wortbildung, ein selbständiges Mitglied der Familie „mord" (sofern man z = ds, ts setzt), also „morden" ganz ähnlich sein, nur ist eben im e der WS. mehr die Schwelle, das Schmerzstadium betont; merzen also svw. zerteilen, aus der Hülle, Höhle, Umgebung, Menge (m) herausziehen, herausschneiden, absondern. Auch März, merze beschreibt den Übergang mit Betonung der Schwelle, des Schmerzstadiums, und März könnte sehr wohl auch der Schmerzmonat heißen (Sch-merz). „Lenz" schgf. gibt ebenfalls die Schwelle und das sie (gleitend, L) Überschreitende an, das junge Jahr, das hell, g-länz-end, licht aus dem Dunkel des Winters wie aus einem mütterlichen Schoße geboren wird. Vgl. linzen svw. durch eine enge Spalte, K-linze sehen oder leuchten, b-linzeln, p. 58, Lanze mit seinem die „Länge", das Männlich-gestreckte betonenden a, svw. das Vorragende, aus der Armbeuge gleitend (L) Geschleuderte, usw.

32. murgeln svw. murbeln, Nr. 24, nur weist das g als Guttural darauf hin, daß sich die Zerlegung, Zerteilung mehr in der Höhle, im Innern vollzieht, während das b als Labial auf den eigentlichen Ausgang hinweist.

33. Morgen s. p. 79, Nr. 249.

34. mergeln svw. in einer Höhle (m) in kleinste Stücke zerlegen, so daß eine Art feinverteilte weiche (g) Masse entsteht, mit Betonung des Schmerzlichen, im l auch der Kleinheit der Stücke, des Gleitens, des Vorganges. ausmergeln: jem. nach und nach (l) ganz „klein, schwach machen" und ihm Kräfte, Nahrung usw. entziehen (aussaugen), so daß er „ausgemergelt" aussieht. Mergel (Sch-mirgel) feinverteilte mit fettigen Bestandteilen durchsetzte Erde (Düngemittel), vgl. Moor.

35. murcksen, ganz ähnlich murgeln, doch weist ck auf härtere, kräftigere Bewegung und größere Stücke (fgf.), s außer r auf das Schmerzliche hin, das Diminutiv-l fehlt. abmurcksen svw. wie zerstücken, vernichten, töten, genau: jem. mit den Armen usw. schmerzhaft (r) umhüllen (m) und in Stücke pressen, auch jem. aushöhlen und so zu Stücken vernichten. Vgl. massakrieren svw. zu einer (unkenntlichen) Masse zerteilen, zermetzeln.

36. merken svw. derart zerlegen, daß die Zerlegung oder ihre Spuren präzise (k) Kennzeichen, „Merkmale", „Marken" sind. So wurden im primitiven Pubertätskampf die Prüflinge verwundet, geschlagen, verletzt, verstümmelt, gemartert (s. Nr. 27), sozusagen „gemerkt", „gemarkt", mit einer Marke versehen (Fleck [Nr. 116], Befleckung, Kainszeichen, Einbrennung = Brand-markung mittels des χαρακτήρ, des Werkzeugs zum Eingraben, Einschneiden, Einprägen, so daß der so Markierte, mit einem „Denkzettel" Versehene ein Gepräge, einen Charakter

hatte — vgl. p. 70, χάραξ Pfahl, usw.; vgl. auch „Marke" svw. ungünstig aus-gezeichneter Mensch *)); Merkmale waren auch die Narben — wie heute noch die „Schmisse" der Studenten, die Narben der Kämpfer, der Operierten (auch die chirurgischen Operationen sind Analogien zur primitiven Pubertätsfeier) und in weiterer Entwicklung die Titel, Amtsbezeichnungen („Charakterverleihungen"), Orden, Vereinsabzeichen usw. Die WS. merk ist also bis auf das k = WS. mer zerlegen, zerteilen, aus dem Gesamt als Höhle, Umgebung (m) schmerzlich, in Teilen herausheben (er), und das k determiniert im Sinne der Trauer-Freudestadien des Vorganges, des Erfolges, der in der Männlichkeit des Gemerkten, Markierten besteht. Der Prüfer ist der „Merker", und der Beckmesser, die mit besonderem Eifer, mit Eifersucht, Neid, Gehässigkeit den Prüfling oder sein Werk zersetzen, verletzen, verkleinern, gab und gibt es jederzeit viele. Der Ort, wo gemerkt wurde, war der heilige Bezirk (circus, cernere), das fanum, das templum, das für die heilige Handlung der Pubertätsprobe abgesteckte (τέμνω schneide, Nr. 228) Stück Land, der Versammlungsort (Schule, schola, σχολή, Nr. 233), der „Markt", auf dem der Markt stattfindet (ursprgl. einmal im Jahre wie die Pubertätsfeier, Jahrmarkt, später öfter: Wochenmarkt). Von den einstigen blutigen Vorgängen, den Menschen- und Tieropfern, dem Verzehren des beim „Merken" Getöteten zeugen noch die auf dem Markte feilgehaltenen Waren der Schlächter. Wer also zum Markte geht, geht eigentlich zu einer Pubertätsfeier, und wer Fleisch einkauft, beteiligt sich so an der Verteilung der Beute, des Getöteten, und wird so der Deutung nach an dem Morde mitschuldig (vgl. Abendmahl!); so wird es verständlich, daß manche nervöse Hausfrau nicht wagt, zu Markte zu gehen, usw. Das einstige Zeremoniell der Pubertätsfeier, die ja immer auch Gottesdienst war, lebt noch in der Marktordnung wie in dem gottesdienstlichen Ritus fort. — „merken" heißt auch die Erinnerung an den gegenständlichen Vorgang, also die diesem entsprechende Begriffsreihe.

37. Die Mark svw. das fest (k) Abgeteilte, hart Abgegrenzte, die Grenze (m, r) Erfüllende, speziell ein Stück Land, Grenzland, das eben als solches ein bestimmtes Gepräge hat (Befestigungen usw.), auch eine Münze besonderer (scharfer) Prägung, der Ergebnis der Prägung (a fgf.). In beiden Fällen bezeichnet Mark Gleiches an verschiedenen Individuen, deren Verschiedenheit sich erst wortlich in der weiteren Beschreibung herausstellt; indes zeigt sich eben in der Verschiedenheit der ausführlicheren Beschreibungen auch eine gewisse konstitutive Differenz der

*) „Das ist eine Marke", „eine feine Marke" (ironisierend), „ein Mensch, den man sich merken muß" usw.

beiden Wörter „Mark" an. Das Mark unterscheidet sich von den beiden obendrein durch den Artikel, beschreibt aber auch das Abgegrenzte, die Höhle Erfüllende, nämlich das die Knochen-, Ast-, Stamm-, Fruchthöhle Erfüllende (Knochenmark, Rückenmark, Holunder- usw. Mark, Fruchtmark usw.); mhd. marc, Gen. marges, ahd. marac, Gen. márages, altfries. merg, merch, mit dem Mergel zu vergleichen ist, das also mehr die lockere, sozusagen feinverteilte, beim Tiere fettige Beschaffenheit des Markes betont. Griech. μυελός zu μύω schließe.

38. Marke betont im e die Schärfe, Genauigkeit der Abgrenzung (r), ebenso in

39. markieren das ie; in beiden Wörtern weisen die Endungen auch auf den Übergang in dem Sinne hin, daß die Marke einem Individuum eingeprägt, eingedrückt, eingestochen ist oder wird. So ist auch markant svw. als scharf geprägt sich einprägend, als „gemerkt" (Nr. 36) be-merkt oder bemerkbar, hervorstechend, wie markieren auch den Sinn hat: eine Marke (Kennzeichen, Eigenschaft usw.) vordringlich zeigen, so daß sie bemerkt wird, der andere davon scharf und einseitig „beeindruckt" wird und so nicht dazu kommt, andere Eigenschaften usw. zu bemerken, also auch getäuscht werden kann.

40. Markt s. Nr. 36.

41. Märker malt im e das ä die Herkunft, das Überschreiten der Mark-Grenze, also svw. „der aus der Mark".

42. morsch, ursprgl. mursch, mhd. murc, murch, ahd. murg usw., ähnlich mürbe, doch betont das o die Öffnung, das u die Höhle, in der sich das mit rsch, rc, rch, rg als zerrieben, zermahlen, zerteilt angegebene Material befindet oder aus der es sich auflösend herausfällt. Morsch ist auch die moorige, „moorische" Erde (vgl. Nr. 46), und so hat auch im Mhd. murc, murch den Sinn von moorig, sumpfig. Ahd. murg (vgl. Nr. 23, 32, 34) hat auch die Bedeutung unseres „kurz" und beschreibt insofern die geringe Größe der Stücke (tgf.), die aus der Höhle fallen (vgl. Mur, Nr. 1); hierzu morckeln quetschen, zerreiben (vgl. Nr. 35), schwed. murken faul, murkna faulen, morsch werden, got. gamaúrgjan kürzen, in kurze Stücke zerlegen usw.

43. mörscheln, auch zermörscheln svw. morsch machen, in kleine Teile zerlegen, wobei das e im ö und das sch das Schmerzliche, die Schwelle malt, das l diminutiv und frequentativ ist.

44. Mörser hohles (m, ö) Gerät zum Zerkleinern, Zerreiben mittels einer Mörserkeule (Pistill), auch die ein Geschütz darstellende Höhlung, in der sich Pulver und Geschoß befinden; hierzu mörsern, zermörsern, zermörscheln, altertüml. mürsen, vgl. Nr. 43.

45. Mörtel die in einer Art Mörser zubereitete Mischung von Mauerkalk und grobem Sande.

46. Die Marsch (vgl. Nr. 6, 11, 15 usw.) svw. die eine weite

an Wasser grenzende Landmulde, Niederung (M) füllende (a) bewegliche („Wanderung der Marsch") mit Wasser, Fett usw. vermengte (r, sch), also „moorische", „morsche" Erde (grasbewachsen, Weideland). Der wbl. Artikel weist auf die umgebende Abgrenzung sowie auf die Nachgiebigkeit des weichen, also aufnehmenden, auch (Gras) hervorbringenden Erdreiches hin. — Der Marsch svw. die abgegrenzte, geschlossene (M) aus Teilen (Menschen, Tieren ,Wagen) gemengte (r, sch) bewegliche vordringende (a) Masse, also der Heereszug (noch 17. Jhrdrt.), dann auch svw. die abgegrenzte, aus Teilen (Schritten, Abschnitten) bestehende vordringende (a) Bewegung des Heeres- usw. zuges, das Marschieren, das mit seinem harten Aufschlagen der Stiefel, der Hufe, dem Eindringen der Räder usw. eine Art Zermörsern des Bodens zu „Marsch", „Matsch", Schlamm, Staub ist und Fuß-, Huf-, Räderspuren usw. als „Wegmarken" (frz. marche Marsch — marché Markt) hinterläßt. Der ml. Artikel beschreibt den Marsch als gerade, voll, hart, vor-, eindringend, kurz als männliche Anordnung. Die Differenz zwischen „die Marsch" und „der Marsch" liegt im Artikel und den mit dem Artikel und den weiteren Beschreibungen biologisch zusammenhängenden konstitutiven Nuancen der Substantiva. „Der Marsch" hat übrigens auch noch Bezeichnung für die das Marschieren kennzeichnenden akustischen Reihen (taktmäßiges Stampfen, Trappen, Tappen — frz. taper schlagen —, dann Geräusch der großen und kleinen Trommeln u. a. Schlaginstrumente, dann eigentliche Musik).

Lateinische Homologa.

47. murex Purpurschnecke, besitzt eine Drüse (die Purpurdrüse), deren Sekret an der Luft purpurn wird und im Altertum zur Purpurfärbung benutzt wurde, Meerschneckenart mit gewundener stachliger Schale. Also murex svw. die in einer Hülle (mu), einem „Hause" wohnende, aus dem Hause hervorkommende und in es zurückkehrende (r, es), die Schwelle überschreitende, daneben: die im Meere (mu, vgl. mare) lebende, aus ihm herausgezogene (r, ex), endlich: die aus ihrem Innern, der Mantelhöhle (mu) eine dunkle Flüssigkeit (Purpur — vgl. Tintenfische) abscheidende. WS. mur beschreibt also stets Gleiches: die Höhle und Schwelle (wbl.), oder (und) das sie Überschreitende (ml., quoad mu nach K.-T. 2). Also murex famverw. mit muris, Gen. zu mus Maus (Nr. 50): auch die Maus lebt in der Höhle („Mauseloch"), kommt aus ihrem Versteck hervor und kehrt wieder dahin zurück, wie die Schnecke, auch wie der Räuber, als welcher ja auch die Maus angesehen werden kann (vgl. skt. mush svw. rauben, stehlen, d. h. aus dem Versteck vorbrechen

und den oder das Angefallene „ausleeren", zur Höhle machen, des Besitzes berauben, ursprgl. auch entmannen, töten, des Penis, der Potenz oder des Lebens berauben; auch das Nagen der Maus usw. — vgl. mordere, Nr. 25 — ist ein Rauben: ein stückweises leises, weiches (g) Vor- und Eindringen eines Geraden [a] über die Schwelle [n] und Abreißen von Stückchen [g]; aber diese Bedeutung „Dieb" wäre nur ein „Nebensinn", der „Hauptsinn" [p. 328 ff.] ist wie angegeben). In Maus beschreibt das au die Höhle u und das aus ihr Kommende a; lat. mus gibt nur die Höhle, das aus ihr Kommende ist mit s oder — im Genitiv — mit r angegeben, kann aber im u nach K.-T. 2 mitgemeint sein; ähnlich griech. μῦς Maus (Nr. 209). Ebenso bezeichnet „Muschel", ahd. muscula mit mu die Höhle und nach K.-T. 2 das in ihr Befindliche, mit sch die Schwelle und das sie Überschreitende, el ist hier Verkleinerungsendung. Hlg. lat. musculus Mäuschen, auch Muskel, letzteres spezielle Bezeichnung für die unter der Haut, also in einer Art Höhle liegenden und bei der Kontraktion als „Muskelbauch" aus ihr hervortretenden Fleischindividuen. Die Endung ulus ist diminutives ul (auch el, ell, z. B. in muscellus, Nr. 21, metella, Nr. 276), hlg. unserm el, und die ml. Endung; ul beschreibt die Höhle-Schwelle, el die Schwelle, also die gleitende (l) Trennung, d. i. die Verkleinerung, Verminderung (di-minuere), ähnlich unserm chen, lein — wie ja die Muskulatur sich aus einzelnen Muskelindividuen und deren jedes aus Muskelfasern zusammensetzt. Bei diesem Hervortreten über die Schwelle (s) verengt, zieht sich zusammen, schließt sich Maus und Muskel: μῦς Maus, Muskel, μύω schließe (Nr. 21, 228), μυών muskelreiche Gegend des Leibes. Auch der Hode liegt im Hodensack wie die Maus in der Höhle: skt. mushkás (u Höhle, a Erfüllendes), das auch die weibliche Scham als Höhle, die den Penis usw. aufnimmt und einschließt, die ferner ausscheidet (s. Nr. 177), beschreibt; μύσχον malt im o die Rundung des Hodens (wie dies auch das deutsche Wort tut), bzw. die Öffnung der weiblichen Scham, in die der Penis eindringt. Zu μύω, μυάω, μυέω auch μύαξ Miesmuschel (das deutsche Wort eine Art Reduplikation: Mies die enge Schwelle der Muschel, auch die Kleinheit betonend, insofern auch die Mehr- oder Vielzahl, die auch die Reduplikation angibt), ferner μυῖα Fliege svw. die aus verwesendem Fleisch oder aus Wirtstieren, wissenschaftlich aus der Puppe (Tönnchenpuppe) auskriechende, zahlreiche, kleine (μ Höhle, Puppe, υ Höhle mit Hinweis auf die Schwelle, ι Enge der Schwelle, Kleinheit, υι Vielheit, α wbl. Endung — vgl. Mücke, μικρός usw.), μουῖα Made svw. die in der Höhle (μου) lebende und aus ihr durch enge Schwelle dünn herausdringende, -kriechende, sich durchbohrende (τ), während das a in Made die relative Länge angibt; s. auch Nr. 210.

Griech. heißt die Purpurschnecke κάλχη; dieses Wort bezeichnet die Schnecke selbst, nicht ihre Hülle, letztere kann aber mit λ und χ quoad Schwelle angegeben sein, sonst ist das Wort männlich. Es benennt auch den Purpursaft als die von der Schnecke abgeschiedene dunkelrote Flüssigkeit. Auch der Zornige, Erregte ist dunkelrot, auch das Meer heißt die purpurne Tiefe, somit καλχαίνειν aussehen wie das „aufgeregte" Meer, bewegten Gemüts sein, aus der Ruhe errötend aufschäumen, nachsinnen (Κάλχας). Hierzu κάλυξ Hülle, Blumenkelch, lat. calix Kelch, skt. kalaça Gefäß, καλύπτειν verhüllen usw. mit Angabe des Verhüllten im α. Die Hülle selber gibt an κόγχη Muschel, κογχύλη Purpurschnecke, lat. concha, cochlea usw. Zu Kelch: Kehle, Keller usw. mit Betonung der Enge. Murexid heißt das Ammoniumssalz der Purpursäure (Imidoalloxanthin).

48. murena, muraena Muräne, Nr. 2.

49. muria Salzlake, eigtl. Meerwasser als „Mutterlauge", aus der sich Salz absondert, vgl. Nr. 11, auch p. 134 Fußn. (ἅλς), also zu mare mit Ablaut, hlg. zu μύρειν fließen usw.

50. muris, Gen. zu mus Maus s. Nr. 47. muris svw. von der Maus ausgehend (Genitiv), zur Maus (als Teil ihrer selbst oder ihres Besitzes) gehörig. Die Maus ist also hier die Höhle (mu), von der etwas ausgeht, sich trennt (ris), und insofern steht das Wort muris den hier behandelten Wörtern der WS. mur verwandtschaftlich sogar näher als seinem Nominativ mus. Zur Erläuterung: das von der Höhle mu Ausgehende könnte muris heißen, auch falls diese Höhle nicht mus hieße. — Ähnlich murinus, worin us die Endung ist, rin die Herkunft, Zugehörigkeit (Schwelle) angibt.

51. murmur hlg. zu Nr. 3.

52. murus Mauer: mu die Höhle, Hülle, r die Grenze, Schwelle und das Aus- und Eingehende, us ml. (K.-T. 2) Endung, die auf die weite Umgebung hinweist, von der eben r abgrenzt und in die das Ausgehende eintritt, aus der das Eintretende herkommt. Hlg. Mauer: Mau Höhle mit Erfüllendem (a), er Grenze und das sie Überschreitende. Altlat. moiros: m Höhle, o Öffnung, ir Schwelle, Durchgang, os Umgebung als Öffnung ähnlich us. Synonym moenia s. Nr. 442.

53. murra, murrha, myrrha, Fremdwort, griech. μύῤῥα Harz von Commiphera abyssinica und Citrus Schimperi, arabisch-ostafrikanischen Bäumchen mit Harzgängen (Fam. Burseraceen), svw. das aus dem Innern (mu) in zahlreichen Gängen (Harzgängen) und Öffnungen-Schwellen (rr) tropfenweise (rr) austretende (a) Harz *). Murra ist auch Bezeichnung für das Material

*) Im Altertum als Kosmetikum und Therapeutikum gebräuchlich (vgl. unsere Myrrhentinktur).

gewisser Gefäße (vasa murrina), das nach Farbe und Glanz der Schale der Porzellanmuschel glich; diese Gefäße wurden aus Japan und China nach Italien importiert, und man glaubte, sie würden aus einem Material, bestehend aus dem mit Wasser verkneteten Staube feinstzerriebener Muschelschalen, hergestellt (tatsächlich wahrscheinlich aus Flußspat). Dieses Material hieß murra sowohl der ursprgl. Beschaffenheit (zerrieben, mit Wasser vermengt, vgl. Mur, Mor usw.) wie auch der (vermeintlichen) Herkunft von Muscheln nach; auch Porzellan ist svw. von Muscheln (Porzellanmuscheln) abstammend, indem porcellus Schweinchen, porcus*) Schwein, eigtl. das Fruchtbare (skt. pu, su, zd. hu zeugen, griech. σῦς, ὗς, lat sus, ahd. su Sau, got. suein Schwein — und porcus, πόρκος, das mit or — vgl. in Pore, πόρος usw. — die Öffnung, Schwelle und mit p, r, c, k das aus ihr in eine andere Öffnung, Höhle — us — austretende Junge, also den Gebärakt bezeichnet, wie pu, su, hu die mütterliche Höhle, die Gebärmutter), auch für das weibliche Genitale galt, dieses auch Muschel und hiernach die (ähnlich gestaltete) Porzellanmuschel genannt wurde. Die beiden Wörter murra bezeichnen also Gleiches an verschiedenen Individuen: aus einer Höhle (Harzgang, Muschel) tröpfchenweise oder feinverteilt Hervorgehendes (Hervorsickerndes, Zubereitetes). Vgl. μύρειν fließen, μύρον Salbe (das Zerriebene in einem Gefäß, Nr. 49, vgl. auch Mergel, Mörser) usw. Daß jenes Harz bitter schmeckt, und ferner daß arabisch murr mit bitter (hebr. מָרַר bitter sein) zu übersetzen ist, ändert nichts an der Bedeutung des Wortes murra; bitter zu beißen, lat. mordere (s. Nr. 25), also bitter svw. gustatorisch beißend, mordens, und zu dem lat. Wort hlg. ist arab. murr, also svw. zersetzend, zerteilend im gustatorischen Sinne; murra das Harz war also auch „murr" im gustatorischen Sinne. (Zu „bitter" übrigens „Bitte", „bitten", „beten", lat. hlg. petere, im-petus usw. „bitten" also svw. nach Art des Beißens, Wegnehmens angehen.) Vgl. Nr. 59.

54. mora Verzug, Verzögerung, Aufenthalt, Pause auf dem Marsche, beim Reden, räumlicher und zeitlicher Abschnitt, vgl. Nr. 5. Das Wort beschreibt mit o die Öffnung der Höhle m, die Angstsituation, mit r die Schwelle, vor der die Angst liegt, mit a das die Schwelle Überschreitende als ml. fgf. Ein

*) Zu porcus vgl. porca Erhöhung zwischen zwei Ackerfurchen, ahd. furuh Furche, eigtl. die Furche als Vertiefung, im rca liegt aber der Hinweis auf das Erhabene wie in rca von furca und in rche von Furche der Hinweis auf das Aufstrebende (schgf.). Porcus ist auch Name für einen Stachelfisch, ferner für das aus „Öffnungen" bestehende Fischernetz (Geflecht), porcellio Mauerassel, Kellerwurm svw. das in Poren, Ritzen hausende Tierchen (por bezeichnet also Gleiches an verschiedenen Individuen). πόρκης Ring, Reif, πόρνη Hure usw. Vgl. p. 110 Fußn. u. Nr. 84.

Heereszug (vgl. Nr. 46) z. B. ist ein langhingestrecktes (a), das sich im Raume (m) geschlossen (m) vorwärtsbewegt (a), bis es an eine Stelle (r) kommt, an der der Marsch unterbrochen wird, ein neuer Marschabschnitt beginnt; beim Anmarsch an diese Stelle verlangsamt sich die Geschwindigkeit (Angstausdruck, o), wobei zu erinnern, daß als Halteplatz vorsichtig (o) ein möglichst geschützter, also relativ enger Ort (o) ausgesucht wird, eine Öffnung, durch die der Zug aus dem bisherigen m in das nächste m (weite Leere) hindurchzieht. Mora betont mit dem o das Angstgefühlige (die Öffnung, Vorsicht, Verlangsamung, Zögern, Hemmung) des Vorganges, r die Schwelle, den Abschnitt. So heißt denn auch mora, griech. μόρα svw. Heeresabteilung, μόρος das Zugeteilte, Schicksal, zu μείρομαι verteile. — morari zögern, sich aufhalten usw. mit kurzem o der WS. Dagegen morari mit langem o der WS. svw. ein Narr sein, Fremdwort, zu griech. μωρός thöricht, dumm usw., vgl. Nr. 25, 27 sowie p. 105 f.: der μωρός ist ein Tor, d. h. ein im (Pubertäts-)Übergange, und zwar speziell im Angst- und Schmerzstadium (or) befindlicher, gefühlserregter Mensch, einer, der die mora im speziellen Falle des Pubertätsvorganges erlebt. Beide Wörter morari sind also fast gleich, bis auf die Längenunterschiede des o, das in morari Narr sein die Wiederholung, somit das Verweilen im Angststadium, die Mehrfältigkeit der Pubertätsproben besonders betont. Den gleichen Sinn wie die WS. dieser Wörter hat natürlich auch die gleiche WS. mor in memoria Gedächtnis; Andenken an (Vergangenes oder Künftiges), worin die erste Silbe reduplikativ, also iterativ und frequentativ ist. Die mora spielt sich hier als begrifflicher Vorgang ab, als zögerndes, also ängstliches Verweilen an einem begrifflichen (sehr oft wortbegrifflichen) Orte, bevor der „Gedankengang" über die Schwelle r weiterläuft (vgl. dagegen meditari usw. Nr. 271). Im Griech. betont das hlg. Wort μέρμηρα (Sorge usw.) mehr die Schwellen, das Schmerzliche des begrifflichen Denkvorganges (das „Kopfzerbrechen"), während im synonymen μέριμνα das μερ mit ι als besonders schmerzlich, ins kleine gehend, minutiös, peinlich und mit μν (vgl. μέμνημαι erinnere mich, μνήμων eingedenk usw., Nr. 452, 495, 510) als sich analog wiederholend determiniert wird. Sippverw. mit μερ ist auch μεν in μένειν bleiben, verweilen (Nr. 495), das ν malt aber den Vorgang ebener, milder, nicht so „einschneidend" wie das grimmigere, rollende, also das mehrfache Teilen, Schneiden malende ρ; hierzu die Familienmitglieder auch mit der WS. μαν, μνα usw. Entsprechend skt. WS. smar, zd. mar- gedenken, sippverw. WS. man (mánas Sinn, Geist, Wille, Gedenken usw.). Im Lat. ist mit mora, memoria usw. sippverw. die Familie der WSn. men (mens usw.), man (manere bleiben, manus Hand usw.), mon (monere mahnen), min (remi-

nisci sich erinnern), mun (munis zu Dank verpflichtet) usw. (p. 237 ff.). Aber natürlich „stammen" die Wörter der einzelnen Wurzelsilben nicht von einander ab, also memoria nicht von mora oder umgekehrt (so daß mora mit „sinnend dastehen" zu übersetzen wäre, wie A. Walde will), auch nicht von manere oder reminisci usw., sondern sie sind eben lediglich Verwandte, und zwar die Wörter mer, mor usw. und anderseits men, mon usw. famverw., beide Familien sippverw.

55. moretum zusammengeriebenes Gericht aus Knoblauch, Raute, Essig, Öl usw. (vgl. unser „Zusammengekochtes"); mor, wie bekannt, das Runde, Enge, in dem und aus dem sich das Füllende zerteilt bewegt, also das Reibegefäß und das Zerriebene, et gibt das Herausnehmen, den Teil und um als neutr. Endung die Umfassung, Abgrenzung des Ganzen an (p. 39). Zu -et in etum vgl. edere, das allerdings keine Form mit t hat, dem aber griech. ἐσθίειν, got. itan, etum, plattdeutsch eten, engl. to eat homolog sind; ich will aber keineswegs sagen, daß -etum in moretum von edere „herkommt", sondern nur auf die analoge Struktur und Bedeutung hinweisen. — Zu mortarium (Nr. 73) besteht keine genetische Verwandtschaft, sondern Sippverw.

56. mori sterben, hlg. zu Mord (Nr. 25) usw., beschreibt den Übergang als Auflösung, Zerteilung (ri), und zwar mit o als angstgefühlig, als Öffnung. Skt. und zend. mar betont im a das aus der Höhle m über die Schwelle r Übergehende als erhaben usw., männlich, fgf., also quoad fgf. Ergebnis (Tod als willkommener Erlöser aus dem irdischen Jammertale, als vw. freudiges Ereignis); doch kann das a auch angsthaltig oder überhaupt ein Angst-a sein, je nach der Aussprache. Hebr. מוּת sterben betont die Höhle, den Hunger (vgl. Mut, Mutter, mother usw., Nr. 242 ff.), מָוֶת Tod die Öffnung. WS. mer betont die Schwelle, die Trennung, den Abschied, das Abscheiden, Abschneiden, Zerteilen usw. — Das o kann natürlich auch trauerhaltig sein. Vgl. unsere Darlegungen über den Pubertätsfest als (ursprünglich einzige) Gelegenheit für den extrauterinen Menschen zu sterben (Liebestod, Männerkampf). — In morior zeigt die Endung or die grammatikalische erste Person an, wie unser „ich" in organischer Verbindung mit einer gewissen „Form" eines Zeitwortes (ich sterbe); dieses Ich, das stirbt, beschreibt der Lateiner also mit „morior", und zwar beschreibt das o der Endung nach K.-T. 1 das Individuum als angstgefühlig (groß, hoch usw.) oder nach K.-T. 2 als in der Öffnung befindlich, als somit individuell abgegrenzt, während das r nach K.-T. 1 das Individuum als schmerzgefühlig („passiv", „leidend") oder nach K.-T. 2 als in der Schwelle befindlich (und somit ebenfalls leidend) beschreibt; das i in morior ist kurz und malt den Übergang des mor zu or, ebenso in moritur usw., in der 2. Person Sing. moreris steht dafür ein

kurzes e. Das Wort moreris ist mit der „zweiten Person" (dem tu, du), die stirbt, assoziiert, diese zweite Person wird speziell mit der Endung ris angegeben, einer schmerzgefühligen Silbe, die das Du als von mir abgetrennt und als schgf. auch im Sinne des grammatikalischen Passivs bezeichnet. Die Endung der 3. Person tur (moritur) beschreibt eben dieses Individuum (t) als ein solches, das in eine Höhle (u) übergeht, „vernichtet" wird, wobei das r auf die Schwelle, das Schmerzliche hinweist. Die Endung mur (morimur wir sterben) malt mit m die Mehrzahl, an der ich beteiligt bin, den Kreis um mich (vgl. Nr. 13), aus Einzelnen bestehend, die allesamt „passiv" sind, d. h. eben ins u, die Höhle, ins „Nichts" eingehen, das r malt das Schmerzliche (die Schwelle, Abgrenzung). Die Endung mini (morimini ihr sterbt) malt mit dem m wieder die Mehrzahl, den Kreis um mich, aus dem das i sozusagen herausführt, so daß die andern gemeint sind, die nun je als angst- und schmerzgefühlig (ni) bezeichnet werden. Die Endung untur (moriuntur sie sterben) malt mit n die Mehrzahl von Individuen, deren jedes als passiv mit tur beschrieben wird (wie die 3. Person des Singularis); das u vor ntur verbindet wie das i in morior und das e in moreris. In analoger Weise sind die übrigen konjugativen Wortformen zu verstehen (p. 292 ff.). — In moriturus bezeichnet das (im Gegensatz zu dem u in moritur) lange u der Silbe tur die Höhle, in die das (sterbende) Individuum (t) eingeht, als unbestimmbar weit, ist auch iterativ (Wiederholung der Übergänge, p. 309); us ml. Endung. Ähnlich moribundus im Sterben liegend, sterben machend (ungesund, tödlich): bund malt die Höhle, in die das Individuum stückweise, allmählich (b) eingeht.

57. moris, Gen. zu mos Sitte, beschreibt ganz ähnlich wie mora, mori usw., also den Übergang quoad Höhle, Öffnung, Schwelle (m, o, r oder s), dann auch das aus der Weite (m) eng (o) Abgegrenzte, das Zugeteilte (vgl. νομός das zur Viehweide, Wohnung zugeteilte Stück Land, und νόμος ebenfalls das Zugeteilte, Festgesetzte, Gesetz, beide zu νέμειν verteilen, hlg. unserm nehmen). Das aus der weiten leeren Landfläche (m) dem Einzelnen zugeteilte Stück Land ist sein Wohnsitz, seine Wohnung. Die Zuteilung geschah bei, nach der Pubertätsfeier; wer die — lebensgefährlichen, vgl. mori, auch μωρός, p. 104 ff. und 157 — Pubertätsproben bestanden hatte, erhielt ein Stück Land, baute sich dort sein Haus, seinen Hof, seinen Unterhalt und führte die Braut heim (vgl. jem. den Hof machen usw.); Bei nomadisierenden Stämmen wurde den Einzelnen jeweils ein Stück Weideland vom Oberhaupt zugewiesen; waren die Völker seß., sitzhaft geworden, so ordneten sich die Besitz-Verhältnisse: der junge Mann, der mit dem Bestehen der Mannbarkeitsproben ein Besitzer, ein auf einem bestimmten Landstück Sitzender,

auch ein Weib Besitzender geworden war, der eine eigne Wohnung hatte (got. „bauan" ist unserm „wohnen" fast sinngleich), verteidigte Haus und Hof für sich und seine Kinder, und so wurde aus der Verteilung des einem Stamme, Volke gehörenden Landes ein Rechtszustand von mehr minder langer Dauer, aus dem Bewohnen einer Wohnung eine Gewohnheit, aus dem Sitz und Besitz eine Sitte. Das Wort Sitte ist famverw. mit Sitz. Sitte ist die Art und Weise der Verteilung des Landes, des trophischen und genischen Besitzes. Sittlichkeit ist Bezeichnung für das allgemeine der Sitte (als einem Rechtszustande) gemäße Verhalten. Unsittlich ist, wer gegen die Sitte verstößt, sich nicht gemäß der Sitte verhält. Ebenso bezeichnet mos, moris zunächst die Zuteilung, dann auch den trophischen und genischen Besitz, dann auch die hiermit gegebenen Rechtsverhältnisse Ge-setze (auch soweit sie nicht kodifiziert wurden oder werden). Eine „Herleitung" aus μαίομοι strebe, trachte, μαιμάω verlange heftig, μᾶσθαι streben usw. oder lat. movere bewegen (s. bei A. Walde, l. c.. p. 496) kommt nicht in Betracht, sondern nur Homologie zu den griech. Wörtern und Sippenverwandtschaft auch mit movere usw., wobei die Bedeutungen der einzelnen Wörter gemäß der strukturellen Verschiedenheiten mehr minder erheblich verschieden sind; daß die Verteilung des Landes mit einer Bewegung (z. B. Wanderung nomadisierender Völker), auch einer Änderung der bisherigen Situation, mit einem Streben nach Besitz und Weib verbunden ist, liegt auf der Hand, aber aus diesen Tatsachen genetische Zusammenhänge im Sinne der historischen Etymologie zwischen mos, movere usw. konstruieren, ist nicht gerade „exakt", vielmehr eines der unzähligen Beispiele dafür, daß die historische Etymologie ohne (z. T. vage) Vermutungen und gefühlsmäßige Kombinationen nicht auskommt. — Die hier angegebene Bedeutung von mos hat auch das griech. ἔθος Sitte, Gewohnheit, ἦθος Wohnung, Sitte, das skt. svadhá Heimat Sitte, Gewohnheit. Skt. svadhá besteht nach Benfey und Kuhn aus sva selbst, eigen und W. dha setzen (vgl. p. 110, 122 dhâman Wohnstätte, Gesetz), bedeutet also svw. Eigensbeitz, eigne Wohnstätte; sva hlg. lat. se, suus, griech. ἑ (aus σεϝε?), σφε sich, σφός eigen, sein, und ἔθος steht somit für σϝέθος, das demnach auch svw. „Eigenheim" (σϝε und θος, letzteres zu τίθημι setze, θέμις Gesetz usw., also ἔθος svw. das für jem., von jem. Abgesteckte, Abgegrenzte, Festgesetzte, sein Besitz). Got. sidus, ahd. situ Sitte und got. sitan, ahd. sizzan sitzen, hlg. lat. sedere (se-de-re, worin d dem skt. dh entspricht, wie in credere usw.), situs Lage, Bau, „Situation". Das Wort Sitte beschreibt den Verteilungsvorgang, nämlich mit Si das Schwellen-, Schmerzstadium des (Pubertäts-)Überganges, bei dem aus dem noch nicht besitzenden Kinde der besitzende Erwachsene wird, das Abgrenzen des Land-

stückes usw., mit tte die Vollendung (tt fgf.), die eben darin besteht, daß der nun Erwachsene Zugeteiltes, Land und Weib hat; weiterhin bezeichnet Sitte den auf den Pubertäts- und Verteilungsvorgang folgenden Zustand, die so erreichte Ordnung der (trophischen und genischen) Dinge. Für Sitte sagt man auch Ethik oder Moral; s. weiter § 38,6,b,β. — Moral aus moralis, moralia. Die adjektivische Endung alis beschreibt den am mos als Rechtszustand Beteiligten fgf. (al, während is die ml., wbl. Endung ist), als den, der den Übergang vollzogen hat und Besitzer geworden ist. Analog ist sittlich svw. an der Sitte teilnehmend, vom Wesen der Sitte seiend (lich, ahd. lih Leib, got. leik Leib, Fleisch, Leiche, vgl. p. 61, Nr. 547).

58. Auch morosus beschreibt den am mos Beteiligten, aber die Endung osus (vgl. studiosus, odiosus) gibt den Teilnehmer als angst- und schmerzgefühlig (os, während us ml. Endung ist) an, im Gegensatz zu alis als einen solchen, der sich noch im Angst- und Schmerzstadium des Überganges in die Rechtsordnung befindet. Wie mos, moris ist morosus famverw. mit mori usw., hlg. zu μωρός usw. und beschreibt das Individuum, das sich blind und taub, töricht, eigensinnig usw. in das lebensgefährliche Abenteuer des Pubertätskampfes stürzt (vgl. p. 103 ff., auch Nr. 25 usw.), dann aber auch das (neurotische) Individuum, das den Pubertätskampf auch als Erwachsener in absonderlicher (eben neurotischer) Art und Weise immer noch fortsetzt, insofern also noch nicht erwachsen ist, sondern in kindischer Weise (Infantilismus), eigensinnig, grämlich, wunderlich, pedantisch-ängstlich zur Umwelt sich verhält, mit der Umwelt im nervösen Kampfe (= Krampfe) liegt, also noch ein morosus im eigtl. Sinne ist.

59. morum Maulbeere, mhd. mûlber, ahd. môrperi, mûrperi, Frucht der morus, des Maulbeerbaumes. Die Maulbeere (auch die Brombeere, die Feige usw.) ist eine sog. Scheinfrucht, d. h. ein ganzer aus einer Infloreszenz hervorgegangener Fruchtstand hat das Aussehen einer Einzelfrucht. Die Fruchthülle, aus der diese Scheinfrucht hervorwächst, auch die Umgrenzung der ganzen Scheinfrucht ist mit mo (Hülle-Öffnung) bezeichnet, r gibt die Teile, die einzelnen Beerchen, die Zusammengesetztheit an; mor weist — vgl. Nr. 1, 5, 6, 10 — auch auf die schwarze Farbe hin. Ferner bezeichnet mor den Austritt (r) von Saft (die bei uns offizielle Morus nigra liefert den Sirupus mororum, und übrigens ist auch der Maulbeerbaum sehr milchsafthaltig) aus dem Innern (m) durch Öffnungen (o), vgl. murra, Nr. 53, μύρτον, Nr. 103, Muskat, Nr. 183. morum also svw. die aus Teilen bestehende saftige schwarze Frucht. Auch der Maulbeerbaum morus ist ein m, eine Art „mütterliche" Höhle (vgl. Baum svw. gefüllte [a] Höhle [u], ὕλη, δρῦς, wozu δένδρον, während arbor das Auf-

ragen des Baumes betont), die Saft und Früchte hervorbringt und sich so teilt (r), morum ist sozusagen ein Moruskind, ein Neutrum. Griech. μόρον, famverw. mit μορίς (Nr. 110), μόρος (Nr. 112) usw. — Daß statt ahd. murperi, murpoum, mulpoum heute Maulbeere und Maulbeerbaum gesagt wird, zeigt nicht einen wesentlichen Bedeutungswandel an: auch Maul (Nr. 328) beschreibt die dunkle Höhle, die mit zerteiltem (e) Inhalt (a) erfüllt ist, aus der etwas austritt, freilich in etwas anderer Form als mur- oder mor- gemäß dem heute etwas anderen Erlebnis der so bezeichneten Frucht oder Pflanze (der Laut- und Bedeutungswandel eines Wortes entspricht stets genau der Veränderung des damit bezeichneten phänomenalen, erlebten Individuums). Die konstitutive Eigenart der Maulbeere, die ihre Bezeichnung „Maul" angibt, ist der eines Maules so ähnlich, daß eine entsprechend ähnliche, ja sogar gleiche phänomenal-phänomenologische Assoziation stattfindet, freilich mit determinierender und differenzierender Hinzufügung von -beere.

60. merere erwerben, verdienen, eigtl. teilen (WS. mer), verteilen und dabei einen Teil nehmen, erhalten, teil-nehmen, vgl. Nr. 57. Griech. Hlg. μερίζω, μείρομαι, μέρος usw. Die gegenständliche Zuteilung kann auf eine begriffliche („gedankliche") Reihe, auch Wortreihe, auf eine begriffliche Zuteilung folgen, und eben diese ist der Vorgang, den man „jem. bedenken" nennt; hierin zeigt sich die Verwandtschaft von mer mit mor, vgl. Nr. 54 (memoria). Ganz ähnlich wie merere beschreibt erwerben; werben bezeichnet mit w die Höhle (ähnlich m), aus der über die Schwelle (er) etwas (er, b) austritt und in eine andere Schwelle, Höhle (en Verbalendigung, ähnlich lat. ere, p. 84, 308f.) austritt, beschreibt also den Übergang ebenfalls vw. als schgf., als eine Art Drehen und Wenden (vgl. Wirbel, sippverw. mit wirren, Wirtel, lat. vertere usw.), Auseinanderlegen, also auch Teilen und Teil-nehmen, determiniert in „erwerben" als ein Sich-aneignen, indem die Vorsilbe er das Herausnehmen des Teils aus der Gesamtheit, das Eingliedern in einen neuen Kreis, also ein besonderes Überschreiten der Schwelle malt (vgl. Nr. 64, 524); werben ahd. huërpan, huërban, wërban, wërfan (werfen); vgl. sterben svw. sich teilen, auflösen, ferner: erben, Erbe svw. Teil (= Kind, Degen [τέκνον], Arb-eiter) und Teilnehmer (an Ertrag, Besitz, Erbschaft, p. 178 Fn.) usw. Auch „dienen" beschreibt den Übergang als vw. schgf. (ie), als ein in besonderer Art sich vollziehendes Zerlegen, Teilen; ahd. diu, dëo der Leibeigne, also eigtl. das Kind als Teil (Fleisch und Blut, des eignen Leibes) der Eltern, die auch Gewalt über den Leib des Kindes hatten, der Nach-komme (proles), Nach-folger (sequi), der Zweite (secundus) im Verhältnis zu den Eltern, den Älteren, den Ersten (the first, Fürst, princeps aus primum capiens zuerst ergreifend, s. unter Nr. 442, usw.)

der „du" (vgl. dies, deus, Zio, Tius usw., p. 104 f.; „Kind ist Gott", Nr. 296), dann auch der — im Kampfe — zum „Kinde" Gemachte, Leibeigner Gewordene, Unterworfene, Knecht, Sklave, Diener, also der Mensch, der wie das Kind noch keinen eignen Besitz hat, wie ein Kind sich verhält (eben „dient") und wie das Kind (proles aus pro-oles zu alere ernähren, aufziehen) seinen Anteil am Ertrag, dann auch am Besitz erhält, ein Freier wird usw. (vgl. Arbeiter — Erbe, Nr. 233). Auch der Landesfürst, nennt seine Untertanen, der General seine Untergebenen Kinder, sie dienen (ihm); und alle Menschen sind Gottes Kinder und dienen ihm (im Geiste und in der Wahrheit) — aber „vox populi vox dei"!

61. merula Merle, Amsel, svw. die Fruchtbare, Mehrerin, Sich-teilende, Eintragende, ula Diminutivendung (Nr. 47). Singvogel, Nesthocker, geringe Größe, vgl. Miere Nr. 14. Amsel ähnlich wie Ameise, Ammer usw. svw. die Sammlerin.

62. merus eigtl. abgeschnitten, abgetrennt, abgeteilt, somit rein, unvermischt, „weiter nichts als", griech. hlg. μέρος usw. Vgl. castus zu carere nicht haben, für sich sein, abgeschnitten, getrennt sein, somit entbehren, castus also „rein" (Nr. 462), incestus unrein. Ein genetisches Verhältnis zu μαρμαίρω schimmere (s. Nr. 17), so daß merus als hell, klar, schimmernd gedeutet wird, besteht ebenso wenig wie zu simplex; wie gekünstelt sind doch oft die etymologischen Assoziationen! — Zu merus

63. meridies Mittag svw. das abgetrennte Stück Tag, wie auch Mitte svw. Abgetrenntes, Abgemessenes (s. Nr. 251). Ob meridies früher medidies (medius dies) war, kann dahingestellt bleiben; die Form meridies muß als solche verständlich sein und ist es auch.

64. mirus wie merus, nur mit besonderer Betonung der Feinheit, Genauigkeit des die Schwelle Überschreitenden (i), vgl. Nr. 13, also mirus auch svw. abgetrennt, rein, unverfälscht, somit wunderbar, erstaunlich (vgl. Nr. 187). Was bedeutet wunderbar? Wunder beschreibt die Höhle, ganz ähnlich Wunde (Wu hgf., n agf.- schgf., d tgf.; vgl. rund, Mund, Schlund usw.), dann auch quoad Hungerstadium das Hervorgehen aus der Höhle, das Erscheinen aus dem Dunkel, endlich auch das Erscheinende, die Erscheinung (deren Herkunft und Wesen dem Dämonisten — im Gegensatz zum realischen Menschen — ein Geheimnis, Rätsel und zwar ein übersinnliches, unlösbares, göttliches usw. ist); vgl. über-winden (vw. schgf.), wenden, Wand, wandern usw. Hiernach ist „alles" ein Wunder; in specie aber beschreibt Wunder die hochkritischen Übergänge (Geburt, Pubertät, Tod, vgl. unter Nr. 21, 223), wobei es Wunden gibt. Die Silbe bar malt das die Höhle Erfüllende, Abgebbare und Abgegebene, auch nach K.-T. 2 die Höhle als erfüllt; hierzu

gebären, Bahre, Bart (Nr. 227), Bürde usw., ahd. përan, lat. ferre, griech. φέρειν, skt. WS. bhar tragen, (hervor)bringen, s. p. 111; zu tragen, trächtig, Tracht, Getreide, traktieren, tractare, trahere usw. Wunderbar also svw. Wunder tragend, voll Wunders (wundervoll, engl. wonderfull), geheimnisvoll, rätselhaft im erhabenen Sinne. Wunderbar ist, wer das Wunder erlebt hat und seine Abzeichen: das Geheimnishafte, auch die erlittenen Wunden, Narben, die Marken (Nr. 36 ff.) des Eingeweihtseins, der Erfahrung, des Wissens um Gut und Böse, der Weisheit trägt; wunderbar ist das Mysterium, aber auch, wer es kennt, wer aus dem Dunkel hervorgegangen ist, wer es überwunden hat, somit im Sinne von mirus abgetrennt, abgelöst („absolviert"), erlöst, hell, klar, verklärt ist (vgl. „O Haupt voll Blut und Wunden . . ." und „Es ist vollbracht"; Amfortas' Wunde und Hei-l[i]gung, Wunden der Stigmatisierten, Wunden und Narben als Ehrenmale, ferner alle sonstigen Ehrenzeichen [1. Bd. p. 150 usw.], also Zeichen des Eingeweiht-, Vollendetseins), wundern svw. das Wunder (den Übergang) erleben lassen, also sich wundern svw. sich im Dunkel (der Höhle) befinden und so vor der Öffnung-Schwelle, vor dem Neuen, noch Unerkannten, Unbegriffenen stehen, das somit noch dunkel erscheint, „über" das man sich wundert, das zerlegt, auseinandergelegt, zerteilt (mirari), kennen gelernt, erforscht und so (verwundet, verletzt und) überwunden werden muß (vgl. 1. Bd. p. 619 f.) — falls man nicht im Stadium des Sich-wunderns verharrt; sich wundern heißt: hungrig sein nach Entwicklung, nach Lösung des Rätsels, nach neuer Erkenntnis, und dieses Ziel erreicht man, indem man das Wunder mutig angeht, es und sich selber hin- und herwendet, -windet (es erforscht), bis man es überwindet (e, i schgf.), bis man es, selbst verwundet, überwunden hat und nun stracks zum freudigen Ergebnis weiterwandert (a fgf., r diminutiv-iterativ, vgl. Nr. 17,54). So löst der Mensch in seinem Werdegange ungezählte Wunder, aber das Wunder κατ' ἐξοχήν, das Wunder der Welt, das Wunder „Wesen der Dinge" hat erst die Psychobiologie überwunden. — Wer den Übergang vollzogen, das Wunder erlebt und überwunden hat, ist nun „bewundert", mirus, wie der Mensch, der die Wanderschaft hinter sich hat, „bewandert" ist (Vorsilbe „be" s. p. 294 Fußn.). In diesem Sinne wird mirari mit sich wundern und jemd. bewundern übersetzt. Ganz ähnlich beschreibt auch „erstaunlich"; staunen (vgl. stauen), mittelniederl., schweiz. stunen, betont das Hunger-Angststadium des Überganges, staunen über etwas svw. sich wundern über etwas." „Bestaunt" ist der, der das Staunen hinter sich hat, der gestaunt und nun dieses Hunger-Angst-Schmerzstadium überwunden hat, der „etwas geworden ist"; ihm gegenüber befinden sich die andern im Staunen, er ist für

die andern erstaunlich, wobei die Vorsilbe er die besondere Teilnahme der Staunenden angibt (vgl. Nr. 60,524); zu lich s. Nr. 57 letzten Satz. — Das Wort „rein" (Nr. 462) beschreibt den in der Schwelle Befindlichen, sie Überschreitenden, somit Abgetrennten, Verwundeten, Verletzten (Letze Grenze, lützel klein, zerteilt, engl. little), mit seinen Schmerzen, Wunden Büßenden, Sühnenden; vgl. lat. purus, WS. pur, worin p fgf. das die Höhle u Füllende, die Schwelle r Überschreitende und so sich Abtrennende beschreibt, ungefähr wie mirus, merus. — Zu mirus vgl. sippverw. minus, Nr. 455.

65. mirio mißgestalteter Mensch, Knirps, kurz, klein, verkrümmt, krüppelhaft, verdreht (mir, i), wohl auch gnomartig und so unheimlich, wunderbar. Vgl. Nr. 187, auch 23.

66. mare hlg. zu Meer Nr. 11, Mar Nr. 15, w. s.

67. maris, Gen. zu mas männlichen Geschlechts, svw. der aus der Höhle (m) über die Schwelle (r, s) Hervorgegangene (a), also der Abgeteilte, Getrennte, Selbständige als fgf., der Erhobene, Erhabene, Hohe, somit Glänzende, Helle, Held. Als ragend, aufragend, mas kann auch das erigierte (regere, rex) männliche Genitale als Abzeichen des reifenden oder reifen Mannes gelten, zumal mas ein ausgeprägt genisches Wort ist. Im wesentlichen bezeichnet mas das männliche Individuum, das die Pubertätsproben bestanden, das Geheimnis (Mysterium) gelüftet hat, geschlechtsfähig ist, mas ist der, der weiß, was gut und böse ist, der den mos, die mores kennt und lehrt. Mas gibt aber ausschließlich das Genische, ja das Genitalische an, während Mann das genische und trophische Gesamt bezeichnet, s. weiter Nr. 425.

68. maritus verheiratet (vom Manne), marita (von der Frau), wie mas, maris, famverw. mit allen Wörtern der WS. mar, svw. der (die) die Pubertätsproben bestanden hat und nun ein Weib (einen Mann) hat.

69. marmor s. Nr. 17.

70. marra Hacke zum Ausjäten des Unkrauts, a fgf., Instrument zum Zerkleinern, Zerstückeln des Bodens (rr frequentativ und intensiv), Fremdwort, aus assyr. marru Hacke, worin u die Höhle malt, in die das gestreckte (a fgf.) Eisen der Hacke hineinfährt oder die von der Hacke beim Zerkleinern, Ausheben des Bodens gesetzt wird.

71. morbus Krankheit, WS. morb, worin mor das Zerreiben, Zerteilen, Zerstückeln (vgl. alle Wörter der WS. mor), b das tgf. Stück angibt. Ähnlich beschreibt krank das in Angst und Schmerz (r, n) Befindliche (k, a, letzteres kann in ank — wie in Angst, Ranke usw. — agf. sein, k ist fgf., weist also auf die Erlösung vom Übel, die Gesundung, Genesung, sanitas hin); über gesund s. Nr. 569. Die Verwandtschaft von morbus zu mori kann man ebenso wenig bestreiten wie die zu mordere;

abwegig ist bloß der Gedanke, es müsse morbus aus mori oder mordere usw. „hervorgegangen" sein.

72. mordere beißen, stechen, verletzen, s. Mord Nr. 25. Es sei ein für allemal betont, daß die Übersetzungen eines Wortes in andere Sprachen oder ihre Erläuterungen in Form der Anführung von ähnlichen Wörtern nicht genau den Sinn dieses Wortes wiederzugeben brauchen, z. B. betont beißen, stechen, verletzen das Schmerzgefühlige, nicht aber das Angstgefühlige, während mordere außer dem Schmerzgefühligen (r) auch das Angst- und das Hungergefühlige (o, m) angibt. Man muß eben die Wörter nehmen, wie sie sind, verstehen, wie sie sind, aus ihrer tatsächlichen Struktur ihre Bedeutungen ermitteln. Hierbei ergeben sich auch ohne weiteres die Wortverwandtschaften, und zwar als — man möchte sagen: natürliche, eben biologische Zusammenhänge. Den Vorgang, den wir heute mit beißen (svw. in einer besonderen Art und Weise zerteilen, zerreißen, nhd. mit den Zähnen, mhd., ahd., got. usw. auch mit dem Speere, Schwerte, Messer, nhd. bissig, beißend auch von Worten, beizen von Flüssigkeiten, Beize svw. Jagd [Nr. 185] usw., vgl. lat. bis zweimal usw.) beschreiben, erlebte der Lateiner etwas anders wie wir, so anders nämlich, daß er ihn mit mordere beschrieb, als einen Vorgang also, den wir heute mit morden beschreiben; mordere und morden sind (fast) gleiche Wörter und beschreiben (fast) Gleiches, bedeuten auch (fast) Gleiches. Zd. mared, skt. mard beschreiben den Vorgang ähnlich wie mordere und morden gemäß dem ähnlichen Erleben, nur gibt das fgf. a (falls das a nicht wie o gesprochen wurde, also agf. war) das beißende Instrument, den Zahn, die Waffe an, wie auch skt. WS. dąç griech. δάκνειν beißen. Im Griech. findet sich das hlg. μέρδειν (ἀμέρδειν) svw. entreißen, berauben, blenden = des Augenlichtes, der Augen berauben; dieses Wort beschreibt wiederum den Vorgang ähnlich wie mordere, nur betont das ε das Schmerzliche. Die WS. ist nicht, wie Curtius u. a. annehmen, μερ und μαρ (wie μαρμαίρειν schimmern), sondern μερδ, und es kann für uns nicht zweifelhaft sein, daß das Blenden eben eine Beraubung scil. der Augen war, beide Bedeutungen also eigtl. eine sind: die ähnliche, wie sie den gen. homologen Wörtern zukommt (vgl. Blendung als Pubertätserlebnis, das ja auch ohne Blendung stets ein Kampf mit Berauben, Abschneiden, Beißen, Morden war; EdS. § 52 Anm.); das μερδ eine Weiterbildung von μερ ist, wie mord von mor, kann ebensowenig zweifelhaft sein. Zur Familie gehört auch merda svw. das Zerriebene, Zerteilte und so aus der Höhle Ausgeschiedene, der Kot, Unrat (vgl. Mährte, Nr. 23, Mergel, Nr. 34, usw.); merda stinkt zwar auch, aber heißt nicht „das Stinkende", sondern eben das ausgeschiedene Zerriebene, „kommt" auch nicht „von" mordere („beißender Gestank"!), sondern ist eine spezielle Weiter-

bildung von mer. Weiterhin gehören hierher die Wörter der WS. mort und mart, dann entfernter noch die Wörter der WS. smerd (griech. σμερδνός schrecklich, ahd. smërzan schmerzen, vgl. merzen, Nr. 31, womit sippverw. ahd. smëro Schmeer, Fett als feinverteilte Masse, Schmiere usw.), smart (engl. smart svw. schneidig, scharf, zerteilend, a fgf., vgl. skt. WS. mard zerdrücken, zerreiben [vgl. Nr. 26,27], sippverw. mit smṛtis, smaranam, smarás Gedenken svw. begriffliches Zerlegen (vgl. Nr. 54) und mṛtis, marás Tod, márämi sterbe usw. und die griech., lat. usw. Homologen). Und noch weiter hin schließen sich die sippverw. Wörter an. So ist mordere famverw. zunächst mit allen Wörtern der WS. mord (mort), dann der WS. merd, mard usw. und smerd, smart, sippverw. mit allen andern p. 128 angeführten lat. Wörtern, zu denen noch zahlreiche Sippenverwandte hinzukommen. Die Verschiedenheit der Strukturen der einzelnen Wörter (des „Wortlautes") stimmt mit der Verschiedenheit ihrer Bedeutungen und der Verschiedenheit der so bezeichneten phänomenalen Individuen überein.

73. mortarium Mörser, s. Nr. 44. Die Endung arium gibt das gefüllte (a) Hohlgerät an, in der sich das mort vollzieht. Vgl. instrumentarium svw. Behälter mit Instrumenten, diarium svw. Behälter mit „Tagen", d. h. Tagesnotizen, aerarium Behälter des aes, Erzes, Schatzes usw. Weder zu moretum noch zu murra (Nr. 53) genetische Verwandtschaft (Herleitung von . .), sondern einfach Sippenverwandtschaft, wie zu allen hier besprochenen und zu besprechenden Wörtern (s. Nr. 72).

74. mortis, Gen. zu mors, s. Nr. 56.

75. mortuus, s. Nr. 56, tu wie moriturus.

76. merda Kot, s. Nr. 72.

77. martes Marder, s. Nr. 26.

78. Martis, Gen. zu Mars, s. Nr. 27—31. Mars, famverw. mit mord usw., gehört zur ganzen hier angeführten Sippe, ein besonderes Verhältnis zu μάρναμαι kämpfe (wie Walde will) kann ich nicht anerkennen. Mavors nicht aus Mars „hervorgegangen" oder umgekehrt, sondern selbständiges Wort: Ma zu magnus (vgl. machen, skt. máhas Macht usw.) und vors zu vorto, verto wende, drehe (vgl. Vertumnus der Gott des Wandels und Wechsels, ursprgl. der Jahreszeit); Mavors der mächtige Wender, Erneuerer. Dagegen Mamers aus Ma groß, mächtig und mars mit Ablaut.

79. martulus, martellus, marculus, marcellus, Dim. (ulus s. Nr. 47 bei musculus) zu marcus svw. großer Schmiedehammer, der Zermarternde (Nr. 27), Zerschlagende, a fgf. (vgl. marra Nr. 70), der aus der Höhle m die Schwelle r Überschreitende und in eine neue Höhle (us) Eindringende, sie Setzende (a, t), also Aufschlagende, Zertrümmernde. Ähnlich beschreibt Hammer:

h Höhle, a das Gerade (Stein, Eisen), mm iterativ das zur Höhle gemachte und so zerteilte Getroffene (auch wohl lautmalerisch: Geräusch des Auframmens), er ml. Endung oder Endung mer als die Zerlegung in Teile, Abgrenzung malend (vgl. Klammer usw.). Vgl. marcere Nr. 91. Malleus svw. der Zer-malm-ende, Nr. 359.

80. mergae Mähgabel, hlg. mergeln, Nr. 34, WS. merg svw. in Stücke zerlegen, worin g das Stück (tgf.) bezeichnet, somit eindringen, einstecken, einsenken, einschneiden usw. (wobei eben das Zerteilen stattfindet). Auch Gabel ist das fgf. (a) Eindringende, Einstechende (vgl. Gabe svw. Teil, Zugeteiltes); mergae betont aber im Gegensatz zu Gabel das Schmerzliche, das Schwellenstadium und bezeichnet eine Mehrzahl von Zinken.

81. merges Garbe, das Abgeteilte, aus der Masse der gemähten Halme Herausgenommene und Gebundene (Bund). Ähnlich Garbe (zu gerben svw. beizen, schlagen, streichen = Streiche versetzen, also auch die Haut, das Fell mehr minder „eindringlich" verletzen, zertrennen, schgf.): das a in Garbe betont das Abgetrennte als Gerades, Aufrechtes, im Bunde Befindliches, während merges das Herausnehmen der Halme aus der Menge, also die Schwelle, das Schmerzliche betont.

82. mergere eigtl. zerlegen, zerteilen, somit eindringen, eintauchen usw. (s. Nr. 80), auch verbergen (WS. berg der WS. merg ganz ähnlich). Griech. μέργειν, ἀμέργειν zerteilen, abpflücken, abstreifen (Blätter, Früchte), famverw. ὀμόργνυμι wische ab (und trenne so) usw. Skt. WS. marǵ abreiben, abwischen, abstreifen. Griech. ἀμέλγω melke (svw. streife die Zitzen ab) sippverw. mit ἀμέργω; s. Nr. 148.

83. mergus der Taucher (Wasservogel), Nr. 82.

84. marga Mergel, ahd. mergil, mittellat. margila, s. Nr. 34. Das lat. oder vielmehr nach Plinius ursprgl. keltische Wort betont mit a die (zerriebene) Masse als Füllmaterial einer Höhlung (vgl. Margarine). — Eine Weiterbildung ist margarita, griech. μαργαρίτης; die Weichtiere (Mollusken) scheiden aus dem Epithel des Mantels und der angrenzenden Körperoberfläche dicke Lagen einer reichlich mit kohlensaurem Kalk imprägnierten organischen Substanz aus, eine Art marga, nämlich die Schale. Margarita ist also svw. die ausgeschiedene (rita) marga. Auch die Perlen sind solche Ausscheidungsprodukte, wie ja auch aus der Schale gewisser Mollusken, der Perlmutter Perlen usw. hergestellt werden; somit kann margarita auch mit Perle übersetzt werden. Hlg. pers. marvârîd und skt. mandschari „beweisen" nicht, daß das griech. und das lat. Wort „überkommen", also Fremdwörter sind; skt. mandsch svw. griech.-lat. marg, vgl. nhd. manschen, auch panschen, planschen usw., svw. mengen, und marga ist ein Gemenge. — Auch unser Perle ist svw. das Aus-

geschiedene, das über die Schwelle Ausgetretene (vgl. lat. per, porta, griech. περάω dringe durch, schaffe hinüber, πόρος Pore, Durchgang, skt. par hinüberführen, usw.), somit auch das sich aus der Menge, dem Ge-menge Absondernde, Abgesonderte (perlen svw. tropfen) und so Vor-zügliche („unser Mädchen ist eine Perle"; vorzüglich zu vor-ziehen). Die „Ableitung" Perle von lat. pirum Birne über ein nicht vorhandenes Dim. pirula ist wieder eines der zahlreichen Beispiele für das komplizierte historisch-etymologische Denken; hier hat ahd. perula verführt. Freilich bedeutet auch pirum svw. das Herausgehende, Hervorgebrachte, Erzeugnis (p fgf., ir schgf., pir svw. das die Schwelle Überschreitende, wie auch in pirus Birnbaum, worin pir den Baum als aufsprießend, tragend bezeichnet, vgl. pomum Obstfrucht und pomus Obstbaum, morum und morus, Nr. 59, usw.); das i in pirum betont mehr das Spitze, Enge der Bir-ne, das o in pomum das mehr Rundliche, Gedrungene; ganz ähnlich pisum, πίσος Erbse — wie überhaupt alle Wörter aller Sprachen der WS. pis, pir (πῦρ Feuer, πυρός Weizen usw.) — und im weiteren Sinne alle Wörter der WS. oder StS. pu, po, pe, pi, pa (vgl. p. 110 Fußn. und Nr. 53 Fußn.).

85. margo svw. das eine Höhlung füllende, sie überragende Zerriebene, Abgeteilte, das selbst rund (o) angeordnet ist, Rand, Grenze. Man zieht eine Grenze, indem man den Boden usw. im Umkreise aufreißt, zertrennt; das so zerschlagene Erdreich usw. höht sich aus der Furche zu ihren Seiten an und bildet den Rand; so ist auch jeder Gefäßrand, Wundrand usw. erhöht, abgesetzt. Vgl. Mark, Nr. 37 usw., auch Nr. 53 Fußn. — Ganz ähnlich beschreibt Rand: ra wie ar in margo, n entspricht dem m und o, d dem g; hierzu rund, Ronde, angelsächs. rond Schildbuckel, Rain, Rennweg, Rinne, Ranft, ahd. rampft, rümpfen, Rang ringen, gerungen, Ranke usw. Ferner Grenze: G-renze, worin mit g das tgf. Stück, Zerstückte angibt und renze zu Rand stimmt.

86. murcidus svw. zermürbt (Nr. 23,24), zu nichte, zur Höhle (u) gemacht, der Fähigkeit beraubt, unfähig; das u kann auch tgf. sein (als Trauervokal gelten), so daß murcidus svw. der Niedergekämpfte, Abgekämpfte, Ausruhende, Müde usw. — Auf den Pubertätskampf weist besonders die Murcia, wie die Venus auch genannt wurde, hin: sie „reibt" den Menschen „auf", tötet, vernichtet ihn, macht ihn „selig" usw.

87. murcus ganz ähnlich murcidus, in dem das id das Schmerzlich-Traurige besonders angibt. Beim Pubertätskampf fand die Zermürbung, Verstümmelung, Marterung (Nr. 27) usw. statt. Engl. merry lustig gehört nicht, wie Zupitza will, hierher, sondern ist famverw. mit den Wörtern der WS. mer und beschreibt wie diese das (eifrige, rr) Kämpfen, Fechten, bes. mit Worten, das Zerlegen in kleine Teile, das Auseinandersetzen, ist also svw.

kampflustig, genauer kampfgierig, kampfeifrig, aber keineswegs „lustig" im Sinne von freudig erregt, auch nicht „verstümmelt", kampfmatt im Sinne von murcus.

88. mercari, WS. merc, also erweiterte WS. mer, s. merere, Nr. 60, teilen, teil-nehmen, Teil erhalten. Das c gibt ähnlich wie g (mergeln) oder k (merken, Markt) oder z (merzen) das Abgetrennte als schgf. - tgf. - fgf., ml. an. Über die Reihe ari (Aktivform are) s. p. 309. — Zu μάρπτω ergreife, fasse, halte, oder gall. marka Pferd (als Handelsobjekt) kein genetisches Verhältnis (als ob mercari von jenen Wörtern „herkäme").

89. merces der zukommende Anteil, Lohn, Verdienst, Preis. Vgl. franz. merci.

90. merx, mercis Ware, ganz ähnlich merces, das Zugeteilte, Abgeteilte (nicht aber mit Corssen „die verdienende"). Das Wort Ware betont mehr das Ganze (a), das sich in der Höhle (W) befindet und abgegrenzt (re) ist, svw. das Erworbene (s. werben, Nr. 60), der Besitz, das Verwahrte, in Verwahrung, Gewahrsam Genommene als Zu- oder Abgeteiltes fgf. (wahren mhd. warn, ahd. warôn, die wara usw.); hierzu s. Nr. 550 (war usw.).

91. marcere schlaff, matt sein, also den Kampf, das Hunger-Angst-Schmerzstadium des Überganges überstanden, das Ziel erreicht, die Arbeit geleistet, das Werk vollbracht haben und die Zeichen des „Durchgemachten" (Wunden, Narben, Marken Nr. 37—39, Nr. 64), der Marter (Nr. 27) an sich tragen, also a trauerhaltig-fgf. oder tgf. Vgl. Marsch Nr. 46, morsch Nr. 42 usw.

92. marcus s. Nr. 79.

93. mors s. Nr. 74 und 56.

94. morsus Biß zu mordere, Nr. 72.

95. Mars s. Nr. 78.

96. marsupium Geldbeutel, Börse, Behälter (u) der Münzen, Marken, der abgeteilten Einheiten, upium malt mit u die Höhle, mit p das sie Füllende, mit i die Stücke, die Schwelle der Höhle, also das Hineintun und Herausnehmen, um Neutralendung (abgeschlossene Höhle). Griech. μαρσύπιον.

Griechische Homologa.

97. μύραινα Muräne, s. Nr. 2 und 48.

98. μυριάς aus vielen Teilen zusammengesetzte(s) Menge, Gemenge. μυρίος aus vielen Teilen bestehend, eigtl. zerrieben, aufgeteilt (vgl. Nr. 355). Das α in μυριάς betont als Endung das Ganze der einzelnen Teile, die Gesamtheit, das i in μυρίος die Tatsache des Geteilt-, Zerriebenseins. υ = ü malt die Höhle mit Hinweis auf die Schwelle, Trennung, das Zerteiltsein des Füllmaterials. μυρίζειν salben (σμυρίζω schmiere), d. h. aufreiben, verletzen, ritzen (also zerteilen), wobei Wundsekret ausfließt, wie μύρον aus der Pflanze, das dann auch als Salbe auf die Wunde

zur Ergänzung und als Ersatz für Wundsekret, aber auch auf das zum Reiben, Schneiden, Zerteilen benutzte Instrument *) aufgetragen wird (vgl. EdS. § 80 Anm.); vgl. χρίειν die Haut verletzen, ritzen, streifen (streifen zu strafen!), streichen (Streich, Rutenstreich) — und salben; also χριστός der (im Pubertätskampf) Geriebene, Verletzte, Verwundete, Gegeißelte — und Gesalbte, s. p. 48, 52, 108, Nr. 211 Fußn., 1. Bd. p. 676. Die Endung ζω betont das Schmerzliche, die Endung όω in μυρόω salbe das Angstgefühlige (Setzen von Öffnungen). Zu μυρίζω vgl. ritzen, Riß, reizen usw., auch reiben und reifen (Reibe- = Reifeprüfung), auch sch-mieren, sch-merzen usw. Nr. 72, 31, 106 usw.

99. μύρον svw. das aus dem Innern (μυ) einer Pflanze durch Öffnungen-Schwellen, Poren (υρ) Ausfließende, Ausgepreßte (ρ), Saft, Öl, als Salbe oder zur Salbenbereitung dienend, bes. der Myrrhensaft (s. murra, Nr. 53); ον Neutralendung hlg. lat. um, vgl. τὸ ὄν, s-on-s (Nr. 559). μυρίς Salbenbüchse, μυριστικός Öl ausscheidend, Salbe liefernd, vgl. Myristica, Semen Myristicae, Nr. 183. Die Öffnung-Schwelle ist auf alle Fälle, d. h. ob von selbst (Pore) oder beim Eindringen eines Instruments („künstlich") entstanden, eine Verletzung, ein Schnitt, eine Wunde, eine Zerteilung. — Hierzu μύρειν fließen, aus der Öffnung, Schwelle austreten, und zwar in „Abschnitten" (schgf.), in Stücken, Tropfen, ejakulativ (was sich nicht bloß auf die Samenentleerung bezieht); das die Höhle-Öffnung-Schwelle überschreitende Gerade, Männliche ist stets als schgf.-tgf. gedreht, zerstückt, kurz oder doch eingeschnitten (Schwelle!), gekerbt, eingeengt, schmal, erst als fgf. ein Langes, aber auch als solches abgegrenzt, nicht „unendlich", d. h. der Austritt (und Eintritt) erfolgt stets „schubweise", in Perioden, eben ejakulativ, und zwar dies mehr minder ausgeprägt. Auch das Fließen des Wassers, als Bach, Fluß, Strom, Meer ist ein Drehen, Strudeln und geht „ejakulativ", nach Art von Ebbe und Flut und obendrein in Wellen vor sich; selbst der stürzende Wildbach zeigt diesen Rhythmus. So ist alles Fließen — wie alles Austreten fester und gasiger Individuen — eine Zerteilung, ein μύρειν, auch in dem Sinne, daß es ein fortgesetztes Eintreten in neue Höhlen, Öffnungen, Schwellen,

*) Eine Heilsalbe des Paracelsus (gest. 1541) war zusammengesetzt aus Fett von einem wilden Eber und von einem Bären, Regenwürmern, im Backofen eingedörrt und zu Pulver zerstoßen, Gehirn von einem wilden Schwein, Blutstein, Moos, das aus dem Schädel eines Gehenkten gewachsen, usw. „Die Kräfte, welche diese Salbe erweiset, sind fast nicht zu glauben; denn sie kurieret alle Wunden, sie mögen gehauen oder wie sie wollen sein, wenn man nur das Instrument, damit die Verwundung geschehen ist, haben kann und es damit bestreichet, es dann in ein reines Tuch einschlägt und an einem reinen, lauen Ort verwahret, es wirket und heilet die Salbe auch dann, wenn der Patient viele Meilen davon entfernt ist" („Die Dreckapotheke", Arzneibuch von Paullini).

also ein Zerteilen, Zerreißen der Erde (Flußbett) oder der Luft oder der Flüssigkeitsanordnungen selber ist. Vgl. ῥεῖν usw. Auch fließen beschreibt diesen Sachverhalt mit iess, während ahd. fliozan mit o die Öffnung, angelsächs. fleotan mit o die Öffnung, mit t und an das langhinwallende, lat. fluĕre mit u die Höhle, mit der Endung ĕre das diminutiv-frequentative Überschreiten der Schwelle, Zerteilen angibt; l malt das Hingleiten. S. auch Nr. 98. — Reduplikation in μυρμύρω, μορμύρω murmelnd fließen („es murmeln die Wellen..."), dahinrauschen.

100. μῦρος zu μύραινα Nr. 97.

101. μύρμηξ, μύρμος Ameise, s. Nr. 14.

102. μύῤῥα s. murra, Nr. 53, und μύρον, Nr. 99, auch Nr. 103.

103. μυῤῥίνη, auch μυρσίνη Myrtenzweig, -kranz, zu μύρτος Myrtenbaum, μύρτον Myrtenbeere. Die Myrte liefert Myrtensaft, bes. die Eucalyptus globulus das Eukalyptusöl, bedeutet also svw. die reichlich (τ) Saft abscheidende (wie morus, Nr. 59, myristica fragrans, deren Früchte Mus-kat-nüsse, Nr. 99, 183, heißen und das Muskatnußöl liefern, murex Nr. 47, μορία, Nr. 108 usw.). Das τ weist wohl auch auf die fgf. Höhe, Kraft, Macht, Härte des Myrtenbaumes hin, das zweite ρ in μυῤῥίνη und das σ in μυρσίνη (statt ρ) malt das Herauskommen (Teilsein), das Gewundene des Myrtenzweiges oder -kranzes, das auch ινη beschreibt. Die Myrte ist aber auch immergrün, sozusagen unsterblich wie der Lorbeer (Nr. 15), die Yggdrasil (p. 243) usw.; sie trägt viele Früchte und ist ertragreich an Öl, und ihre Säfte bergen geheimnisvolle Kräfte. Die jungen Mädchen tranken (und trinken z. T. noch heute) um die Zeit der Pubertät Zubereitungen aus Myrte; es war (und ist) dies eben ein „Pubertätstrank" wie viele andere (vgl. Nr. 179), ein Trank, der gemäß der Entwicklung der gustatorischen usw. Reflexsysteme, also von einer gewissen Zeit an und während einer gewissen Zeit (eben der Übergangszeit der Pubertät) von den Mädchen genommen wird: eine rein biologische Tatsache. Sie wurde und wird gedeutet: wer Myrtensaft trinkt, gewinnt die Zauberkräfte der Myrte, scheidet also ebenfalls Saft (Menstrualblut) aus, wird also „durch den Zauber der Myrte" geschlechtsreif und ist zugleich vor Schwangerschaft geschützt, bleibt „immergrün", immer jugendlich, jungfräulich (d. h. nicht schwanger), erfreut sich der immergrünen Liebe („ohne Folgen") und ist dann in der Ehe fruchtbar und dabei vor dem Tode, vor Todesgefahr beschützt, „unsterblich" (der Aberglaube, daß man mit dem Verzehren eines Individuums, z. B. eines Apfels usw., der Muskeln, des Gehirns, der Zunge, des Blutes usw. eines Tieres oder Menschen, bes. des erschlagenen Älteren, Vaters, Herrn — vgl. Abendmahl — sich dessen [Zauber-] Kräfte „einverleibe", ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern anzutreffen). Insofern das wbl. Genitale ausscheidet („Scheide"),

konnte man es mit der Myrte (und Muschel) vergleichen, zumal die Klitoris der Myrtenfrucht ähnlich geformt ist, und so hießen die Schamlippen μυρτοχειλίδες (τὸ χεῖλος die Lippe). Die Myrte hat natürlich auch ihren Jahreswechsel, sie stirbt (μυρ-μορ), aber ihr Immergrün, ihre „Unsterblichkeit" geht über das Sterben hinweg; auch die Liebe führt zum Tode, zur Todesgefahr (Liebestod, EdS. § 34, Eros mit der gesenkten Fackel, Amors Pfeil, der das Herz durchbohrt, Venus libentina und libitina die Liebes- und zugleich Todesgöttin usw.), zum Sterben mindestens in dem Sinne, daß „das Alte stirbt und neues Leben aus den Ruinen blüht", daß der Tod zu neuem Leben, ja ins „ewige Leben" geleitet, d. h. realiter daß sich die Teile, hier die Samenzelle eines Individuums mit der Eizelle der Partnerin zu einem neuen Individuum vereinen. So ist die immergrüne Myrte Sinnbild des trotz des Todes ewigen Lebens, der Fortpflanzung des Menschen über die Geschlechter hin, des Fortlebens der Eltern (Älteren) in den Kindern, Jungen, wie ja auch „Ehe" mit „Ewigkeit" famverw. ist (ahd. êwa, ê, vgl. p. 321). So ist die Myrte ein Lebens- und Todesbaum, eine genische Totempflanze, eine Liebesgottheit selbst und der Venus geweiht. Noch heute trägt die kindlose Braut den Venus-, den Myrten-, den Jungfernkranz, wie der Dichter, der Sieger den Lorbeerkranz (Nr. 15); der offne Brautkranz zeigt bekanntlich an, daß die Braut kein unversehrtes „Kränzlein" mehr hat, ihr Hymen, ihre Jungfräulichkeit verloren hat.

104. μουῤῥίνη, auch μοῤῥίνη scil. λιθία = vasa murrina, s. Nr. 53.

105. μόρα, μοῖρα zu μείραμαι, Abteilung, s. Nr. 54, 112.

106. μοράζω, μοιράζω teile zu, s. Nr. 98, 105.

107. μορέα Maulbeerbaum, s. morus, Nr. 59. S. auch Nr. 111.

108. μορία Ölbaum, s. Nr. 103.

109. μόριον, Dim. zu μόρος Teil, Zugeteiltes, also Teilchen.

110. μορίς, μερίς Teilchen, betont mit der Endung ις die Kleinheit, Feinheit des μορ, während die Neutralendung ον in μόριον beschreibt, wie in Nr. 99 dargetan. Dazu μορόεις feingearbeitetes Ohrgehänge.

111. μόρον schwarze Maulbeere, s. Nr. 107.

112. μόρος, μοῖρα das Ab-, Zugeteilte, vgl. mos, moris, Nr. 57, das Los, der Lohn. Los beschreibt ganz ähnlich wie μόρος, für μ steht l, für ρ steht s, das o malt die Öffnung, aus der das Abzuteilende, Abgeteilte gleitend (l) heraustritt. Der Erlöste ist der Mensch nach Überstehen der Pubertätskämpfe, überhaupt nach Überschreitung der Schwelle, also der Trauer-Freudegefühlige, der das Hinter-ihm-Liegende los ist, ver-loren hat, der selber „los gegangen", entlassen ist, der seinen Teil ausgelost und hoffentlich das große Los gewonnen hat; die Losung ist in der Jäger-

sprache das, was das Tier „verloren" hat, nämlich den Kot, der allemal einen Ver-lust (Lust betont mit u den Hunger, das Verlangen) darstellt, wie denn auch der infantile und der darmneurotische (insofern infantilistische) Mensch große Angst vor dem Verlust, nämlich der Absetzung von Kot (auch Harn, Atem, Speichel, Schweiß, Samen, Haaren, Worten usw.) hat — mit allen möglichen Deutungen, worüber im letzten Band. Auch Lohn (Nr. 233) ist das Zugeteilte im Sinne des Empfangenen, Auf- oder Wahrgenommenen (hn), während Los das Abgeschiedene, Verlorene (engl. to lose, p. 312) ist, das natürlich einem andern zu-fällt.

113. μοῖρα, s. Nr. 105, 112, 143. Das ι betont die Genauigkeit, das genaue, minutiöse Ab- und Angemessensein des Zugeteilten, sozusagen die gerechte Zumessung, die göttliche, schicksalsmäßige Gerechtigkeit. Μοῖρα Schicksalsgöttin. (Schicksal, Geschick, das „Geschickte", nach dämonistischer Auffassung: von den Göttern oder Gott), schicken zu geschehen, Geschichte, altertüml. „geschicht" = geschieht, schichten usw., Schicksal svw. Geschehen.

114. μορρία murra, Nr. 53.

115. μορμύρω reduplikativ wie murmeln, Nr. 3.

116. μορύσσω beflecke. Fleck ist das Abgegrenzte (F-leck, Leck, Lücke, usw.), das Stück, sowohl als Stoffteil (Lappen, Fetzen, Flicken) wie als Stück Darm, Gekröse („saure Fleck", bes. ostpreuß. Gericht) wie als Stück Land, Dorf wie als andersfarbige (Nr. 342, 382, 407) Stelle der Haut, der Kleidung usw.; „Fleck" ist eine normale oder abnormale „Stelle", die sich von der Umgebung abhebt, eine versehrte (lädierte, absterbende usw.) Stelle in unversehrter Umgebung, eine Stelle, die also genisch und trophisch das pragmatische Rätsel „richtig oder falsch?", das ethische Rätsel „gut oder böse?", das ästhetische Rätsel „schön oder häßlich?", das Rätsel des „Wesens" und der Gegensätze darstellt und von allen Dämonisten, bes. von Kindern und manchen Neurotikern, ebenso eifrig wie erfolglos gedeutet wird. Lat. macula, WS. mac und Diminutivendung ula, WS. mac ähnlich der WS. mar (Nr. 15—23, 66—70, 130—137 usw.), also m Höhle, a das sie Füllende, r oder c schgf., Grenze, Teilung, macula also svw. das Abgegrenzte, Abgeteilte, Umschriebene, zu macerare svw. mürbe machen, also zerteilen, die Teile vermischen (z. B. mit Wasser, wässern, einweichen), macer mager, d. h. zerteilt, aufgeteilt, aufgerieben, vgl. μυρίζω Nr. 98, macellum der Marktplatz, der abgeteilte Bezirk, vgl. Nr. 36, maceria Umfriedigung, mactare schlachten, strafen (Pubertätsprobe!) und so feiern, durch Opfer ehren, mactus geweiht, gefeiert (und so geschlachtet, „am Stamme des Kreuzes geschlachtet"), vgl. sacer heilig und verflucht, Nr. 569, macte! Opferruf Heil! usw., dagegen magnus groß, erhaben, mit tgf.-fgf. g; griech. μάχομαι kämpfe, mache

Nr. 12, 182 (vgl. niedermachen, interficere), μάχη Schlacht (vgl. jem. in die Mache nehmen) usw. — Also μορύσσω WS. μορ, worin ο das Angststadium, die Öffnung betont, und υσσω, das mit υ die Höhlung-Schwelle, mit σσ das Diminutiv-frequentativ-schmerzliche angibt, ungefähr svw. maculare, aber mit Betonung des Angst- und Schmerzstadiums, mit Flecken versehen, beflecken, zerreiben, zerteilen, vermischen, be-sudeln (Sud svw. das Zusammengekochte und das so gewonnene Extrakt, sieden, sudeln diminutiv-iterativ auskochen, daher denn der Mensch, der die „Kochprobe" als Teil der Pubertätsproben bestanden hat, ein „Ausgekochter" heißt und „besudelt" ist).

117. μωραίνω ein Tor, töricht sein, s. „Tor" p. 103 ff. WS. μωρ der WS. μορ ganz ähnlich, das lange ο, etwa wie nhd. oh, oo, betont die Intensität, Dauer des Angststadiums des (Pubertäts-) Überganges; αινω gibt die angst-schmerzhaltig-freudige Größe des Toren, des Törichtsseins an (vgl. Nr. 132, 371, 383); ω als Endung der 1. Person wie ο in groß (p. 40). — Hierher ἰόμωρος aus ἰά Geschrei, Ruf und μωρός, also svw. toller Maulheld, alberner Schreihals (Verhöhnung der „Helden", die nur mit Worten, Rufen kämpfen, wie ja übrigens die griechischen u. a. Kämpfer sich immer erst eine „Redeschlacht" lieferten und liefern; vgl. Hurra u. a. Kampfgeschrei); ἐγχεσίμωρος aus ἐγχέζω scheiße hinein, also svw. feiger Hosenscheißer, oder ἔγχος Speer, Schwert, Pfeil, also svw. mit den Waffen Herumfuchtler, noch ungeübt, dumm im Waffengebrauch; ὀλακόμωρος töricht bellend, bloß bellend, aber nicht beißend, groß daherbellend, usw. Ich vermag nicht einzusehen, daß diese Wörter etymologisch „schwierig" sein sollen (Curtius, l. c., p. 330) und daß sie von μαρμαίρω schimmere (!) abzuleiten wären, wie Goebel annimmt.

118. μωρία Torheit, Dummheit, WS. μορ s. Nr. 117; wbl. Endung ια schgf.-fgf., nach K.-T. 2 svw. die Schwelle-Höhle, mit μωρ (Tor) gefüllt, sozusagen das Umfassende (vgl. Nr. 211,505) der Toren, die Gesamtheit des Törichten, ähnlich unserer Endung heit svw. Abgrenzung, Umgrenzung, somit Umfassung, Art, sippverw. zu haben, habere, habitus, ahd. der heit, angelsächs. der hâd, got. der háidus usw. (vgl. auch die Heide, der Heide usw.).

119. μερίς Teil, μερίζω teile, WS. μερ = mer, s. Nr. 11, 12, 34, 36, 60—63, 98.

120. μερμνάω Sorge, s. Nr. 54 bei memoria.

121. μέρμερος, reduplikativ, mühe-, sorgenvoll, s. Nr. 54, dgl. μερμηρίζω (ίζω s. Nr. 98).

122. μέρμις Faden, Schnur, svw. das aus Teilen drehend Gemischte, Zusammengedrehte, das die Schwelle drehend Überschreitende (wozu zu bemerken, daß alles Überschreiten eine Drehung, Wendung, Windung, eben schgf. ist) und somit Aus-, Herausgezogene, Gedehnte und so fast oder ganz Zerrissene,

Zerteilte (vgl. Nr. 299). „Faden" betont mit dem ml. a die Länge, das Gerade des Gedrehten (f), das in Stücke (d) zerfallen kann, falls das d nicht ebenfalls fgf. ist; zu Faser, worin f, s und r die Drehung, Zerteilung (beim Ziehen) angeben, auch fahen, fangen usw. Schnur, mhd. snūr, ahd. snuor betont die Rundung (nu), sch, r die Drehung, also svw. das Gedreht-Gerundete, das Gewundene, Herumgebundene, „Schnürende"; so auch „Schnur" = Schwiegertochter, lat. nurus (snurus), vgl. griech. νεῦρον Sehne, Flechse (Flech-se zu flechten, flectere), nervus, während νυός, hlg. skt. snushá, für ρ ein s hat, also mit Schnur wird das (fremde) Weib als Schnürerin (Sphinx, σφίγγω umschnüre, mit Betonung des Schmerzlichen), Umschnürerin, nämlich des Sohnes (als Mannes), als die, die ihn gebunden, umschlungen, um-garnt, gefesselt hat, bezeichnet, wie denn auch die Geliebte bei der Verlobung dem Geliebten eine Schnur, ein Band um den Arm schlang (altgerm. Sitte) und heute Ringe getauscht werden. Vgl. Rebekka, hebr. Ribhkā die Umstrickende, Fesselnde (arab. rabaka binden, wozu hlg. Rebe, reiben, Rippe = das Gewundene, Gedrehte usw.) — Faden und Schnur beschreiben also etwas anders wie μέρμις, das das Schmerzliche betont und reduplikativ ist (Mehrzahl der Stücke, der Windungen). Die Formen μήρινθος, σμήρινθος Schnur, μῆριγξ, σμῆριγξ festes Haar, Borste betonen ebenfalls das Schmerzliche (Gedreht-, Gewunden-, Gedehntsein und Umbinden, Einschnüren und somit Einkerben im Sinne einer beginnenden Trennung, Teilung), aber auch das Ängstliche, die Enge des Schnürens (mit ινθ, ιγξ, vgl. σφίγξ, σφίγξις Zusammenschnüren, vgl. Schlinge, Ring, Rinde usw.), das η malt die fortgesetzte Dehnung (wie etwa eh, ee, vgl. Nr. 11, 12); hierzu auch μηρύω winde ziehe, ziehe zusammen, wickle zusammen, usw.

123. μερμνός eine Falkenart. Der Falke ist wie der Adler, der Bussard, der Habicht usw. ein Raubvogel, ein Stößer, Zerfleischer, Zerreißer, der sein Opfer, es jagend, zermürbt, bis es mürbe ist und nun von ihm zerteilt wird, der aber auch selber zerfleischt werden kann. Falke (a fgf.) etwa svw. Fäller und fällbar, der Kämpfer, der den Gegner fällt oder selber fällt, der Edle (Adler, adelig), Hohe, Erhabene, der auf Tod und Leben ficht, lieber fällt als sich ergibt („lieber tot als Sklav"), somit als Gefallener falb, fahl ist usw. (vgl. Nr. 185); auch das edle Roß heißt Falke, Falbe, und Falke ist totemistischer Personenname schon bei Langobarden, Westgoten usw. (Falco). Der Grieche nannte den Vogel reduplikativ μερμνός, das Schmerzliche betonend.

124. μέρος Teil.

125. μέροψ aus μερ und οψ, letzteres zu ὄψομαι sehe, ὄψις Gesicht (vgl. p. 56 ff.), also svw. der mit den Blicken Zerlegende, der die Teile sieht, dann auch weiß (ἰδεῖν, p. 57), die Zusammen-

setzung kennt, der Scharfsichtige. Keineswegs „von" μάρπτω ergreife, Nr. 140.

126. μεῖραξ Mädchen, dann auch Knabe, svw. das aus der (mütterlichen) Höhle μ. über die Schwelle (ειρ) Gehende, sich Trennende und Heranwachsende (αξ), das Kind als geboren und wachsend, als fähig (αξ), abgetrennt (von der Mutter, vom Elternhaus usw.) zu werden. Zu μείρομαι teile. — εἴρην Jüngling (in Lacedämon, vom 20. Jahre an) ist gewiß mit ειρ dem ειρ in μεῖραξ ganz ähnlich, bedeutet auch den Teil einer Reihe, den (in die Kämpferschar) Eingereihten, Eingeordneten (ordo — Ort), sozusagen „Abgeordneten", indem der εἴρην eine kleine Abteilung befehligte und so Vorgesetzter war, Ordnung stiftete, in die Reihe brachte (εἴρω reihe aneinander, εἰρήνη „Reihung" der Dinge, Ordnung), aber die beiden Wörter sind dennoch ebenso voneinander verschieden wie ihre Bedeutungen und haben kein unmittelbar-genetisches Verhältnis zueinander. Skt. márjas Mann, junger Mann, svw. der die Pubertätsproben überstanden hat (vgl. mas, maris, Nr. 67, usw.), ist gewiß ein Homologon zu μεῖραξ, von diesem aber so unterschieden, wie die Bedeutungen unterschieden sind, und letzteres ist nicht etwa aus márjas „hervorgegangen", wie Curtius anzunehmen scheint; natürlich gehört zu márjas die WS. mar sterben, wie hier genugsam dargetan (Pubertätstod, Pubertätsübergang mit „Ausziehen des alten" und „Anziehen des neuen Adam", also einer entwicklungsmäßigen Erneuerung). — Daß μεῖραξ ursprgl. wohl nur svw. Mädchen hieß und später auch Bezeichnung für den Buhlknaben, qui muliebria patitur, war, läßt darauf schließen, daß μειρ ursprgl. die weibliche Anordnung als Schwelle, speziell als weibliches Genitale bezeichnete, μεῖραξ also das aus dem mütterlichen Genitale kommende, mit weiblichen Genitalien ausgestattete Kind, wobei αξ dieses Kind als im Freudestadium der Geburt befindlich, als hervorgegangen, fgf., ml. (wie eben das aus der Höhle-Öffnung über die Schwelle Gehende als solches ml. ist, auch falls es ein Mädchen ist, s. 1. Bd. p. 626), dann auch als heranwachsend kennzeichnet. Erst später mag das Wort den allgemeinen Sinn Kind angenommen haben, worauf auch das Diminutiv μειράκιον Knabe hinweist.

127. μείρομαι teile, erhalte Anteil, s. Nr. 60, 112, 119 usw.

128. μηρός Schenkel, Oberschenkel, Fleisch am Oberschenkel, svw. das vom Rumpfe Abgeteilte, aus dem Rumpfe über die Schwelle, also abgesetzt, gedehnt (η, vgl. Nr. 122) Hervorkommende, der gedehnte, ausgezogene (μηρύω) Körperteil, der abgetrennt, abgeschnitten, zerstückelt wird (μηρίον, Dim., im Plur. die aus den μηροί der Opfertiere geschnittenen Schenkelknochen, die mit Fett umwickelt und verbrannt wurden, nach Voss u. a. die Stückchen des Schenkelfleisches, die geopfert

wurden). Vgl. Mett, Nr. 248, Metzger, Nr. 264. Vgl. auch Nr. 130, 226. Daß man aus μηρός ein Wort μεμσρος als Vorform konstruiert, um eine Verbindung mit membrum, membrana und somit eine Bedeutung herzustellen (Bezzenberger), oder μηρός mit sk. urús gleichsetzt (Benfey), sind wiederum Beispiele für die oft komplizierte und komplizierende Deuteweise der historischen Etymologie. — Ähnlich beschreibt Schenkel, auch dieses Wort bedeutet svw. das Abgesetzte, die Öffnung-Schwelle (Schen) und das zu ihr passende Gerade (kel), das mit jener „Enge" getrennt-verbunden (nk) ist, nämlich „gelenkig" *) (vgl. Senkel svw. das in eine Öffnung-Schwelle Passende, mit ihr gelenkig Verbundene, Henkel svw. enges Rund und das mit ihm gelenkig verbundene Gerade, dann auch bloß ersteres [das „Ohr" eines Gefäßes], in das man hineinfaßt, an dem das Gefäß aufge-hängt, -henkt wird usw.); hierzu schenken, svw. einen Teil abtrennen, weggeben (Geschenk, einschenken, Mundschenk — man vergl. die Deutung der hist. Etymol., wonach schenken das Faktitiv eines vorausgesetzten (!) ahd. scinchan, got. skigkan (?) durchhingehen (?) sei, also schenken svw. durchhingehen, durchhinfließen machen bedeute „und zwar, insofern durch eine

*) Vgl. ferner Enkel, synonym mit Fußknöchel, svw. der in der Enge, dem engen Rund des Gelenks, der Gelenkpfanne schwingende, aus ihr hervorkommende scil. Knochen und zwar Knöchel (el diminutiv), mhd. enkel, ahd. anchal, enchil, die enchila, anchala; vgl. mhd. anke, ahd. ancha svw. Gelenk, dann Nackengelenk, Nacken, dann Haarknoten im Nacken, griech. ἀγκύλη, ἄγκος, ἀγκών Ellbogen (vgl. ἀνάγκη Zwang, Schicksalsfügung, deren ewiges Walten, dem niemand entrinnen, ausweichen kann [vgl. lat. necessitas aus ne und cedere weichen], in der Reduplikation αν-αγ angegeben ist; vgl. ἄγκυρα Anker usw., Nr. 159, 439). — Auch Enkel synonym mit Kindeskind ist svw. der aus der Ehe, der Mutter Hervorgegangene, der Sprößling, der Nachkomme als Diminutiv, der Nachkomme des Nachkommen; mhd. enikel, eninkel, enenkel, ahd. eninchil, also mit Reduplikation (en-en-kel), die die Wiederholung der Fortpflanzung angibt und in nhd. Enkel in das eine en eingegangen ist; das el ist diminutiv, malt die Kleinheit des Kindeskinds; vgl. Enke Kleinknecht (sabinisch ancus Knecht, lat. ancilla Magd usw.) — wie ja ursprüngl. die Knechte, Diener, Arbeiter, Beamten Leibeigene, d. h. Kinder des Oberhauptes, des Vaters („unser aller") waren und erst später Fremde zur Familie (p. 111, 4. Bd. § 3,5) Zutritt fanden (s. auch Nr. 60, 222, 442). Enkel also nicht aus ahd. ano = Ahne, Großvater (etwa svw. kleiner Großvater!), obwohl bei manchen Primitiven das Kind für den wiedergekommenen Großvater gehalten wird und ja auch der Neugeborene oft eine Art greisenhaftes Aussehen hat. — Dagegen Onkel zu avunculus und dieses Diminutiv zu avus Ahn (Ahn zu got. anan hauchen, Nr. 425, 429, aber auch der Große, Erhabene: a fgf. wie auch in Arier (p. 324), Asen [Nr. 392], lat. altus usw.; das Land Asien ist svw. das große, gewaltige Land, nicht etwa „das Land der Asen", der Ararat ist das vielgipfelige hohe Gebirge [ar-ar-at Retriplikation], nicht das Ariergebirge usw.; in allen Sprachen beschreibt a das Freudegefühlige, also lange, hohe Gerade, das Erhabene, Gewaltige und ist selbst fgf.); in avunculus vgl. das unc zu enk (das Wort heißt nicht avulus!). Usw.

in ältester Zeit wohl aus einem Knochen bestehende Röhre eingegossen wurde, mit dem Gedanken an angelsächs. der sceanca Bein" usw.!! man setzt also ein ahd. und got. Verbum voraus, setzt ebenso dessen Bedeutung voraus und leitet von solchen „Voraussetzungen" das nhd. Wort und seine angebliche Bedeutung ab!); ferner Schinken svw. das scharf Abgesetzte (abgekerbte Dickfleisch des Gesäßes-Schenkels), Abgeschnittene, usw. Vgl. Nr. 388.

129. μηρύω ziehe, winde, s. Nr. 122, 128.

130. μάρ, μάρη Hand, ähnlich μηρός, doch mit fgf. α, also svw. der an den Arm sich gelenkig anschließende Teil als Gestrecktes, Gerades und (η) aus Teilen Zusammengesetztes (nämlich aus Fingern, Fingergliedern, Mittelhand, Handwurzel und deren Knochen), Teilbares (Spreizen der Finger), Abtrennbares (Abhacken von Fingergliedern bei Pubertätsfesten, z. B. der Mandaner-Indianer, bei Totenfesten, z. B. gewisser indonesischer Stämme, Abhacken der Hand des Diebes im alten Persien usw.). Die Hand ist auch μάρ, insofern sie eine Faust, d. h. eine mit Fingergliedern gefüllte Höhle (Hohlhand), eine Art Hammer (vgl. martellus, marra, Nr. 70, 79) bilden und sich strecken, d. h. aus der Form einer Höhle und zwar gegliedert, abgeteilt hervorgehen kann, ferner indem sie eine Teile fassende, gefüllte Höhle sein kann (vgl. Nr. 15 ff.), wobei das Fassen ein Aufnehmen von Stücken, Herausnehmen von Teilen aus einem Ganzen ist, das somit gehöhlt, zerteilt, zertrümmert wird. — Ähnlich manus WS. man, worin n statt ρ in μαρ, ohne daß aber manus aus μαρ „hervorgegangen" ist; manus svw. das Abgeteilte und Abteilende als fgf., somit Ergreifende, Fassende, Schaffende (schaffen zu Schaff svw. Gefäß [Fassendes] als gefüllt, füllbar); s. Nr. 54 und 461. Das Abteilen ist natürlich immer auch ein Messen, und so kann μαρ, manus, Hand auch „messend", „Maß" (z. B. drei Hand breit, eine Handvoll Leute, vgl. 1. Bd. p. 382 f.) genannt werden. — χείρ ist ein ganz schgf. Wort, beschreibt die Hand als Greif- und Reichorgan (χειρ umgekehrt gelesen = reich), als Teilungsorgan. — Hand dagegen beschreibt ähnlich wie μάρη: für μ steht h, für ρ das mildere n (wie in manus), das d tgf. malt das Stück; handeln svw. die Hand und darin Stücke, Teile hin und her bewegen (diminutiv-frequentativ), behandeln dgl. mit Richtung auf einen andern (be), vgl. χειρουργός Chirurg svw. Handarbeiter, usw.

131. μάραγνα Geißel, Peitsche, svw. das lange, gerade Zerreibende, Zerteilende, Zerstückelnde (ρ, γ); vgl. auch die Reihe ραγ in ῥαγάς Riß, Ritze, ῥήγνυμι reiße, schlage durch, vgl. ferner μάρ Hand und ἄγω führe, treibe, so daß μάραγνα auch svw. „die mit der Hand geführte" bedeuten kann. — Vgl. auch Nr. 240.

132. μαραίνω lösche aus, ersticke (das Brennende), lasse ver-

welken, aus μαρ, das das Gerade als zerteilt, als Stücke (zermürbt usw.) beschreibt, und αινω, das das Gewaltig-große, das Fgf. (α) mit der Schmerznuance (ι) und der Angstnuance (ν) angibt und mit der Reihe αιν in αἰνός (svw. δεινός schrecklich, furchtbar, berühmt, zu αἶνη Ruhm, αἰνέω sage, nenne, lobe, vgl. Mär, Nr. 21) übereinstimmt, also das μαρ-Machende, das μαρ-Machen beschreibt (vgl. Nr. 117, 371, 383). Vgl. αἰνόμορος schreckliches Schicksal habend. — Hlg. skt. mar sterben, s. Nr. 56, 72, auch 15—20. — Auf die Famverw. mit μείρομαι teile, μερίζω teile, μερμερίζω sorge habe ich schon hingewiesen. — Hierher auch die Pflanze μαραυθίς, der Fenchel μάραθον, der sich in Griechenland in allen feuchten Niederungen (auf moorigem Boden) wild findet und zu medizinischem Gebrauch abgeschnitten, getrocknet, „welk gemacht" wurde, wie auch Fenchel, lat. feniculum, Dim. zu fenum Heu das Abgemähte, Welke bedeutet (fen schgf., fendo stoße, schlage, zerteile, defendo; fenestra Lücke, fenus das Abgeteilte, der Ertrag, das, „was es trägt", d. h. einbringt, vgl. Ge-treide, Tracht usw., fenum der Ertrag der Wiese, das Heu, vgl. „Geld wie Heu"; sippverw. felix fruchtbar usw., p. 111). — μαρασμός Nr. 17.

133. μαρίλη, σμαρίλη kleine Glutkohle, glühende Asche, aus μαρ Teile, Stückchen (eines Ganzen) und ιλη, das die Einengung (das Zusammenfallen) der Kohleteilchen beschreibt und mit ἴλη zusammengedrängte Schar, Haufe übereinstimmt, also svw. glimmendes Aschenhäufchen, welkendes Kohlenfeuer. Mit dem Welken, Sterben (μαρ) ist stets auch ein „Welken", „Sterben" der Wärme („Kaltwerden" — Konfluenz der Beschreibung optischer und thermischer Vorgänge, p. 77 ff.), des Leuchtens, des Lichtes, ein Blässerwerden des Glanzes, der in ein Glimmen, Flimmern, Schimmern übergeht, verbunden; in dieser Weise kann auch die Flamme, das Feuer selber welken, sterben. Welkt also ein Holzbrand, dann bleibt die μαρίλη übrig. Ferner ist aber auch das Welken, Sterben selber ein Verbrennen, und mit dem Sterben des Verbrennenden stirbt auch die Flamme (vgl. Brennprobe als Pubertätsakt, nicht selten mit tödlichem Ausgang, Einbrennen von Marken [Nr. 36], Ordalien, d. h. Abkömmlinge der primitiven Pubertätsproben und selber primitiv genug: Gehen mit nackten Sohlen über glühendes Eisen, Verbrennen auf dem Scheiterhaufen, wobei eigtl. nur die bösen Dämonen ausgetrieben, ausgeräuchert werden sollten und es persönliches Mißgeschick der oder des Besessenen war, bei diesem Exorzismus zu verbrennen, ferner Leichenverbrennung usw.; „innerliches Brennen" in Form der Saufprobe, Branntwein „brennt"; ferner „brennende Wunden"; ferner brennende Liebe, heiße Liebe, Liebesglut, Springen übers Feuer usw., vgl. § 35,ı,g). Ein (bei Aufgießen von Wasser) brennender, zerfallender Stein (CaO Ätz-

kalk vereinigt sich mit Wasser unter starker Wärmeentwicklung zu „gelöschtem" Kalk) hieß μαριθεύς, worin μαρ das Gemenge, ιθευς das Brausen, Schwälen, Rauchen (vgl. θύω, θυόω, θύος, p. 109, 121, auch αἴθω brenne, ἰθαίνω erwärme, erhitze) beschreibt. Mit der WS. μαρ weder in μαρίλη noch in μαριθεύς wird also das Brennen, Glimmen angegeben, dies geschieht vielmehr mit den weiteren Bestandteilen dieser Wörter, mit ιλη insofern, als die beim Verbrennen der Kohle eintretende Einengung beschrieben wird; nimmt man mit Curtius μαρίλη als einfaches Diminutiv, svw. Kohlestaub, dann fehlt erst recht der Hinweis auf das Glimmen, man müßte denn μαρίλη als μαιρίλη auffassen und zu μαρμαίρω schimmere Nr. 136, stellen (ebenso μαιριθεύς statt μαριθεύς), aber wir wollen ja keine Konjekturen machen, sondern die Wörter verstehen, wie sie sind. Wir übersetzen also μαρίλη als das im Brennen Zerfallende, und das ist eben die Kohle, und μαριθεύς das sich erhitzend brausend Zerfallende, und das ist ein gewisses Gestein (geglühter Kalkstein, Marmor).

134. μαρῖνος Meerfisch, s. mare, Nr. 66. Hierzu Ἀμφίμαρος Sohn Poseidons.

135. μάρις ein Maß für Flüssigkeiten, womit diese also abgeteilt wurden, beschreibt das Gefäß als gefüllt. Vgl. Nr. 130.

137. μαρμαίρω, Reduplikation zu μαίρω schimmere, flimmere (von der vibrierenden Bewegung des Lichtes), beschreibt „das Licht" (s. § 32,1,e) als in vielen Teilchen (ι, ρ) aus der leuchtenden Materie (Metall, Stein, Himmel usw.) als einer Höhle (μ) ausstrahlendes Gerades (α), also eigtl. ganz im Sinne der heutigen Physik; vgl. Nr. 17. Die Reduplikation ist frequentativ. Das Austreten des Lichtes kann man als eine Art Sterben (vgl. μαραίνω, Nr. 132) auch insofern bezeichnen, als das Licht schwächer wird, sozusagen welkt, abnimmt (z. B. das Sonnenlicht am Nachmittag und Abend); wir sagen auch: jmd. das Lebenslicht ausblasen. Mit diesem „Abnehmen" des Lichtes (d. h. mit dem Nachlassen der Funktionsintensität der betr. Denkzellen) ändert sich auch die Thermik: es wird kühler, d. h. an Stelle der thermophilen Symbolkomponenten höherer Schwingungszahlen treten solche niedrigerer Schwingungszahlen ein. Auch die mit dem Schimmern verbundene Thermik beschreibt das Wort, wie sich bes. deutlich an μαιριάω, abgekürzt μαρίω Hitze, Fieber haben, somit krank sein zeigt (Konfluenz der Beschreibung assoziierter optischer und thermischer Vorgänge, vgl. Nr. 133). Die WS. ist also nicht μαρ, sondern μαιρ; in dem ι wird hier gerade das Licht angegeben, während μαρ für andere Stoffe gilt, die in den weiteren Buchstaben der betr. Wörter als verschieden speziell beschrieben werden. So ist auch in μαραυγία Flimmern vor den Augen, Blendung das „Licht" mit αὐγία (zu αὐγή Glanz, Schimmer, p. 118), das Vibrieren = Zerlegtsein mit μαρ angegeben; μαρμαρυγή

(zu μαρμαρύσσω) kommt zur Bedeutung Geflimmer, Gefunkel wie μάρμαρος (Nr. 17) zur Bedeutung schimmernd.

138. μάρναμαι kämpfe, streite, ringe, also zerreibe, zerteile, entkräfte, nehme teil vom Partner (ναμ. vgl. zu νέμω teile, gebe, nehme), auch: töte, morde. Die Bemerkung Curtius', daß μάρνασθαι auch vom Ringkampfe gesagt wurde, wobei es auf Tötung nicht ankam, und daß somit „töten oder töten wollen keineswegs die Grundvorstellung sein könne", ist hinfällig gegenüber der Tatsache, daß die ursprüngl. (Pubertäts-)Kämpfe stets auf Leben oder Tod abgestellt und die Kampfspiele eben nur Spiele, d. h. Vorbereitungen für die eigentlichen, „ernsten" Kämpfe waren. Mit μύλη Mühle, μύλλω mahle (Nr. 314) besteht gewiß Sippverw., aber kein genetischer Zusammenhang; μυ malt Höhle und Schwelle (ε im υ), λ das Gleiten, Herausgleitende (Mehl), mit ε (im υ) und λ, λλ wird das Zerreiben angegeben; die Wörter wie ihre Bedeutungen sind also ähnlich, aber die Verwandtschaft von μάρναμαι mit μύλλω ist, wie Max Müller entgegengehalten werden muß, keineswegs so eng wie die mit den übrigen Wörtern der WS. μαρ und mit denen der WS. μορ, μερ usw. Vgl. bes. μαρ, Nr. 130.

139. μάρρον s. marra, Nr. 70.

140. μάρπτω greife, ergreife, lange aus, fasse, halte, μ Höhle, ρ Schwelle, α das sie Überschreitende, Hinauslangende, Fassende und das Abgetrennte, Erfaßte als fgf., gerade, determiniert noch als solches mit πτ. Das Wort beschreibt also das Auslangen und den aus seinem Verbande „herausgelangten" Teil als (somit ergriffenes) Gerades, d. h. eben die Höhle als füllbar und erfüllt. Das πτ gibt dazu das Plötzliche, Stürmische, Kraftvolle, Gewaltige, Mächtige des Vorganges an (vgl. z. B. πτίσσω zermalme, zerstampfe, πτύω spucke, πίπτω falle usw.). Greiforgan ist die Hand μαρ, auch der aus dem Zusammenhang herausgenommene gerade Teil ist „μαρ"; man kann μάρπτω als μαρπτω auffassen, wobei μαρ das Erfaßte, πτω das Hinlangen, Fassen angibt, homolog lat. peto verlange, suche zu erlangen, gehe los auf (griech. πέτομαι fliege, πίπτω falle usw.). — Skt. WS. març anfassen, ergreifen ist nicht, wie Roth will, mit μαρπ gleichzusetzen, sondern ist hlg. zu lat. marcere (Nr. 91), marcus (Nr. 92), nhd. Mark, Marke (Nr. 37, 38) usw.; allerdings ist marcere intransitiv, skt. març transitiv, doch ist das Ergreifen ein Zerteilen dessen, wovon (ein Teil) ergriffen wird, dieses also zerteilt, welk. — μαρπ(τ) ist auch nicht lat. mulc (mulcere streichen, liebkosen) gleichzusetzen, wie Curtius will. — Zu μέροψ s. Nr. 125. Dagegen famverw. μορφή Gestalt als Umriß, Figur, Abbildung, μορφᾶν abbilden, darstellen, eigtl. einen μόρος (Abriß) machen (zu φᾶ vgl. φαίνω scheine, zeige). — Vgl. ferner skt. marb tot

141. μύρτον, μύρτος s. Nr. 103.

142. μύρω fließe s. Nr. 99.

143. μορτή Teil, Anteil in einem etwas andern Sinne als μόρος und μέρος: während μέρος (ε schgf.) im allgemeinen Sinne von Teil, μόρος (ο agf.) im Sinne von Los, Schicksal (Μοῖρα Schicksalsgöttin, Μόρος Sohn der Nacht, Nr. 113) gebraucht wird, hat μορτή etwa den Sinn von Deputat, Anteil am Ertrag eines gemeinsam bestellten Landes: das τ weist auf das fgf. Ergebnis des Teilungsvorganges hin, das η betont das Abgegrenztsein, Schwellenhafte, Weibliche des gesamten μορτ.

144. μορτός im Übergange, der Teilung befindlich mit Hinweis auf das fgf. Ergebnis (τ), sterblich mit Hinweis auf die Erlösung, das Freudestadium des Sterbens, die Größe, Erhabenheit des Toten. Es ist ganz unberechtigt, dieses Wort von μείρομαι, μέρος, μόρος zu trennen und seinen Sinn auf den von μαραίνω welke einzuengen, wie das Bopp und nach ihm Curtius getan haben; vgl. auch Nr. 11, 2. Abs. Auch welken ist svw. aufteilen, zerteilen, weich, mürbe, morsch (Nr. 24, 42) machen oder werden, we — hgf.-agf.-schgf. — beschreibt die Höhle-Öffnung-Schwelle, über die das Gerade (lk) trauer-freudegefühlig gleitet, abgeht, vgl. Welle usw., auch volvere (reduplikativ) wälzen, velle wollen (Nr. 358), wählen usw.; welken also svw. abgeben von Teilen, zerfallen, sterben.

145. μέρδω, ἀμέρδω nehme Teile weg, zerteile, beraube, s. merda Nr. 76, 72, auch Nr. 82.

146. μάρτυρ Märtyrer s. Nr. 27, der aus der Höhle (μ) unter Schmerzen, Kämpfen, Verletzungen, Verlust von Teilen (Verstümmelungen) Hervorgehende, sich kraftvoll Durchsetzende, somit Erhabene (α, τ), bes. also von kritischen Übergängen, ganz speziell von den Pubertätsproben (Standhaftigkeitsproben). Die Endung υρ oder υς reduplikativ gibt die Vielfältigkeit der Proben, Schmerzen an. Vgl. auch Nr. 138 usw.

147. μόργος aus Teilen (Flechtwerk) bestehender, Teile, Stücke aufnehmender Behälter, Korb, μ Höhle, ο Oeffnung, ρ Schwelle, γ weiches Stück. ος ml. Endung; ργ geben die Teile an, also auch die abgeschnittenen Ruten, die geflochten werden. Auch „Korb" heißt svw. der geflochtene, also aus abgeschnittenen Ruten (k, r, b), indem diese gebogen (o) werden, hergestellte, offene (o), gefüllte oder füllbare (k, r, b) Behälter *). Vgl.

*) „Korb" hat auch genische Bedeutung, svw. weibliches Genitale, z. B. jem. einen Korb geben = ihm mitteilen, daß der „Korb" leer bleiben soll, daß der Empfänger nicht als „Hahn im Korbe" erwünscht ist. Auch Kerbe, Schnitt genisch = wbl. Scham. In der Oberpfalz wird dem Bewerber zum Zeichen der Abweisung ein Korb mit einer Strohfigur aufgesteckt, der Bewerber also mit der Strohfigur verglichen, als unfähig usw. gekennzeichnet. Auch ein bodenloser Korb wurde im 17. und 18. Jahrhundert dem Abgewiesenen ins Haus geschickt — anschließend an die Sitte, den Bewerber in einem Korb hochzuziehen und so festzustellen,

Kerbe, svw. keilförmiger Einschnitt, Abschnitt, mit Betonung des Schmerzlichen (e), während das o in Korb die Rundung betont. Lat. hlg. corbis Korb, corbita Transportschiff usw. — Nebenform μόλγος, worin das λ, milder als ρ, das Langhingleiten der geflochtenen Ruten angibt (vgl. Korb und Kolben usw.).

148. μέργω, ἀμέργω s. Nr. 82.

149. μαργαίνω, μαργάω bin rasend, wüte unsinnig, eigtl. ein μαραίνω (Nr. 132) mit γ, das als tgf. das Stückhafte des Abgetrennten μαρ, das Plötzliche des Vorganges angibt, also μαργαίνειν svw. gewaltig kämpfen und so zerteilen, verletzen, vernichten, „welken machen", „auslöschen". Ein solches (Pubertäts)-Kämpfen ist eben ein Rasen, Toben, Wüten, s. Nr. 25, 27, auch p. 104 ff. usw.

150. μαργαρίς s. Nr. 84.

151. μάργος rasend, wütend, auch genisch: wollüstig (zu Nr. 149).

152. μαργόω mache rasend, wütend, zu Nr. 149. Das Transitive ist im ο angegeben, das auf das Ängstigen, Reizen hinweist, während das entspr. α in μαργάω die eigne Person fgf. als rasend angibt.

153. μόρσιμος vom Schicksal bestimmt, zu Nr. 112. Eigtl. svw. vom Schicksal Ausgehendes (σιμ, worin σι die Schwelle, das vom μορ im genitiven Sinne Ausgehende, μ die empfangende Höhle angibt) aufnehmend und enthaltend, schicksal-haft (haft zu haben), schicksälig.

154. μαρσύπιον, μαρσίπιον marsupium, Nr. 96; das Wort mit υ betont das Gehöhlte, das mit ι die Schwelle des Beutels, der Tasche.

Familie „mus" und Sippenverwandte.

Deutsch.

Gem. WS. mus	Mus Muse müssen Muße	Mo(o)s	messen Messer	miss missen	Mase Maser Maß Masse maßen mäßig Maas	Maus mausen mausern

ob er die Prüfung (vor der Erwählten und andern Prüfern), die Liebesprobe bestünde oder „durchfiele", wobei denn das Mädchen, falls der Bewerber unwillkommen war, den Boden des Korbes gelockert hatte. Nach Hagens „Gesamtabenteuern" und Murners „Geuchmatt" hat Virgilius dereinst diese Probe nicht bestanden. Das Durchziehen eines Mannes, der ein Mädchen verlassen hat, durch einen alten Korb, wie es in der Eifel vorkommt, erinnert an das „sub jugum mittere", ferner an das Durchziehen des Jünglings durch eine gespaltene Weide als Pubertätszeremonie (Geburtsanalogie), die Linientaufe usw. (Überschreiten der Pubertätsschwelle).

Gem. WS. musch	Musche Muschel	Mosche Moschus Mösch	Meisch		mischen	Masche Maschine
Gem. WS. musk	Muskat Muskel Muskete					Maske
Gem. WS. must	Muster	Most	Meste Meister		Mist	Mast

Lateinisch.

Gem. WS. mus	mus Musa mussare	mos	messum	miser	mas massa
Gem. WS. musc	musca muscellus muscus musculus			miscere	masculus
Gem. WS. must	mustela mustus				masturbor maestus

Griechisch.

Gem. WS. μυσ	μῦς(μυών) μυῖα μύσαγμα μυσαρός μυσάττομαι μύσις (μύω) μύσος μοῦσα	μόσυν	μέσος	μισέω μῖσος	μασίομαι μάσσω μάσσων
Gem. WS. μοσχ		μόσχος		μίσχος	μασχάλη
Gem. WS. μυστ	μύσταξ μύστης μύστρος		μεστός	μιστύλη μιστύλλω μισθός	μαστάζω μάσταξ μαστεία μαστεύω μαστήρ μαστίζω μάστιξ μαστός

Erläuterungen.

Die Vorbemerkungen p. 129 gelten mut. mut. auch hier.

Die hier angeführten WSn. beschreiben ganz ähnlich wie die WSn. mur, mor, mer usw., also wie die WSn. der vorher besprochenen Sippe. Auch das s ist schgf., hat aber phonetisch wie graphisch einen etwas andern Charakter als das r, das sich schon als stimmhafter Konsonant von dem Sibilanten typisch unterscheidet; das r beschreibt die kurzrhythmische, vibrierende, drehende, reißende usw. Veränderung der Schwelle und des sie Überschreitenden, ist auch selbst eine kurzrhythmische Lautreihe, der auch ein mehrfach gebrochenes Lautzeichen (optischer Buchstabe) entspricht, während das s mehr ein gleichmäßig-drehendes, feines Gleiten beschreibt und eine gleitende Reihe ist. Gewisse Mitglieder der beiden Sippen sind miteinander besonders eng-, fast familienverwandt, z. B. mus

mit Gen. muris, mos mit Gen. moris usw. Mit Rücksicht auf den Umfang des Buches werde ich mich im folgenden möglichst kurz fassen; die bisherigen Ausführungen über Etymobiologie werden den nachdenkenden Leser, bes. den Sprachkundigen instand gesetzt haben, die Wörter nach den psychobiologischen Gesichtspunkten zu ordnen.

156. Mūs svw. das in geräumiger Höhle (mū) befindliche Gemenge (K.-T. 2) von schleimig-zäher Konsistenz (s); es kann auch selber Höhlen bilden (K.-T. 1), den Löffel usw. aufnehmen. Das s malt also das Zerlegt-, Zerteiltsein zu einem zähen Gemenge. Mus ist nicht eigtl. Brei, der aus gröberen Brocken (br wie in brechen, wozu Brocken) besteht und dicklicher, trockner ist als Mus. Das s weist auch auf das Hin- und Her-, Hinein- und Herausgleiten hin. Vgl. dagegen Mur, Nr. 1, worin das r das Zerriebensein, die voneinander abgetrennten Stücke beschreibt; vgl. auch Mor, Nr. 5, Moor, Nr. 6, u. a. — Gemüse = die für die Zubereitung von Mus geeigneten Garten- und Feldgewächse sowie diese Speise selber, vgl. moretum, Nr. 55.

157. Muse, lat. Musa, griech. Μοῦσα, Μῶσα, Μοῖσα, Göttin des Gesanges und der Tonkunst (Musik), dann auch der Dichtkunst, Tanzkunst usw., auch der Wissenschaft (Musensohn, alma mater), für jede Kunstgattung eine besondere Muse. Mu (Μω, Μοι) gibt die mütterliche, weibliche Höhle an, das Mütterliche, Weibliche schlechthin, das s gibt das aus der Höhle Hervorgehende, die Schwelle Überschreitende als sanft herausgleitend, -fließend an, in Μοῖσα weist das ι auf die Schwelle hin (vgl. Μοῖρα, Nr. 143, μοῖρα, Nr. 112, 113). Muse also svw. Erzeugerin, Schöpferin, und zwar in einem — gemäß dem strukturellen Unterschiede der Wörter — andern Sinne, wie ihn die Wörter Mutter (Nr. 245), mater, μήτηρ, mātā́ haben: während die letztgen. Wörter das Weib als genitale Zeugerin beschreiben, beschreibt Muse das Weib als geniale Zeugerin, als „Zeugerin im Geiste", als künstlerisch Schaffende, als „Mutter der Wissenschaft". Somit wird die künstlerische und wissenschaftliche Tätigkeit als genisch bezeichnet (vgl. auch den Mythos von der Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus usw.), und zwar im Sinne der dämonistischen Deutung; die psychobiologische Auffassung ist bes. im § 27,4 dargelegt. — Es erübrigt sich hiernach, etymologisch Μοῦσα auf eine erdachte (!) Form Μονσα und diese auf Μοντια zurückzuführen und so eine Verbindung mit WS. μεν (in μένος Mut, Sinn, μένω bleibe usw.) und damit zu μάντις Wahrsager herzustellen, um eine Bedeutung des Wortes Μοῦσα, nämlich als die Sinnende, Ersinnende zu gewinnen (Curtius, l. c., p. 312). Uns ist die Bedeutung von Μοῦσα ohne solche konjekturale Umwege, die doch nicht zum eigentlichen Ziele führen, offenbar. Daß eine mögliche (!) Form Μονσα mit WS.

μον zu den andern Wörtern dieser WS. sowie zu den Wörtern der WS. μεν, μαν famverw. wäre und eine entsprechende Bedeutung hätte, soll keineswegs bestritten sein; diese Bedeutung wäre aber eben von der des Wortes Μοῦσα verschieden, und man soll etymologisch nicht einwenden, daß das sog. „geistige Zeugen" schließlich auch nichts anderes sei wie ein Sinnen, Ersinnen, Wahrsagen: es handelt sich eben — abgesehen davon, daß Μουσα bloß erdacht ist — bei diesen und andern ähnlichen Wörtern um strukturelle Nuancen, denen Bedeutungsnuancen entsprechen, und solche Unterschiede zu ermitteln und biologisch verständlich zu machen, ist m. E. auch Aufgabe der exakten Etymologie.

158. müssen beschreibt mit mü das Weibliche, das Hohle, Leere mit Hinweis auf die Schwelle (e im ü), auch quoad Gefühlsspezies (Hunger, schmerzhaltig) und Ausdruck (Hungerbewegung schmerzhaltig), mit ss die dringliche Überschreitung der Schwelle (das Eilige, Dringliche auch im kurzen ü), also die Schwelle selbst und das sie Überschreitende, ist also svw. dringlich verlangen nach einem Aufzunehmenden (das somit von einer andern Höhle abzugeben, das abzutrennen ist), eines solchen dringend bedürfen, in Not sein wonach und diesem Bedürfnis gemäß sich verhalten (sympathisch-sensorischer Reflexausdruck). Mhd. müezen, ahd. muozan (o Angabe des Angststadiums), got. môtan svw. Raum haben für etwas (t), leer sein mit Betonung der Öffnung (o) und Hinweis auf das Aufzunehmende (t), während got. matan das Erfülltsein, Fassen als Gefaßthaben, speziell vom Munde angibt. — „Ich bin, fühle mich bemüßigt" svw. ich habe das Bedürfnis; jem. (be)müßigen svw. jem. ein Müssen zueignen, zu eigen (-igen) machen, jem. nötigen, vgl. auch Nr. 159.

159. Müße svw. Leersein mit Betonung der Weite, Dauer der Leere (langes u), ß wieder Hinweis auf das alsdann Aufzunehmende, auf das not-wendig folgende Überschreiten der Schwelle (vgl. Nr. 158). Not-wendig ist das die Not Wendende, Beendende, also das die Leere Erfüllende, als schgf. die Schwelle überschreitend hier mit ß beschrieben. So folgt auf das Leer-, Hungrigsein notwendig die Erfüllung — gemäß dem Schema Hunger, Angst, Schmerz, Trauer, Freude. Diese von der Psychobiologie erkannte Tatsächlichkeit wurde und wird dämonistisch gedeutet, indem man eine abgesehen von dieser Tatsächlichkeit (Ablaufsordnung) existente, also transzendentale und transzendente Macht fingiert, die eben diese Tatsächlichkeit bewirke und erhalte; diese fingierte Macht heißt Gott, Schicksal, Verhängnis, Vorsehung, Notwendigkeit, necessitas, ἀνάγκη usw. (necesse schgf. aus ne und cesse, das zu cessum, dem Supinum von cedere weichen gehört, also svw. unausweichlich, nicht weichend; ἀνάγκη aus αν reduplikativ und αγκ agf., vgl. Ang-st, Ank-er,

f-ang-en, Zw-ang, anguis, angina, ἀγκών Bug, das Gebogene, ἀγκύλος krumm, ἀγκύλη Schlinge usw., also svw. immer wieder einengend, umfangend, zwingend, nicht aus den Fingern lassend, also auch unausweichlich, eine andere Art, das Not-wendige zu beschreiben, s. Nr. 128). Die Psychobiologie erkennt, daß die ständige Reihenfolge Hunger → Freude oder Leere (Not) → Erfüllung eine biologische Tatsache ist, die wir aus der Funktion der Hirnrinde als den gesetzmäßigen, d. h. in 100 % der Fälle vorkommenden, Ablauf der Assoziationen verstehen; dieser Ablauf ist so, wie er ist, und bedarf keiner ursächlichen Deutung, die allemal dämonistisch, fiktional ist.

160. Mos, üblich Moos, ganz ähnlich Moor, Nr. 5, nur malt das s (statt r) das Feinflockige, Spiralig-Weichgleitende, Zähverfilzte des so Bezeichneten, während das r das bröckelige, gröbere Gemenge angibt (s. Nr. 156). Moos bezeichnet also eine im gen. Sinne von Moor verschiedene Art Sumpfland, ferner den aus ihm herauskommenden Pflanzenfilz, der den humosen Boden wie eine Decke eng und vielfältig (oo) überzieht. Lat. muscus, Nr. 202, vgl. auch musca, Nr. 200.

161. messen, mhd. mëzzen, ahd. mëzan, got. mitan, beschreibt das Schmerzstadium des Überganges (ess, ezz, ez, it) aus der Höhle (m), also das Abteilen, Trennen, Schneiden (Abschnitte machen). Vgl. müssen, Nr. 158. Das ss ist wieder frequentativ-intensiv. Unterschied von den verw. Wörtern mit r statt s in der WS. (s. die angeführten Wörter) wie beschrieben. In got. mitan betont das i die Genauigkeit des Abgrenzens, Abteilens, das t gibt das Austretende und somit Abgeteilte als tgf.-fgf., kurzes-langes Gerades an, vgl. lat. metare, griech. μετρεῖν (mit ρ, das das Messen als Trennung kennzeichnet), skt. mātrā Maß, während skt. mā́mi messe einfach das Herausgehen des Geraden (a) aus dem Runden (m) beschreibt, das in jedem Falle eine Trennung ist, also diese Trennung nicht besonders angibt. S. weiter Nr. 218. — Hierzu der Meiß = Holzschlag, Rodung (Roda, Neurode usw.), svw. das Abgemessene (Klafter); Meißen a. d. Elbe; der Meißel, die Meißel, Nr. 291. — „Messias" s. Nr. 211 Fußnote.

161. Messer svw. das Abmessende, Abschneidende, sowohl die trennende, schneidende, scheidende Schwelle (wbl.) wie das Scheidende, gemäß dem Herausgehen (gradi schreiten, Schritte machen, also gradweise, nach Graden) Abgeteilte, Abgemessene, „Graduierte"*) und hiernach beim Messen anderer Gerader als Vorlage dienende, somit „messende" Gerade. Die schgf. weibliche Anordnung (Schwelle) kann eine glatte Rundung (als Rundmesser, Sichel, Krummsäbel usw.) oder eine gezähnelte Rundung

*) „Graduiert" ist auch, wer sich mit Konkurrenten erfolgreich „gemessen" und so einen (höheren) Titel, Rang erhalten hat.

(Mund mit Zähnen) sein, das Gerade kann glatt-gestreckt, geschweift, gezähnelt (Säge), gekerbt, kurz (tgf.) oder lang (fgf.), mit Gradabzeichen versehen oder ohne solche sein, im letzteren Falle ist das jeweils vorragende Stück abgeteilt oder erfolgt die Teilung „nach Augenmaß". Das Gerade wird auch in ein zu Messendes, d. h. zu Zerlegendes, Abzuteilendes eingetaucht (z. B. Aräometer), dringt ein (Stichwaffe, Schneidewerkzeug, die verschieden weit, in verschiedenen Abständen eingehen und dabei in verschiedenem Maße zerlegen). Der Messer ist gewöhnlich ein graduiertes Gerades (Thermometer usw.), auch ein kombiniertes Instrument (Gasmesser, Zeitmesser usw.), ferner eine messende Person (Landmesser usw.); das Messer ist gewöhnlich ein Schneide- und Stechinstrument. Wie früher (p. 38 f., 100) dargetan, ist der Artikel mit seinem Substantiv eine biologische Einheit; die Bezeichnungen „der Messer" und „das Messer" sind also im wesentlichen im Artikel unterschieden, und diesem Unterschied entspricht genau der Unterschied der phänomenalen Individuen: der Messer ist eine mindestens seinem Hauptbestandteil nach ml. Anordnung, also auch an einer Uhr als Zeitmesser werden Zeiger und Graduierung, das Gerade mit „der Messer" bezeichnet (während „die Uhr" das Runde, Wbl. angibt); das Messer ist eine nahezu äquivalente Kombination ml. und wbl. Anordnungen (Klinge und Heft, Klinge und Scheide usw.) oder Teil eines solchen, eben mit „das" bezeichneten Neutrums (p. 38 f.). — Wir verstehen so das Wort „Messer" in seiner heutigen Form, unbeschadet der Tatsache, daß der Messer mhd. der mezzære, mezzer, ahd. mezari, mezzari, das Messer mhd. das mezer, mezzer, ahd. das mezers, mezzeres, mezzires, mezziras, mezzras, mezrehs, mezzarehs, mezzirahs, einmal auch mezzisahs hieß und dieses mezzisahs sich aus mezzi (svw. „Gehacktes", zerschnittenes, gemetztes Fleisch, s. Nr. 263) und sahs das Schneidewerkzeug als lang, gerade, fgf. (vgl. lat. hlg. saxum Felsstück, also Abgeteiltes und, zugeschärft, selbst Teilendes, Steinmesser zu secare schneiden, s. 1. Bd. p. 635 Fußn.) zusammensetzt; diese ahd. Buchstabenreihe veränderte sich in der Weise, daß das Wort dem mezzari immer ähnlicher wurde und demgemäß auch seine Bedeutung sich der des mezzari anglich. Im Mhd. und Nhd. lauten diese im Ahd. verschiedenen Wörter gleich, abgesehen vom Artikel, und demgemäß gleicht sich auch der Sinn beider Wörter so, wie oben dargelegt. Für „das Messer" gibt es eine Nebenform „das Metz" (provinziell), s. Nr. 261. — Hierher Meißel, Nr. 160, 291.

162. miß (z. B. in mißfallen usw.) svw. im Schmerzstadium, dem Stadium, in dem etwas abgemessen, abgetrennt wird und somit fehlt, befindlich. Ein „Mißfallen" ist kein rechtes „Gefallen", ein „Mißwachs" kein ganzes, vollendetes „Wachsen",

eine „Missetat" keine vollkommene, rechte Tat. Mißlich svw. nach Art, vom Wesen (lich) des im Schmerzstadium, der peinlichen Trennung (iss) Befindlichen. Vgl. lat. miser, Nr. 147, griech. μισέω, Nr. 219.

163. missen wie messen, aber mit Betonung des Genauen, Peinlichen des Trennens, Scheidens (i). „Ich mag das nicht missen" svw. „ich mag mich von ihm nicht trennen". In „vermissen" determiniert die Silbe „ver" (wie auch in andern Zusammensetzungen) den Vorgang des Missens noch besonders als schmerzlich, als zu einer Trennung führend; der Vermißte ist nicht nur abgetrennt, sondern obendrein aus der Gruppe, deren Teil er ist oder war, ausgeschieden. Ebenso determiniert ver in „vermessen" das Messen noch besonders als ein (genaues, vergleichendes) Teilen, Absetzen der Teile (vgl. verlegen, Verleger, Verlag), ferner auch als fehlerhaftes, unvollkommenes Messen, als ein Messen, dem als solchem, als Vorgang etwas abgeschnitten ist, abgeht, das somit im doppelten Sinne schmerzlich verläuft; vermessen ist jemand, der „das richtige Maß" noch nicht oder nicht mehr hat und somit auch nicht an anderes anlegen kann, usw.

164. Mase, mhd. mâse, ahd. mâsâ Wundenmal, Narbe, verunzierender Fleck, eigtl. das eine Umrandung (m, s) Füllende (a); vgl. Mark, Nr. 37, Marke, Nr. 38, markieren, Nr. 39, worin r statt s (abgesehen vom k) — mit dem angegebenen Unterschied. Vgl. Nr. 116.

165. Maser wie Mase, nur gibt das r die schärfere Abgrenzung an. Der Maser: die bekannte ringartige oder flammige Zeichnung („Maserung") des Holzes, auch Knorren, Auswuchs, Vorsprung an Bäumen, als ml. nach K.-T. 1 oder 2 bezeichnet; die Maser: jene Zeichnung des Holzes, auch der Haut (gewöhnlich die Masern, wobei die einzelne Maser etwas vorspringt), als wbl., also quoad Umrandung bezeichnet.

166. Mäß: die Höhle-Schwelle, also Abgrenzung (m, ß) als erfüllt (a) — nach K.-T. 2, und das aus der Höhle über die Schwelle gehende Gerade, also das Abgemessene als fgf. (a) — nach K.-T. 1, im ersteren Falle das Meßgefäß, im letzteren das Abgemessene, das Meßgefäß Füllende, das bei fester Beschaffenheit mit andern festen Individuen verglichen und zeitlich-räumlich, d. h. „metrisch" beschrieben werden kann, ebenso wie das ein Gefäß füllende Flüssige und Gasige mit den andere Gefäße füllenden Flüssigkeiten und Gasen zeitlich-räumlich verglichen und mit zeitlichen und räumlichen Wörtern und Zahlen beschrieben werden kann, die dann auch für die Gefäße als Meßgefäße gelten (vgl. § 30,4, b, δ). Das Meßgefäß ist das Maß; das Abgemessene ist die Maß, sofern es gemessen wird, das Maß, sofern es metrisch verglichen wird, also selber zum Messen dient. —

Die Mäße, plur. die Mäßen svw. die Abmessungen eines Individuums, die „Größenanordnung", mit dem besonderen Sinne des richtigen Maßes; Dat. plur. maßen altertümliche Konjunktion, svw. nach dem Maße, daß, gemäß dem, daß, indem, weil, da, eigtl. zeitlich-räumliche Angabe, dann kausal gedeutet. — Das Imperf. maß (ich maß) beschreibt genau so wie das Substantiv: das Messen, z. B. das Eingießen einer Flüssigkeit in ein Gefäß fand statt, so wurde (ich) maß gleich Maß. — mäßig svw. im (richtigen) Maße bleibend (in zweckmäßig, Mäßigkeit usw.), auch svw. von geringem Maße.

167. Mässe svw. das eine Höhle füllende Gemenge (die ... Menge) als Gesamt. Das lange a, auch Doppel-a in Mäß (Maaß)*) betont das Gerade als ausgedehnt, es kommt auf die Ausdehnung sowie auf die Mehrheit der abgemessenen Einheiten an, worauf auch das Doppel-s (ß) hinweist; das kurze a in Masse tritt hinter dem Doppel-s (ss) ziemlich zurück, es wird mehr die Menge, das Gemenge von Teilen beschrieben, allerdings als ein Gesamt (a). Vgl. materia, Nr. 282.

168. maßen s. Nr. 166.

169. mäßig s. Nr. 166.

170. Maas, Fluß, svw. das aus der Höhle (m) sich langhinerstreckende, im Flußbett (m, s) fgf. langhinfließende (aa). Mosel (mosella) gibt die engere Höhlung (o) des Flußbettes an, wie die Endung el (ella) diminutiv ist. Memel beschreibt den Fluß als das reduplikativ Sich-wälzende, Mahlende (Nr. 325), Malmende (Nr. 327, 333, 334), auch als das Einschneidende, Trennende, als Schwelle, Grenze der an die Ufer sich anschließenden Gelände.

171. Maus s. Nr. 47, 50.

172. mausen svw. sich wie eine Maus verhalten, s. Nr. 47.

173. Mause, Mauser (früher Mauße), mausern svw. aus der Höhle, (Feder-)Hülle herausgehen, die Hülle abwerfen, mhd. sich mûzen, ahd. mûzôn. Das hlg. lat. mutare ist auch svw. aus der Höhle, der (bisherigen) Umgebung herausgehen, wechseln, aber im allgemeinen Sinne.

174. Musche svw. Höhle (mu) mit Öffnung-Schwelle (sche, s. Nr. 180), die von etwas (sche ml.) passierbar ist, aufnimmt und ausscheidet, speziell das weibliche Genitale, dann auch das ganze weibliche Individuum als Geschlechtswesen, sowohl das (sich hingebende) Menschenweib (Mutze, Mutzel, Nr. 255), dann auch die Kuh (Musche, Mutsche, Mutze usw.), das Sperlingweibchen, dann Sperling überhaupt (dessen Fruchtbarkeit sprichwörtlich ist), die Fliege (lat. musca, Nr. 200), die Mücke, die

*) Der Strich über einem Buchstaben malt die Länge; statt des Striches kann der Buchstabe ein zweites Mal stehen, dann neben dem ersten. Für den geraden Strich steht auch ∾ oder ⌒.

Mucke (weibliches Schwein) usw. Vgl. Nr. 175. — Dagegen mu, muh hungergefühliger Laut der Kuh (Kuh beschreibt die gefüllte, füllbare Geschlechtshöhle, das Rind als Weib, Mu-tter, im trophischen Sinne die „Kauende", Fresserin).

175. Muschel s. Nr. 47.

176. Môsche Bezeichnung für die noch junge, unträchtige Kuh, o die Öffnung, speziell die Geschlechtsöffnung, s. Musche, Nr. 174. — Dagegen Moschee svw. heiliger Ort, Bezirk, Bethaus der Mohammedaner (mo Höhle-Öffnung, Haus mit Eingang, schee genaue Abgrenzung, arab. aber mesdjid Anbetungsort, sadjada beten).

177. Moschus, der durchdringend riechende dicke Saft des zwischen Nabel und Vorhaut liegenden Drüsensackes (Moschusbeutels) des männlichen Moschus- oder Bisamtieres, svw. das — optisch und olfaktorisch — aus der Höhle-Öffnung-Schwelle Ausgeschiedene (vgl. murex, Nr. 47, murra, Nr. 53 usw.), ai. andadscha = das vom anda Hoden Erzeugte. Skt. mushkás Hode und weibliche Scham, s. unter Nr. 47. Vgl. auch μόσχος, Nr. 224.

178. Mösch Sperling s. Musche, Nr. 174; ö malt die Öffnung-Schwelle.

179. Meisch, meischen (Maisch, maischen): Extraktion des Biermalzes mit warmem Wasser (im Meischbottich), worauf das Hopfen, Kochen und Gären des Meisches erfolgt. Meisch ist also das digerierte Gemisch von Malz (Nr. 349) mit Wasser, ursprgl. mit Honig (Nr. 349) vermischtes Bier (Meth, μέθυ, skt. mádhu süßer Trank; Bier hlg. lat. bibere), Honigtrank, berauschender Trank (skt. WS. mad trunken sein, mádas Trunkenheit, Stolz, Freude, mattas trunken, WS. mat, math umdrehen, quirlen, schütteln, ferner mâtrâ Maß usw.). Die Bedeutung der Wörter ergibt sich aus der Tatsache, daß bei den Pubertätsfesten auch eine Trink- oder Saufprobe abgehalten wurde und wird, die Adepten also auch ihre Trinkfestigkeit erweisen, sich im Trinken messen mußten. Es wurde ihnen also der ortsübliche berauschende Trank zugemessen, es wurde abgemessen, wieviel er trinken konnte, die Gemäße, die er leerte, gezählt usw. — wie das heute auch noch der Fall ist (auf der Kneipe, im „Keller", im „Lokal"). So herrschte bei allen Pubertätsfeiern eine tolle Trunkenheit *)

*) In den Zeiten des rohen Dämonismus wurde natürlich auch der Rauschtrunk dämonisiert (Haoma oder Soma der Inder, eine Art Most [Nr. 425, 544], Vanenblut der Norden, Dionysos, Oinos, Bakchos der Griechen usw.); der Berauschte war also Gottes voll, von einem Gott besessen und somit selbst ein Gott, göttlich, dämonisch — wie jeder Trunkene, auch der Liebestrunkene — und es mußte zweifelhaft bleiben, ob der Gott ein guter oder ein böser war. Somit hatte der Jüngling die Pubertätsprüfung bestanden, sobald er berauscht war, also selbst göttlich (Schöpfer — Zerstörer) geworden, den Vater-Gott so überwunden,

— und heute? „Wer am meisten saufen kann, ist König". Der Alkoholgenuß ist eine biologische Tatsache, und keine Abstinenzbewegung (Angstausdruck) kann sie beseitigen, gehört vielmehr als negative, eben Angst-Phase zum Ablauf des alkoholischen Erlebens und seiner Beschreibung, und ihre extremen Formen und ihre Verallgemeinerungen sind Kennzeichen der Angstneurose, wie auch das Pendant, die Trunksucht eine Neurose ist (s. Bd. „Erkenntnistherapie"). Man kann übrigens auch „liebestrunken" sein, wie „Trunkenheit" („Rausch") auch eine allgemeine Bezeichnung für das (törichte, närrische, rasende, tummelnde — μόθος Getümmel, μέθυ Meth —, wild tanzende, drehende usw. — s. p. 104 ff.) Verhalten der „Festteilnehmer" war und ist. — Maisch oder Meisch ist also etwa svw. Gemisch, und zwar das zugemessene schäumende („sch" s. Nr. 180) scil. Getränk, mit dessen „Vertilgung" sich die Teilnehmer an einem Feste (urspргl. dem Pubertätsfeste, später allen möglichen Festen als entwicklungsmäßigen Aufsplitterungen des urtümlich einzigen Jahresfestes) messen, als „Männer" erweisen.

180. mischen, svw. in einer Höhle (m) auf die besondere mit sch angegebene Weise verteilen (i). Das sch ist die graphische Entsprechung eines einheitlichen akustischen Konsonanten, einer Art chemischer Verbindung aus s und ch, die im ahd. misgan, miscan, lat. miscere (Nr. 204), griech. μίσγειν noch nicht existiert. Als einheitlicher Konsonant ist sch runder (als wbl.) bzw. voller (als ml.), also weniger eingeengt als s und ch und beschreibt auch einen solchen phänomenalen Vorgang, nämlich ein rundliches, schraubendes, umrührendes Bewegen als Ausdruck von sensorischen Schmerzreflexen, so daß mischen svw. in einer Höhle umrührend verteilen. Das sch malt auch das hierbei entstehende Geräusch, d. h. das Eigengeräusch des Individuums, das gemischt wird oder sich mischt, vgl. hierzu schäumen, schluchzen, schallen, rauschen, lauschen usw. Auch in Meischen wird sowohl das Umrühren wie das Schäumen, Gischten des zugemessenen Trankes mit sch angegeben. Ganz ähnlich wie sch beschreibt die Kombination sg, sc als eine Art Vorstufe des sch. Wird die Reihe sch getrennt gesprochen, also wie in „bischen" (in Berlin: bisken) oder wie in der westfälischen Mundart „Schinken" (S-kinken), dann wird auch der phänomenale Vorgang entspr. anders erlebt

---

in sich aufgenommen hatte (wie sonst das Blut des Herrn); das christliche Abendmahl ist ein Überrest jener primitiven Sitte: an Stelle des Leibes und des Blutes des (überwundenen, getöteten) Herrn wird Hostie und Wein genommen. Ganz archaïstisch verhält sich der Trunksüchtige: auch er vollzieht den primitiven Kampf mit dem Gotte im Rauschtrank, bemächtigt sich seiner im Trinken und ist somit „selig", „göttlich" (allüberlegen: hält alle frei, weiß alles usw.), bis ihn der Katzenjammer belehrt oder er diesen „Teufel" wiederum mit „Beelzebub" (eben dem Rauschgotte) austreibt ... S. 6. Bd.

wie der mit sch als einer Einheit beschriebene: s ist enger, feiner als ch, beide (s und ch) sind enger als sch, das gutturale ch obendrein härter, gepreßter, rauher, g und k geben das Abgetrennte als tgf.-fgf. an.

181. Masche, mhd. masche, ahd. masca, die Höhle (m), die ein Gerades (a) mit rundlich-schlingenden, umschlingenden Bewegungen umfaßt, umwindet (sch), die Umschnürerin, Verschlingerin (vgl. Sphinx usw., Nr. 122), die jem. in ihre Netze lockt (Spinne, Hexe, Zauberin, das Weib dem Manne gegenüber), dann auch — und im Nhd. nur noch — ihr aus Schlingen bestehendes Gewebe, Netz, mit dem sie „umgarnt" (worin a die Länge angibt). Das Umgarnen ist ein Umschnüren und so Abtrennen, Zerlegen, Aufteilen, Abschneiden, Berauben: Freiheit, Besitz, Ehre, Leben — vgl. Liebestod, EdS. § 34 — muß der in den Schlingen des Weibes liegende Mann lassen; das sch gibt auch dieses Schmerzliche, eine Art abmessen an. — Ganz ähnlich Maske, worin sk (eigtl. „langes" s) zusammengehört, wie sg, sc in misgen, miscan, miscere, μίσγειν (Nr. 180); dieses Wort hat noch die ursprgl. Bedeutung Umschnürerin, Töterin, Hexe, „Dämon Weib", dann allgemein Schreckgespenst, Popanz auch männlichen Geschlechts, wie die die große Gottheit und ihre Zaubermacht darstellenden Tanzmasken der Völker aller Kulturstufen zeigen (Tanzfeste bei Pubertätsfeiern, Maskenbälle, Narrenspiele). Genetische Verwandtschaft zu lat. masticare kauen (Jak. Grimm) oder mandere kauen besteht nicht, auch nicht zu masculus (Nr. 67), das sich aus mas und diminut. culus zusammensetzt.

182. Maschine beschreibt ein Werkzeug als Kombination von rund und gerade, und zwar derart, daß das Runde (m) ein Füllmaterial (a) umschlingend aufnimmt (schin), zerteilt, verteilt, mischt usw., oder daß das Gerade (a) aus der Höhle, Rundung (m) über die Schwelle (sch) vor und in ein anderes Individuum, dieses zerteilend, eindringt (schin). Lat. hlg. māchĭna, mit betontem, langem a und kurzem i, also mit Betonung des Geraden und mit gutturalem ch (s. Nr. 180). Griech. μηχανή Werkzeug, auch im wortbegrifflichen Sinne (List, Ranke, jem. zu umschlingen, etwas einzufangen, zu zerlegen), mit Angabe der Schwelle, des längeren Drehens, Hin- und Herwendens, Zerlegens, Abmessens (ηχ) und dessen, worauf sich die Funktion richtet (αν); das betonte η gibt noch besonders das Weiblich-schmerzliche an. Hierher als famverw. μάχομαι kämpfe, μάχη Schlacht, μάχαιρα Messer, Schwert usw. Lat. mactare schlachten (dies Intensivum von schlagen), eigtl. jem. im Kampfe besiegen, schlagen und als Sieger, Erhabener, Großer (a) mit einem Geraden (a) den Besiegten zerlegen, zerteilen (ct), aus ihm (m) Teile herausschneiden, ihn zerstückeln, zur Höhle, zu nichte machen, niedermachen. Der aus dem Kampfe Hervorgegangene ist magnus, major, magus,

μέγας, skt. mahā, die Frau Maja usw. Hlg. unser machen, Macht, „gemachter Mann" usw. (Nr. 12, 116, 222). — Daß wir Maschine sagen und nicht z. B. Machine (auch der Franzose spricht machine maschin aus) oder Meschine usw., kann nur von der psychobiologischen Wortkunde verständlich gemacht werden.

183. Muskatnuß, semen Myristicae (Nr. 99), liefert das Muskatnußöl, das wie Moschus riecht, mhd. muscāt, muschat, worin das at besitzanzeigende Endung, svw. „habend" (mittellat. Adjekt. muscatus) und musc, musch svw. das aus der Höhle, dem Innern Abgeschiedene sowie die abscheidende Höhle ist, vgl. Moschus (Nr. 177), skt. mushkás Hode und weibliches Genitale (samen-, blut-, kindabscheidend, auch geruchabscheidend). Muskat also svw. vom Moschus, mushkas habend, auch olfaktorisch. Die Muskatnuß ist dem Hoden ähnlich, der ja auch vielfach als Nuß bezeichnet wird („Nuß" ganz ähnlich „mush" usw.).

184. Muskel s. unter Nr. 47.

185. Muskete: et verkleinernde Endung (für ette, etto) oder Angabe der Schwelle, in die „sk" eindringt; musk svw. das aus dem Innern Herauskommende, Herausfliegende (sk) und die herausschleudernde Höhle, hier Wurfgeschoß, Bolzen, Kugel und die Schleuder-, Schießwaffe. Vgl. mittellat. muschetus eine kleine Art zur Beize (Nr. 72) verwendeter Sperber, lat. musca Fliege (zu fliegen), mus Maus, Moschus usw., die alle, jedes nach seiner Besonderheit, als aus der Höhle, dem Innern herauskommend beschrieben werden, und zwar mit spezieller Buchstabenreihe gemäß der phänomenal-phänomenologischen Entsprechung. Auch andere Individuen werden als aus der Höhle hervorgehend beschrieben, wie ja jeder Übergang ein Vor-gang (aus der einen in die andere Höhle) ist, aber je nach der phänomenal-phänomenologischen Entsprechung, also auch je nach dem Übergangsstadium, das beschrieben wird, mit andern, d. h. den jeweils assoziierten Buchstaben und Buchstabenreihen. — Daß die Muskete nach dem Jagdsperber oder der Fliege benannt worden sei, ist nicht nötig anzunehmen (trotz Falkonet — Falke usw.); wir haben ja auch die Fliege nicht nach dem Herausfliegen eines Geschosses oder dessen Fliegen und Flugbahn nach der Fliege benannt. Es wird vielmehr die eigenschaftliche und funktionelle Ähnlichkeit gewisser Individuen, z. B. eines Geschützes und seiner Geschosse mit einem Stoßvogel, auch entspr. ähnlich beschrieben. (Falke, f, l schgf., ak fgf., worin k die Kraft, das Plötzliche der Bewegung, auch das Ziel, das scharfe, harte Auftreffen angibt, e schgf., Schwelle des Getroffenen, Eindringen, also Falke svw. der plötzlich-kräftig auf ein Ziel Hingleitende und dieses hart Treffende, svw. der Fallende und Fällende, aber mit spezieller Determinierung (Nr. 123); fallen — hlg. lat. fallere — svw. in langer, reduplizierter Bahn hingleiten, Funktionsbezeichnung, dessen eigen-

schaftliche Determinante quoad Farbigkeit mit „fahl, falb" bezeichnet wird. Die funktionelle Ähnlichkeit zwischen Falke und Falkonet, Falkaune ist offensichtlich. Vgl. auch Balken, Bolzen, Ball, frz. la balle, ballen, ballern; lat. ballare tanzen, βάλλειν werfen, βάλανος Eichel usw.).

186. Maske s. unter Nr. 181.

187. Muster svw. das aus der Höhle, Hülle, Gesamtheit (mu) Herausgenommene und so Abgetrennte, Gezeigte (ster). Lat. monstrum, monstrare, monasterium (Münster); μόνος (Nr. 489), indem das aus der Gesamtheit Herausgenommene abgetrennt, isoliert, allein (alles in einem) ist. Vgl. mirus, Nr. 64.

188. Most: das aus der Höhle-Öffnung (mo) Ausgeschiedene (st), nämlich der aus Trauben, Obst gepreßte Saft, der im Faß (mo) schäumend (st, mundartl. scht) zu Wein vergährt. Das st malt das Herausgleiten, die Bewegung des Saftes, auch quoad Eigengeräusch, das t speziell die explosive Erweiterung und das sich hierbei reichlich Entleerende. Vgl. Nr. 177.

189. Meste svw. abmessendes Gefäß, Gemäß, das t gibt das Füllmaterial an. Griech. μεστός angefüllt, voll, eigtl. svw. abmessend, abgemessen, Nr. 230.

189. meist: Superlativ zu mehr, Nr. 12, m Höhle, eis Schwelle, Abgrenzung und das sie Überschreitende, das mit t als fgf. gekennzeichnet wird, während es mit r in „mehr" als begrenzt angegeben wird. Das Meiste also svw. das Abgemessene als größt (s. Nr. 190). Meister der Abgemessene (= Erprobte) als größt; lat. magister, engl. mister, master (Gegensatz zu magister ist minister). Im Got. máist wird das in der Höhle Befindliche, aus ihr Hervorragende noch besonders mit a als fgf. betont, ähnlich in skt. mahischta usw.

190. Mist svw. das die Höhle-Abgrenzung Erfüllende, aus ihr Hervorgehende, Abgeschiedene (Kot, Harn), insofern Abgemessene; in der Verbindung st ist wiederum das Superlativische angegeben. Vgl. „er hat Geld wie Mist", Misthaufen als Kennzeichen des Reichtums (Viehzahl — pecus, pecunia) des Bauern usw. Got. maihstus. Genetische Verwandtschaft mit angelsächs. mīgan, hlg. lat. mingere, griech. ὀμίχειν harnlassen nicht zwingend, schon insofern nicht, als „Mist" gar nicht (bloß) Harn ist.

191. Mast: das die Höhle Erfüllende, Zugemessene oder die Füllung der Höhle (die Mast) und das aus der Höhle Aufragende (der Mast), beides im superlativischen Sinne (st).

Lateinische Homologa.

192. mus, muris Maus s. Nr. 171.

193. Musa s. Nr. 157.

194. mussare in den Bart brummen, vor sich hinmurmeln, eigtl. in der (Mund-)Höhle hin und her bewegen, sozusagen zu

lautlichem Mus zerlegen (vgl. Schmus) und dann ausstoßen, ähnlich: munkeln, worin aber die beiden charakteristischen ss nicht vorliegen (Nr. 270). Vgl. moussieren, ferner μύσσειν schneuzen, ähnlich μύζειν mit geschlossenem Munde einen Laut hervorbringen.

195. mos, moris s. Nr. 57.

196. messum, Supinum zu metare mähen, ernten, mit dem Messer abschneiden, abmesse(r)n; metari abmessen, Ziel abstecken. S. Nr. 161, 162, 275.

197. miser svw. im Schmerzstadium befindlich, vgl. miss, Nr. 162, auch „mies". Hlg. griech. μῖσος, Nr. 220. Keine genetische Ableitbarkeit von maerere traurig sein, maestus traurig, Nr. 208.

198. mas, maris Nr. 67.

199. massa Masse, Nr. 167. Hlg. μάσσω, Nr. 222.

200. musca Fliege, s. Nr. 174, svw. die aus der Höhle Herauskommende, Auskriechende (aus der Larve), Ausfliegende, auch die Fruchtbare (Ausscheidende).

201. muscellus, Dim. zu mulus Maulesel, also das Maultierjunge, das aus der (Mutter-)Höhle Geborene; mulus, Stute und Eselhengst, svw. Muttertier (mu, das l gibt das Herauskommende, auch das Aufzunehmende, scil. männliche Genitale, an), als ml. nach K.-T. 2: der zum Muttertier gehörige Hengst. Vgl. Musche, Nr. 174, usw.

202. muscus Moos, s. Nr. 160. Nicht Maskul. zu musca Fliege, famverw., nicht aber von einander abzuleiten. Die Gleichartigkeit der phänomenalen Individuen muscus und musca wird eben auch mit gleichartigen Wörtern beschrieben; beide Individuen gleiten aus der Höhle heraus, und ihre Mehrzahl ist ein Gewimmel kleiner „Teile", ein Durcheinander von zahlreichen Einzelnen (sc).

203. musculus Muskel, s. Nr. 47.

204. miscere mischen, s. Nr. 180. Im Supinum mixtum ist x metathesiertes sc.

205. masculus, Dim. zu mas, Nr. 198. Zu ulus s. unter Nr. 47 bei musculus.

206. mustela Marder (mustela martes L.), s. Nr. 26, svw. das aus der Höhle, dem Versteck (mu) Herauskommende (s) und in langen Sprüngen (tel) Dahineilende; in der Form mustella malt das Doppel-l die Mehrzahl der Sprünge. Ähnlichkeit mit Maus, mus. Man vgl. die phantastischen „Erklärungen" der historischen Etymologie!

207. mustus jung, neu, svw. aus der (mütterlichen) Höhle herausgekommen (st), das t weist auf das Aussprießen, Aufwachsen (fgf.) des Stückes (tgf.) hin. Kein genetischer Zusammenhang mit μύδος Flüssigkeit, Nässe, so daß agna musta das „noch nasse Lamm" hieße (!!), auch nicht mit mulier Weib, múhyati

wird irre usw.; auch erübrigt sich die Konstruktion eines Wortes mudstos, um zu μύ(δ)σος Makel, Verbrechen (mit der hinzugedachten Bedeutung „Nässe"!! das δ ist ebenfalls hinzugedacht!) und so zu einer Bedeutung und „Herleitung" zu gelangen, und auch ai. mōdatē ist lustig, fröhlich hat mit mustus nichts zu tun. S. Nr. 206 letzten Satz!

208. masturbari onanieren, aus mas (Nr. 67) und turbare in Unruhe bringen, aufregen. Das Onanieren der Mädchen kann auch mit masturbatio bezeichnet werden, insofern sie ihren „Penis", den Kitzler, „turbieren". Unnötig, das Wort aus manu und stuprum (mit Annahme von allerlei lautlichen Veränderungen) entstanden zu denken; stuprum svw. schmerzliches Einbuchten, Einhöhlen, mittels Stoßens, Schlagens, Schindens, speziell Schänden, etwa: Poussieren, Schlagen mit dem Penis, der Lebensrute usw.(vgl. stäupen, stuppen, stupsen, stoppen, stopfen usw.); das hat mit der Onanie an sich nichts zu tun; und in ma den Rest von manus zu erblicken, ist, abgesehen von der Wortverstümmelung, um so weniger berechtigt, als die Onanie keineswegs bloß mit der Hand ausgeübt wird. Die Nebenform mascarpio aus mas und carpio zu carpere pflücken, rupfen, abreißen („einen abreißen"); soll das etwa heißen: mit der Hand abreißen (womit wird denn sonst gepflückt?)? mascarpio ist, wer sein Genitale (mas) „abreißt", rupft.

208. maestus traurig, verstimmt, maestitia, maerere. Das ae steht hier als Trauervokal, ist ein schmerzhaltiges a, determiniert vom hgf. m und schgf. s, worin sich maestitia von laetitia, maestus von laetus, unterscheidet, so daß das ae in laetus „freudiger" ist, s. p. 52. Die Endung in maerere ist zum Unterschiede von laetari schgf. (vgl. merere, Nr. 60). maestus also svw. der aus der Höhle (m) über die Schwelle (es) soeben Hervorgegangene, als solcher ein Held (t), aber (noch) ein Stück, kurz, gedrungen, müde, matt, langsam usw. (aest, mit Hinweis auf das folgende Freudestadium [t]). Der Traurige ist gewöhnlich kurz (Stück), untersetzt, gedrungen, voll (Trauerkloß!), langsam, plump usw. — und umgekehrt ein solcher Mensch ist gewöhnlich in trauriger Stimmung. So ist maestus auch Bezeichnung des Traurigen quoad seine besonderen Eigenschaften und Funktionen, als eines vollen, plumpen usw. Menschen und mit ge-mästet, μεστός zu vergleichen (s. 2. Bd. p. 477).

Griechische Homologa.

209. μῦς Maus, Muskel s. Nr. 171 und 203. Genit. μυός svw. von der Maus, vom Muskel ausgehend, abgetrennt, zu ihr, ihm gehörig (ος); μυών muskelreiche Leibesgegend, das ω betont die Mehrzahl, die Weite der aus einzelnen Muskeln bestehenden Region, auch die Mehrzahl der Muskelfasern eines Muskelknotens

S. auch Nr. 214: μύσις Schließen der Augen usw. Skt. mūsh, mūshas, mūshakas Maus, Ratte, dazu mushkás Hode und wbl. Scham: im Innern befindlich, versteckt und selbst gehöhlt, ausscheidend, s. unter Nr. 47; wir nennen auch das Mädchen zärtlich Maus, Mäuschen und ihr Genitale vulgär Möse (vgl. Öse, Loch), wohl auch die dunkle Behaarung mit der der Maus vergleichend.

210. μυῖα Fliege s. unter Nr. 47; das i betont besonders die Feinheit, Kleinheit des Abgeteilten, aus der Höhle „fliegenden" Tieres, auch wohl das feine Fliegegeräusch der hier von der Fliege noch nicht scharf unterschiedenen Mücke. Vgl. musca Fliege, Mücke, Mucke (Muckchen Bezeichnung für ein „lockeres Mädchen", das „flügge" ist, eine „lockere Fliege"); dagegen beschreibt skt. mákshas die Mücke, Fliege als aus der Höhle hervorgegangen (a fgf.), ausgekrochen, ähnlich wie Made, auch wie Mädchen, svw. das Ausgekrochene, aus der mütterlichen Höhle Hervorgegangene, also Geborene (mhd. maget, ahd. makad, maged, got. magus, mac Knabe, Sohn, Nr. 222, auch Nr. 253, 262).

211. μύσαγμα, Weiterbildung zu τὸ μύσος. Dieses Wort beschreibt ganz ähnlich wie Mus (Nr. 156). Das Gemenge von schleimig-zäher, feuchter, schlüpfriger, gleitender Konsistenz (vgl. Sch-mutz, Sch-miere — mit Betonung der Kleinheit der gemengten Teilchen —, μύδος Nässe, Feuchtigkeit usw.) wird ausgeschieden, ausgestoßen und wird auch nach den Ausscheidungsreflexen als häßlich (Haß gestauter Hunger), schrecklich, abscheulich, widrig (Angst-Schmerz), ekelig (Überfüllung, Überdruß) bezeichnet; dann benennt μύσος auch diese Gefühle selbst, also Haß, Angst, Schmerz, Ekel und Nuancen. In μυσιάω verabscheue, habe Widerwillen gibt die Reihe ια (vgl. Nr. 118, 505) das Teil (ι)-haben (α), den Besitz an μυς, an Haß, Widerwillen, Abscheu an, in μυσάττομαι gibt die Reihe ατ in spezieller Nuance den Besitz an Abscheu, das „Vollsein", Erfülltsein mit Abscheu an (vgl. σάττειν, satt, s. p. 51 f., usw.); in diesen Wörtern wird mit μυσ das Gefühl Abscheu usw. gemeint, im Gegensatz zu den folgenden Wörtern, in denen μυσ das Schmutzige, den Schmutz, das Abscheuliche usw. benennt. In μυσαχθής gibt αχθης das „Haben" des μυσ noch besonders an, den Besitz an μυσ — vgl. ἔχω habe, ἄχθομαι bin belastet, beschwert, ἄχθος Last, Bürde, Beschwerde, d. h. eigtl. Besitz, Habe (α fgf.) als schgf., begrenzt, zugeteilt (χ), als zu groß (θ), als beschwerlich, lästig, vgl. unser Acht, geachtet und geächtet (wer die Pubertätsprobe bestanden, die Tat — vgl. p. 105 — vollbracht, „begangen", den „Sündenfall" vollzogen hat, ist Besitzer, geachtet und sofort neuen Angriffen ausgesetzt, geächtet, ein Echter, sonticus der Wahre, Echte, Schuldige, eigtl. Seiende, s. auch p. 321). In μυσαχνός abscheulich gibt das αχ ebenfalls die abgegrenzte Größe, den

Besitz, das vielfältig geteilt Langhingestreckte (vgl. unser ach *), die Ach, Ache, der Bach, Nr. 334, achern, ächzen, jachern, ἄχεσθαι usw.) an, das ν determiniert als ängstlich, beengt, eng verteilt in einer zusammenhängenden, sozusagen rinnenden Weise (vgl. ἄχνα, ἄχνη das sich oben Abhebende, z. B. der Schaum des Meeres, des Weines usw.); μυσαχνός also svw. schmutzbedeckt, dem Wesen nach reichbefleckt, somit abscheulich; μυσάχνη Hure, svw. Dreckschwein, Saustück. In μύσαγμα Befleckung, Zufügung von Flecken, Schmutz, Abscheulichem und das Befleckende gibt αγμα die Masse (vgl. μάγμα Nr. 222, ἄγμα, φράγμα, μάλαγμα Nr. 395) an, von der μυσ ausgeht (vgl. ἄγω, lat. ago), die μυσ führt, μυσ-haltig ist, aus μυσ besteht und μυσ an Berührtes abgibt, sowie diese Übertragung des μυσ.

212. μυσαρός aus μυσ (Nr. 211) und αρος, worin αρ das aus Teilen (ρ) Zusammengefügte, in dieser Art Große, Volle (α fgf.) angibt (vgl. ἄρειν, mit Reduplikation ἀραρίσκειν zusammenfügen, verbinden, aus Teilen ein Ganzes, Volles machen, ἄρχειν der sein, der die Pubertätsproben (ρχ) bestanden, die Schwelle (ρχ) überschritten hat, also der Große, Erste, Held, Herrscher sein, der als Anführer, Her-zog etwas tut, was die andern mitmachen, so daß eine verbundene, ge- und verfügte Handlung geschieht, usw., vgl. p. 323f.); μυσαρός also svw. groß in μυσ, voll von μυσ, derart mit μυσ ausgestattet, daß die vielen Flecken, Schmutzteile ein Zusammengefügtes, Großes ergeben, ganz und gar befleckt, unrein.

213. μυσάττομαι s. Nr. 211, 212.

214. μύσις das Zusammendrücken (der Augen, des Mundes usw.), zu μύειν sich schließen: μ Höhle, υ Höhle-Öffnung-Schwelle

*) Der Seufzer „ach!" beschreibt ein Gerades, das die Schwelle (ch) passiert, das schmerzliche (zerteilte, gedrehte, gequälte usw.) Männliche quoad Gefühl, ist also ein schmerzlich-trauriger Ausruf. Vgl. ἄχος Schmerz, Betrübnis, Ärger, ἄχομαι bin betrübt, traurig, synonym mit ἄχθομαι, sofern dieses Wort Gefühle angibt, ferner ἀχέω (später ἠχέω) töne, lasse ertönen (vgl. Echo) usw., Ἀχιλλεύς aus ἀχ und ἴλλω drehe, winde, also svw. der sich in Schmerzen Windende, Gemarterte (Nr. 27, 146, 228), Verwundete (vgl. χριστός Nr. 64, 98, Maria, die Schmerzensreiche, Nr. 16), der Schmerz-, Kampferprobte, der die Pubertätsmartern bestanden hat, der Held, Sieger, Herr (die Herleitung von Ἀχιλ[λ]εύς aus ἀχι und λαός Volk, so daß der Name etwa svw. Herold, Rufer des Volkes zum Kampfe bedeuten würde, will mir nicht einleuchten, das Rufen zum Kampfe ist kaum als schmerzlich-traurig aufzufassen, einem solchen Rufer würde das Volk gewiß nicht folgen); vgl. auch Ὀδυσσεύς zu ὀδύσσομαι zürne, grolle ὀδύρομαι wehklage, ὀδύνη Schmerz, ὠδίς Schmerz (spez. Geburtsschmerz, p. 49) usw., also svw. der Schmerz-, Schwergeprüfte, der viel durchgemacht hat, der „edle Dulder". Vgl. χριστός Nr. 27, 64, 98, p. 48, p. 241, 1. Bd. p. 676, Messias zu messen Nr. 161, also der Gemessene, Erprobte usw. (wie χριστός) und somit Gesalbte (hebr. משׁיח), wovon „Messias" ausgegangen ist). Der Held ist immer der, der die Pubertätsprüfung bestanden hat, mag er lebendig oder tot davongekommen sein. S. 1. Bd. p. 691 Fußn.

(letztere im ε des υ), vgl. Mühe, müde usw. S. auch Nr. 47. Das ι der Endung gibt die Enge der Schwelle besonders an.

215. μύσος s. Nr. 211 und 214.

216. μοῦσα s. Nr. 157.

217. μόσυν, μόσσυν ein hölzernes Haus, hölzerner Turm (Μοσύνοικοι Volk an der asiatischen Küste des Pontus Euxinus, Holzhaus-, Holzturmbewohner); das Wort beschreibt die Höhle-Öffnung (Enge)-Schwelle, wie das auch das Wort „Haus" tut; nur ist die Gestalt des Hauses, die Anordnung der Räume mit μόσυν anders angegeben wie mit Haus. Vgl. frz. maison (das ich aber nicht etwa als von μόσυν „abstammend" angeben will). S. p. 42.

218. μέσος, μέσσος mitten, in der Mitte, eigtl. abgemessen, vgl. Nr. 161; die Stelle, bis zu der gemessen wird, die abgesteckt ist, ist von der Stelle, von der aus gemessen wird, ebenso weit entfernt wie von allen möglichen andern gleichweit entfernten Punkten, insofern befindet sich das Gemessene als abgesteckter Punkt stets „in der Mitte", und Mitte (Nr. 251) heißt eben auch svw. abgesteckter, abgemessener, beim Messen abgesteckter Punkt. Vgl. Mittag, Mittwoch usw., ferner μετά, μετρεῖν usw., lat. medius, metare usw., skt. mádhjas medius, mâtrâ Maß usw. Die WSn. mit s als Endkonsonant beschreiben bis zum Schwellen-, die WSn. mit d, t als Endkonsonant bis zum Trauer-Freude-stadium, s. unter Nr. 156, 161.

219. μισέω verabscheue, hasse, mit Betonung des Schmerz-stadiums (ι für υ in μύσος), s. Nr. 211, auch Nr. 197. Das ι hat einen schärferen, zugespitzteren, stechenderen Charakter als das e und als das υ. — Das Wort „Haß" beschreibt eigtl. den Kampf, Streit, den „Hader", wobei das a entweder agf. oder angsthaltig-fgf. ist, im letzteren Falle also den Erfolg, die Größe, Macht der Streiter betont (mhd., ahd. haz, got. das hatis, altnord. hatr, vgl. Hatz, Hast, Hader usw.); dann auch die „zurück-gehaltene" Kampflust, den gestauten Streithunger, den gestauten Hunger überhaupt.

220. μῖσος Haß, Abscheu, Feindschaft, s. Nr. 219. Das lange ι malt die Dauer, das wiederholte Auftreten, auch die Intensität.

221. μασάομαι, μασσάομαι ein Ganzes (α) in Teile zerlegen (σ), somit abgrenzen, vgl. Nr. 164, 165, messen, Nr. 161, speziell mit Mund und Zähnen, also svw. zerbeißen, mahlen (Mahlzähne), verzehren, kauen (Nr. 234). Lat. masticare.

222. μάσσω mache zur Masse, massiere, s. Nr. 167, also knete, drücke, quetsche, betaste, streiche, bestreiche, wische usw. — und alle diese Wörter bezeichnen ein Zerteilen, Zerlegen eines Ganzen. Auch das Kauen (Nr. 221) ist ein Kneten, Quetschen, Zur-Masse-machen, aufteilen. — Das α betont auch die Gesamt-heit der Teile, die σσ angibt, die Größe dieser Gesamtheit. In der attischen Form μάττω weist das reduplizierte ττ auf die große

Anzahl der Stücke (tgf.-fgf.) hin; vgl. nhd. matt svw. aus der Höhle zerstückt hervorgegangen, s. Nr. 253, auch σάττω unter Nr. 211 usw. Ähnlich beschreiben perf. μέμαχα, worin χ die Schwelle, die Teilung angibt (vgl. Maschine, machina usw., Nr. 182, ἄχθός, Nr. 211), und μέμαγμαι, worin γ das Stück angibt; hierzu μάγμα Geknetetes, Zerteiltes als Gesamt, Masse (Nr. 211 Schlußsatz), μάγις Backtrog als das μάγμα-haltige, μαγεύς Bäcker, eigtl. Kneter, μάγος der große Zerleger, Deuter, Wahrsager (Nr. 12), skt. mak zerlegen, zermalmen, lat. macerare zermürben, mactare schlachten usw., magnus der Teil (g) als groß (Nr. 182), mächtig, got. magus, mac Knabe, Sohn, der „Hochwohlgeborene" (vgl. Nr. 210, 350), der aus dem Mutterleib kraftvoll Hervorgegangene, von der Mutter Abgetrennte, die Mutter kräftig Zerlegende, aus ihr Heraus- und Heranwachsende, ahd. māged, mhd. maget Magd, Mä(g)dchen (Nr. 210, 262), mâc, mâg, mâgr Blutsverwandter, Mage, ferner ahd. mago, mhd. mage Magen svw. die fassende (a) und zerteilende, Masse, μάγμα bildende (g) Höhle (m), K.-T. 2, der mächtige Fasser, Zerteiler und Ausscheider, K.-T. 3, mager zerlegt, ohne Fett (macer); ich mag zu mögen, vermögen, hochmögend, gemocht, Nr. 376, usw.. — Kein Ableitungs-Zusammenhang mit μάω taste an, μαίομαι, μαιμάω strebe, verlange heftig, trachte, μαιμάσσω bin heftig bewegt, verlange leidenschaftlich usw., wohl aber Sippverw.

223. μάσσων, μᾶσσον, Nebenform zu μακρότερος, länger. μακρός beschreibt das Lange als abgeteilt (ρ), μάσσων gibt mit dem σσ die Mehrzahl der langen Stücke, das „Massige", „Massenhafte", also das Ganze als zerlegt an, vgl. Nr. 222. Die Komparativendung τέρος beschreibt das Überschreiten der Schwelle, das Heraustreten des Geraden (τ) als Teil (ερ) aus dem Runden über die Schwelle (ερ) — vgl. τείρω reibe, zerreibe, teile ab (δείρω, δέρω schinde), τέρας eigtl. das Hervorgehende, sich Heraus-, Abhebende, aus dem „Nichts" die Schwelle Überschreitende und so Erscheinende, also das Zeichen, Wunder (s. Nr. 21, 64), Ungeheuer, die Mißgeburt, der Stern, die glänzende Lufterscheinung, der Regenbogen usw., wobei das τ auf die fgf. Größe hinweist (wozu τέρμα terminus, Ziel, Endpunkt, τέρμων Grenze, τέρθρον Ende, Spitze, ἀστήρ Stern, nhd. Aster, hlg. skt. tar durchmachen, überwinden, táras Vordringen, tárman Spitze, tārā́ Stern, lat. hlg. stella für sterula, astrum, ahd. sterro Stern, terra Erde, ferner τορέω durchbohre, usw., vgl. auch θύρα Tür, Tor, p. 103 ff., altsächs. thurh, thuro, ahd. duruh, durh, mhd. durh, durch usw. usw., s. auch Nr. 544). Die Komparativendung, auch unser -er (größ-er usw.), gibt also an, daß das eine Verglichene sich gegenüber dem andern „durchgesetzt hat", erschienen ist, es überwunden hat.

224. μόσχος svw. das aus der Höhle-Öffnung-Schwelle Hervor-

gehende, „Schwellende", Sprießende, vgl. Nr. 177, also der Sproß, Sprößling der Pflanze, des Tieres (bes. der Kuh), des Menschen. Mit dem Worte ὄσχος wird nur die Höhle (μ) nicht besonders angegeben; ὄσχη auch Hodensack — vgl. skt. mushkás, ferner ὄρχις Hode, der Umhüllte und Abscheidende, ὄρχος Umhegung, Gehege, abgeteilter Raum, ὀρχέομαι tanze, springe, hüpfe, eigtl. den (heiligen, geweihten, abgegrenzten) Ort, den Bezirk der Pubertätsfeier und ihrer Abkömmlinge betreten, sich auf diesem Festplatze tummeln, Tanz-, Narrenspiele usw. begehen. (Vgl. dagegen Curtius, l. c. p. 593).

225. μίσχος Blatt-, Fruchtstiel, sozusagen ein kleiner (ι) μόσχος. Das Neutr. τὸ μίσχος Wollflocke, also sprießendes Haar, als gerade-rund, „neutral". Das ι betont also die Enge der Schwelle.

226. μασχάλη Achselhöhle, als gefüllt und ausscheidend, also quoad den sich anschließenden Arm (α), der sozusagen aus der Achselhöhle herauskommt (Nr. 128, 388), auch quoad riechendes Sekret der Achseldrüsen, Behaarung usw. (K.-T. 2); die Reihe αλ gibt das Aufragen (α) und die Wendigkeit, gleitende Beweglichkeit, (λ) der Schulter an — vgl. ἀλ in ἀλέω wende ab, ἀλέξω wehre ab, ἀλετρεύω mahle, ἅλς Meer, s. Nr. 11, ἄλλος entgegengesetzter (Nr. 293), Aal svw. der Langhingleitende, sich schlängelnde Lange usw. usw. — Weniger ausführlich beschreibt μάλη Achsel; dieses Wort gibt das Aufragen und die Beweglichkeit, das „Mahlen" an, wie „Achsel", ahd. ahsala, lat. a(x)la, axilla, ἀκχός, ferner Achse, ahd. ahsa, lat. axis, ἄξων, skt. ákshas das Erhabene, Ragende, Lange als gedreht und sich drehend, wendend beschreibt (vgl. ἄγω treibe, führe, skt. ágāmi gehe, treibe, schwinge, lat. ago usw., auch die p. 59 erwähnten Wörter).

227. μύσταξ svw. der die geschlossene Mundhöhle (μυσ) Überragende (ταξ), die Oberlippe und ihr Bart, der über den Lippenspalt vor- und herunterhängt (frz. les moustaches); zu ταξ vgl. τάξις Anordnung, Reihe von Teilen, τάσσειν zu einer Reihe zusammenstellen (Nr. 392) usw. Man kann das τ auch zur WS. rechnen, ohne daß die Bedeutung sich ändert. Ganz ähnlich βύσταξ Schnauzbart, worin das β auf die (beginnende) Öffnung und Füllung der Mundhöhle (υσ) hinweist, vgl. βύσμα das (in die Höhle-Öffnung-Schwelle) Hineingestopfte, der Pfropf, Spund, nach K.-T. 2, βύω stopfe voll (vgl. μύω Nr. 228). Auch Schnauze, Schnute beschreibt mit schnau die abgegrenzte Mundhöhle (oft einschl. Nasenhöhle, vgl. schneuzen, schnauben [μύζειν], während schnauzen sich nur auf den Mund bezieht), aus der etwas (sch, z, t) herausgeht, und Bart ist das Langhervorragende, fgf. Männliche, das „Getragene" (vgl. barba, skt. bar tragen, p. 111), also Schnauzbart ist die genaue Übersetzung von μύσταξ. Siehe auch Nr. 235, Nr. 64.

228. μύστης, μυστήρ (in die Mysterien) eingeweiht, der die Pubertätsproben zu bestehen hat und dann die Geheimnisse (der Erwachsenen) kennt („schaut", p. 57f.), und zwar sowohl derjenige, der die Reifeprüfung ablegt (der Prüfling, μύστης), wie derjenige, der sie vollzieht (der Prüfer, μυστήρ). Das μυσ gibt die Höhle-Öffnung-Schwelle an, aus der der Prüfling beim Bestehen der Pubertätsproben hervorgeht, dieser selbst wird mit σ, η als schgf. und mit τ aus tgf.-fgf., als erfolgreich, Vollender, Vollbringer, Sieger beschrieben, das ης gibt auch die Schwelle, die Abgrenzung zur neuen Gemeinschaft, des neuen Lebenskreises an, in den der Prüfling mit Bestehen der Prüfung eintritt; μύστης also svw. der aus dem bisherigen Lebenskreise (der Kindheit) die Schwelle in den neuen Lebenskreis (Jungmannen-, Jungfrauentum, juveniles Zeitalter) Überschreitende; fem. μύστις Eingeweihte (und Einweihende), worin die wbl. Endung ις im Gegensatz zur ml. Endung ης die Enge, Feinheit, Zierlichkeit, Kleinheit der Schwelle und der sie Überschreitenden angibt. Als μυσ wird im engeren Sinne auch der abgegrenzte Platz, der heilige, geweihte Bezirk, in dem die Pubertätsproben stattfanden und -finden (vgl. Klausurarbeiten bei unsern Prüfungen usw.), bezeichnet, das templum (griech. hlg. τέμνειν, τέμπειν schneiden, abgrenzen, lat. tempus Zeitabschnitt [2. Bd. p. 83 f.], contemplari einen Abschnitt des Himmels und der Erde mit dem Augurstabe umschreiben und darauf „Betrachtungen", z. B. des Vogelfluges anstellen und so „wahrsagen", temnare eigtl. jem. schneiden im Sinne von abschneiden, beschneiden, im Pubertätskampf verstümmeln, verletzen, verhöhnen, „schneiden", auch im Sinne von aus der Menge der übrigen ausscheiden, als Adepten für die Pubertätsproben absondern, usw.) — das templum also, das nur die Schar der Prüflinge und ihre Prüfer betreten dürfen, das abgeschlossen (μύω, Nr. 21, 36, 47), geheim ist und Abgeschlossenes, Geheimes (μυστήριον), die Geheimnisse der Erwachsenen, hier speziell der Prüfer (μυστήρ, worin die Betonung des η und das ρ die Genauigkeit, Schärfe der Abgrenzung, der Abgeschlossenheit, Verschlossenheit unterstreicht) enthält. Die Pubertätsproben (Initiationsriten — inire hineingehen) waren urtümlich auf Leben oder Tod abgestellt und waren und sind auch in den Zeiten höherer Kultur, wenn auch entwicklungsmäßig gemildert, so doch hochkritische Erlebnisse; so betont das Wort „Einweihung" das Schmerzstadium (weihen, Weh, weichen = zermürben, Weib s. p. 40f. usw.), und in der Prüfung (prüfen, prügeln, probare) wird man geschunden, gequält, geschliffen, gepiesackt usw., hat man schwere Mühen zu bestehen (p. 49, 106, Nr. 27, 36, 211, 233 usw.), wird bemüht und müde, matt (s. Nr. 222) usw.

229. μύστρος, μύστρον Löffel, Meßgefäß, also Höhle-Öffnung-Schwelle, die abteilt, in die ein Abgeteiltes, somit Abgemessenes eingeht.

230. μεστός s. Nr. 189 Meste.

231. μιστύλη, μυστύλη Löffel, ausgehöhltes Brotstück als Löffel, s. Nr. 229. und 232.

232. μιστύλλω zerstückeln, vgl. Mist, Nr. 190. Die Reihe υλλ gibt die den Behälter, die Höhle füllende Vielheit der Stücke diminutiv an (vgl. Müll, Nr. 311, usw.).

233. μισθός das Zugemessene, der Anteil, der Lohn. Das θ als th gibt das Gerade (t) in Verbindung mit dem Runden (h), das Gerade als reif, reich, vollkommen an (Nr. 408, 502); die englische Aussprache des th entspricht der Haltung der Zunge als eines Geraden (t) in der Zahn-Lippenspalte als eines Runden (h). Dem einfachen t fehlt diese vervollkommnende Determinante; sie geht im Wandel der Sprache dem th vielfach verloren (thun, Thor usw. — tun, Tor usw.). So liegt auch in dem θ des Wortes μισθός der Hinweis auf die Leistung, auf ihre entwicklungsmäßige Reife; μισθός ist nicht ein beliebiger Teil, sondern der verdiente, wohl erworbene Teil, auf den einer dank seiner Arbeit Anspruch erheben darf, der ihm zukommt, verabredet ist. Das Kind erhält noch keinen Lohn im reifen Sinne; es arbeitet nicht, sondern spielt; sobald der Mensch „verdient", ein „Verdiener" (vgl. Diener) geworden ist, hat er die Pubertätsschwelle überschritten, ist er erwachsen, „älter" (Eltern), Arbeiter, Erbe, Besitzer, mindestens der Leistungsfähigkeit, die ihm der Arbeitgeber mit dem angemessenen Anteil des Ertrages abkauft; vgl. merere, Nr. 60. So ist auch „Lohn" (Nr. 112) svw. Anteil, „lohnen" svw. Anteil geben, mit Betonung der Öffnung (o), aus der der Anteil hervorgeht, die bei der Verteilung an dem, wovon abgeteilt wird, entsteht; vgl. lehnen svw. die Schwelle passieren, abteilen, abgeben (l gibt das abzugebende Gerade als schgf., eh die Schwelle als gedehnt, mehrfältig, n als gewunden an, en ist Infinitivendung), entlehnen, ablehnen, anlehnen, hinauslehnen, Lehen, leihen usw. Mit „Sold" wird das „Soll" als Teil (d) beschrieben; sollen svw. herausnehmen, d. h. die Schwelle-Öffnung überschreiten, eindringen und Füllendes, Gerades aus oder in einer Mehrzahl (ll) abtrennen, ahd. scelan (vgl. hlg. lat. scelere), got. skulan svw. sondern, trennen, spalten, verletzen, eigtl. aushöhlen, z. B. jem. etwas abschneiden und somit ein Leeres setzen, aus einem Behälter Füllendes (Besitz) herausnehmen, ihn z. T. oder ganz leeren, wozu schulden, Schuld (svw. das in der gen. Weise vor sich gehende Herausnehmen, der Eingriff, dann auch — K.-T. 2 — das Herausgenommene, was man sich angeeignet, „herausgenommen" hat, und wofür man den Gegenwert zu geben hat, vgl. Nr. 362, 539) usw. Sold ist das, was gesollt, geschuldet wird, wobei das d (tgf.) auf die geringe Größe, das Festverabredete, Vereinbarte hinweist (solidus fest); der so in Sold Genommene ist Söldner (das e im ö gibt

das Teilnehmen am Sold an), Soldat. — Mit Schuld ist auch sippverw. Schule svw. abgegrenzte (sch, l) Höhle, Umfassung, in die über die Schwelle (sch) etwas (l) eingeht, also Ort der Versammlung, geschlossener Bezirk (Nr. 36, 228; vgl. fanum, templum, der heilige Bezirk, der Versammlungsort auch im Sinne der Schule war, die Priester als Lehrer, Klosterschulen usw., ferner Versammlungsort im pro-fanen Sinne), dann auch die Versammlung, die Versammelten (K.-T. 2); schulen svw. in die Versammlung aufnehmen (einschulen), sich in der Schule, im abgeschlossenen Raum befinden, verborgen sein, im Verborgenen liegen, lauern (vgl. schielen, -ie schgf., schräg sehen). Mhd. schuolhûs Schulhaus, svw. Erziehungs- und somit Zucht-Haus, daneben schûlhûs Hurenhaus, eigtl. Gemeinschaftshaus (vgl. die Redewendung „mit Schulern und Buhlern umgehen", EdS. p. 670). Ahd. scuola, lat. schola, griech. σχολή Versammlung, eigtl. Anhalten und so Verweilen, Zeit-, Muße-Haben, spez. zum Lehren, also zu ἔχω habe, halte, ἴσχω aus σεσέχω, also reduplikativ, svw. halte intensiv, halte fest, usw. (s. auch unter Nr. 13). Die ursprünglichste Versammlung war die, in der der Junge mit dem Alten auf Tod und Leben kämpfte, also die Pubertätsversammlung; bei steigender Kultur nahm die Zahl der Versammelten zu, die Reifeprobe milderte und vervielfältigte sich, es wurde geschunden, gemartert usw. — daher der in Nr. 27 zitierte Ausspruch des Menander („Wer nicht geschunden worden ist, ist auch nicht erzogen") oder des Hesiod „τῆς δ' αρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν", d. h. „die Mannestugend, die Mannbarkeit ist nach göttlichem Gesetz nur mit schwerer Mühe (Schweiß) zu erreichen", vgl. die Arbeiten des Herkules, den Tod des Jesus, des Sokrates, des Giordano Bruno usw. (Nr. 211 Fußn.). Vgl. Zuchthaus als Strafanstalt; es sollte Erziehungshaus werden, wie sein Name besagt, vgl. meine Aufsätze im Arch. f. Kriminol. Bd. 81, H. 4 und Bd. 84, H. 2/3, auch Rahn, Psych.-Neur.Wschr. 1933 H. 44.

234. μαστάζω zerlege ein Ganzes in große Stücke; μαστ svw. Mast, Nr. 191, das die Höhle (μ) Erfüllende (α), ja über sie Hinausragende (στ), das die Höhle maximal Erfüllende, der Vorgang der maximalen Erfüllung, Vollstopfung, αζ das Zerteilen (ζ) der Füllung (α) zu großen Stücken (α), vgl. atzen, ätzen, äsen, essen. Das Wort bezeichnet speziell den Vorgang der Mundfüllung und das Kauen mit vollem Munde (lat. masticare). S. Nr. 222, 225, 235, 239.

235. μάσταξ der gefüllte Mund, auch das über ihn Hinausragende: die Oberlippe mit Bart, vgl. Nr. 227.

236. μαστεία Zerlegung eines Ganzen, somit Suchen, Forschen, s. Nr. 237.

237. μαστεύω zerlege ein (die Höhle füllendes) Ganzes, suche, forsche. Die Form ματεύω beschreibt ohne das schmerzliche s.

Die Reihe ευ gibt den Erfolg, das Eindringen (ε) in die Höhle (υ) als „dunkles Gebiet" an (vgl. „Freude", p. 51f.), ähnlich wie ει in μαστεία die Überschreitung der Schwelle betont. Das α der WS. gibt das Gerade an, das in die Höhle ein- oder aus ihr ausgeht und somit abgemessen, abgeteilt wird: nur ein gewisses „Maß" kann eine Höhle füllen. Mit ματεύω wird dieses Ein- oder Austreten ohne den schmerzlichen Einschnitt (σ) als „fortlaufende" Handlung beschrieben, er wird dagegen in ματίζω nachträglich mit ιζ angegeben. Alles Forschen ist ein Abmessen, Eindringen, Zerlegen, „Analysieren" eines Gesamt als solchen (vgl. μάττω, Nr. 222), wobei freilich die so entstandenen Teile sich während ihrer Entstehung zu neuen Ganzheiten zusammenfügen (Synthese, 1. Bd. p. 619 f.); dieser Vorgang wird in den gen. Wörtern mit dem α hinsichtlich des beteiligten Geraden, in den Wörtern suchen, forschen mit μ bzw. ο hinsichtlich des beteiligten Runden, des Auslangens bzw. des ängstlichen, vorsichtigen, einengenden Strebens beschrieben. Aber — es irrt der Mensch, solang er strebt; kaum hat er ein Problem (vermeintlich) bewältigt, so tritt ein neues, eine Fülle neuer Probleme an ihn heran, und all sein Mühen ist umsonst, eitel, töricht, vergeblich: die Wahrheit — so lehrt der Dämonismus — wird er doch nie erreichen, auch nach dem Haupterlebnis des extrauterinen Lebens, der Pubertätsprobe, muß er einsehen, daß die hochgespannten Erwartungen, Hoffnungen und Ängste, mit denen der Knabe, das Mädchen in den großen Kampf zog, daß der wilde Taumel, das rasende Vorwärtsstürmen über die große Schwelle (p. 104) nur eine Episode waren, ein Rausch, auf den die Ernüchterung, der Katzenjammer, die Ermattung (Nr. 253), das Trauerstadium folgt. Diese Resignation (Trauer-Reue) liégt in den Wörtern ματεύω, ματία vergebliches, erfolgloses Bemühen, matte Langsamkeit, ματάω vergeblich, langsam tun, zaudern, μάτη vergebliches, also törichtes, eitles Beginnen, μάτην vergeblich, umsonst („Es ist all unser Tun umsonst, auch in dem besten Leben"), μάταιος eitel, nichtig, töricht, ματάζω handle töricht usw. (worin mit αι und αζ reduplikativ die Unablässigkeit, Hartnäckigkeit des Suchens angegeben wird). „Alles ist eitel" — sagt nur der Dämonist in seinem Zweifel, seiner Verzweiflung — oder er sagt: ignoramus, ignorabimus. Wir aber sagen: non ignoramus, die realische Einsicht ist das Ende aller Zweifel, die Lösung aller Rätsel. — Das α in den gen. WS. kann also auch trauerhaltig oder tgf. sein (d. h. für den fehlenden Trauervokal stehen), das Gerade als Stück, Abgemessenes, den Menschen im Trauerstadium des Überganges bezeichnen. Den Wörtern der WS. μαστ kommt die resignative Bedeutung nicht zu, das σ ist vor τ komparativisch-superlativisch (vgl. Nr. 189, 190), weist auf den Abschluß, das Fertigsein hin. — Vgl. μανθάνω, lerne, Fut. μαθήσομαι, τὸ μάθημα das Gelernte, die Wissenschaft (spez. Mathematik), Nr. 517.

238. μαστήρ (μαστρός) Aufspürer, scharfer Nachforscher (z. B. nach dem Vermögen der Verbannten), Eindringer in Geheimnisse, mit α als gerade, ml. beschrieben, s. Nr. 237. Die Endung ηρ betont die Schwelle als wesentlich, das Nachdrückliche, Heftige, Gründliche des Nachforschens. Auch ohne σ: ματήρ; dieses Wort bezeichnet den Aufspürer als oft erfolglos, als umhersuchend (ματ, Nr. 237). Vgl. dor. ἡ μάτηρ für att. μήτηρ mater, Mutter; das dor. Wort hat wie das lat. mater ein langes betontes α, mit dem das die Höhle (Gebärmutter-Scheide) Füllende, determiniert vom τ, das die Schwelle ηρ überschreitet, auch die Mutter selbst als die große Ausscheiderin (die sich teilt) und somit Umschlingerin, Umschnürerin bezeichnet wird; s. Nr. 296.

239. μαστίζω, vgl. μαστάζω; das ι betont den Schmerz, die Zerlegung als scharf, fein, schneidend, vgl. spitzen, spritzen, flitzen, kitzeln, splittern, scindere, σχίζειν usw. (Nr. 381). Speziell beschreibt das Wort das Zerlegen, Zertrennen der Haut mittels der hinflitzenden Geißel, die auch mit μαστ (vgl. Nr. 191, 240) angegeben wird.

240. μάστιξ, ion. μάστις Geißel, Peitsche, eigtl. das aus der (Hand-)Höhle oder der runden Anordnung (μ) langhin sich streckende, hinflitzende und so (die Haut) schneidende, beißende, zerteilende Gerade. Das Wort „Geißel" (Geisel) beschreibt das Gerade (g) als schgf., sich drehend, kreiselnd (eiß) und sich so in das Getroffene einbeißend (Nr. 72), einreißend; el ist Substantiv-Endung, gibt das individuelle Abgegrenztsein an *) (vgl. Zügel, Flügel, Engel usw. Nr. 357). Der Geisel ist der aus einer Schar, einem Ganzen durch Schlag, Berührung, Abgesonderte, Auserwählte (ahd. kisal, wozu kiesen prüfend auswählen, vgl. küren — Kurfürst, Walküre, Nr. 324), als Teil von den Seinen Abgetrennte, Geschlagene, für alle Gegeißelte und weiterhin zu Geißelnde. Die Geiß ist die Stoßende, Schlagende, auch im genischen Sinne (Nr. 442). — Ähnlich beschreibt Peitsche: das plötzlich lang zischend vorspringende Gerade (poln. bicz, wie man auch pitschen, pitschern sagt; die Peitsche „beißt"; vgl. lat. petere, impetus, πέτεσθαι fliegen [Nr. 140] usw.). — Vgl. μάσταξ, Nr. 235 und Nr. 239; das Zerlegende, Beißende sind hier die Zähne. Wie „die Geißel" zu „der Geisel", so verhält sich μάστιξ Geißel zu Mastix Harz der Pistacia Lentiscus, griech. μαστίχη, die man im Orient (wie Kaugummi) kaute und kaut. Mastix also svw. das zu Kauende, Gekaute. Das Suffix ιχ in μαστίχη, μαστιχάω (knirsche mit den Zähnen) betont das Einstechen, den Stich. — Vgl. auch Nr. 131.

241. μαστός das strotzend voll Hervorragende, speziell die Mutterbrust (mama, Reduplikation beim kindlichen Lallen,

*) „el" mdartl. auch Diminutivum, für „lein" (z. B. Kindel — Kindlein, bissel = bischen, eigentl. bislein); s. auch unter Nr. 47.

vgl. Papa, Pipi, Popo, Bäbä usw.), auch Hügel, Kuppe. Vgl. Nr. 191. Dagegen μαζός Brustwarze, dor. mit metathes. δς = ζ μασδός svw. das in den Mund des Kindes Hineinragende und „Gekaute" (vgl. Nr. 234 „Geknetete", ferner μαζάω knete, μάζα Geknetetes, vgl. Nr. 222, 265).

Familie „mut" und Sippenverwandte.

Deutsch.

Gem. WS.	mut	Mut Mutich Mutt Mutter	Motte	Meter Mett Mette	mit Mitte mitteln	matt Matte
Gem. WS.	mutz	Mutz Mütze mutzen	Motz Motze motzen	Metz Metze metzen Metzger		Matz

Lateinisch.

Gem. WS.	mut	mutare mutilus muto mutus muttire	motus	meta metari metere metiri metella metellus metus	mitis mittere	mater materia matia matta matula maturus matus

Griechisch.

Gem. WS.	μυτ	μύτις μύτιλος μύττος	μοτόν	μετά μέταλλον μετρέω μέτρον μήτηρ μητιάω μῆτις	μίτος μιτόω μίτρα μίτυλος	ματάω μάταιος ματάζω ματεύω μάτη ματία μάτιον ματτύα

Erläuterungen.

242. Mut: Mu Höhle, t das aus ihr Hervorgehende (Gerade, Ml.). Mut beschreibt den Vorgang quoad Gefühlsspezies (vgl. p. 45 f.), und zwar das Hungerstadium mit Hinweis auf den Erfolg (t), also den Hunger, mit Hinweis auf das Trauer-Freudestadium, im engeren Sinne den Hunger, dem Ausdrucksbewegungen der Skelettmuskeln entsprechen, während Gemüt Bezeichnung für das Hungergefühl, dem innere Ausdrucksbewegungen entsprechen, weiterhin überhaupt für die Gesamtheit der Gefühle, und zwar speziell der genischen Gefühle ist. Mit den Wörtern hoch-, edel-, frei- usw. mütig werden die Gefühle, speziell die Hungergefühle nach den verschiedenen Gesichtspunkten, die sich aus den Ausdrucksbewegungen ergeben, also quoad Differenzierung, Richtung, Intensität, Rhythmus usw. bezeichnet. An-

mutig, mißmutig usw. wie umgelautetes -mütig. Aus diesen Adjektiven sind die Substantiva die Anmut, die Demut usw. entstanden. Muten svw. hungrig sein wonach, begehren, suchen, z. B. in vermuten, im Bergbau muten (wozu Mutung) usw. Mhd. muot, ahd. das und der muot, muoth, muat, moad, mot, got. môds (mehr Unwille, Zorn), griech. θυμός (mut umgekehrt θυμ, p. 312). t ist fgf., oft aber trauerhaltig oder Hinweis auf das vorangegangene Trauerstadium oder Ersatz für tgf. Konsonanten.

243. Mutich mit mooriger, fauliger Erde gefüllter Grund, auch die Moorerde selbst (K.-T. 2), der Modder, mitteld. das mot Schlamm; weiterhin auch mit andern Dingen (Geld, Obst usw.) gefüllter Behälter.

244. Mutt, Mött, ein Meßgefäß, Maß für Getreide, Flüssigkeiten, also eine Höhle für oder mit Füllung (tt).

245. Mutter, die in die (Geschlechts-) Höhle (mu) wiederholt Aufnehmende und Abgebende (tter), die Empfängerin und Gebärerin. Vgl. Nr. 238. Lat. mater, Nr. 281, griech. μήτηρ, Nr. 296. Vgl. auch Nr. 174. — Hierzu Schraubenmutter = das die ml. Schraube aufnehmende hohle Gewinde; Mutterlauge = die ein Salz in Lösung enthaltende und es ausscheidende Flüssigkeit usw.; gelegentlich heißt auch das Ausgeschiedene Mutter, z. B. der Bodensatz bei Wein, Essig (vgl. Modder, Nr. 243), auch werden nicht selten die Kinder, also die aus der Mutter (Gebärmutter) Ausgeschiedenen nach dieser Herkunft als Mutterchen, Muttelchen usw. zärtlich bezeichnet (K.-T. 2).

246. Motte, wie Mutter die Fruchtbare, nur gibt o die Öffnung an, durch die die Eier abgelegt werden bzw. durch die der junge Schmetterling auskriecht, und die Endung e ist weniger präzisiert wie die Endung er; Motte also svw. die sich vielfältig Teilende, aber auch trophisch die Zerlegende, Zernagende, Sicheinbohrende, vgl. hierzu Milbe, ahd. miliwa, got. malo, das got. Wort für Motte, zu mahlen, Mehl (Nr. 325, 319) usw.

247. Meter das Abgetrennte, „Gemessene", wonach gemessen wird, vgl. Nr. 161, 166 und 295.

248. Mett, in Mettwurst usw., das zerschnittene, gemetzte, gemessene, zertrennte Fleisch, „Gehacktes", „Gewiegtes", Schabefleisch. Nr. 161, 263.

249. Mette Frühmesse, Christmette usw., die aus der Höhle (m) führende Schwelle, Grenze (e), die überschritten (tt) wird, Zeitabschnitt, eigtl. die Morgenstunde (Nr. 33) hora matutina, die Schwelle zwischen Nacht und Tag, die der Tag und auch der Mensch aus der Nacht wie neugeboren erwachend überschreitet; hierbei gedenkt der Mensch seiner Erzeuger (Andacht, Andenken), als derjenigen Personen, denen er Geburt, Leben verdankt (denken — danken), insbesondere seiner Mutter, als welche die Nacht und die Morgenstunde im dämonistischen Denken

personifiziert vorgestellt wird, vgl. Nr. 33. So ist die Matuta die Göttin der Frühe und der Reife (maturus, Nr. 286) und Mette auch Bezeichnung für eine webende, spinnende, i. e. schaffende Göttin, Dämonin, bes. Wassergöttin, Wasserfrau wie auch für ihr Gewebe, den Altweibersommer, Marienfäden (vgl. Mutter als Spinnerin, Spinne, die den Mann anlockt, umgarnt und tötet, als Leben und Tod bringende Weberin, Sphinx, Parze, Norne, Nixe usw., ein Wesen, dessen dunkle Rätselhaftigkeit und Gefährlichkeit ebenso groß ist wie die Angst, die man vor ihm hat, vgl. p. 40f., 106, Nr. 122, 181). Ableitung von Mette aus Margarete über Meta erübrigt sich. Vgl. auch mittere, Nr. 280.

250. mit svw. aus der Höhle-Schwelle (mi) ausgetreten (t) und somit abgeteilt, abgemessen, abgeschnitten, Teil seiend, vgl. mis, miß, Nr. 162, worin das s, ss (ähnlich wie r) das schmerzliche Durchschneiden, das Abtrennen als solches angibt, während das t das Trauer-Freudestadium, das Stück als zum Ganzen zugehörig beschreibt. Selbständiges Adverb oder Präposition (mitgehen, Mitarbeiter). Die Zugehörigkeit zum Ganzen betont hlg. μετά, skt. mithás (während skt. mithu falsch mit u das Fehlen des Teiles „mit" — analog miß — angibt, also svw. without mit- ohne ist).

251. Mitte s. Nr. 218. Das Doppel-t weist auf die Mehrzahl der Teile, des Abgemessenen hin, das e auf die Schwelle, den Punkt, in dem sich die Abgemessenen treffen.

252. mitteln svw. den Mittelpunkt, den Punkt, in dem man sich trifft, den Einigungspunkt angeben, z. B. ermitteln, vermitteln (worin „ver" das genaue Vergleichen, das Hin-und-Her angibt, s. Nr. 163, vgl. „sich vergleichen").

253. matt svw. aus der Höhle hervorgegangen, also das Gerade (a), das als Mehrzahl von Stücken (tt) aus der Höhle (m) hervorgegangen ist; das a vertritt also hier den Trauervokal, wie sich aus dem Sinn des Wortes ergibt. Matt ist, wer oder was das Schmerzstadium, das Stadium der Mühe hinter sich hat, somit abgetrennt, abgeschieden, verwundet, zerschlagen ist, sich im Trauerstadium, in der Trauerruhe befindet, ein tgf. Stück ist. Vgl. Nr. 90, 237. Auf die überstandene Mühe weist erkennbarer noch das Wort müde hin: svw. aus der Mühe (μύω, Nr. 228), der Enge hervorgegangen, d tgf. (vgl. Made, Nr. 210, svw. das aus der Höhle hervorgegangene Lange, das Ausgekrochene, griech. μαδάω fließe langhin aus, [dagegen μαζός, μαζάω s. Nr. 241, entgegen Curtius], lat. madeo, mano). — In matschen gibt das sch die feuchte, zerrührte Beschaffenheit des Ausgetretenen (at) an, vgl. p. 50 Fußn., Nr. 46, 84, 180, 428. Vgl. patschen.

254. Matte svw. das vielfältig Hervorgewachsene (Matte als Grasland), Abgetrennte (Matte als aus abgeschnittenen Binsen, Strohhalmen usw. geflochtene Decke, lat. matta), Ausgeschiedene

(Matte als geronnene Milch, aus der Milch Ausgeschiedenes, auch Satte — ai. satah Schale — als füllend und gefüllt genannt).

255. Mutz svw. gestutztes, beschnittenes, somit statt des Geraden (Schwanzes, Penis) mit einer Höhle versehenes Tier. Auch ein unansehnlicher, sozusagen gestutzter, entmannter Mensch, bes. der „so tut als ob", ein Stutzer, Gigerl, aber auch einer, der die Pubertätsproben mit ihren Verstümmelungen überstanden hat. Mu Höhle, tz das Gerade abgeschnitten, beschnitten. Mutz auch zärtliche Abkürzung für Mutter, vgl. Musche, Nr. 174.

256. Mütze: Höhle-Schwelle, in die der Kopf ein Stück (tz) hineinragt, die einen Teil des Kopfes bedeckt, schützt, auch als Kopfschutz gekürzt im Gegensatz zum „hohen Hut" („Zylinder"), ragenden Helm. Ähnlich der Mutzen kurzes, bequemes Oberkleid der Frau, kurzer Rock.

257. mutzen: zum Mutz machen, abschneiden, auch abwischen, reinigen (vgl. merus, Nr. 62) und so putzen, schmücken (vgl. Schmutz — Schmuck — Putz). Putzen, schmücken ist also svw. abtrennen, abschneiden, ausscheiden, wie ja auch abwischen svw. abtrennen, entfernen von Vorragendem, Aufliegendem, Ausgeschiedenem (Schmutz, s. Nr. 211, vgl. jem. „eins auswischen") ist, das in putzen auch mit dem p (in butzen mit b) angegeben wird, während in schmutzen mit sch die feuchte, verrührte, gleitende, schmierige Beschaffenheit, in schmücken außerdem mit e in ü die Schwelle, mit ck das Freudige, das Frequentativ-Intensive, auch Kompakte des Abscheidens und des Abgeschiedenen beschrieben wird. Schmücken ist also auch das Versetzen von Wunden (Trennen der Haut), Verstümmeln (Abtrennen von Körperteilen, z. B. von Zähnen, Fingergliedern, der Vorhaut usw.), Prügeln usw., also Prozeduren der primitiven Pubertätsprüfungen, auf deren Bestehen der junge Mensch stolz war (vgl. rezent: Schmisse der Studenten, Wunden, Narben der Krieger, Verwundetenabzeichen als Ehrenmal, Kreuze u. a. Ordenszeichen usw.), ferner Tatauierungen, Bemalungen als eine Art Ersatz für Verletzungen, weiterhin das Anhängen von Abgeschnittenem (z. B. primitiv von Köpfen, Skalpen, von Vorhäuten, zur Halskette gereiht [z. B. Abessinien], von Armen und Händen [z. B. altind. Göttin Kali], von Zähnen als Berlocke usw., von Haaren, zur Uhrkette geflochten, von Löwenfell [Herkules], Bärenfell [Berserker], usw.) oder von Nachbildungen des Abgeschnittenen, die mehr minder stilisiert sind, (z. B. von Tanzmasken als Ersatz für den Kopf des Besiegten, dessen Aus- und Ansehen der Sieger übernimmt; Tanzmaske eigtl. Totenmaske, s. Nr. 181, ferner von allerlei Kleidungsstücken) oder von getauschten oder geraubten Besitzstücken (Perlen, Edelsteinen, Edelmetallen, Zierat als „Trophäen", Zeichen des Vermögens, des persönlichen Wertes); ein Schmücken ist schließlich auch

eine Geste z. B. das Bekreuzigen als Ersatz für die Kreuzigung (§ $28_{,2,c}$ Anm. 1).

258. Motz beschreibt wie Mutz, nur mit Betonung des Angststadiums. Obermotz: wer die Pubertätsproben gut bestanden hat, aber auch svw. „Obereunuch".

259, 260. Motze s. Mutz usw.; motzen s. mutzen, Nr. 257.

261. Metz Nebenform für Messer, Nr. 161. Das tz gibt das Gerade als begrenzt, auch das Gründlich-Intensive des Zerlegens an (vgl. Nr. 255; vgl. auch die Formel: jem. etwas „bis zum tz" auseinandersetzen, le-tz-t usw.). Got. der mats, ahd. der maz, plur. mezzi svw. das Zerschnittene, die Speise, vgl. Mett, Nr. 248. Das nhd. Metz gilt aber nur für Messer. S. Nr. 263.

262. Metze svw. das Abtrennende, Ausscheidende, Abmessende und das Abgetrennte, Ausgeschiedene, Abgemessene, also ein Meßgefäß bestimmter Größe (wie Meste, Nr. 189), auch das somit Abgemessene, z. B. der Teil des Getreides, den der Müller als Mahllohn behält, ferner svw. das Mädchen (Nr. 222) als Ausgeschiedene und als Ausscheidende, mit der Scheide Ausgestattete, die auch eine „Schneide" ist, auch das Mädchen, um das gekämpft, „gemetzelt" wird (s. Nr. 263), dann svw. Hure.

263. metzen svw. abtrennen, abschneiden, abscheiden, abmessen; metzeln in eine Mehrzahl kleiner Stücke schneiden (l frequentativ-diminutiv). Vgl. Markt, Nr. 40, 36, ahd. madal der Ort, wo die Metzelei, i. e. ursprgl. der Männerkampf, die Pubertätsfeier stattfand; Madalhilt, Mathilda svw. die Kampfholde (altnord. Hildr Walküre), um die gekämpft wird, wozu Dim. matza, dann Metze (vgl. Männerverbraucherin).

264. Metzgen ähnlich wie metzeln, nur gibt das g das (tgf.) Stück an. Metzger svw. Schlächter, er ml. Endung.

265. Matz wie Mutz, nur betont das a fgf. den „gemutzten" als ml., also svw. einfältiger Mensch, auch einfältiges Tier (Starmatz). Vgl. „Wenn ich nicht recht habe, will ich Matz heißen". Herleitung von Matthias unnötig anzunehmen. Matzfotz, fem., svw. junge Fotz, junges Ding, Backfisch (Fisch zum Backen, zu jung zum Kochen, unausgewachsenes Mädchen, auch einem gebackenen Fisch zu vergleichen: backen, kochen, sieden als Pubertätsmarter, vgl. ein „Neugebackener", ein „Ausgekochter", „Hartgesottener", „Brandfuchs", „Brander", „Gebrandmarkter" usw.). Fotz, Fott (vgl. Motz, Motte): die aufnehmende und ausscheidende Geschlechtsöffnung des Weibes, f, tz, tt geben das ein- und austretende Gerade (Penis, Kind) an; vgl. lat. fossa, auch fica Feige (Feigenblatt = das Blatt des Feigenbaumes für die „Feige"), Ficke = Tasche (vulva, volvere), ficken usw. Ein „Hundsfott" ist ein zur (geilen, feilen, feigen) Hündin herabgesunkener, verächtlicher, also entmannter Mensch, ein schamlos weibischer Mann, wie man auch „Hund" (Hundesohn, Schweine-

hund) als Schimpfwort für den Menschen gebraucht (Friedrich d. Gr. zu den weichenden Soldaten: „Ihr Hundsfötter, wollt ihr denn ewig leben!"). Matzfotz auch der zum Backfisch gehörige, ihm gleichende junge Mann (K.-T. 2). — Matz ferner Name für abgeschlagenes, „taubes" Gestein. Matzer der abgeschiedene zähe Schleim in den Augenwinkeln, Kennzeichen bes. der Pubertätsjahre; wer ihn hat bzw. nicht wegputzt, ist eben ein Matz. Matze, hebr. mazzáh, svw. das Geknetete, vgl. Nr. 241, speziell der aus Wasser und Mehl bereitete Osterkuchen der Juden.

Lateinische Homologa.

266. mutare svw. aus der Höhle (mu) hervorgehen (ta), somit verändern, mit mu quoad Hungerstadium, „Mut" (Nr. 242) beschrieben. Mutieren der Stimme, Mutation als pubertätliche Veränderung.

267. mutilus svw. aus der Höhle hervorgehend und abge-, beschnitten (il Schwelle), also (im Pubertätskampf) verstümmelt, griech. μύτιλος, Nr. 289. Ähnlich muticus, worin das c (= k) das Hervorgehen als plötzlich-kräftig angibt, während l sanfter, weicher ist.

268. muto das ml. Glied, das zur wbl. Höhle gehörige (K.-T. 2), sich aufrichtende, in die Öffnung-Höhle eindringende.

269. mutus stumm, eigtl. gehöhlt, weiblich (mu) mit Hinweis auf das Füllende (t), das aber einge-, verschlossen bleibt; auch das aus dem Weibe kommende, das (Neu-)Geborene, das Kind, das „nichts zu sagen hat", noch dumm und stumm ist, noch nicht reden kann (infans, in und fari), vgl. p. 105 und mustus, Nr. 207. Etwas anders beschreibt muhen (von der Kuh, Nr. 174), mucksen usw.: diese Wörter beschreiben das Eigengeräusch der Höhle, die dem Herausgehen aus der Höhle entsprechende akustische Reihe. — mutulus Kragstein, Sparrenkopf, also der aus der Höhle (dem Innern und so auch der die Öffnung umgebenden Ebene) hervorragende Teil, Diminutiv zu mutus (K-rag-stein, svw. Rag-stein); auch Nebenform für mytilus = der aus der Muschel hervortretende (eßbare) Tierkörper, Nr. 289.

270. muttire aus der Höhle stückweise (tt) ausstoßen (vgl. stottern), speziell: kleinlaut, also in kleinen (noch unentwickelten, zerstückten) Lauten reden; über die Endung ire s. p. 309. Ähnlich mugire murmeln (Nr. 3), wobei g das weiche Lautstück angibt, statt tt, das frequentativ die Länge, Härte, das plötzlich Aufspringende der ausgestoßenen Laute angibt, und mussare, Nr. 194. In munkeln (Nr. 440) wird mit nk das Einengen und Herausplatzen der Laute, Stimme angegeben.

271. motus das kräftige, harte Hervorgehen (t) aus der Höhle-Öffnung, mit Betonung der Öffnung (o), also Bewegung, Veränderung. motio gibt in der Endung io das Ende, Gewundene,

Weibliche der Bewegung an, im Gegensatz von dem geradlinig erfolgenden ml. motus. Das Part. perf. motus ist substantiviert, und dies weist darauf hin, daß motus eigtl. nur der Bewegte heißt, wie es ja auch nach unsern früheren (1. Bd. p. 412 usw.) Darlegungen phänomenal niemals „Bewegung" als solche gibt, sondern immer nur Bewegtes. Mit der Substantivierung ist hier eine andere Deklinierung gegeben; Gen. moti gibt mit i den Teil nach K.-T. 1 an, Gen. motūs das in Rhythmen Iterative, Frequentative, die Fortsetzung, Fortpflanzung, also auch den Teil, aber nach K.-T. 2, an. — movēre determiniert die Öffnung-Schwelle mo mit v, während ēre mit ē die Dauer der Funktion und mit re — wie mehr minder deutlich alle „Infinitiv"-Endungen — eben das Infinitive, „Endlose", sich weithin Erstreckende, zeiträumlich und so auch personell Unbestimmte einer Funktion angibt (p. 309); hlg. ἀμείβω wechsle, skt. mīv bewegen. — modus ganz ähnlich motus, nur gibt d die Weichheit, Sanftheit, das Gemessene der Bewegung an, modus also svw. die maßliche Art und Weise, nach der Bewegungen verlaufen und verglichen werden, das „absolute" Maß, dann auch das Maß, das eine Sache hat, also die Quantität, Größe, Länge, Grenze (wonach ich die gegenständlichen Aktualitäten und ihre Reihen als „modale" bezeichnet habe, nämlich als im gen. Sinne maßgebende, begrenzte); hierzu modulus dim. Maß, modius Scheffel, modicus mäßig, moderari mäßigen usw., famverw. die Wörter der WS. med, z. B. medius mittlere (Nr. 218), meditari begrifflich ermessen, nachdenken, mederi heilen, eigtl. ermessen, für etwas sorgen (curare kurieren), in maßlich richtiger Weise, also „angemessen" sinnen, also etwas Richtiges, Passendes, Angemessenes ersinnen, griech. μήδεσθαι, μέδεσθαι, μῆδος richtig Ermessenes, guter Rat, List (vgl. μῆτις Nr. 297, 298). Vgl. skt. ma messen, hebr. מָדַד messen (Nr. 161).

272. mēta svw. das in der Schwelle steckende, eingesteckte, einsteckbare Gerade (t), der Pflock, Pfahl, der zugespitzt (ē) ist (wie alles Eindringende), dann auch die pyramiden-, kegelförmige Figur, Spitzsäule (vgl. Nr. 293) usw.; skt. hlg. mit svw. Pfosten. meta ist (Endung a) Femininum, dies weist (nach K.-T. 2) auf die Höhle, das Loch hin, in die meta eingeht. Das Wort bezeichnet auch den Pfahl als abgegrenzt, abgeschnitten (spitz), abgemessen.

273. mētari abstecken, mittels Pfählen abgrenzen, Pfähle einstecken und so ein Lager, einen heiligen Bezirk „abstecken", befestigen.

274. mĕtĕre abschneiden, abhauen, mähen, ernten; die kurzen e zeigen das Hiebartige, die Kürze, das Schmissige des Schneidens (vgl. Schnitter, sch-mettern usw.) an — zum Unterschied vom ē und a in metari, die auch die Länge der absteckenden Bewegung angeben. Das Perf. messui, Sup. messum, ferner die Subst. messis, messor bezeichnen das Abschneiden als ein Messen

(Nr. 161, 196). — Das hlg. Wort Mahd, ahd. mad beschreibt das Abgemähte und auch das Gesamt des Mähens. mähen selbst betont das Weite, Umfassende, die Größe des Abzuschneidenden und Abschneidens, mit Schmerznuance (e in ä), das h gibt in reduplikativer Art die Wiederholung, das Rhythmische, auch die auf das Abschneiden folgende Leere (hgf.) an; mähen also svw. weitausholende rhythmische Bewegungen machen und somit Langes, Gewachsenes in großer Zahl abschneiden. mähen als Bezeichnung der Stimme des Schafes (Mähschaf) beschreibt die langhin sich erstreckende, schmerzhaltige Lautreihe, die der jener Mähbewegung analogen Bewegung des Stimmapparates des Schafes entspricht; vgl. meckern, das die rhythmisch zerstückelte, hartklingende Lautreihe malt (scheppern usw.).

275. mētiri messen, betont mit dem langen e und i die Wiederholung und enge Genauigkeit des Teilens, Abschneidens, Absteckens, Abstechens. An den abgemessenen Punkten (termini, s. unter Nr. 223) wird eine meta als Marke eingesteckt. mensus s. Nr. 485.

276. metella, Dim. zu meta, kegelförmiger holzgeflochtener Behälter, dessen Füllmaterial, nämlich Steine, über die Belagerer ausgeschüttet wurde. Auch spitz zulaufender chirurgischer Verband. — ella s. Nr. 47, 232, 293, 356.

277. metellus der zur metella gehörige, also Krieger, eine ml. metella, der Wurfgeschosse bei sich trägt und schleudert. Dagegen metallum, μέταλλον s. Nr. 293.

278. metus Furcht, Besorgnis, svw. das Abstecken, Ermessen als begriffliches Geschehen, speziell das vw. schgf. wortbegriffliche Bedenken, Vorausdenken, Erwägen; auch die diesen Begriffsreihen entsprechende Ausdrucksbewegung. Furcht betont das Hungrige, Leere, Weibliche des begrifflichen Vorganges, determiniert von schgf. f, r, ch (vgl. Furche, p. 156 Anm.); das t gibt den Fort-, Ausgang als tgf.-fgf. an. Der Ausdruck der Furcht ist eine schmerzlich-ängstlich geduckte, eingehöhlte Haltung; die Angstkomponente ist weder in metus noch in Furcht angegeben. Ehrfurcht ist das gen. Denken und der ihm gemäße Ausdruck gegenüber dem Ehre Besitzenden, Verehrten. Angst ist dagegen Bezeichnung für ein Gefühl, s. p. 47 f. Vgl. auch EdS. p. 439 Anm. — metuere fürchten betont mit u die gen. Negativität, auch in der Ausdrucksbewegung.

279. mitis fein (i) zerlegt, zerlegbar, somit weich, mild (μέλδω erweiche, sch-melz-e, unser melden (Nr. 335) svw. mit-teilen, mildern svw. erweichen usw.). Vgl. mit, Nr. 250. — Kein Ableitungs-Zusammenhang, sondern nur Sippverw. mit moenus, munus Geschenk, μείλια Sühngeschenk (Nr. 336) usw. (vgl. dagegen Curtius, p. 329, Walde, p. 488).

280. mittere schicken, also abtrennen, abscheiden, ab-

senden, vgl. missen Nr. 169. Perf. misi, Sup. missum, vgl. Nr. 274, auch 247 ff.

281. mater s. Nr. 238, 245.

282. materia: das, woraus (m) etwas (at) hervorgeht (er), entsteht, hergestellt wird, das gefüllte, zeugende Mütterliche, der Mutterstoff, Rohstoff, das sich Teilende, zu Messende (skt. mâtrâ Mäß, Materie); die Endung ia gibt das abgegrenzte Gesamt, das die Einzelfälle umfassende Allgemeine an, so daß der Sinn von materia sich dem Sinne von Chaos svw. die den „Raum" erfüllende rohe Masse (Magma, Nr. 211), aus der die Dinge entstanden sind, nähert und ihm fast gleicht — wie übrigens auch dem Sinne von ὕλη, mindestens in der philosophischen Anwendung des Wortes. Überflüssig, materia von gewissen Baumnamen „abzuleiten" (Walde, l. c. p 469).

283. matia, mattea, ματτύη feines Fleischhäcksel mit Gewürz, also etwa unser „Tartarbeefsteak", vgl. Mett, Nr. 248.

284. matta Matte als geflochtene Decke, s. Nr. 254.

285. matula, matella, matellio kleines gefülltes, füllbares (at) Gefäß (m). Die Diminutivendungen geben die verschiedenen Formen der Töpfe an.

286. maturus reif, futurische Wortbildung (vgl. futurus, moriturus, Nr. 56, usw.), svw. der aus der Höhle (m, Unreife, Mutterleib, Kindheit, Jugend) Austretende (at) und in eine neue Höhle, Umgebung, Lebenssphäre (ur) Eintretende, von Menschen, Tieren, Pflanzen, Früchten usw. maturitas Reife, worin tas in spezieller Weise das die Einzelfälle (i) Umfassende angibt; Maturitäts- sive Reifeprüfung der Abiturienten (abiturus wer abgehen wird, abire abgehen auch = sterben: Pubertätstod — „welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben" usw. — auch obire — Schopenhauer zum Tode seiner Wirtschafterin: obit anus, abit onus). Matuta Göttin des Überganges, bes. der Morgenstunde (hora matutina), s. Mette, Nr. 249.

287. matus, s. matt, Nr. 253, bes. von der Trinkprobe als Akt der Pubertätsfeier, die der Trinker immer wiederholt, also „matt vom Weingenusse, verkatert bis alkoholverblödet".

Griechische Homologa.

288. μύτις das im Innern (μυ) Befindliche (τ), Abgeschlossene und Austretende, Abgeschiedene, speziell von der Leber-Galle und dem „ἐν τῷ σηπίας στόματι μέλαν" des Tintenfisches.

289. μύτιλος s. mutilus, Nr. 267. Auch μίτυλος. Vgl. auch Nr. 232. Dagegen μωτίλος der aus der Schale, Muschel hervorgehende (eßbare) Tierkörper (vgl. Nr. 47); das betonte ι weist auf die Abtrennung des Tieres von seiner Schale hin.

290. μύττος mutus, s. Nr. 269, 270. Hierzu μυττωτεύω quetsche zu Mus, worin die Reihe ωτ reduplikativ die Höhle und das sie Füllende angibt (vgl. οὖς, ὠτός Ohr, ὠτείλη Wunde usw.).

291. μοτόν zerzupfte Leinwand, Charpie zum Füllen von Wunden, d. i. (aus dem Gewebsverband) Herausgezupftes, Abgerissenes, das in Wunden (Höhlungen) eingeführt wird. μοτόω stopfe zerzupftes Linnen in die Wundöffnung. Vgl. die Meißel, (vgl. r-eiß-en), altes deutsches Wort für Charpie, svw. das Abgetrennte, Ausgezupfte (s. Nr. 161, auch Nr. 240).

292. μετά s. mit, Nr. 250. Dagegen méta Nr. 272.

293. μέταλλον Metall, nämlich μετ zerlegen, αλλ das, worauf sich das Zerlegen erstreckt, das aus vielen Teilen (λλ) bestehende Gesamt (α), vgl. Nr. 226 ἄλλος, das „All", Welt-All usw., auch frz. aller gehen, allée Gang und die Formel „es ist alle", d. h. nichts mehr da, vergangen, verbraucht, aufgeteilt. Das Zerlegen ist, wie unter Nr. 237 (ματεύω) gesagt, ein Forschen, Suchen, Aufspüren, so daß μέταλλον eigtl. ganz allgemein svw. das, worauf sich das Suchen richtet, und das hierbei Gefundene, aus dem Gesamt Herausgelöste ist, wie μεταλλᾶν ganz allgemein nach etwas forschen, suchen und nicht bloß nach Metall suchen heißt. Das Wort hat nun aber den besonderen Sinn von Bergwerk, Erz, Stein, Ausgegrabenes angenommen, und wir verstehen unter Metall bloß noch solche „ausgegrabenen" Stoffe, in der Physik und Chemie speziell die eine Klasse der Elemente (im Gegensatz zu den Nichtmetallen oder Metalloïden). Vgl. die Reihe υλλω in μιστύλλω, Nr. 232 usw. — Die Verwandtschaft mit metella (Nr. 276), die auch metalla heißt, besteht darin, daß Zerlegtes beschrieben wird, mit metella der gestaltmäßig einer meta ähnliche Behälter für Steine, die man sehr wohl als metalla, Plur. zu metallum bezeichnen kann, so daß metella der Behälter für metalla ist.

294. μετρέω messe, Nr. 161.

295. μέτρον Maß, Nr. 161, 166, Meter, Nr. 247.

296. μήτηρ svw. die mit Schmerzen Gebärende, Beschreibung der Höhle-Schwelle (μη) und des sie schmerzlich, sich abtrennend Überschreitenden (τηρ); die beiden η können auch die Wiederholung der Wehen, den rhythmischen Verlauf der Geburt, τ, ρ das die Schwelle Überschreitende, das Kind in der Geburt als abscheidend, abgeschieden, abgeschnitten angeben. Über die dor. Form μάτηρ s. Nr. 238; lat. mater Nr. 281. Skt. mātá beschreibt nicht das Schmerzstadium wie μήτηρ, sondern das Freudestadium: das Weib als die Große, Mächtige, Großmächtige, Erhabene (vgl. auch Maja), mit Hinweis auf das kennzeichnende Gehöhlte (m), auch auf das Ausgeschiedene, das ebenfalls als fgf. (ta) beschrieben wird (vgl. „Kind ist Gott" der Finnen, Eskimos usw. [Nr. 60], „Kind ist Häuptling" der Wadschagga usw., Kind ist ganz allgemein nach dämonistischer Deutung „göttlichen Ursprungs" (Gottes Geschenk, Theodor, von Gott „beseelt" usw.), wird angebetet, ist „Tyrann der Familie" usw.,

s. 4. Bd. § $7_{5,E}$). „Mutter" betont die Höhlung, die aufnimmt und abgibt, s. Nr. 245. S. auch Nr. 157.

297. μητιάω beschreibt ähnlich wie μήδομαι, μητίομαι (Nr. 271, 298) den begrifflichen, speziell wortbegrifflichen Vor-gang, das begriffliche Hervor-bringen, „geniale" (Nr. 157) Gebären, Erzeugen sowie den entspr. wortgegenständlichen Ablauf, ist also etwas svw. ermessen, ersinnen, beschließen, entschließen: μη Höhle-Schwelle, τια das sie gerade, langhin Überschreitende, vgl. Nr. 296.

298. μῆτις das „geniale", „geistige" Zeugen, somit auch Verstand, Einsicht usw. S. Nr. 297. Skt. matis Gedanke, Absicht, Andacht (= Andenken).

299. μίτος das eng Herauskommende, der Faden; vgl. Nr. 122: μέρμις beschreibt das Gedrehte, Abgerissene, das Mehrmalige der Stücke, μίτος das abgeschnittene Lange.

300. μιτόω „fädele" (einfädeln), spanne Fäden, Saiten auf, Nr. 299.

301. μίτρα das herumgedrehte, umgewundene (ρ) Gesponnene, Leibbinde, Gürtel usw.

302. μίτυλος s. Nr. 289.

303 bis 308. ματάω usw. s. unter Nr. 237.

309. μάτιον kleines Maß, Abgeteiltes und Abteilendes.

310. ματτύα s. Nr. 283.

Familie „mul" und Sippenverwandte.

Deutsch.

Gem. WS.	mul	Mull Müll Müller Mühle Mulm mulmig	Mole Molle moll	Mehl Meile Meiler		Mal malen, Mahl mahlen mählen malmen	Maul Maul- wurf
Gem. WS.	molch		Molch		Milch		
Gem. WS.	molk		Molke	melken			
Gem. WS.	muld	Mulde	Moldau	melden	mild		
Gem. WS.	mult	Multer	Molte Molter			Malter	

Lateinisch.

Gem. WS.	mul	mulier mulleus mulus	mola moles molere mollis molucrum	mel meles melior	miles milia milium mille	mala malus malle malleus malluvium malva
WS.	mulc	mulcere				
WS.	mulg	mulgere				
Gem. WS.	mult	multa multus	molta			maltas

Griechisch.

Gem. WS. μυλ	μυλεύς	μυλεῖν	μέλας	μῖλαξ	μάλα
	μύλη	μόλις	μελέδη	μίλιον	μάλαγμα
	μυλλάς	μόλιβος	μέλεος		μαλακίζω
	μυλλαίνω	μῶλος	μέλι		μαλάσσω
	μύλλον	μῶλυ	μελίνη		μάλη
	μυλλός	μωλύω	μέλισσα		μᾶλις
	μύλλω	μώλωψ	μέλος		μαλός
			μέλλαξ		μᾶλλον
			μέλλω		
			μῆλον		
Gem. WS. μολγ		μολγός	μέλγω		
Gem. WS. μελκ			μέλκα		μάλκιος
WS. μελδ, μιλτ, μαλδ			μέλδω	μίλτος	μαλδάσσω

Erläuterungen.

Das l determiniert schgf. Rundes und Gerades als rel. leichtbeweglich, weich, fein, somit leicht zerleglich, zerfallbar, zerbrechlich, zerdrückbar, aus Teilchen zusammengesetzt, gibt also eine spezielle Note der Veränderungen an, und zwar ein gleichmäßig-glattes Gleiten — im Gegensatz zum n, das die gewundene, rinnende Bewegungsweise angibt (1. Bd. p. 305, 311, 370 f., 3. Bd. p. 20 f.).

311. Mull Stauberde, Schutt. Mu Höhle, ll Vielheit des sich nach gen. Bewegungstypus darin-, hinein- oder hinausbewegenden, also zerkleinerten Füllmaterials (vgl. Nr. 232 u. a.). Auch Müll, worin das e im ü die Schwelle, Zerkleinerung besonders angibt. Mull ist auch eine Zeugsorte (Verbandmull, Mullgardine): ein zartes, weiches (mollis, Nr. 347), leichtbewegliches, schmiegsames, also umhüllendes (Hüllen, Höhlen bildendes), lockeres, auch leicht zu zerreißendes, zerstückelndes Gewebe; es kann leicht in Höhlen (Wunden usw.) eingeführt werden (vgl. Nr. 291). Hiernach kann auch Mull Stauberde als Umhüllendes, Aufgeschüttetes (Schutt!) aufgefaßt werden. — Ahd. molta, got. molda beschreiben mit lta und lda noch ausführlicher das die Höhle füllende oder sie verlassende Zermahlene (Nr. 325, vgl. auch Mulde, Nr. 333). Ähnlich beschreibt Staub: sta das die Höhle u füllende, in sie eingehende oder aus ihr herausgleitende, auch selbst einhüllende Zerlegte, das als zerstückt weiterhin vom b determiniert wird; dagegen Stab (also ohne u) das Lange, Gerade als abgeschnitten, als Stück (b). Schutt beschreibt das über die Schwelle in die Höhle mehrzählig (tt) Eingefüllte, Eingeschüttete, auch das zu einem Haufen, über etwas Aufgeschüttete und es so Verhüllende; schütteln svw. in der Höhle das Füllende hin- und herbewegen, kleinen Schutt machen; dagegen Schute die etwas (t) aufnehmende Höhle (Hut usw.).

312. Müll s. Nr. 311.

313. Müller der zum Müll, Mehl, zur Mühle gehörige, Mehlmacher.

314. Mühle, mhd. müle, mül, ahd. mulin, muli, Höhle als das Füllmaterial (l) in gleitenden Bewegungen (l) zerlegend. Das h gibt die Weite, die Dauer der rundgleitenden Bewegung an.

315. Mulm mittels Zerteilens (Zerfressens, Verwitterns usw.) ausgehöhltes, zermahlenes Holz, Gestein, Erdreich sowie das in diesen Höhlen befindliche Zerlegte; auch Molm. Der Vorgang wird mit l als ein gleitender, allmählicher determiniert. Das zweite m reduplikativ. Dazu mulmig. Vgl. malmen, Nr. 327.

316. Mole Hafendamm: das in der Bucht (Mo enge Bucht, Öffnung), aus der gebogenen Küste (Mo) ins Wasser als in eine Öffnung (Mo) lang Vorragende, meist im Bogen verlaufende Aufgeschüttete, woran sich das Wasser bricht (zermahlen, zermalmt wird); auch Molo; vgl. lat. mola Mühlstein, und zwar der obere, dessen kegelförmiger Vorsprung in die Höhlung des unteren Steines eingreift und sich darin bewegt, nämlich mahlt. Mole auch ein pathologisches Gewächs im Uterus, gleitend, aus Teilen bestehend, aus der Wand in die Höhlung-Öffnung vorragend (Blasenmole: ein aus flüssigkeitgefüllten Blasen bestehendes Schwangerschaftsprodukt, auch Mon-, Mondkalb usw. genannt), auch die Trägerin „zermahlend" (starke Blutungen!), entkräftend; lat. mola (Nr. 344, 345), griech. μύλη (Nr. 369), ferner μωλύειν entkräften, erschöpfen.

317. Molle Holz-, Glasgefäß, Backtrog, ll die Füllung; s. auch Mulde, Nr. 333.

318. moll musikalisch „weich", mollis (Nr. 347), im Gegensatz zu dur hart (worin die Härte vom schgf. r —wie in hart — angegeben wird).

319. Mehl das in der Mühle Zerlegte, e gibt das Zerteilen an, mit h als längere Zeit fortgesetzt, gründlich, somit zu kleinsten Teilen führend determiniert, betont also das die Schwelle passierende als fein zerlegt, staubfein. S. weiter mahlen, Nr. 325.

320. Meile, mhd. mīle, mīl, ahd. mīla, svw. die von einem Ausgangspunkte (m) im Raume (m, Raum als Höhle) in Teilen, Abschnitten, Schritten (ei, i) sich im Sinne des l erstreckende; die Zusammengesetztheit aus Teilen wird in lat. mille (Nr. 355) noch besonders mit dem Doppel-l angegeben (vgl. ital. miglia, miglio). Vgl. Zeile, Weile (weil), Eile usw.

321. Meiler, mitteld. miler, dän. mile, schwed. mila, die mit aufgeschichteten (geraden Holz-) Stücken gefüllte (Erd-) Höhle, der Holzstoß, der mit Erde bedeckt wird (und zu Kohle brennt). Vgl. Nr. 133. Das Brennen ist nicht mitangegeben, nur die spezielle Zusammengesetztheit beschrieben. Vgl. z. B. auch Weiler: Abgegrenztes (W), bestehend aus vielen gleitend miteinander verbundenen Teilen (Menschen, Tieren, Gebäuden, Wegen usw.), wo man weilt, — oder Pfeiler: gerade (pf) aufgleitendes aus Teilen (Steinen) zusammengesetztes Stützwerk.

322. Mal svw. Kennzeichen eines Abschnittes. Jeder Ablauf setzt sich aus Teilen zusammen, die ineinander übergehen; das an einem solchen Abschnitt Befindliche, selbst ein Teil des ganzen Ablaufes (m), ein Pfahl, Stein, Fleck usw. wird als abgegrenzt, Grenzzeichen (m) und lang, schlank (l) aufgerichtet (a fgf.) mit Mal, als Teil, Schwelle (schgf.) mhd., ahd. mit meil (vgl. Nr. 382) bezeichnet. Es ist ein Wort der räumlichen und der zeitlichen Beschreibung (Denkmal, einmal). Auch die Kampfmale, Wundmale (Pubertätsmale), die Kennzeichen von „Abschnitten", auch im Sinne von Verstümmelungen, sind fgf., ihr Träger ist stolz auf sie. Vgl. Nr. 36—38, 257. Malstatt, Walstatt, Nr. 324.

323. malen: Male machen, speziell bunte, mit Pinsel und Farbe.

324. Mahl. Der heilige Bezirk war die Stätte des Pubertätskampfes, die Mal- oder Mahlstatt, auch Walstatt, Wahlstatt (vgl. Walküre, Walhalla usw.). Da gab und gibt es die Pubertätsmale zu holen (vgl. Nr. 36). Den Jugendproben wohnten (und wohnen) die Alten als Gegner oder Richter bei: so war (und ist) die Mahlstatt die Gerichtsstätte. Urtümlich ging der Kampf auf Leben oder Tod, und wer fiel, wurde aufgefressen: es gab ein Mahl (vgl. Leichenschmaus). Später wurden (Totem-) Tiere geschlachtet, auch (Totem-) Pflanzen verzehrt; daher unser Markt (Nr. 36). Der Sieger führte die Braut heim, feierte Vermählung. Die römische confarreatio (Vermischung von far, farina Mehl als Zeichen der ehelichen Besitzgemeinschaft und wohl auch als Fruchtbarkeitszauber) kann man als Vermehlung übersetzen; doch „stammt" Vermählung nicht daher.

325. mahlen: in der Höhle (m, Mühle) das Füllmaterial (a) anhaltend (h) gleitend bewegen und so all-mähl-ich zerkleinern. Malen dagegen ist svw. Zeichen setzen, die Teile eines Ablaufes mittels eines Males abgrenzen, somit den Ablauf zerlegen, wobei das Mal selber ein Glied der ablaufenden Reihe ist, als Teil zu ihr gehört. Somit sind die (fast) gleichen Bezeichnungen mahlen und malen und ihre (fast) gleichen Bedeutungen verständlich. Auch das Mahl ist, wie Nr. 324 ergibt, eine Zerteilung, Zerstückelung, sowohl was die Kampfproben mit ihren Verstümmelungen, Verletzungen, Schneidungen angeht, wie auch als Verteilung des Fleisches usw.

326. mahlen in vermählen Nr. 324.

327. malmen, genau, wiederholt mahlen (reduplikativ). Das so Zerteilte heißt Melm, wohl auch Malm (got. malma Staub usw.); vgl. auch Mulm, Molm, Nr. 315.

328. Maul, mhd. mūl, ahd. mūla, Höhle (m, u) sich weit öffnend (a), mit Inhalt (a), der in gleichmäßigem Gleiten (l) zerlegt wird, auch aus- und eingeht. Vgl. Maulbeere, morum,

Nr. 59; auch Maulwurf, worin Maul (wie in Maulbeere) nicht die mahlende Mundhöhle (Mund, Nr. 430), wohl aber die ihr gleichende und so auch gleich-bezeichnete Anordnung und das in ihr Befindliche, aus ihr austretende Zermahlene, Zerriebene (Saft bzw. Erdkrumen). In Maultier gibt Maul ebenfalls die gleitend aufnehmende und abgebende Höhle, und zwar hier die Mutterhöhle an (vgl. unsere Bezeichnungen Muttermund, Schamlippen), lat. mulus, mula, wozu mulier, Nr. 341; das Füllende (vgl. übrigens „Füllen" = Fohlen, Pferdekind, lat. pullus, griech. πῶλος) gleitet in der Höhle hin und her und dann hinaus, ist eine Art mola (Nr. 316) und wird sozusagen gemahlen (Mutter als Umschlingerin, Zerteilerin, Sich-teilende, μήτηρ Nr. 298, als Backofen, Kochgefäß, worin also das Kind gebacken, gekocht wird usw.; mahlende Bewegung beim Tanz, Koitus, Zeus als μωλεύς usw.); mulus auch das zur Stute gehörige männliche Tier, Zuchtesel (K.-T. 2), vgl. muscellus, Nr. 201. Unsere Abiturienten heißen von einem bestimmten Zeitpunkt an (von dem an sie die Schulmützen ablegten und den Männer-Hut aufsetzten) Muli, Maultiere: als die Jungen, die Springesel, die reifen(den) jungen Männer. — Vgl. auch „Mulle" als Rufname für Katzen.

329. Molch, früher Moll, mhd. mol, molle, ahd. mol, das aus der Höhle-Öffnung hervorgleitende, längliche, leichtbewegliche, weiche Tier.

330. Molke, mhd. das mulchen, molchen, molken (ahd. chaziwazar Käsewasser), das aus der Milch beim Gerinnen hervorgleitende, dünnflüssige, somit leichtbewegliche, schlüpfrige, weiche; das ch gibt mehr das Schwellenstadium (das Hervorgehen aus), das k das Trauer-Freudestadium (das Hervorgegangensein, den Vorgang als vollendet) an.

331. melken, mhd. mëlchen, ahd. mëlchen, got. milkan, aus (e) der Höhle (m) über die Schwelle (e) in langen gleitenden Rhythmen (lk) quetschend (e) bewegen und so die Höhle ausleeren, speziell die Euter ausstreichen; das k weist auch auf die Länge und das ruckweise (ejakulative) Austreten des (Milch-) Strahls hin. Lat. mulgēre beschreibt mit mu die Höhle, mit gere das Herausstreichen (ēre) von Teilen (g) in weichen, langhindrehenden (ē) Bewegungen. Ähnlich mulcēre, worin das c auf das Zerteilen (schgf.) hinweist. — Vgl. welken, worin we die Schwelle, Grenze, das Abteilen, Trennen, lk das all-mähliche Dahingleiten des Zerfalls zu Stücken (k) angibt.

332. Milch das aus der Höhle feinverteilt, in feinem Strahle (i) über die Schwelle (i) weich (ch) Hingleitende (l); vgl. Molch, Nr. 329. Ahd. miluh, miluch gibt mit dem u besonders die Höhle an, aus der oder in die das mil „flutet". Griech. μέλκα Milchspeise.

333. Mulde glatte, langrunde Höhle, in der etwas (d) gleitet.

Got. mulda aber — K.-T. 2 — Zermahlenes (Staub, lockere Erde), vgl. Mull, Nr. 311.

334. Moldau, Flußname wie Mulde, nur o statt u, womit die Enge des Flußbettes angegeben wird; au gerade-rund, langer Fluß, Wasser im Flußbett, Insel im Flusse, Gelände mit Bächen, vgl. Aue, ahd. ouwa, aha, got. ahva, lat. aqua, Ache, B-ach, Nahe usw. Auch die sich gleitend dahinwälzende, mahlende (lat. molere) scil. Flut. Vgl. Nr. 170, 211.

335. melden aus der (Mund-) Höhle über die Schwelle (e) (Worte) gleiten lassen und so „mit-teilen", auch (im Sinne der phänomenal-phänomenologischen Entsprechung) ein gesamtes Ereignis (m) allmählich (in Worten) zerlegen, von ihm (in Worten) mit-teilen, vgl. p. 27 f.: „Alle Beschreibung ist Stückwerk". — S. auch μέλδειν, Nr. 383, 406.

336. mild aus seinem Besitz, Bereich (Reich-tum, m) Teile (i, d) allmählich vielfältig (l) abgebend, seinen Besitz teilend und verteilend, freigebig, auch leicht zerlegbar; mildern von seinem Besitz abgeben. Ähnlich griech. μειλίσσειν, worin ει und σσ die Teile und ihre Mehrheit, λι das spezielle Überschreiten der Schwelle, das mehrfache (σσ) Abgeben beschreibt; also eigtl. auch svw. aus seinem Besitz abgeben, somit freundlich (vgl. Gastgeschenke) behandeln, schmeicheln, besänftigen, erheitern usw.; τὰ μείλια das Abgegebene (μειλ) als Mehrheit (vgl. Nr. 355) zusammengefaßt (ια), Liebesgaben. Skt. WS. mil entgegenkommen, sich (mit) jem. verbinden, ihm teil-geben (vgl. „verbindlichen" Dank usw.).

337. Multer, ahd. muhltra, lat. mulctra, Melkkübel, Behälter für Gemahlenes.

338. Molte, s. Molm, Nr. 315, ahd. molta, Nr. 311; das t gibt das Fertig-, Vollendetsein der Zermahlung an.

339. Molter, s. Multer, Nr. 337, auch Mahllohn (Anteil am Gemahlenen), vgl. Metze, Nr. 262.

340. Malter abgemessene Menge von Gemahlenem oder zu Mahlendem (ca. 200 Pfund), auch das Meßgefäß von bestimmter Größe.

Lateinische Homologa.

341. mulier Weib: mu (Genital-) Höhle, die sich gleitend bewegt und in die, in der, aus der sich etwas (ier, Penis, Kind) über die Schwelle (i) gleitend (l) bewegt, die somit Teil (Penis, Samen) aufnehmende, (Kind) umhüllende, bewegende, gebärende, sich teilende. Griech. μυλλός weibliche Scham, μύλλειν beschlafen (d. i. „mahlen"), μυλλάς Hure usw. S. auch Nr. 328.

342. mulleus, etwa svw. mulmig, Nr. 315, zerfressen, aufgerieben, somit gehöhlt und zwar so, daß die Höhle beim allmählichen Zermahlen, Zerlegen, Zerfallen (vgl. Mull, Müll, Nr. 311)

entstanden ist, demnach auch fleckig (Nr. 116), beschmutzt, auch quoad Farbigkeit von der Umgebung verschieden, und zwar dunkler als diese (vgl. μέλας, Nr. 382). Beim Menschen ist diese Farbe (bei Verletzungen, Geschwüren usw.) rötlich (Nr. 407) bis purpurn; dies ist auch die Farbe der Körperhöhlen, einschl. der wbl. Scham (mulier usw.). Weiterhin bezeichnet mulleus alle möglichen andern bei Zermahlungen, sozusagen Müllbildungen entstehenden Verfärbungen, dann auch Farben überhaupt (die als Malerfarben Verrührungen von staubfeinen Partikeln sind), vgl. auch Mal, Nr. 322 f. — Die beim Fallen, Fällen (cadere, caedere) sich an den getroffenen Stellen zeigenden Verfärbungen beschreibt caeruleus blau (vgl. griech. κείρειν schneiden, κηρύλος Eisvogel, Schicksalsvogel, Seelentier — vgl. Käuzchen, Möwe, Schwan usw. —, κήρ Todes-, Schicksalsgöttin — vgl. Wal-küre (Nr. 9, 240, 324), Kar-freitag, Ceres Göttin der fruchtbaren Erde, des Wachstums — creare schaffen, cera Wachs — und des Abschneidens, die „Schnitterin", Töterin, die Mutter der Proserpina, der Göttin der Unterwelt — s. auch Nr. 9); der Himmel aber heißt nicht caelum als blau, sondern als gewölbt (celare verhüllen, cella Zelle usw., κοῖλος hohl usw.), wie auch „Himmel" svw. die weithin (mm) abgegrenzte (i, el) Höhle (H, mm), got. himins zu himan bedecken (1. Bd. p. 372, 702), heaven zu heben das Gehobene, Erhabene bedeutet. „Blau" zu „bläuen" = schlagen (Nr. 377), „blaue" Flecke machen (das Venenblut ist blau, blau zu Blut, das svw. das [im Körper, aus der Wunde] flutende, vgl. fluere, flutare, luere, Nr. 360, usw.).

343. mulus s. Nr. 328.

344. mola s. Nr. 316. In molucrum Mißgeburt gibt die Reihe ucr die Höhle-Schwelle an, über die sich die mola bewegt.

345. moles, ganz ähnlich mola Mühlstein, svw. das sich auf einer Unterlage gleitend Bewegende, auf der Unterlage Mahlende und sie so (zu einer Öffnung) Zermahlende, die Last. Die Endung a weist auf gerade, vorragende Anordnungen (Vorsprung des oberen Mühlsteins), die Endung es auf die Schwelle, das Schmerzliche, das Eindringen hin.

346. molere als Höhle-Öffnung und in der Höhle-Öffnung (sich) gleitend bewegen, somit zerteilen, s. mahlen, Nr. 325, das mit a das Füllmaterial angibt, während molere lediglich die Bewegung, Zerkleinerung als solche beschreibt, das Zermahlene also nicht besonders angibt.

347. mollis leichtbeweglich, weich, fein, „mollig", aus vielen Teilen gleitend zusammengesetzt, somit leicht zerfallbar, nachgiebig usw., s. Nr. 311, 318, 342, 346.

348. molucrum, s. Nr. 344.

349. mel das in der Höhle (Wabenzelle) befindliche feinteilige Weiche, das aus der Höhle herausgelöst wird, vgl. Mehl, Nr. 319,

mollis, Nr. 347, ferner Malz, Nr. 179, Sch-melz, schmelzen. Auch Honig svw. das in der Höhle-Öffnung (ho) befindliche zusammenhängend (n) Geteilte (ig), also Weiche, Wachsartige oder Zähflüssige (lat. cera, Nr. 342).

350. meles das aus der Höhle-Schwelle gleitende Tier (Marder, Nr. 26, Dachs, Nr. 392), vgl. Molch, Nr. 329. Der Marder heißt auch wie die Katze feles, worin (schgf.) das Hervorgehen, die Bewegungen als fein, eng-hinlaufend (nach Art der Aussprache des f) determiniert; man beobachte nur die Bewegungen der Katze, bes. in der Brunstzeit oder beim Nahrungsfang. Zwischen feles und felix besteht natürlich Famverw. felix (p. 111) svw. der fein-gleitend (f, l) die Schwelle (e, i) Passierende (x, ks) oder Hervorgegangene, also „wohlgeboren" oder „hochwohlgeboren" (Nr. 222), auch der und die in dieser Weise Hervorbringende (vgl. Glück aus Ge-lück, lück zu Lücke, Loch usw., Nr. 463); so kann auch feles genischen Sinn haben.

351. melior besser; mel svw. aus vielen zusammenhängenden Teilen bestehend, somit leicht zerlegbar, weich, abgebend, freigebig, vgl. mild, Nr. 336; ior ml. Komparativendung, wovon eigtl. nur das i komparativisch ist, derart wie unter Nr. 223 für ερ (vgl. unser „-er", z. B. in bess-er) angegeben. Der Positiv zu melior ist bonus, altlat. duonus (vgl. bellum — duellum, bestia — duestia), worin b oder d das die Höhle-Öffnung (uo, o, n) in Stücken (tgf.) Füllende und Überschreitende, also Besitz und Abgabe angibt (frz. bon, der Bon Gutschein). Bonus ist also der abgebende Besitzer, der sich Teilende (duonus-duo usw.). Ganz so beschreibt auch „gut": die erfüllte (g, t) Höhle, aus der g, t, also Stücke tgf. und „Ganze" fgf. abgegeben werden, den weiten, erfüllten Umkreis („das Gut" als Bauerngut usw.), der trägt, aufzieht (tragen, Tracht, trekken, trahere, tractare, Getreide) und abgibt. Vgl. EdS. § 61 und ds. Werk Nr. 519. Das Wort „besser" hat wieder das b zur Angabe des Füllenden, des Teils, ess gibt die Schwelle und das sie Überschreitende an, das Doppel-s ist reduplikativ und so komparativisch gegenüber der einmaligen Abgabe, er siehe oben; vgl. Buße usw., auch messen. — So ist beare svw. beschenken, beglücken, bewilligen usw., das be wie in be-sser, bene, be-schenken usw. (vgl. p. 294 Fußnote).

352. miles Soldat, svw. der Ausziehende, aus der Heimat, der Wohnung (m) über die Schwelle (i) im Zusammenhange mit anderen Teilen, also mit Gefährten (il) gleitend sich Bewegende (Marschierende, Reitende, Reisende, Fahrende). Milites sind die Jungmannen, die in den Pubertätskampf ziehen, die morituri, maturi, und so heißen unsere Studenten (studere hungern nach, streben) auch Kommilitonen: die zusammen in den Pubertätskampf, die Reifeprüfung (Mensur, Krieg; Examen)

ziehen; Student und Krieger waren und sind biologisch engverwandt. Vgl. griech. ὅμιλος Haufe, Versammlung, die natürlich aus Einzelnen, Gliedern, Teilen besteht, das ὁ gibt die Umrandung, die Gesamtheit hgf.-agf. an, wie H, u in Haufe, worin a die Masse, fe die Schwelle, den Zu- und Abgang angibt; ὁμιλία Umgang, Verkehr usw.

353. milia Plur. zu mille, Nr. 355.

354. milium Hirse, μελίνη, das aus zahlreichen zusammenhängenden (Ähre!) Teilen (Einzelblüten, Früchten) Bestehende, auch die Früchte, die Hirsekörner selbst, die eine aus vielen kleinen weichen oder erweichbaren Teilen (vgl. Mehl) bestehende Menge sind.

355. mille (auch mile) svw. aus vielen zusammenhängenden (ī, ll) Teilen bestehend (vgl. „viele"); m gibt den Raum, das Umfassende an, vgl. Meile, Nr. 320, mild, Nr. 336. Vgl. 1. Bd. p. 383. Nach Sommer aus einem (erdachten!) smi und ghsli entstanden und letzteres aus skt. sahasram abgeleitet!! χίλιοι ganz ähnlich mile, statt des m steht ein χ (Kreuz) als Bezeichnung der Schwelle, Abgegrenztheit; das m findet sich auch in μυρίος, μύριοι, Nr. 98, das als Vielheit die Bedeutung zehntausend angenommen hat, wie mille, χίλιοι die Bedeutung tausend. Auch das Wort „tausend" gibt die mit Teilen (s) gefüllte (ta) Umfassung, Höhle (u) als abgegrenzt (end) an; mhd. tūsent, ahd. (Substantiv) dūsunt, thūsunt, tūsunt, got. thusundi usw. (vgl. das Tau das Lange-Herumgewundene, aus rund sich strekkende, gerade werdende, der Tau, Thau das aus dem „Nichts", dem Dunst Hervorgehende, Fallende und sich wieder zu „Nichts", Dunst auflösende, tauschen svw. in die gefüllte Höhle aufnehmen und aus ihr abgeben, täuschen svw. „einwickeln" usw.).

356. mala (für maxla) die mahlende (vgl. Mahlzähne), Kinnlade, vgl. Nr. 325. Das Dim. maxilla weist mit x auf das „Knackende", „Knacksende" des Kauaktes und das betr. Eigengeräusch hin, während l das gleichmäßige Gleiten angibt; ill gibt ganz ähnlich wie ell das Mehrfach-Kleinere an (also im Sinne von „xmal kleiner", während die Diminutivreihe il, el, ähnlich auch ul, ol usw. das Einfach-Kleinere angibt), wobei das l das Zusammenhängende (im Gegensatz zu r usw.) malt. Vgl. auch Nr. 222, 276 u. a. Zu mandere kauen s. Nr. 465.

357. malus aus der Höhle (dem Boden, dem Innern des Schiffes usw., der bisherigen Umgebung) gleitend hervorwachsend, vgl. Mal, Nr. 322, Mast, Nr. 191, 241, mustus, Nr. 207, usw. Somit kann malus einen Baum (vgl. morus, Nr. 59, pirus, Nr. 84), malum die in der Höhle, Hülle des Baumes, der Baumkrone befindliche, aus ihr hervorgehende (abzupflückende, fallende) Frucht bezeichnen, und zwar den Apfel, svw. Voll-Rundes, Herauswachsendes, Herabfallendes, el s. Nr. 240 (vgl. Obst,

mhd. obez, ahd. opaz, worin o die Rundung, b das Gefülltsein — lat. ops, opes Vermögen, Reichtum, Ops Göttin des Erntesegens, opimus fruchtbar, fett —, st das Superlativische, die Vielheit der Einzelnen, die Menge angibt, während diese in obez, opaz mit ez, az bezeichnet wird); malus ist der aus der Erde lang aufsprießende, die gen. Früchte erzeugende Baum (alle Bäume sind im Lat. wbl.!), dessen „Kind" malum heißt, griech. μῆλον, das zugleich die Frucht der Schafe und Ziegen bezeichnet. — Dann heißt malus auch der Mast, das Mal, nämlich die aufgerichtete Stange, Fahnenstange als Hoheitszeichen, auch Schiffsmast. Endlich bedeutet malus svw. schlecht — und „schlecht" ist, wer an die Pubertätskämpfe heranreift, sich somit gegen die Älteren, ihre Autorität, ihre trophische und genische Herrschaft auflehnt, ferner wer im Kampf unterliegt, jedoch auch, wer siegt, also den Gegner tötet, verstümmelt, verletzt, irgendwie schädigt; auch hier ist malus der sich aufrichtende, aus der Höhle (Kindheit, Elternhaus) herauswachsende, der (die) Kleine, der (die) groß wird, der (die) sich Besitz und Weib (Mann) nimmt, ge-schlecht-lich (dies zu schlagen, 1. Bd. p. 643 Fuß.) reift und schlichten, richten kann (weiß, was gut und böse ist). Auf wen sich die Schlichtung erstreckt, wer ihr unterworfen ist, ist schlecht, malus im Sinne von „noch nicht frei", gering, schlicht, schwach, untüchtig = untauglich). Bonus aber ist der Freie, Besitzer (Nr. 351).

358. malo, malle lieber (mehr) wollen, aus magis volo, velle. Über magis mehr s. Nr. 182, 222. volo svw. ich bilde gleitend eine Öffnung, in die etwas hinein- und aus der etwas herausgleiten kann (l), also will, begehre, lange aus nach, auch breite die Flügel, fliege. Die Infinitive sind verschieden: volare fliegen beschreibt das Weithingestreckte, Anhaltende (a) des Fliegens, velle wollen (Nr. 144) dagegen betont die Sch-welle, die gleitend mehrfach (ll) überschritten wird (wollen betont die Öffnung). Die Reihen malo, malle verlaufen assoziativ unter kurzschlußmäßigem Ausfall der Aktualitäten gis und vo bzw. ve („Synkope", p. 311), wobei die assoziierten wortanalytischen Reihen, also die Bedeutung gleich bleiben; die Silbe gis ist im Sinne der biologischen Symbolik im ma, die Silbe vo bzw. ve im l bzw. ll enthalten, während dies bei malo als Dativ zu malus nicht der Fall ist: eben dies ist der Unterschied zwischen den beiden Wörtern malo, der sich auch in den Zusammenhängen, in denen das eine und das andere malo vorkommt, herausstellt (s. p. 102). Analog: nolle aus non velle. Also auch abgesehen von der Wortgenese hat malo, malle den gen. Sinn; er ergibt sich aus dem Worte, wie es ist. malo, malle beschreibt den mit mal (in mala, malus usw.) benannten Vorgang als Reflexausdruck, und zwar von rel. hoher Intensität, von höherer, als mit volo, velle

angegeben wird; es wird also nicht der Gegenstand als solcher, sondern seine Bewegung (koordinative Veränderung) und zwar quoad Gefühlsspezies, Bewegungstypus und Intensität oder genauer: es wird der Gegenstand als in bestimmter Weise (einschl. Intensität) sich bewegend beschrieben, und zwar entsprechen dem Gegenstand und seiner bestimmten koordinativen Veränderung die gleichen Buchstabenreihen, nämlich WS. mal, und kommt darüber hinaus die Bewegungsbezeichnung WS. mal auch solchen Gegenständen zu, die als solche (im übrigen) nicht mit WS. mal bezeichnet werden, aber sich in der mit WS. mal bezeichneten Art und Weise bewegen. Nun sind volo, velle, wollen, Wille usw. realiter Bezeichnungen für die aktuell oder unaktuell verlaufenden Hungerreflexe (s. EdS. § 68, ds. Werk 1. Bd. p. 531 und 3. Bd. p. 46), also auch für die Hungerausdrucksbewegungen (vu — in vult —, vo, wo Höhle-Öffnung, ve, wi Höhle-Öffnung-Schwelle sich gleitend bewegend, zu „vis" s. p. 243f.). Ganz ähnlich beschreibt malo, malle, nur gibt es eine höhere Intensität an als die mit volo, velle, wollen bezeichnete, indem das m die Höhle als weiter und als geschlossen, also vom a zu durchbrechen (im Gegensatz zum engeren, offenen v, w) und das a das Erfülltsein (im Gegensatz zum leeren u, o, e) betont. Vgl. μάλα, μᾶλλον, Nr. 394.

359. malleus Hammer, svw. der zermalmende (Nr. 327). Das Reduplikative in malmen (zwei m) ist in malleus im Doppel-l ausgedrückt, das auch das Intensive angibt. Vgl. martulus, marcus, Hammer, Nr. 79. S. auch Nr. 399.

360. malluvium Waschbecken, malluviae Waschwasser, aus manus (Hand, Nr. 130, 461; vgl. auch manare fließen, Nr. 456) und luere, lavare waschen, reinigen (somit luere, λύειν auch abbüßen, bezahlen svw. von Schuld reinigen, lustrum Sühnopfer), eigtl. vom Wasser: ausfließen, benetzen (lu Höhle als sich gleitend bewegend, vgl. fluere, lumen, flumen usw.; lav dgl. gefüllt, füllbar, das Füllende, Ausfließende, vgl. lava, Lawine). Auch ohne Synkope (vgl. malle, Nr. 358) verständlich: mall das in, aus der Höhle gleitend sich bewegende, wallende, „zermalmte", uv Höhle, bes. als Behälter von Feuchtem (vgl. uva Traube, uvidus, udus feucht, naß, uvor Feuchtigkeit, Nässe usw.) oder luv zu luere, lavare, also malluviae svw. die ein Rundes füllenden gleitend bewegten, nämlich (beim Waschen) zerteilten Wassermassen, malluvium dieses Runde.

361. malva die erweichende, zerteilende (z. B. Entzündungen), somit Mächtige, Heilkräftige (α), auch zerlegbare, weiche (sammetige Blätter, schleimabscheidend), v determiniert agf.-schgf. Griech. μαλάχη Malve, μαλάσσω erweiche (Nr. 397), worin χ bzw. σσ (an Stelle von v) schgf. determinieren, das betonte α das α der WS. redupliziert, die Gewalt, Macht, Kraft des Vorgangs betonend.

362. mulcēre, s. unter Nr. 331, in gleitender Bewegung (l) etwas so zerlegen (c), daß sich eine Höhle (mu) bildet, ein- oder aushöhlen, die oberflächliche Schicht entfernen oder über sie eindrückend (c) hingleiten, also streichen, streicheln (l gibt die glatten Rhythmen an); das lange e der Endung ere betont die längere Dauer des Schmerz- oder Schwellenstadiums, das lange a der Endung are in mulcare die fgf. Ausdehnung und Intensität, Kraft der Bewegung, so daß mulcare svw. mißhandeln, kräftige Streiche versetzen, übel zurichten bedeutet (vgl. p. 309). Das Wort „streichen" ist schgf. und beschreibt den schgf. Vorgang einer oberflächlichen oder tiefer einschneidenden, zertrennenden Bewegung: jem. mit der Hand, mit der Rute streichen, Backenstreich, Staatsstreich usw., über Land streichen, Landstreicher, jem. etwas anstreichen, eine Wand anstreichen, einen Strich ziehen usw. Ähnlich streifen, strafen svw. abtrennen, vgl. multa, molta Strafe am Eigentum, indem ein Stück abgetrennt wird, das der „Schuld" (Nr. 233) äquivalent ist.

363. mulgēre melken, s. Nr. 331, svw. mit gleitenden, glatten Bewegungen die gefüllte (Euter-)Höhle rhythmisch ausdrücken, entleeren, zur leeren Höhle machen.

364. multa, molta s. unter Nr. 362.

365. multus svw. aus der Höhle lang hervorgegangen (t), und zwar gleitend, aus zusammenhängenden Teilen bestehend, also „viel" als Gesamtheit, groß, stark usw. Fem. multa, in z. B. multa pars, ist als Substant. multa Strafe, d. h. abgetrennter (gemäß der Schuld) großer Teil, Nr. 364.

366. molta betont die Öffnung, aus der das Abgetrennte abgeht, multa die Höhle.

367. maltas Weichlinge, eigtl. Zermahlbare, Zermahlene.

Griechische Homologa.

368. μυλεύς Müller, Beiname des Zeus als Vorstehers der Mühlen, auch genisch nach Nr. 328, 341 (etwa „Schürzenjäger"). Nr. 313.

369. μύλη Mühle, Nr. 314.

370. μυλλάς Hure, Nr. 341, zu μύλλω mahle, beschlafe, Nr. 374.

371. μυλλαίνω svw. mache mahlen, speziell von den Lippen, dem Mund, also den Mund gleitend, mahlend bewegen, verziehen, somit mimisch verspotten. Über αιν s. Nr. 117, 132, 383.

372. μύλλον, μύλλος Lippe, eigtl. das Mahlende, die kleine, fortwährend gehende Mühle („Mundwerk").

373. μυλλός mahlenden, verzogenen Mundes usw., auch weibliche Scham (Schamlippen) als mahlend.

374. μύλλω mahle, beschlafe, mahle mit den Lippen (ähnlich murmeln).

375. μολεῖν die Öffnung gleitend passieren, gehen und kommen, vgl. molere, Nr. 346.

376. μόλις kaum, mit Mühe und Not, eigtl. mit Aufreibung, Zermahlung, Verlust von Teilen, die spezieller noch in μόγις mit γ (tgf.) angegeben werden. Vgl. μῶλος, Nr. 378. Zu μόγις μογεῖν sich anstrengen, Not und Mühe aushalten, erdulden, eigtl. ausgehöhlt (μο) und somit zerteilt werden, Teile verlieren, vgl. nhd. mögen (s. unter Nr. 222) svw. aus der Höhle-Öffnung-Schwelle (mö) Teil (g) abgeben, sich teilen, können (vermögen, posse, Potenz), transitiv: ich mag dich svw. du bist ein Teil von mir und ich liebe dich demgemäß, mögen dann also Gefühlsbezeichnung. Unser „kaum" zu Kummer (p. 82f.), svw. das um etwas (k) in Form einer Höhle (um) aus Teilen bestehende (mer) Aufgeschüttete, früh-mittellat. combrus hemmende Aufschüttung, Verhau, Fischgehege, Schutt, frz. combre, mhd. kumber Aufgeschüttetes, Auferlegtes, Last, bes. Gemütslast, bekümmert svw. belastet, niedergedrückt, also „kaum" svw. „um"-hüllt, belastet, behindert, wobei ka das Umhüllte, Behinderte angibt, mhd. Adv. kūme, Adj. kūm, Verb. kūmen svw. behindert, somit in Not, krank, elend sein, Kummer haben.

377. μόλιβος Blei, μόλι das Weiche, Zerteilbare, Leichtflüssige, Gleitende, ι gibt die Teilung, das Trennen an, β den weichen Teil als tgf., also svw. das Leichtsch(n)eidbare, Ausschmelzende; ähnlich μόλυβος, μόλυβδος (vgl. Molybdän, das als dem Graphit ähnlich aussehender Molybdänglanz und als Gelbbleierz vorkommt und vom Blei erst 1778 durch Scheele gesondert wurde). Epidaur. βόλιμος (μ und β vertauscht) zu βολεῖν (βάλλειν, Nr. 185) svw. aus der Öffnung gleitend bewegen, werfen, βολή Wurf, also βόλιμος das Ausschmelzbare, Ausgeschiedene, aus dem Erz Herausgleitende, Werfbare. Beide Wörter sollen wie lat. plumbum aus dem Spanischen oder aus nördlicheren Sprachen übernommen worden sein; altisl. bly, ahd. blio, plio, pli usw., nhd. Blei svw. das Herausgeschlagene, -geschmolzene, zu blau, bläuen, mhd. bliuwen, ahd. pliuwan, lt. hlg. plēctere (plangere), πλήσσειν (πληγή) schlagen, φλάειν quetschen, drücken usw., so daß blau als Farbbezeichnung eigtl. das Geschlagene, Gequetschte (scil. Hautstück) bedeutet (siehe Nr. 342), wobei das b die weichere, p die härtere, heftigere Bewegung (l als hingleitend), a das Gefaßte, Getroffene, auch das Auftreffende, Schlagende, u die drückende Umhüllung, auch die beim Schlagen entstehende Höhlung angibt, während die WSn. mit i und e und ei das Schmerzstadium, die Zerteilung betonen. Das Blei ist auf frischen Schnittflächen bläulich-weiß und läuft an der Luft blaugrau an (Oxydschicht); es ist matt glänzend: bleich, ahd. pleih, wie der Geschlagene, die Leiche b-leich ist, weißlich wie das matte Licht (s. p. 61). Die „blauen Bohnen"

sind Bleigeschosse; Blei ist selbst ein Schlagendes, Treffendes, Bläuendes. Die Schwere betont das lat. plumbum: es malt das dumpfe, „plumpe" Aufschlagen („plumps") einer Bleimasse, wobei eine Einhöhlung u entsteht. Mögen also auch genetische Zusammenhänge zwischen Blei, plumbum, βόλιμος, μόλιβος bestehen, die Bedeutungen sind jedenfalls ähnlich, d. h. so verschieden wie die Wörter der einzelnen Sprachen selbst.

378. μῶλος s. moles, Nr. 345. Vgl. auch Nr. 376.

379. μῶλυ zauberkräftiges Kraut bei Homer, svw. das zermahlende, entkräftende, somit lösende (scil. den Gegenzauber, z. B. den Zauber der Kirke); Nr. 380.

380. μωλύω zermahlend lösen (vgl. λύω), auflösen, entkräften usw.

381. μώλωψ Beule, von Schlägen blutunterlaufene Stelle, beim „Mahlen" (Schlagen usw.) der Haut auftretende Höhle (ωψ), das ψ malt (auch graphisch) Höhle-Schwelle mit dem sie überschreitenden Geraden; in μωλωπίζειν Striemen machen gibt das ιζ das schmerzliche Hinflitzen und Einfressen der Geißel an (vgl. Nr. 239, 240). Vgl. p. 59.

382. μέλας dunkel, schwarz, eigtl. mahlend, zerreibend, erweichend und zermahlt, zerteilt mit Betonung des Schmerzstadiums (ε) und Hinweis auf die Größe des Gesamt (langes α) der zusammenhängenden Teile; vgl. mulleus, Nr. 342. Die mahlende Höhle ist also dunkel, aber auch das in ihr Befindliche, aus ihr Hervorgehende (2. Bd. p. 374). So beschreibt auch „dunkel" die Höhle-Öffnung-Schwelle und das sie Erfüllende (d, kel Nr. 440), vgl. dumpf, dumm usw. (p. 105); ferner schwarz: schw Schwelle wbl., arz das sie in Teilen (r) Erfüllende (a) und Überschreitende (rz), lat. surdus, vgl. Schwarm, schwärmen (p. 89), Schwären usw. — Skt. malam Schmutz, Unrat (eigtl. das Zermahlene, der Fleck, das „Mal", Nr. 116, 322, 323), malinás schmutzig, schwarz usw.

383. μελέδη zu μελεδαίνειν, svw. gleitend zerlegen, erweichen (vgl. sch-mel-zen), darüberhinstreichen (Nr. 362), und zwar wiederholt (εδ reduplikativ) und kräftig-eindringlich (αιν, siehe Nr. 117, 132, 371), sowohl von der Höhle-Schwelle (wbl.) wie dem in ihr Befindlichen, sie Überschreitenden (ml.), also in dieser Weise etwas umgeben, umhüllen, in etwas eindringen, somit sich Sorge machen um, pflegen, ärztlich behandeln (μελετᾶν), z. B. eine Verhärtung (Kongestion, Infiltrat usw.) erweichen, massieren usw. Demnach μελέδη, μελεδώνη Sorge, Pflege, Wartung. Vgl. μέλδειν erweichen, schmelzen usw., Nr. 406, auch Nr. 384, ferner μήδεσθαι, Nr. 271.

384. μέλεος in der Nr. 383 gen. Weise zerlegt, erweicht, zerrieben, zergliedert, zerstückt, somit pflege-, sorgebedürftig („zu erweichen" usw.), elend, unglücklich, nichtig. Hierzu μελεΐζειν zergliedern, zerstückeln (ιζ schgf., s. Nr. 381), μέλε

Anredeform für einen geliebten Menschen, um den man sich sorgt, der besorgt wird (vgl. „mein Kind" als Anrede unter Ehegatten usw.), auch für den „Versorger", vgl. Nr. 336.

385. μέλι mel, Nr. 349.

386. μελίνη milium, Nr. 354.

387. μέλισσα, μέλιττα Biene, svw. die Teile (Honig) aufnehmende (ισσ, ιττ), Honigträgerin; das Doppel-σ oder -τ gibt die Fülle des Honigs an, ersteres auch Akustisches (Summen).

388. μέλος zu μελεΐζειν zergliedern, also Glied, Stück, ferner Lied als das Gegliederte, aus Gliedern bestehend, gleitend (auch „Stück" [Konzertstück], frz. pièce genannt). Vgl. auch Glied und Lied: Glied, bei Luther gelied, mhd. gelit, glit, ahd. gilit, also g (ge, gi) und lied, und zwar gibt die Vorsilbe ge, gi, verkürzt zu g das Teilsein dessen, wovor die Silbe steht, innerhalb einer Abgrenzung (e, i) von Gleichartigem, hier also die Zugehörigkeit des „lied" zu einem abgegrenzten Ganzen an (vgl. p. 294); dieses lied, mhd. lit, ahd. lid ist svw. das über die Schwelle, in der Schwelle (ie, i) gleitende Abgeteilte, also z. B. der Arm in der Pfanne des Schultergelenks, ferner der im Scharnier gleitende Deckel, so auch das Augenlid. Glied ist also svw. zu einem Gesamt (Gelenk usw.) gehöriger, mit Gleichartigem gleitend verbundener Teil. Das Lied ist eine Verbindung singbarer Strophen, ein die Schwelle (ie) in zusammenhängenden (l) Teilen Überschreitendes, aus zusammenhängenden Teilen Bestehendes, zusammenhängend Dahingleitendes, und zwar — im Gegensatz zu lied in Glied — eine akustische Reihe (vgl. laut, p. 327, auch lat. laudare); diese Verschiedenheit ist eben in dem g angegeben, im Mhd. in der Form liet (vgl. glit, lit), im Ahd. in der Form liod, lioth, lied (vgl. gilit, lid). Hierzu leiden, ahd. lidan svw. gehen lassen, hingehen lassen, eigtl. gleitend ausscheiden und so Teile verlieren, Trennung, Schmerz erleben, leiten svw. gehen lassen (das t gibt Länge, Härte im Gegensatz zum d an), geleiten, worin das ge wieder die Gemeinsamkeit von Teilen angibt, gleiten: mit „verschlucktem" (p. 311) e und transitiv in begleiten, begeleiten (bege reduplikativ) und mit WS. gleit und intransitiv svw. sich weich, leise, leicht, „glatt" hinbewegen, Gleis (p. 136 Fußn.) usw. Vgl. auch lenken svw. in enger, bestimmter (enk) Bahn gehen lassen (s. auch schenken usw., unter Nr. 128), Gelenk usw. Griech. ἄρθρον svw. das sich in die Schwelle eindrehende, in der Schwelle drehende Gerade (α, θ), ἀρτύειν ein Gerades (α, τ) über die Schwelle (ρ) drehend in ein Rundes bewegen, einfügen usw., vgl. lat. arma Waffen, armus Gelenk, Oberarm, artus Glied, got. arms, ahd. aram, nhd. Arm (s. p. 89, Nr. 226); skt. márman Gelenk.

389. μέλλαξ, μέλαξ Jüngling, svw. der pflegebedürftige (s. Nr. 384) Heranwachsende, der „noch nichts ist", erst

„etwas werden soll", der „Milchbart"; vgl. μεῖραξ, Nr. 126, auch 367.

390. μέλλω zerlege wiederholt (λλ) wortbegrifflich, bewege „gedanklich" hin und her, überlege, „bin im Begriff", somit zaudere etwas zu tun, „habe Bedenken". Vgl. Nr. 372: μέλλειν ist sozusagen ein begriffliches Mahlen mit Betonung des Schmerzlichen („Kopfzerbrechen"). Hierzu μέλλησις Zögern usw.

391. μῆλον (s. Nr. 357) Apfel und Schaf, beides als „Früchte", Hervorgegangenes.

392. μῖλαξ, σμῖλαξ Taxus, Eibe, svw. der Schneid-, Schnitzbare, Zerlegbare, vgl. σμίλη Messer, eigtl. Zerlegendes (s. Nr. 161), σμιλεύειν fein ausschneiden, schnitzen, ferner μελία Esche: aus Eiben- und Eschenholz werden Speere, Bogen, Geräte, Balken usw. geschnitzt. Ganz ähnlich beschreibt τάξος, taxus svw. der zu behauende, aus dem Waffen usw. gefertigt werden; ταξ beschreibt das Gerade (τα), das hart, plötzlich (τ) auf ein anderes, eine Schwelle machend, zerteilend, abgrenzend, auftrifft (ξ), auch das hiermit verbundene Geräusch (des Hackens, der Axt auf hartem Holz, tak-tak, knacks usw., vgl. σμῖλαξ), famverw. mit τάξις svw. das Behacken, Berühren und somit Abtrennen von Teilen, Abgrenzen, das Bearbeiten, Zurechtmachen, Richten, Einrichten, Ordnen, Taxieren, zu ταξιόω, τάσσω (Aor. pass. ἐτάχθην) ordne, richte, setze ein Abzugebendes fest, grenze ab usw., ferner famverw. mit τόξον, worin das o den „Bogen" angibt. Skt. hlg. taksh behauen, einrichten, verfertigen, táksha Holzhauer, Zimmermann, tákman Kind, zd. tash schneiden, zimmern, tasha Axt, tasta das Behauene, Schale, Tasse (K.-T. 2 oder 3), ferner skt. tak schießen, stürzen (eigtl. vom Auftreffen), zd. tac laufen, fließen usw., wozu weiterhin hlg. τόκος Geburt, Zins (eigtl. beides ordnungs-, „taxmäßige" Abgabe), τοκεύς Zeuger, τέκνον Kind, eigtl. Abgegebenes, τέκτων Zimmermann, τέχνη Kunst (vgl. Kind svw. Gekonntes), τήκω sch-mel-ze, ταχερός schmelzend, ταχύς schnell, eilend usw. Lat. hlg. taxare, Frequentativ zu tangere berühren, be-tasten, schlagen, stechen, stoßen, treffen, somit wie τάσσειν im Sinne eines Abgebens richten, zurichten (vgl. der hat mich schön zugerichtet! ferner: hinrichten [2. Bd. p. 148]), abschätzen, taxieren, got. tekan, engl. take nehmen, ferner lat. texere behauen, bearbeiten, bauen (textor Zimmermann), dann auch weben, flechten, ahd. hlg. dehsa, dehsala Hacke, dihsel Deichsel, dahs Dachs (Nr. 350) usw., lat. tegere, Perf. texi decken, tectum Dach usw. und auch taxo, taxus Dachs (svw. Bauer, vgl. „Dach" svw. das aus Teilen ragend geflochtene, gezimmerte) und taxus Eibe svw. die zu Behauende, zum Bau usw. Geeignete, somit auch Waffen, Bohlen usw. Abgebende, sozusagen Zeugende, Verfertigende (vgl. „dieses Holz gibt [= ergibt, gibt ab] gute Pfosten", ähnlich:

„der junge Mann gibt einen guten Kaufmann ab" usw.) Vgl. auch das „Ausschlagen" der Bäume im Mai. — Was bedeutet aber Eibe? Das Wort beschreibt mit ei die Schwelle und mit b das sie Überschreitende, ganz ähnlich wie Eiche, Esche. Diese Bäume „geben ab" wie Taxus Holz zu Waffen, zu Geräten, zum Bauen, ferner gewisse heilkräftige Stoffe, ferner die Eiche (wie die Buche, worin das u die Höhle betont) Früchte, die im alten Germanien den Menschen, heute nur noch Tieren als Nahrungsmittel dienten bzw. dienen (Eicheln, Bucheln, sozusagen kleine Eichen, Eichelkinder, vgl. Busch — Büschel, Arm — Ärmel usw., Nr. 8, 47). Die Heilkraft wurde dämonistisch gedeutet, und so wurden den gen. Bäumen geheimnisvolle Mächte zugeschrieben, wie ja überhaupt die Bäume als Sitz von Dämonen galten (vgl. Lorbeer, Nr. 15, Myrte, Nr. 103, usw.). Die Eibe ist zudem (in landschaftlich verschiedener Stärke) giftig: in Italien soll die Eibe so giftig sein, daß es schon als gefährlich gilt, sich in ihren Schatten zu begeben, während in Bayern (von den „Holzerern", den Holzschlägern) und in der Schweiz die Eibenbeeren offenbar ohne Schaden genossen werden; junge Zweige sind ein volkstümliches Abtreibungsmittel, zerstoßene Blätter in Bier ein Mittel gegen Hundswut, Insektenstiche und Schlangenbisse („Schwarzenbergisches Mittel" in Österreich) usw. Die Eibisch (Althaea off., Malvacee, Nr. 361) liefert heilsamen Schleim, die Eichenrinde ist tanninhaltig usw. So werden diese Bäume zu „heiligen", zu Glücks- und Unglücksbringern. Die Eibe schützt gegen Hexen und böse Geister und ist zugleich seit alters (bes. in den keltischen Ländern) Friedhofs-, Totenbaum, Eiche und Esche liefern Waffen zu Sieg oder Niederlage. Die Esche ist in der Wöluspa (Liederedda) der „Maßbaum", ein Analogon zum „Baum der Erkenntnis" und zum „Baum des Lebens" (Weltesche Yggdrasil, d. h. Odins Roß), altnord. ask, askr (a fgf., ragend, gewaltig, mächtig), wie denn auch die „ersten Menschen" Ask oder Askr und Embla (hebr. Adam und Eva; vgl. die Asen, Asgard, p. 263, 278) hießen. Die Eiche ist der altgermanische Gerichtsbaum (z. B. Donarseiche zu Wetzlar, von Bonifatius gefällt), der „Baum der Erkenntnis" des Guten und Bösen, unter dem über Leben und Tod entschieden wird (Zweikampf, Gottesurteil, Blitz und Donner), der also Baum des Lebens und des Todes ist, der „Maßbaum", wie denn auch eine gewisse Art des obrigkeitlichen Messens „eichen", „aichen" (Eichsfeld, Aichach, Aichau usw.) heißt. So bedeuten Eibe, Eiche, Esche svw. Schwellen-, Grenz-, Richtbäume (vgl. Ei svw. das über die Schwelle gehende, Ausgeschiedene und die Frucht Ausscheidende, der Teil, Eid svw. Überschreitung der Schwelle, Abgrenzung, zumessende, gerichtmäßige Verabredung, unter Anrufung des Richt-, Gerichtsgottes, Eis das [aus dem Wasser]

Ausgeschiedene und [Wasser] Ausscheidende, Eisen das [aus dem Erz] Ausgeschiedene [vgl. μέταλλον, Nr. 293] und Eindringende, Eimer, Schwelle wbl., die Teile [mer] aufnimmt [urna Urne betont die Höhle wie Uhr] usw.).

393. μίλιον römische Meile, s. Nr. 320, 355.

394. μάλα beschreibt adverbiell den Vorgang des Zermahlens, Abteilens mit reduplikativer Angabe des Zermahlenen (α) und der Dauer, Intensität. Vgl. Mal, Nr. 322, mala, Nr. 356, malus, Nr. 357. Das Wort „sehr" ist dagegen rein schgf., bei Luther seer, mhd. sēre, sēr, ahd. sēro, mhd. und ahd. der oder das ser Schmerz (vgl. Nr. 31, p. 49, 77 usw.); dazu versehren svw. abtrennen, Schmerz zufügen, verletzen, vgl. verzehren. — Komparativ μᾶλλον; das Komparativische liegt im Doppel-l, auch in der agf.-schgf.-Endung (während das Schluß-α in μάλα eher auf den gleichmäßigen Fortgang hinweist); vgl. Nr. 358, 359 usw. — Superlativ μάλιστα meist, s. Nr. 189, 190.

395. μάλαγμα erweichende, zerteilende, „mahlende" Masse, vgl. Nr. 211.

396. μαλακίζειν jem. (α) auf fein-schmerzliche (ιζ, Nr. 381), aber nachhaltige (κ) Weise mahlen, weich machen, verweichlichen.

397. μαλάσσω s. Nr. 361, 408.

398. μάλη s. Nr. 226.

399. μᾶλις, μῆλις Rotzkrankheit, svw. die zermahlende, zerfressende, erweichende (es bilden sich am häufigsten in der Nasenschleimhaut knotenförmige Schwellungen, die zu eitrigen Geschwüren zerfallen). Lat. malleus, indem „die Krankheit" ebenso wie ein Hammer zermalmt, s. Nr. 359.

400. μᾱκός zermahlen, weich, bes. vom Haar, somit wollig (vgl. mollig), zottig, zu Locken zerlegt; μᾶλος, μαλλός Subst. Locke, Zotte. ὁ μᾱλός der Zottige, der Bock. Aber μᾶλον dor. = μῆλον, Nr. 391.

401. μᾶλλον s. Nr. 394.

402. μολγός Sack aus Rindsleder, vgl. Molle, Nr. 317, auch „Melker" im trophischen wie im genischen Sinne (genisch: melken svw. den Penis reiben, bis „Milch" kommt).

403. μέλγω, ἀμέλγω melke, Nr. 331, 363.

404. μέλκα s. Nr. 332.

405. μάλκιος, μαλκός, s. Nr. 396, eigtl. auf fein-schmerzliche, nachhaltige (κ) Weise erweichend, speziell von der Kälte, somit Frostbeulen machend, dann überhaupt frostig, kalt.

406. μέλδω, s. Nr. 384, auch melden, Nr. 335.

407. μίλτος kleinzerrieben, somit fleckig, und zwar rötlich, vgl. mulleus, Nr. 342. Bezeichnung für Rotstein, Rötel (Ferrioxyd), Mennig (Bleiorthoplumbat), Zinnober (Merkurisulfid), Nr. 454; auch für ein rotgefärbtes abgrenzendes Seil (vgl. Rot als Grenzfarbe, rotangestrichene Termini, Priapi).

408. μαλθάσσω s. Nr. 397; das θ gibt das Nachdrücklich-Kräftige, Vollkommene des Vorganges an (s. Nr. 233, 502).

Familie „mun" und Sippenverwandte.

Deutsch.

Gem. WS. mun	Munition München	Monat Monarch Monade Mönch Mohn	Mensch mein meinen	Mine Mineral Minne Minute Miene	man Mann mannig, manch Manie manschen mahnen
Gem. WS. mund	Mund Mündung	Mond		mindern	Mandel
Gem. WS. munt	munter	montieren	mental		Mantel
Gem. WS. meng			Menge		mang mangeln
WS. munk	munkeln			Minka	

Lateinisch.

Gem. WS. mun	munia munire munus	monere moneta monile moenia	Mena	mina minari minare Minerva reminisci minister minium minuere	manare manere manes manica mannus manus
Gem. WS. mund	mundus		mendax mendicare mendum		mandare mandere
Gem. WS. munt	promun- turium	montis	menta mentis mentiri mentula mentum	mintrire	mantare mantele mantellum martum manticulari
Gem. WS. mung	mungere			mingere	mango
WS. manc					mancus
WS. mons, mens		mons	mens mensa mensis		

Griechisch.

Gem. WS. μυν	μύνομαι μύνη μοῦνος	μόνος μονή μόνιμος	μέν (μήν) μενεαίνω μένος μένω(μίμνω) μήν μήνη μῆνιγξ μῆνις μηνύω	μίν μινύθω μινυρίζω	μάν μανία μάννα μανός μανόω μανύω μνάομαι
Gem. WS. μυνδ	μυνδός			μίνδαξ	μάνδαλος μάνδρα μανδύς
WS. μινθ, μανθ				μινθόω	μανθάνω
WS. μαντ					μάντις

Das n beschreibt die Öffnung-Schwelle und ihre Veränderung (Bewegung), determiniert im Sinne eines zusammenhängenden wellenartigen Windens, Rinnens, wie es an der Koordinatik des optischen Buchstabens ersichtlich ist. Auch das Gerade kann sich winden oder gewunden sein; es ist dann insofern schgf., und je nachdem die Windungen mehr längs oder mehr zirkulär gerichtet sind, sind sie Reihen männlicher oder weiblicher Anteile; die N-Windungen sind wie die M-Windungen weiblich (vgl. 1. Bd. p. 372). Die WS. mun beschreibt also die vom m (als geschlossen usw.) determinierte Höhle, die in die Öffnung-Schwelle übergeht, die WS. mon die Höhle-Öffnung-Schwelle, die WS. men die Höhle-(Öffnung-)Schwelle, mit e auch das sie in der n-Bewegung überschreitende Gerade, die WS. min wie men, nur mit Angabe der feineren Enge der Schwelle und des sie Überschreitenden, die WS. man die Höhle-Öffnung-Schwelle als erfüllt, das aus ihr in der n-Bewegung Hervorgegangene und der neuen Schwelle-Öffnung Zustrebende. Hiernach sind die vorstehenden Wörter zu verstehen.

409. Munition s. munire, Nr. 442.

410. München s. Mönch, Nr. 414.

411. Monat, zeitliches Wort, mon Höhle-Öffnung-Schwelle, also Rundes, at das sich anschließende, ausgehende Gerade, Männliche (vgl. Morgen, Nr. 33), also die Zeit als rund und gerade mit Angabe der Schwelle, des Abschnittes (n), an dem an das Runde das Gerade, sozusagen die junge Zeit, die von der Vergangenheit geboren wird, sich anschließt; at kann auch die lange Reihe angeben, also Monat svw. runder Teil der sich langhinerstreckenden Zeit. Mhd. mānōt svw. das aus der Höhle n-mäßig Hervorgegangene, in ein neues Rund (o) Eingehende, ahd. mānōd, got. mēnōþs (worin e die Schwelle, den Abschnitt betont, vgl. mensis, Nr. 486, μήν, Nr. 496). S. auch Mond, Nr. 431.

412—414. Monarch, Monade, Mönch, zu μόνος, Nr. 489.

415. Mohn Höhle-Öffnung-Schwelle, mit h (als abgeschwächtes g), das hier ebenso wie n auf die Ausscheidung hinweist, mhd. mahen, mage, magen, ahd. mago, worin das a den auszuscheidenden und ausgeschiedenen Saft angibt, griech. dor. μάκων hlg. ahd. mago, att. μήκων mit Betonung der Schwelle (η), über die der Saft (ηκ) reichlich (ω) austritt, auch mit Hinweis auf die betäubende, tödliche („magische", göttliche), Macht, Kraft des Opiums (vgl. μῆκος Länge, μάκαρ reich, mächtig, μακρός lang, magnus groß usw., s. auch unter Nr. 182, 222; ahd. mago Mohn ein mächtiger Ausscheider wie mago Magen).

416. Mensch s. Mann, Nr. 425.

417. mein s. unter Nr. 13.

418. meinen svw. aus der Höhle über die Schwelle gehen machen, speziell von Worten und Wortbegriffen, auch von Gefühlen, also Worte oder Wortbegriffe („Gedanken"), auch Gefühle auf etwas, jem. richten, an etwas, jem. wenden, sich so zu etwas, jem. neigen, somit auch etwas, jem. aus der bisherigen Umgebung (m) trennen und in „meinen" Bereich (m) über die Schwelle (ei) n-mäßig aufnehmen, „mein" machen, m-einen. Vgl. Nr. 451.

419. Mine svw. hohler, enger, n-mäßig gewundener Gang, auch von Gesichts„zügen", dann Miene geschrieben, worin i und e die feineren, dünneren und die schleifen-spaltenförmigen Eingrabungen der Gesichtskonfiguration angeben, während akustisch nur das lange i auftritt und die Länge, Vielheit usw. angibt. Mine auch das in der Mine als hohlem Gang, Behälter, Befindliche, z. B. Sprengladung.

420. Mineral svw. das die Mine (Nr. 419) Füllende, Zerteilte, das Berggut.

421. Minne zu minnen, eine Art Reduplikativ (nn) und Intensiv (i, nn) zu meinen, Nr. 418; minnen speziell genisch.

422. Minute s. minuere, Nr. 455; minutus svw. winzig.

423. Miene s. Nr. 419.

424. man svw. alles aus der Höhle, Umgebung n-mäßig hervorgehende (somit abgeschiedene, abgegrenzte) Gerade, eigtl. jedes einzelne solche Gerade (vgl. mundartl., z. B. berlinisch „man" svw. doch, ja, wahrlich, allerdings, allgemein bekräftigend, s. Nr. 504 μάν), dann kollektivisch, ungeachtet der Geschlechtsunterschiede, z. B. man sagt ...

425. Mann s. man, Nr. 424, also der einzelne Gerade, Aufrechte in der Masse, Menge, Umgebung, Höhle, nn reduplikativ (Abgrenzungen). Ferner speziell der aus dem Kindesalter, der elterlichen Obhut (als Höhle, Umgebung) n-mäßig (mit Windungen, Kämpfen, Schmerzen usw.) durch die Pforte der Pubertät Hervorgegangene, Erwachsene, Selbständige, der den bisherigen Lebenskreis gesprengt hat und erwachsene Leistungen vollbringt, trophische und genische, muskuläre und denkerische; diese Aufgaben (Schwellen, die zu bewältigen sind) gibt das nn an. Im genischen Sinne ist „Mann" der von der Mutter (M) stammende und zum Weibe (nn) Strebende, Liebende (vgl. mas, Nr. 67, 68); m trophischen Sinne ist „Mann" der aus dem Schutze, der Hut gerade, aufrecht, erhaben Hervortretende und sich dem nie endenden Lebenskampfe (nn) Stellende, der Herr, Besitzer, Held (s. p. 37f.). Nach dem Manne ist alles Gerade, Aufrechte, Aufgereckte, Gestreckte, Vorragende (Hervorragende), also aus der Höhle Hervorgehende und in die Höhle Eingehende männlich (zu „lich" s. unter Nr. 57). Eine ähnliche Bildung ist männisch svw. zum Manne gehörig (isch gibt den Teil an), vom Wesen des Mannes. Der Mann selbst ist also männisch (seinem Wesen nach

Mann), und das Weib ist männisch (zum Manne gehörig, ihm partnerisch, vgl. Adams Versuch, das Rätsel Weib zu lösen: „Das ist doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch; man wird sie Männin heißen, darum daß sie vom Manne genommen ist"). Und männisch ist synkopiert Mensch, der und das Mensch: der Mensch als allgemeine Bezeichnung der Männer und Frauen, darüber hinaus dann auch der männlichen und weiblichen Kinder, das Mensch als Bezeichnung des Weibes; mhd. der und das mensche, ménnische, ahd. mánnisco, mit Umlaut, ménnisco, ménnischo usw., got. Adj. mannisks zu manna, ahd. man, nhd. Mann. — Skt. mánuh Mensch zu WS. man, die verbal beschreibt, was „Mann" substantivisch beschreibt, also svw. aus der Höhle langhin (a fgf.) n-mäßig hervorgehen oder -gegangen sein und sich n-mäßig (durch neue Öffnungen-Schwellen) fortbewegen bedeutet, zunächst im gegenständlichen, dann auch im gefühllichen und begrifflichen, besonders aber im wortgegenständlichen und -begrifflichen Sinne („Denken"), ähnlich wie meinen, Nr. 418, doch betont das fgf. a die Vollendung, Größe, Festigkeit, Kraft, Ausdauer (ei schgf. die Schwelle, das Abtrennen, Zerlegen, Teilen), vgl. mánas, das geradezu mit Geist (= begriffliches Denken), Sinn (zu sinnen), Gemüt, Wille, Trachten wonach übersetzt werden kann (vgl. Nr. 297, 298). Insofern WS. man begriffliche, „denkerische" Vorgänge bezeichnet, kann auch mánuh als „denkendes Wesen" übersetzt werden, doch erschöpft sich hiermit die Bedeutung weder von mánuh noch von Mann oder Mensch; z. B. weist schon die Bezeichnung eines des Penis Beraubten als „entmannt" auf die genische Bedeutung von „Mann" hin, und wir gebrauchen das Wort Mann ganz allgemein keineswegs bloß im Sinne von „denkendes Wesen", die übliche etymologische Auffassung, wonach sich Mann, Mensch von skt. mánuh „ableitet" und beide nur das Denken angeben, ist eine aus der Überschätzung der Begrifflichkeit, des „Geistes" (im dämonistischen Sinne) und der Unterschätzung des „Menschlichen" verständliche Einseitigkeit. — Eine Weiterbildung von skt. WS. man ist WS. manth (auch math); die WS. beschreibt zunächst Gegenständliches: der Quirl, das Drehholz (a) tritt aus der Handhöhle (m, n) heraus und in die Milch (n) in n-mäßiger Bewegung ein, dreht sich kräftig (th) in der Milch, bis aus ihr (m) die Butter, das Feste (a), (vgl. Butterbuddha, Kuh heiliges Tier der Inder usw.) heraustritt (nth), — oder der hölzerne Drehstab des primitiven Feuerzeuges (a) tritt aus der Hohlhand oder Drehschlinge (m, n) heraus und in die Nabe (n) des flachen Brettes in n-mäßiger Bewegung ein, dreht sich kräftig, rasch in der Nabe, bis feiner Holzstaub herausgerieben wird und sich entzündet, somit das Feuer (a) heraustritt, das skt. agnis (lat. ignis) heißt, wie der Feuerbohrer pramanthas heißt, — oder der Penis erigiert

sich (tritt aus der Schlaffheit, dem schlaffen Gebogensein heraus) und dreht sich strotzend in die Vulva, bewegt sich in der Vagina kraftvoll hin und her, bis der beiderseitige „Same", das Feuer des Orgasmus heraustritt, eine Analogie, die in den indischen Schriften fortgesetzt vorkommt und übrigens die genische Bedeutung von man, manth belegt (vgl. auch mentula, Nr. 467). Daß das „Feuerreiben" auch im zerebralen Sinne („Feuer des Geistes", Ausgießung des heiligen Geistes: „Und es erschienen ihnen Zungen zerteilt wie von Feuer und er setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen", Entzünden eines Gedankens, Leuchten des Geistes, Erleuchtung, Erlaucht = erleuchtet, Geistesfunken, Geistesblitz usw.) gemeint ist, zeigt auch der griechische Feuerräuber Prometheus, der lat. Feuerräuber Lucifer, der hebräische (aramäische?) Lichtbringer Jesus („ich bin das Licht" usw.), der germ. Loki der Teufel als Widerpart des Baldur usw. — wie ja in allen Religionen das himmlische Feuer *), auch im Sinne der Erlösung den Göttern oder Gott entrungen wird (vgl. Paradiesmythus der Juden, Jesu Opfertod usw.).

Eine andere Bezeichnung für Mann, Mensch im Skt. ist nar, naras, svw. der aus der Öffnung-Schwelle (n) mit Schmerzen, Kämpfen (r) Hervorgegangene (a) und in sie Eingehende, also gleicher Bedeutung wie „Mann", nur steht n für m und r für nn, und so ist Wort und Beschriebenes unterschiedlich determiniert. Vgl. hierzu snusha, lat. nurus Schwiegertochter, worin das u das

*) Vgl. Sonnenkulte: Agni, Baal, Simson, Asdes, Helios, Horus, Sol, das heilige Zeichen Svastika (1. Bd. p. 375), Sonnenkult der Mayas, der Chinesen, deren Könige Söhne der Sonne (des Himmels) sind, die ewige Lampe der Vestalinnen, in den katholischen Kirchen usw. Es ist klar, daß auch die Sonne dämonisiert wurde; man kann sie — wie die Gottheit — nicht ansehen, ohne geblendet, blind zu werden (Zeus und Semele, Moses Antlitz leuchtete noch Tage lang, nachdem er auf dem Sinai Gottes Glanz gesehen hatte [als „Mittler", der Gott näher stand als das profanum volgus, konnte er Gottes Antlitz schauen und ertragen], Blendung als Strafe für das Hinsehen, das optische Erkennen, Lüften des Geheimnisses des Vaters analog dem Essen vom Baume der Erkenntnis, der Einweihung Wotans, der ein Auge verlor, als er bei Erda das Zeugungsgeheimnis erfuhr, usw.); der Seher, d. i. der, der „gesehen" hat, ist blind, s. EdS. § 52 Anm. Die Blendung ist einer Zerstörung, Tötung gleich. So ist die Sonne wie die Gottheit schaffend und zerstörend: „alles Leben geht von ihr aus", aber sie zerstört, eben in Auswirkung ihrer schöpferischen Kraft, das Geschöpf, das es wagt, ihr ins Angesicht zu schauen. Sie ist so Gott und Teufel (vgl. p. 105f., Nr. 522, p. 260) zugleich, wie der Vater-Gott, der den Sohn zeugt, aber im Pubertätskampf vernichtet oder der, falls er vernichtet wird, „im Himmel" weiterlebt und somit nicht eigentlich vernichtet werden kann; der Auserwählte, der den Vater-Gott überwindet, ist dann der Lichtbringer, der Echte, Wahre und — der Schuldige (der gefallene Engel, der Teufel Lucifer, Urian, der nun aber doch „Meister", göttlich ist wie der sieghafte Gottmensch Christus, der seine Tat: die Überwindung des altjüdischen Gottes Jahwe mit dem Tode büßen muß, der sons, sonticus, sannr ... p. 277). Vgl. p. 95 Fußn, p. 263 Fußn.

Weibliche betont; griech. νεῦρον Schnur, Sehne, lat. nervus (auch Riemen, Penis), svw. das Zusammengedrehte, Gedreht-Gedehnte, drehend, gedreht die Schwelle Überschreitende, Bindende, Umschlingende (ner schgf.), s. unter Nr. 122; hierzu ahd. snara Strick (als gedreht und gerade, lang, a fgf.), snuor Schlinge, narwo Klammer, Schnalle, das zwei Dinge Zusammenfassende (a fgf., ml., das in ein Loch, eine Lücke eingehende), narwa Narbe (das zwei Wundränder Zusammenziehende, -fügende) usw. — Das Wort ἀνήρ Mann aus prothet. α, das fgf. das Aufrechte, Aufragende angibt, und νηρ, hlg. skt. nar, mit Betonung der Schwelle, des Schmerzlichen (sich durchringen, kämpfen, Schmerzen zufügen und erdulden usw.), wie ausgeprägter noch in ἠνορέη Mannhaftigkeit, ἀγ-ήνωρ; es kann aber ἀνήρ auch, und zwar im gleichen Sinne, verstanden werden als ἀν svw. an, auf, aufwärts, oben (ἀνά, ἄνω) und ηρ Schwelle, Schmerzstadium — also ἀνήρ svw. der Aufrecht-Abgegrenzte, der sich mit Schmerzen aufwärts Durchsetzende, der Kämpfer, Held, Herr (vgl. M-ann). Im Genitiv ἀνδρός (neben ἀνέρος) wie in ἀνδρεῖος mannhaft usw. weist das δ (statt des schgf. ε) auf das tgf. Abgetrenntsein (svw. vom Wesen ..., ähnlich „lich") hin. Schließlich ist ἀνήρ auch svw. der Atmende, Hauchende, mit dem Hauch Schaffende und Zerstörende, der Herr der Lebensluft, des Lebens, des „Geistes" (vgl. Atman, Adam, Odin *), Atem, Odem, ahd. atum für ahadum, got. ahjan, aha [auch Geist, Verstand], anan hauchen, atmen, ahnen, Ahne, ahmen usw., skt. WS. an atmen, anas Hauch, anilás Wind, pr-âna Lebenshauch, griech. ἄνεμος Wind, lat. animus, Seele, Geist, anima Luftzug, Hauch, Seele [vgl. ψυχή unter Nr. 522, 544], ănus die Ahne, ägypt. ankh Leben, hebr. anach seufzen, stöhnen usw.). — Der Sinn des Wortes ἀνήρ bleibt in jedem Falle der gleiche: der Aufragende, Erhabene, Held, Herr. Der Reihe ανδρ steht zur Seite die Reihe ανθρ in ἄνθρωπος Mensch, svw. der das Gesicht (WS. οπ, p. 59f.) aufrecht, aufwärts Tragende

*) Der altnord. Odin (Odinn) entspricht dem altgerm. Wuotan, Wotan, langobard. Wodan, westfäl. Guodan, Gudan, Godan (vgl. Godesberg usw.), südskand. Gautr (Gauten, Gotland), mundartl. Wode, Waud, Waur, Wutan, Wute, Guet, Foen, Oen, Noen usw. Wuotan svw. der Wütende (Wuotanes Heer = wütendes Heer), Ungestüme, vgl. p. 105 ff. „Wut" bezeichnet den gestauten Hunger, den Haß, den Zorn und die Ausdrucksweisen dieser Gefühle, also die ungestümen Bewegungen (wu Höhle, t das plötzlich Hervorbrechende), also das wilde Dahinstürmen (vgl. waten, worin a fgf.), auch das erregte Atmen, Sinnen, den Sturm und Drang, den Rausch des schaffenden und zerstörenden „Gottes" (vgl. „Sinnentaumel", Wanen = Urgötter usw.). Hierzu skt. WS. va wehen, vatas Wind, griech. ἄ(ϝ)ω hauche, ἀ(ϝ)ήρ Luft, lat. ventus, got. vinds Wind (p. 326) usw. Gott bließ nach dem jüdischen Mythus dem Erdenkloß den lebendigen Odem ein, und so ward der Mensch beseelt; und Wotan, Odin ist der Gott des Windes, Sturmes, der Luft, Lebensluft, der den Atem, das Leben, den „Geist" gibt und nimmt, usw. — Godan — Gott s. Nr. 522.

(vgl. Ant-litz, p. 58, 84, ἀντί = aufrecht und so gegenüber). — Die Silbe ner (vgl. ver — vir) begegnet uns als WS. im Lat. Nero, Nerio, neriosus mannhaft, tapfer, stark, osk. ner vir (dagegen nare schwimmen WS. na, griech. νάειν, νέειν). Vgl. altgerm. Nerthus (n-ert—erd—urd) die Mächtige, Fruchtbare, „Mutter Erde", ferner die Nornen, die Schicksalsfrauen, Weberinnen, Flechterinnen (analog die griech. Parzen), die nach der Edda als Wassergöttinnen am Urdarbrunnen unter der immergrünen Yggdrasil (s. unter Nr. 392, auch p. 80f., bes. Fußn.) sitzen und deren eine Urd, Urdr heißt, ferner den Windwanen Njörd, den gewaltigen, reichen Gott, die Normannen, der Norden usw. (p. 142 Fußn., Nr. 538).

Auch das lat. vir Mann, in der älteren Sprache einziges Wort für Gatte, schgf., beschreibt das Schmerzstadium, den die Öffnung-Schwelle mit Schmerzen (Pubertätsproben!) Überschreitenden und so zum Mannestum sich Durchringenden, sowie auch den, der diese Schmerzproben hinter sich hat, schmerzgestählt *), kampfgeübt, heldenhaft, somit mächtig, kraftvoll (vis, vires) Familie und Besitz verteidigt. vis Kraft, Stärke beschreibt die Haltung des vir quoad Funktionsintensität (Statik, §§ 17, $30_{,3}$, $31_{,2}$), dann ganz allgemein die Funktionsintensität des im Schmerzstadiums des Überganges, also im Aus- und Eindringen, Ringen, Drehen usw. befindlichen Individuums („Kraft" beschreibt die Haltung des Siegers nach dem Kampfe, k, a fgf., aber auch, mit r und f, schgf. determiniert, also mit Hinweis auf das Stadium des Schmerzes, der Mühe); diese Haltung quoad Gefühlsspezies beschreibt das Wort vis du willst (zu volo ich will, s. Nr. 358), in etwas anderer Weise die Form vois, nämlich auch mit Angabe des Angststadiums (o). — Dazu virga der sich windende (schgf.) Zweig, viriae eine Art Armband; virgo die Jungfrau, eigtl. die im Übergang Befindliche, Schmerzen Erduldende, im Pubertätskampf Wehrhafte (vgl. Maria, Nr. 16); virere grünen, d. h. sich im (Pubertäts-)Übergange befinden, sprießen und so die Farbigkeit junger Blätter (s. 2. Bd. p. 376) haben (vgl. auch „grüner Junge", „grünende Liebe", Bleichsucht als Chlorose, Grünsucht usw.); virus das Gift, das Eindringende, Wirkende usw. Das g in virga und virgo gibt tgf. das Stück, das Abgetrennte, den Zweig, den Sproß, Sprößling als Stück des mütterlichen Baumes, der Mutter an. Skt. hlg. vajá Zweig (a gibt die Länge, Geradheit an), vīṭikā Band, Binde, also das Gewundene, Geflochtene, vgl. lat. vitis Weinranke (vinum Ϝοῖνος Wein svw. das Ausgepreßte), vita Leben, eigtl. das (alles) durchdringende, sich langhinziehende, währende (vgl. Nr. 457) Kräftige, Mächtige (vgl. βίος Leben,

*) Bei den Martern der Pubertätsproben durften und dürfen die Prüflinge keinen Schmerzenslaut von sich geben, sonst „fallen sie durch" (vgl. Nr. 147 Fußn.), sind Memmen, keine Männer. Vgl. Nr. 211 Fußn.

βία Kraft, Gewalt; vis vitae fast tautologisch), im mythologischen Vergleich auch das Gewebte, Geflochtene, nämlich von den Parzen, Nornen u. a. Göttern, von der Mutter, die „webt" usw., vitare ausbiegen und so meiden, vitium Abweichung usw. Skt. vishám (WS. vish wirken) Gift usw. Griech. hlg. ἶς Muskel, Sehne, Kraft (eigtl. das sich windende, gewundene; vgl. skt. ishirás kräftig, frisch), ἰός Gift, ἴον (Ϝίον, viola) Veilchen, eigtl. das Giftige, d. i. Heilkräftige (Blutreinigungs-, Schmerz-, Fieber-, Epilepsie-, Krebsmittel usw.), auch die früh, im Frühjahr erscheinende Blume, also in jedem Sinne „Übergangsblume", ἰάομαι heile, d. h. gebe Kraft, Kräftigungsmittel, kräftige und kräftigende Arzneien, „Gift" (svw. Gabe, δόσις, engl. give), füge (heilsame) Schmerzen zu, eigtl. (dep. med., p. 297) bin heilkraft-, giftbegabt.

Lat. homo beschreibt den Menschen als sich öffnende (o) und schließende (m) Höhle (h, m), als Höhle mit Öffnungen (p. 378). Famverw. humus Erde, Erdboden, worin u die Höhle auch vokalisch angibt, humus also svw. geschlossene Höhle; ferner hamus Haken, bes. Angelhaken, svw. das aus einer Höhle-Öffnung Herausragende (a fgf.) und sich Schließende, Krümmende (Hamen), doch leitet sich homo nicht etwa von humus (usw.) her, so daß homo svw. Irdischer, wie Walde l. c. p. 368 annimmt, hieße („irdisch" bedeutet svw. auf der Erde lebend, freilich eigtl. vom Wesen der Erde, wofür wir aber das Wort „irden" haben; daß der Mensch seinem Wesen, seiner Herkunft nach „aus Erde bestehe", also „irden" sei, ist lediglich eine mythologische Phantasie, die nicht ausreichen dürfte, um die Herleitung von homo aus humus zu rechtfertigen). Got. guma, ahd. gomo, nhd. Bräuti-gam halte ich für hlg. zu griech. γαμεῖν heiraten, γάμος Hochzeit, Ehe (s. Nr. 527), nicht hlg. zu oder gar abgeleitet von homo. — Skt. haoma, homa, hom ist ausgepreßter Saft von besonderen göttlichen (berauschenden, Nr. 179) Eigenschaften, ein Pubertäts-, also Opfertrank, der dann selbst vergottet wurde (vgl. Soma, Nr. 544, Nektar, Ambrosia). haoma ist der in der geschlossenen Hülle enthaltene, aus ihr hervorgehende fgf. Saft, die Formen homa, hom geben nur die Höhle-Öffnung an, das heilige Wort hom oder om der indischen Priester gibt die Kelterung des Haoma (oder Soma) und seinen Genuß als geheimnisvolle kultische Handlung analog dem Verzehren des im Monde enthaltenen Amṛta, einer Art Ambrosia, durch die Götter, die somit unsterblich werden, usw. (vgl. das Viṣṇuparāṇa, den Veda und Avesta). Der eigtl. Sinn von hom und homo ist, wie ersichtlich, ganz ähnlich. — Altfranz. hom, om, neufrz. on man gehört zu lat. homo. Mann, man, Mensch leitet sich nicht etwa von homo ab.

426. mannig, manch, mhd. manec, manc, ahd. manac, manag zu man, Nr. 424; die Endsilbe gibt Teil und somit Mehrzahl an.

427. Manie s. μανία, Nr. 505.

428. manschen svw. in der Höhle Füllendes (a) n-mäßig zerlegen (sch) und so mengen, mischen; auch mantschen, vgl. manth, unter Nr. 425, ferner matschen, Nr. 253.

429. mahnen, ahd. manon, manen, s. WS. man unter Nr. 425, svw. aus der Höhle heraus n-mäßig sich langhinerstrecken (mit Dehnungs-h, vgl. 1. Bd. p. 309), speziell von wortgegenständlichen und -begrifflichen Vorgängen, die man gewöhnlich „geistige", „denkerische" nennt, vgl. monere, Nr. 443. Die Determinierung der Höhle als geschlossen (m) gibt den Ursprung in seiner speziellen Art an; diese Angabe fällt weg bei ahnen, das somit den Charakter des „Anfanglosen", zeiträumlich Unbegrenzten hat, also svw. ohne bestimmten Anfang sich n-mäßig weithinerstrecken bedeutet, und zwar speziell von sog. „geistigen" Vorgängen, mögen diese „luftiger" Art (vgl. anan, animus, anima, spiritus, spirare, Seele, Psyche usw., p. 242) oder wortgegenständliche und -begriffliche Reihen („Denken", „Wissen") oder auch gefühllicher Art sein; in dem ah ist zugleich das Erhabene, Alte, also die hohe Entwicklungsstufe des Ahnenden, der eben ein Ahne ist, angegeben. Ahnen kann nur der Weise, der Alte (altus, votre altesse Ew. Hoheit), auch er kann nur ahnden, d. h. seiner Weisheit gemäß denken, urteilen, Recht (richtig) sprechen, wobei das d den zu besprechenden Sachverhalt und das Rechtsprechen als Stück, als Akt, als abgeteilte (Streit-)Sache angibt. Die Luft galt und gilt als das Belebende, ja das Leben selbst, und wer atmet, anhaucht, gibt Leben, „Seele" von sich, belebt, beseelt den Angehauchten und ist so Schöpfer, Atmender, Ahne usw.; ja die Luft selbst ist als belebend, als Leben göttlich, „Ahne" (Atman, ἄνεμος, anima, anus, annus usw., p. 242, zend. aŋhu Herr, Welt, ahmi ich bin), und auch hier weist das a oder ah auf das Unbegrenzte, Ewige, Unendliche (der „unendliche" Luftraum, der Ahne als unvergänglich, ohne Anfang und Ende, als Gott, s. Nr. 522). Die Manen, manes dagegen sind die abgeschiedenen, vom irdischen Leibe (m) getrennten „Seelen", „Geister", als solche erhaben mächtig, unvergänglich (s. Nr. 458, auch p. 105). Vgl. Nr. 128 Fußn.

430. Mund, mhd., ahd. munt: geschlossene Höhle, die in die Öffnung-Schwelle übergeht und sich, indem etwas durchtritt, erweitert, öffnet (d, t tgf.-fgf., s. auch Nr. 431), somit auch svw. Umhüllung als Schutz (die Mund, der Vormund). Bergname „Hohe Munde" (bei Seefeld Obb.): Berg als Höhle. In Mündung weist das e im ü noch besonders auf die Schwelle hin; die Endung ung ist substantivisch, gibt das Umfassend-Abgegrenzte (Höhle-Öffnung-Schwelle, hgf.-agf.-schgf.) einer Funktion an, also Mündung svw. das Münden als Totales, Einheitliches quoad Umgrenzung beschrieben, die Lösung svw. das Lösen als Gesamt

quoad Umgrenzung beschrieben (Nr. 530) usw. — Vgl. mundus, Nr. 462.

431. Mond wie Mund, mundus ein Rund, aber quoad Öffnung, also engeres, sich verengendes Rund betont; das d weist wieder auf die Erweiterung und das hierbei Austretende, also auf die Gestaltveränderung (Phasen), die hervortretenden dunkeln Stellen (Gebirge, „Mann im Monde", auch „Frau im Monde"), das „austretende" Licht hin, determiniert auch mon als hervortretend, als Stück, Teil (aufgehend, Himmelskörper, aus dem Meere, dem Himmelsdunkel „geboren") — ebenso wie das d in Mund, rund, Bund usw. das so Beschriebene (auch) als Teil, Stück, für sich Seiendes, insofern aus einem größeren Gesamt hervorgegangen, von ihm abgegrenzt determiniert. Mhd. māne, mōne, mān, mōn, ahd. māno, got. mēna, altnord. māni, griech. μήνη; die Wörter mit a betonen das Hervorgegangensein (vgl. Nr. 424), die mit e das Überschreiten der Schwelle, die Grenze und das Abgegrenzte, somit das Wechseln (svw. eine Grenze überschreiten, z. B. das Wild wechselt, auch teilen und tauschen, z. B. Geld wechseln), geben also den Mond als „den Wechselnden", Abgrenzenden und Abgegrenzten an — ganz ähnlich wie skt. mās (vgl. lat. mas, Nr. 67, mhd. Maß, Nr. 166, usw.). Mond wird auch für Monat gebraucht (Nr. 411). — Lat. luna beschreibt den Mond als hervor- und dahingleitendes (l, n) Rund, aus dem etwas (Lichtstrahlen) hervorgleitet (l, n); dieses etwas wird in der Form lucna (Lucina) mit c besonders angegeben, wie in den Worten lucere, lux Licht (vgl. p. 61).

432. mindern svw. aus der Höhle über die enge Schwelle (in) einen kleinen, feinen Teil (in, auch d) abgeben; vgl. lat. minuere, worin das u die Höhle angibt, in die das Abgegebene eingeht, griech. μινύειν usw. Vgl. p. 136.

433. Mandel: geschlossene (m, n) Gesamtheit (a) von Teilen (n, del), in der Hülle (m, n) Befindliches (a), das zerlegbar oder zerlegt ist (del), aus der Hülle Hervorgegangenes, das zerteilbar oder zerteilt ist. Mandel = aus der Masse ausgeschiedene Gesamtheit von 15 oder 16 Stück, Garben, ferner die bekannte Frucht (hervorgegangen und sich teilend, s. u.), ferner die Glättrolle (beschickt mit Wäschestücken, die gequetscht werden, und gefüllt mit Steinen zur Beschwerung, auch Mangel, s. Nr. 439), ferner Dim. zu Mann (kleiner Mann, Männchen, Männel, sozusagen „Stück Mann", Mannsstück, vgl. Weibsstück). Die Frucht Mandel ahd. mandala, griech. ἀμυγδάλη, worin α prothetisch ist (fgf., s. bei ἀνήρ unter Nr. 425), μυγδ dem mand entspricht (υ Höhle mit Hinweis auf Schwelle, Teilung, γδ Teilbarkeit, viele Teile, nämlich: viele Früchte, Aufplatzen des Exokarps, Auspressen von Öl usw.), αλη das Hervorgehen (Nr. 226), hier aus der Fruchthülle, aus der Blüte, überhaupt „aus" dem Baume (als Frucht, α) angibt.

434. munter beschreibt mit u die Höhle, determiniert von m und n, quoad Gefühl, also Hunger, Verlangen, Streben, mit ter das aus der Höhle Hervorgehende (vgl. Nr. 223), also das freudehaltige Schmerzgefühl; munter also svw. mit freudigem Eifer verlangend. Mhd. munder, ahd. muntar.

435. montieren, zu mons Berg, der als Höhle-Öffnung, sich verengende Rundung beschrieben wird (vgl. Munde unter Nr. 430, Berg, bergen, Burg, borgen, geborgen usw.), also zu einem Berge machen, erhöhen, ausstatten usw.; vgl. frz. monter steigen.

436. mental zu mens, s. Nr. 484.

437. Mantel, mhd. mantel, mandel, ahd. mantal, mandal usw., svw. Hülle mit Umhülltem (a), Hülle quoad Umhülltes (nach K.-T. 2 oder 3) beschrieben, das aus der Hülle heraustreten kann (tel), also Mantel svw. geschlossene (zu schließende) Gesamtheit von Teilen — wie Mandel, Nr. 433; auch n-mäßig zu schließendes oder geschlossenes (m) und öffnendes, sich teilendes (tel) Langes (a, t), dann nach K.-T. 1 beschrieben. Vgl. lat. mantellum, mantele, mantica, Nr. 475—477.

438. Menge: Zerlegtes (e, g) in der Höhle-Öffnung-Schwelle, Teile in der Rundung, weites bis enges Rund erfüllende Teile. Bei „Enge" fehlt die umschließende weite Rundung (m), das Wort beschreibt die Öffnung-Schwelle als wbl. („Engel" svw. der aus der Enge Herausgleitende [vgl. Enkel, Nr. 128], also das Kind in der Geburt, dann auch nach der Geburt quoad Herkunft, dämonistisch aus dem Himmel, von Gott [Christus das Kind], aus dem Nichts, indem man den phänomenalen Kollektivbegriff Kind [1. Bd. § 28,2] mißdeutet, zumal falls er mit Teilen von Vogelbegriffen koordinativ verschmilzt, also geflügelt [vgl. Seelenvögel] gedacht wird — vgl. ἄγγελος Bote, Himmelsbote; Bengel gibt mit B das Weich-plötzliche des Erscheinens, das Sich-Öffnen der Enge, das Stücksein des aus der Enge Erschienenen an; vgl. auch bang, Bank, Bingen usw., vgl. auch „Angst", p. 48).

439. mangeln svw. etwas (a) umhüllen (m), einengen (ng, ang) und so auch zerlegen (ng schgf.), in dieser Weise umschließen, drücken, drängen, abtrennen, und zwar in diminutiv-frequentativ-gleitender Bewegung (l). Vgl. famverw. mengen, mengeln (mengelieren), ferner mang svw. inmitten, eingeschlossen in der Menge (der Berliner sagt: mittenmang, mang uns mang), insofern abgetrennt, Mangel also svw. (besondere Art von) Bedrängnis, Not, sowohl der Mangel („an etwas", von dem man nämlich abgetrennt ist, mhd. mang, lat. hlg. mancus, Nr. 482) als auch die Mangel (auch Mandel als Glättrolle, Nr. 433, mhd. mango, mang, ursprgl. Steinschleudermaschine). Vgl. angeln, wie mangeln, nur ohne m, also svw. einengen und zerlegen (vgl.

fangen, hangen, hangeln, bangen, Zange, Wange, Drang usw.), Angel svw. das Einengende-Zerlegende, Fanggerät, das selbst ein Lang-gekrümmtes ist (wobei das a fgf. oder agf. ist: zu fgf. a vgl. mhd. ange, ahd. ango, altnord. angi usw. Stachel, Haken, lat. ancus sich beugend, ἀγκύρα Anker [vgl. Nr. 128] usw., zu agf. a vgl. angelsächs. onga, altnord. öngull, ὄγκος, lat. uncus Krümmung usw. — je nachdem der „Haken" gerade oder wenig oder mehr gekrümmt ist; so auch ἄγγελος, s. unter Nr. 438, angustiae, angina, anguis usw.; zu Angst s. p. 48.).

440. munkeln svw. eine geschlossene Höhle bilden (mun, munk) und in ihr etwas (k) hart-näckig langhin (k) in diminutiv-frequentativ-gleitender Weise (eln) bewegen, in dieser Weise heimlich etwas tun, z. B. sprechen (vgl. Nr. 270). Im 16. Jahrhundert muncken. Mhd. munkel heimlicher Streich. Vgl. dunkeln svw. in eine weite, sich engende Höhle übergehen (d), vom Übergange des Tages (dies) in die Höhle der Nacht, keln wie oben; funkeln wie dunkeln, nur beschreibt das f deutlicher noch als das tgf. d den Helligkeitsunterschied zwischen dem Eingehenden und der Höhle (f schgf., eng, intensiver als das mildere, langsamere, leisere d), auch svw. aus der Höhle, dem Dunkel vorbrechen (f), s. Nr. 17; schunkeln über die Schwelle (sch) in die Höhle eingehen und sich darin bewegen (Schunke niederd. für Schinken, s. Nr. 128); kunkeln svw. k-mäßig (plötzlich, rasch, intensiv) in die Höhle eintreten usw. (wie oben), bes. vom Sprechen, also heimlich etwas besprechen, auch von Wortbegriffen: heimlich etwas bedenken (vgl. Hirngespinst, die Worte „im Herzen bewegen" usw.), hierzu Kunkel Spinnrocken, der über den Spinnstock gelegte Flachs-, Hanf-, Wollflausch, der als gehöhlt den Stock (der auch Rocken heißt, K.-T. 2) umfaßt; Unke svw. Höhlentier, Kröte, ahd. crota svw. Höhle-Öffnung, Grotte, die altfrz. crote heißt (crypta, Gruft, Grab, graben usw.), dazu unken.

441. Minka, Abkürzung von Dominica, svw. dem Herrn (dominus) gehörig. Das do „steckt" im Sinne der biologischen Symbolik in m, das somit von andern m verschieden ist, es steht für dom (Dom) und gibt die Hülle des Hauses, das Haus als geschlossene Höhle an (wie o die Öffnung, d das Gerade, die Stücke, aus denen das Haus besteht, angibt). Das in in dominus bezeichnet den zum Hause Gehörigen, „in" dem Hause Befindlichen (vgl. familia, p. 111), us ml. Endung. Min von Minka also auch svw. im Hause als zugehörig befindlich, (vgl. Mine, Nr. 419); das do konnte also wegfallen (Aphärese, p. 311), ohne daß sich der Sinn änderte. Die Endung ka, lat. (i)ca gibt den selbständigen Teil eines Wesens, hier des dominus an, also Minka svw. selbständiger Teil des im Hause Befindlichen, des Herrn, d. h. zum Herrn gehörig, vom Wesen des Herrn, Herrenkind. Das Wort ist also auch ohne Kenntnis der Ableitung aus dominica verständlich.

442. munia, altlat. moenia, zu munire eng abgrenzend (i) umgeben, also umwallen, befestigen, so daß ein Kreis, eine „Mauer" (Nr. 52) entsteht, auch ein Wirkungskreis, ein Ressort, bis zu dessen Grenzen sich die Tätigkeit eines Menschen erstreckt, so daß diese Grenzen, diese moenia diese Tätigkeit umfassen und sie umfassend bezeichnen. So ist das Wort munia, moenia svw. Mauer, Befestigung und Kreis der Pflichten, Obliegenheiten (d. i. was einem ob-liegt, über-entgegen-liegt). Sing. munus nur von dem Kreis der Pflichten, also svw. obliegende Leistung, Amt, Leistung auch im Sinne von Abgabe, Geschenk, zu dessen Hergabe man verpflichtet ist, wie man einen Pflichtenkreis, ein Amt usw. zugeteilt bekommt; der so Verpflichtete ist munis (is statt us gibt das Beteiligtsein am munus an), der Mitverpflichtete ist communis, der Unverpflichtete immunis (etwa svw. homo privatus, procul negotiis). Auch Amt eigtl. svw. Verpflichteter, Vertragspartner, got. der andbahts, ahd. ampaht, ambaht, worin and, am svw. gegen, am, daranbeteiligt, und baht, paht zu ahd. pahan, bachen, packan, nhd. backen, packen, d. i. plötzlich weich anfangend (b), hart anfangend (p) und hart endigend (ck) geradelanghin (a) bewegen, in dieser Weise also schlagen, hart-, festschlagen und so vereinigen (paktieren, pachten, einschlagen), verbinden, festmachen (vgl. „Schlagen" des Gegners im ursprgl. Pubertätskampf mit seinen Ausläufern wie Handschlag, auch Händedruck als Kraftprobe und zur „Bekräftigung" eines Abkommens, Ritter-, Gesellenschlag, Zuschlag bei Auktionen, zum Zeichen der Besitzergreifung [mancipium, manceps aus manus und capere svw. mit der Hand ergreifen als rechtliches Zeremoniell des Vertragsabschlusses, daher Ver-, Unter-hand-lung, vgl. princeps, Nr. 60, ferner 1. Bd. p. 344f.], Vorschlag usw.), hlg. lat. paciscor, pactus sum, pango, pax, pagus usw., griech. πήγνυμι, πῆγμα Gefügtes, Gestell, Zusammengeschlagenes, πηγός fest, stark, eigtl. hart geschlagen, skt. pagrás feist, derb, pāçájāmi binde, eigtl. schlage (schlage ein), páças Strick (zum Schlagen und Verbinden, Festmachen) usw. Also ampaht svw. der Gegenschlagende, Einschlagende (noch heute Handschlag bei Einführung ins Amt), später die so getroffene Vereinbarung betr. Arbeit und Lohn, die gegenseitige Verpflichtung und der Ort ihrer Erfüllung. In dem t von Amt ist paht, baht biologisch enthalten (Luther: Ampt, mhd. ambet), es ist hart, plötzlich (explosiv), fgf., gibt also den „am", daran Beteiligten an. Die bisherige Auffassung (Weigand u. a.), das paht in ampaht leite sich ab von altsäch. bac, altnord. bak, die beide „Rücken" bedeuten sollen (tatsächlich bedeuten sie aber Backe, Hinterbacke, svw. das weich-hart Vorragende), und ampaht bedeute also svw. der am Rücken Stehende, das sei eben der Diener, will mir als zu naiv (trotz „Hinter-mann, Nach-komme) nicht einleuchten.

443. monēre mahnen, mit Betonung des Angststadiums, der Öffnung und des Schmerzstadiums, das mit langem e als langdauernd angegeben wird; vgl. Nr. 429.

444. Mōnēta die Mahnerin, die Erinnerungen wachruft, Beiname der Juno, in deren Tempel die römische Münzstätte war. Es kann aber auch sehr wohl moneta zunächst die Münzstätte, Münze bezeichnet haben, dann erst die Juno, die Göttin des Reichtums; dann ist moneta das Runde (mon) als herausgeschlagen, aus der Masse gegossen, also abgegrenzt-hervorgegangen, das runde Geldstück (wie Münze, ahd. muniza); vgl. Nr. 445, 448. Gegen Ableitung von moneta von monere spricht das e (zu erwarten wäre eher i).

445. monīle svw. das Runde, das n-, l-mäßig (gleitend) sich verengt (o, n, i), das Halsband, das umgelegt wird, auch anderer umzulegender Schmuck, auch Mähne, die den Kopf-Nacken umgibt. Vgl. moneta. Vgl. Nr. 508.

446. moenia, s. Nr. 442.

447. Mena bei Augustinus Göttin der Menstruation, μήνη, got. mena, Nr. 431.

448. mina Gewicht, Münze, s. Mine, Nr. 419, Mineral, Nr. 420, svw. das in der Mine, dem Bergwerk Befindliche, also Erz, Metall (vgl. Nr. 293); griech. μνᾶ, μνᾶς, hebr. maneh, assyr. manah, accad. mana, skt. manā bestimmtes Goldgewicht geben mit a das Herausgekommene, Herausgeschlagene an. Vgl. moneta, Nr. 444.

449. minari svw. aus der Höhle (dem Boden, dem Hause, der Mauer usw., m) eng (i) n-mäßig (in Spitzen, Biegungen) langgerade (a) hervorgehen, derart aufragen, und indem dieses Überragende sich biegen, einstürzen usw. kann, auch drohen (o agf.). minēre betont die Enge, das Spitze mit e, während a in minari die Länge, Geradheit betont; eminare mit e, ex, also Angabe der Schwelle, aus der das Ragende aufsteigt, imminere mit im, in, also Angabe dessen, in das, zu dem sich das Ragende erstreckt. minae die aufragenden Zinnen (der Mauern), dann auch Drohungen.

450. minare, zu minari, also in der gen. Art gegenüber jem. aufragen, größer, mächtiger sein, dann ihn mit Schlägen, Worten fortjagen.

451. Minerva, etr. Menerfa, Meneruva, die griech. Athene, Göttin der Weisheit, des Vorstandes, Denkens, der Künste und Wissenschaften, des Handwerks, der Einsicht des Feldherrn, zu memini (Nr. 452) erinnere mich, denke, bin eingedenk. WS. min wie in minari, Mine usw., nur speziell von begrifflichen Vorgängen, wie auch men in mens, mentio, mentior usw., μένος Sinn usw., meinen usw.; erva, erfa, erua ähnlich wie erus, era Herr (er), Herrin (1. Bd. p. 150).

452. reminisci zu memini (Nr. 451), das reduplikativ wie μιμνήσκω (Nr. 54, 495, 510); das isc gibt das Zerlegen und Teilsein des Denkens, die Zusammensetzung aus Abschnitten, Worten, Sätzen an, vgl. Nr. 510.

453. minister heißt beileibe nicht der Denker, sondern der Diener, zu minor, mit doppeltem Komparativ (analog der Bildung von magister), also der Geringere unter den Geringeren, d. i. etwa der Geringste. Dies schließt nicht aus, daß Minister manchmal Denker sind, worauf die häufige Verleihung des Ehrendoktortitels an unstudierte Minister hinzuweisen scheint (geschrieben 1930).

454. minium s. Nr. 448 und 407.

455. minuere mindern, s. Nr. 432.

456. manare aus der Höhle n-mäßig langhervorgehen oder -gegangen sein, speziell von Flüssigkeiten, also in dieser Weise fließen, rinnen. Vgl. emanieren, Emanation, aber Manier svw. Handhabung zu manus.

457. mānēre hervorgegangen (wie manare) und abgeschieden sein, wobei das lange e die Dauer angibt, somit bleiben (be-leiben, leiben, leben, lieben usw., svw. als Stück b über die Schwelle gleiten und so abgegrenzt, abgesondert, ausgewählt [di-ligere], verlassen — linquere, λείπειν [λειπ — leib] — sein, worin ei, ē, ie auch die Dauer angibt). Vgl. μένω, Nr. 495, auch Nr. 54.

458. mānēs die Abgeschiedenen, Bleibenden (vgl. die „Gebliebenen", z. B. auf dem Felde der Ehre), s. unter Nr. 429. Vgl. auch Nr. 461. maniae svw. Gespenster, Schreckpuppen, also erscheinende Abgeschiedene und Abscheidende (Abberufende), modern: materialisierte Seelen (der Okkultisten, Spiritisten, Parapsychologen u. a. sog. „Seelenforscher"). Vgl. Manitu, indian. Gottheit.

459. mănica zu manus Hand, Nr. 461.

460. mannus (gall.-illyr. Fremdwort) männliches Pferd, speziell Pony.

461. mānus der aus der Höhle n-mäßig Hervorgegangene, also der Freudegefühlige (a), Vollendete, der die Geburt, die Pubertätsprobe bestanden hat, somit aus dem Mutterleibe, der Kindheit abgeschieden, abgetrennt ist, Besitzer und somit „gut" ist (vgl. Nr. 57, 351, 357, 519); vgl. Nr. 425, Nr. 458. Aus der Höhle n-mäßig hervorgegangen, fassend usw. bedeutet auch mănus Hand, s. Nr. 130; hierzu manica über die Hand reichender Ärmel der Tunica, Handfessel (vgl. aber mantica, Nr. 476).

462. mundus: Höhle-Öffnung-Schwelle, aus der etwas (d) hervorgeht oder die mit d als Stück, Teil, Abgetrenntes, Abgeschiedenes determiniert wird, s. Mund, Nr. 430, Mond, Nr. 431. Ein Rundes, aus dem etwas abgegeben ist, ist rein, sauber, schmuck (vgl. monatliche „Reinigung" der Frau, populär für Menstruation, zu schmuck Schmutz, Nr. 257), in Ordnung, ge-

ordnet usw., und das Gleiche gilt für das Abgeschiedene, Abgetrennte, also vom „übrigen" Entfernte, vgl. merus, Nr. 62, mirus, Nr. 64. So bezeichnet mundus den (us) Reinen, Schmucken, in Ordnung Befindlichen und dann auch das Gesamt des Geordneten, das umfassende Rund, das Weltall. Vgl. κόσμος, worin οσ der WS. die Öffnung-Schwelle angibt, aus der etwas (κ, σ) hervorkommt, sich trennt, die sich somit reinigt und die mit μο reduplikativ als all-umfassend determiniert wird, während ς den Abschluß, die Abgrenzung des Ganzen angibt; μος beschreibt auch die Rundung, in die das Abgetrennte eingeht (os ml. Endung), so daß die Ordnung (vgl. mos, Nr. 57) universal gewahrt bleibt. κόσμος gibt also in andern Buchstaben, also entspr. nuanciert auch das Reine, Geordnete an wie mundus. κοσμεῖν schmücken, ordnen, eigtl. svw. aus einer Öffnung etwas teilend herausnehmen, etwas s-mäßig zu einer Öffnung, Höhlung machen (vgl. mutzen, putzen, Nr. 257), somit abwischen, abreiben; vgl. kosten, svw. etwas herausnehmen, somit eine Höhlung-Öffnung setzen, während καθαρός den Abgetrennten, somit Reinen als fgf., ρ schgf. ganz ähnlich wie lat. castus (s. u. Nr. 62) beschreibt; skt. hlg. çad prangen, çudh reinigen usw. Das Wort „rein" (Nr. 64) beschreibt die Schwelle und das sie Überschreitende, ganz ähnlich wie merus; ahd. hrinan, rinan zerlegen und somit berühren, ahd. rinnan intensiv-frequentativ n-mäßig über die Schwelle gehen, eilen, rinnen, rennen. Dagegen beschreibt purus die Höhlung-Schwelle (ur), aus der etwas (p, r) herausgeht, und zwar plötzlich einsetzend, dann in Abschnitten, Abrissen, Drehungen sich fortsetzend, also p- und r-mäßig, wie in κόσμος k- und s-mäßig usw.; dazu purgare reinigen, mit determinierendem g, altlat. purigare, pŭtus rein (t statt r), putare reinigen, putzen, d. h. abscheiden, abschneiden (amputare), auch beschreibend „ins Reine bringen", ordnen, berechnen, veranschlagen, meinen, ferner pus, puris Eiter, eigtl. das Ausgeschiedene (Schlechte, Faulende usw.), putēre, putidus, πῦον, πύη, πύθειν, got. fuls, ahd. ful, nhd. faul usw.; vgl. auch puer, puella, pusus, pusa, pullus (Nr. 328) usw.

463. mendax zu mendum, menda svw. das n-mäßig aus der Höhle (Masse, Umgebung) abgetrennte Stück, das in eine neue Höhle eingeht, das Fehlende auch quoad Bewegung, also der Fehler, das Gebrechen (woran es einem gebricht, zu brechen, in dieser Weise zerteilen), skt. hlg. minda Körperfehler, vgl. mindern, Nr. 432; Suffix -ax svw. hervorragend, groß in ..., z. B. mendax im Lügen, fugax im Fliehen, μῖλαξ im Zerlegtwerden usw., fähig zu ... (vgl. Nr. 126, 226f., 356, 392, 512). mendax also svw. Fehler, Gebrechen habend, fehlerhaft, speziell vom Sprechen, also Unrichtiges sprechend und zwar dies im Sinne einer Eigenschaft (ax), nicht bloß als gelegentliches Fehlsprechen, somit lügnerisch (Lüge, lügen svw. gleitend [„gleißnerisch"] eine

Höhle-Abgrenzung um etwas [g] bilden, verhüllen, also gleitend etwas absondern, aus der Umgebung abtrennen, so daß das Verhüllte nun eben fehlt, spez. vom Sprechen, got. liugan svw. heiraten, d. h. die Braut verhüllen [lat. nubere, nuptiae], sie entführen [Frauenraub, jetzt Hochzeitsreise], verbergen [Weib als Geheimnis, das der Mann zu lüften hat, Schleier der Neith von Sais, Brautschleier, Schleiern der Novizen usw.], ahd. liokan, liogan, mhd. liegen, nhd. lügen; auch liegen svw. abgetrennt, verhüllt sein [mit Decken, Bett, Erde usw.], legen svw. absondern, abscheiden, trennen, ahd. lekan, got. der lēkeis, leikeis, ahd. lāhhi Arzt, lat. hlg. legere, λέγειν usw. (vgl. κλίνειν beugen, sich legen, κλίνη Bett, wozu Klinik); lugen svw. eine Höhle bilden, aus der etwas hervorgeht, aus einer Höhle gleitend hervorgehen, speziell vom B-lick, p. 61). mendīcus gebrechlich, vom Wesen des Gebrechens (icus), Bettler; mendicare Bettler sein, betteln.

464. mandare etwas aus der Höhle (Gesamtheit, Masse) über die Schwelle n-mäßig stückweise (d) abscheiden, abtrennen, abgeben, übergeben, somit anvertrauen, von manare mit dem d unterschieden und transitiv wie dare geben (zu man vgl. manus, aber Ableitung aus manus und dare nicht zwingend anzunehmen); vgl. Nr. 465, 474.

465. mandĕre kauen, svw. aus einer Masse kleine Stücke machen, von ihr kleine Teile abtrennen, vgl. μασάομαι, Nr. 221, zu dem aber keine genetische Verwandtschaft (d. h. mandere ist nicht aus μασᾶσθαι „entstanden").

466. promunturium zu mons, Nr. 483.

467. montis, Gen. zu mons, Nr. 483.

468. menta, μίνθη Minze, mhd. müntze, ahd. munza, minza, die bekannte Labiate (Lippenblütler), deren Blüten also eine Höhle-Öffnung-Schwelle bilden, durch die etwas (th, t, tz) aus- und eingeht (z. B. die Bienen); auch die Duft, Öl ausscheidende (vgl. murex, Nr. 47, usw.). Vgl. Münze unter Nr. 444.

469. mentis, Gen. zu mens, Nr. 484.

470. mentiri lügen, zu mens, Nr. 484.

471. mentula, Dim. zu

472. mentum svw. das aus der Höhle-Schwelle abgegrenzt Herauskommende, Vorspringende, Vorgestreckte, speziell das aus dem Gesicht Vorspringende, das Kinn, auch Gebäudevorsprung. Dim. mentula das ml. Glied, das aus der Schoßenge Vorspringende, sich Erigierende, vgl. skt. manth unter Nr. 425, somit auch das Eindringende. — Das mentum, das abgegrenzt Hervorgehende oder Hervorgegangene, Seiende (vgl. ens, entis, Partic. praes. zu esse, Nr. 550) kann spezifiziert werden, indem eine WS. vortritt, z. B. stru: in-stru-mentum (struere svw. eine Höhle mit Teilen anfüllen, somit ein-richten usw., vgl. nhd. streuen; instrumentum also instru-mentum, ein eingerichtetes und einrichtendes mentum,

eine Vorrichtung); oder arg: argumentum (arguere klar machen, „überführen", nämlich ein Männliches [arg] über die Schwelle [r] in ein Weibliches [u], ein Helles in ein Dunkles, so daß dieses „hell" wird, dazu argutus scharf ausgeprägt, vgl. ἄργυρος argentum Silber, eigtl. ausgeschiedenes Helles, Glänzendes, Geprägtes, nhd. arg eigtl. scharf hervorragend, mit Schmerzen hervorgegangen, groß, somit auch svw. schlecht, schlimm usw., s. p. 330, Ärger usw., vgl. WS. ἀρ, p. 323 f.; argu-mentum also svw. ein klares, helles mentum, das so auch Klarheit, Helligkeit bringt); oder seg-mentum svw. ein abgeschnittenes und selbst abschneidendes, trennendes mentum, Stückchen, Streifen, Abschnitt (seg zu secare schneiden) usw. Vgl. auch mens, mentis, Nr. 484, und frz. seulement, ital. sola-mente usw.

473. mintrire piepen, pfeifen, svw. aus der Höhle über die feine, enge Schwelle tr-mäßig (trillern) fein-eng-hinlaufend ausscheiden, speziell von der Stimme. Auch minurrire mit dunklem u und reduplikativem r. Griech. hlg. μινυρίζειν winseln, μινυρός wimmernd usw.

474. mantare, Frequentativum zu manēre, svw. oft, lange bleiben, das t gibt die bei der Wiederholung gegebene Unterbrechung des manere, mit dem a die Dauer, Länge des manere an. Vgl. mandare, Nr. 464, das den Vorgang mit d als weicher, kürzer verlaufend beschreibt.

475. mantēle Handtuch, zu verstehen wie Mantel, Nr. 437. (Angeblich — wie manutergium — aus manus Hand und tergere abwischen.)

476. mantellum, mantēlum Hülle, Decke, s. Mantel, Nr. 437. mantica Mantelsack, ib.

477. mantum kurzer Mantel, Nr. 437.

478. manticulari bemänteln, verhüllen, somit heimlich, unter der Decke zu Werke gehen, betrügen usw.

479. mungere schnäuzen, svw. aus einer Höhle Weiches (ng) stückweise (g, kurzes e) abgeben, auch emungere. Sippverw. mucus, muccus Schleim, eigtl. der aus der Höhle Ausgeschiedene, Ausgestoßene, Ausgeworfene („Auswurf"), mucor auch Auswurf, speziell Schimmel, Kahm, Rahm, mucēre kahmig sein; griech. hlg. ἀπομύξις Schnäuzen, μύξα Schleim (Sch-leim), Sch-mieg-sames usw. Vgl. auch Nr. 481. („Schimmel" als weißer Pilzrasen und als weißes Pferd zu Schimmer, Nr. 137,17; schummeln gibt im u hierzu die Höhle an, beschummeln svw. „einwickeln", s. Nr. 481).

480. mingere wie mungere, nur mit Betonung der engen Öffnung-Schwelle, speziell harnlassen; griech. hlg. ὀμίχειν usw., sippverw. mit μιγνύναι miscere mischen, auch genisch (Amphimixis usw., μοιχός Ehebrecher usw.); skt. mih Harn, Samen absondern. Vgl. auch Nr. 190.

481. mango betrügerischer Händler, s. mangeln, mang Nr. 439, also einer, der den Käufer „einwickelt" (anschmiert, beschummelt, dies zu Schimmel, Nr. 479), indem er die Ware (Sklaven usw.) derart verhüllt (und so absondert), daß ihre Beschaffenheit nicht klar erkennbar ist. Das „Einwickeln" des Käufers mit „schleimigen" Redensarten usw. gibt auch emungere an. Griech. hlg. μαγγανεύειν, μάγγανον; letzteres bedeutet sowohl Trugmittel (eigtl. Verhüllendes) wie Achse des Flaschenzuges und ist so hlg. unserm „Mangel" als der Mangel und die Mangel (Nr. 439, 433).

482. mancus svw. Mangel habend an etwas, somit verstümmelt, verkrüppelt, gebrechlich, s. Nr. 439. Vgl. unser Manko, auch mundartl. mang, mank krank (kr-ank), schwächlich, mager, unfruchtbar (genital-verstümmelt). Nicht zu manica Handfessel, obwohl mancus auch svw. schreibfaul bedeutet (dagegen Walde, l. c., p. 459).

483. mons Berg, s. Nr. 435. promunturium Vorgebirge gibt im u die Höhle an (vgl. Mund, Nr. 430, Sund, Nr. 538, usw.).

484. mens Höhle-Schwelle, über die etwas (s) n-mäßig hervorgeht, das so Abgemessene, speziell von „inneren Vorgängen" wie Gefühlen und Begriffen, und da wieder speziell von Wortbegriffsreihen, also svw. Denkart, Gemüt, Geist, Gewissen, Verstand, Gesinnung, Besinnung, Ermessen, usw.; das s gibt bes. die Abgrenzung, des Abgeteiltsein, an. Vgl. griech. hlg. μένος, Nr. 494, auch Nr. 451, 452 und 472.

485. mensa Tisch, Eßtisch, Speise, svw. das Abgemessene, Zugeteilte, zu metiri, mensus sum, Nr. 275. Also Bezeichnung gewisser Gegenstände, während mens Bezeichnung für Gefühls- und bes. Wortbegriffsreihen.

486. mensis Monat, s. Nr. 411, das Abgemessene, die Schwelle n-mäßig eingeschnitten, abgeschnitten (s) Überschreitende, der Abschnitt; menstruus, monatlich, monatig, worin tru oder stru das rund Abgegrenzte (die umhüllten, umgebenen Teile, vgl. struere unter Nr. 472) angibt, das zu men von mensis gehört, also einen Monat dauert oder im Monat auftritt (immer wieder: uu).

Griechische Homologa.

487. μύνομαι ich schütze vor, μύνη Vorwand (Vor-Wand), vgl. munire, munia, Nr. 442.

488. μοῦνος s. μόνος, Nr. 489.

489. μόνος allein, einzeln, ab-, ausgeschieden oder in der Höhle-Öffnung-Schwelle befindlich, somit abgeschlossen, abgegrenzt von der Umwelt (nach K.-T. 2); μον gibt also die Umgrenzung an, die abgeschieden hat oder abschließt, die ml. Endung weist auf den in der Abgrenzung Befindlichen als ml. hin. S. auch Nr. 410, 414. μοναχός einzeln (Mönch), worin αχ den „Besitz" an „μον", an Alleinigkeit angibt (vgl. ἔχω, Nr. 211), also svw. (die) Einsamkeit habend. Vgl. Nr. 187.

490. μονή das Bleiben, Verweilen, zu μένω, Nr. 495, s. mora, Nr. 54.

491. μόνιμος bleibend, ausharrend, treu, zu μένω, Nr. 495; μον und μ(ος) reduplikativ, verbunden mit ι als Schwellenvokal; dagegen Part. präs. μένων bleibend, also bleib-end, worin end dem ων entspricht, beides svw. seiend-wesend, (ὁ) μένων somit (das) Wesen, das bleibt, (der) Bleibend(e). μόνιμος beschreibt nach K.-T. 2: μον wie in μόνος (Nr. 489), der somit Abgeschlossene (All-eine) ist eben der Bleibende, vgl. Nr. 457, 458, nur eben beschreibt ihn μον quoad Umhüllung, Abgrenzungslinie.

492. μέν, μήν abgrenzende, abmessende Partikel, aequivok μήν, Nr. 496.

493. μενεαίνω, eigtl. bin groß (αιν) im Abgrenzen (in der Art des μεν), im Überschreiten der Schwelle, speziell von wortbegrifflichen und gefühllichen Vorgängen, vom „Sinnen, Denken" und „Fühlen", somit bin groß im sinnenden, gefühllichen Überschreiten der Schwelle, Abgrenzen, Abmessen, begehre heftig (begehren, gehren, gieren, gern, Ger usw., ahd. Formen mit k: kiran, kerno, ker beschreiben ebenfalls das Überschreiten der Schwelle, Abtrennen, Abmessen, vgl. griech. κείρειν, schneiden, κέρμα Schnitt, κεραΐζειν zerstören, κηραίνειν schädigen, κήρ Verderben, Schicksal, Verhängnis, usw., skt. kar verletzen, töten usw., vgl. Nr. 9). Zu αινω s. Nr. 132. Ganz ähnlich μενοινάω.

494. μένος das Überschreiten der Schwelle (in der Art des μεν), Abgrenzen, Abmessen, Abschneiden, Begehren usw., dann auch svw. Zorn, Kraft usw. (vgl. jem. überschreitet jede Grenze, das geht über die Hutschnur, ich weise dich in Deine Grenzen zurück usw.). Vgl. Nr. 493.

495. μένω überschreite die Schwelle, bin somit abgegrenzt, bleibe, s. manere, Nr. 457. Sinngleich μέμνω (aus μίμνω), worin ι die besondere Enge, Feinheit, das erste μ reduplikativ die Abgeschlossenheit angibt, μιμνάζω, worin αζ das Schmerzlich-Beharrliche, in Abschnitten Dauernde des μιμν malt, ferner μιμνήσκω halte reduplikativ abgegrenzt, speziell von „Gedanken" im Sinne von Wortbegriffen, aber auch von phänomenalen Begriffen, die somit bleiben, also erinnern, sich erinnern, gedenken, μέμνημαι ich habe mich erinnert und bin somit eingedenk, μνάομαι (s. Nr. 54, 510) usw.

496. μήν Monat, s. Nr. 486, 411.

497. μήνη Mond, Nr. 431, 447, 496, svw. die Abgegrenzte, über die Schwelle weithin Gehende, somit selbst Abgrenzende, auch Auftauchende, Auf- und Untergehende usw. Vgl. σελήνη, worin ηνη wie in μήνη das Abgegrenzte, Überschreiten der Schwelle, σελ (σέλας Glanz) das aus der Öffnung-Schwelle gleitende (gleißende) Licht angibt, σελήνη also svw. die leuchtende Abgegrenzte, Auf- und Untergehende, Dahinziehende (lat. luna, lucna,

lucina); ähnlich Σείρ Sonne, skt. svar Himmel, als WS. svw. leuchten, scheinen, sûras Sonne, lat. sol, serenus, got. sauil, sunno, altnord. sol, frz. soleil, engl. sun, nhd. Sonne (Nr. 543).

498. μῆνιγξ Haut, Abgrenzung, die sich eng herumlegt (ιγξ).

499. μῆνις dauernder, bleibender Zorn, Groll, zu μένος, Nr. 494, das η betont die Dauer. Dazu μηνίω grolle dauernd.

500. μηνύω eröffne (υ) Abgegrenztes, Abgeschlossenes, Geheimes, verrate, lasse etwas aus der Höhle über die Schwelle in die „Öffentlichkeit" (υ) gehen.

501. μίν ion. ihn, das n-mäßig eng Abgeteilte, worin n auch die Richtung angibt (Akkusativ), vgl. in und im. S. Nr. 432, 448 usw.

502. μινύθω gebe aus der Höhle über die enge Schwelle einen Teil plötzlich-kräftig nach außen (υθ) ab; auch μινύω, vgl. minuo, Nr. 455. Zu θ s. Nr. 233, 408 u. a.

503. μινυρίζω gebe einen feinen Teil (μιν) nach außen (υ) in schmerzlich-zerrissener, zerreißender Weise (ριζ) ab, speziell von der Stimme, also herzzerreißend, in abgerissenen Tönen leise klagen, wimmern. Vgl. Nr. 473.

504. μάν dor. = μέν, Nr. 492, das α fgf., betont das Vollendete, Freudig-Gewisse, also svw. allerdings, wahrlich usw.; vgl. man, Nr. 424.

505. μανία, wie μένος, nur mit fgf. α, also von freudigen, mächtigen, gewaltigen Vorgängen, bes. Ausdrucksbewegungen, aber auch ihren zerebralen Entsprechungen, speziell von diesen Vorgängen, wie sie sich bei der antiken Pubertätsfeier abspielten, also Raserei, Wahnsinn, usw., dann auch von analogen krankhaften Vorgängen. Zu ια s. Nr. 118, 211. Ähnlich μαίνομαι, rase, dagegen ohne ν, ohne als n-mäßig bewegt, abgegrenzt determiniert zu sein, μαίομαι, μῶμαι strebe, begehre usw. (vgl. Nr. 222). S. auch p. 105.

506. μάννα Manna, svw. das aus kleinen Teilen Bestehende, in kleinen Teilen (nn) Zugemessene, Krümchen, Brocken.

507. μανός svw. zerteilte große Masse, große Menge von Teilen seiend, also locker, lose, auch einzeln, selten usw. Hierzu μανόω zerstreue, mache lose, locker.

508. μᾰνός, μάννος Halsband, eigtl. das Gerade, das sich (um den Hals) windet (νν mehrfach); vgl. Mann, Nr. 425, dessen nn auf die Vielzahl der Leistungen (Kämpfe, Windungen, Schmerzen usw.) hinweist. Das Halsband besteht aus Teilen (Nr. 507). Vgl. Nr. 445.

509. μανύω dor. = att. μηνύω, Nr. 500, das α gibt das Abgeschlossene als gerade, fgf. an.

510. μνάομαι s. Nr. 495; das μν ist etwa sinngleich dem μεν, nur fehlt eben das ε. μνήμη Gedächtnis, die beiden Silben reduplikativ, wie in μιμνήσκω (σκ weist auf des Zerlegen und das Gesamt der Teile hin, ähnlich lat. sc in reminisci, Nr. 452).

511. μύνδος stumm, s. Mund, mündig, Nr. 430, mutus, Nr. 269; das δ weist auf das auf das Schließen der Höhle folgende Öffnen leise hin, also auf das dabei Herausgehende (ähnlich das härtere t in mutus).

512. μίνδαξ Räucherwerk, eigtl. das (Duft)Abscheidende, vgl. menta Nr. 468, griech. ἡ μίνθος, ferner ὁ μίνθος Menschenkot, das Ausgeschiedene und (Duft)Ausscheidende. αξ (Nr. 463) malt das Fgf., die Größe, Macht (Betäubung, Narkose, vgl. Tempelschlaf usw.) des Duftes, das plötzlich Aufsteigende, Überwältigende, wohl auch das Akustische beim Räuchern (Nr. 392).

513. μάνδαλος svw. der aus der Höhle über die Schwelle n-mäßig gehende, auch gleitende Gerade, speziell der Türriegel.

514. μάνδρα die langhingestreckte gerade Umzäunung, Koppel, die abgrenzt und aus Teilen besteht (νδρ), dann auch Kloster usw.

515. μανδύς, μανδύας Mantel, s. Nr. 437, 476.

516. μίνθα, μίνθη, ἡ μίνθος s. menta, Nr. 468; ὁ μίνθος Kot, Nr. 512.

517. μανθάνω lerne, vgl. WS. manth, math unter Nr. 425, speziell von begrifflichen Vorgängen, also dem rasch-intensiv-freudigen wiederholten (μαν, θαν reduplikativ) Sinnen, Zerlegen, Merken. Vgl. Nr. 237.

518. μάντις Wahrsager, Wahrdenker, großer (α) Wisser, Weiser, vgl. Nr. 517, auch 505 (Wahrsagung im Rausch) usw. S. auch p. 105 Fußn., 107 Fußn.

Aus der Volksverwandtschaft G^{w}.

Famile „gut" („gud")

Deutsch

gut	Güte	Gote Gott	Götze vergeuden ergötzen	Gitter	Gatte Gatter gattern Gattung Gaden	gäten gätlich

Lateinisch *)

gutta
guttur
gutturnium
guttus

Erläuterungen.

Der Buchstabe g ist ein weicher Explosivlaut, ein Guttural, kurz, tgf., übergehend ins Fgf., ml., beschreibt das Stück, das Abgegebene sogleich nach der Überschreitung der Schwelle und den ihm eigentümliche Bewegungstypus als weich, kurzstreckig, matt, langsam, sanft; vgl. 1. Bd. p. 304, 312, 370.

---

*) Im Griech. gibt es diese WS. nicht.

519. gut s. Nr. 351, g beschreibt das in die Höhle u Aufgenommene, sie Erfüllende, Wachsende, t das alsdann Abzugebende, Abgegebene, den Ertrag; gut ist also, wer aufnimmt, Besitz erwirbt, vergrößert und dann abgibt, ein Gut ist ein Umkreis, der aufnimmt, trägt, abgibt. Mhd. guot, ahd. kuot, cuot, cot, guat usw., got. gōds, altnord. gōdr — mit Nuancen gleichsinnig (vgl. Godan, Gautr., p. 242 Fußn.). Vgl. der Kot, Koth, mhd. das kot, kath, kat, svw. das die enge Höhle, das (Darm-)Rohr, die Öffnung Füllende und Herauskommende, Abzugebende, Ausgeschiedene (vgl. kotzen), ferner das Koth, die Kothe, Kotte usw. svw. die aus geraden Teilen (Pfosten usw., vgl. Kate) errichtete enge Hütte, der Köter svw. der zur Koth (altn., mitteld. Kot) gehörige, in einer Hütte wohnende Hund, die Köthe Schrank, Behälter, usw.

520. Güte das Gutsein; das e im ü vertritt sozusagen das „sein", gibt das abgegrenzte Gesamt der Guten hinsichtlich dieser Eigenschaft als Abstraktum (s. § 16), das mit jedem dieser Guten assoziiert ist, an, wie das i in ahd. kuoti, das ei in got. godei usw.

521. Die Gote, Gothe, mhd. die und der gote, gotte, göte, ahd. die gota, der goto, Bezeichnung für den Täufling (vgl. p. 609) und die Taufpaten, die schwed. gudfader, gudmoder, engl. godfather, godmother, also Gottvater, Gottmutter hießen, wie der Täufling schwed. gudson, guddotter, engl. godson, goddaughter, also Gottsohn, Gottochter hieß. Zusammen mit der Gote (Gothe), die Goten (germ. Volksstamm), die Gauten (südskandinav. Volksstamm) usw. zu Gott.

522. Gott, mhd. got, ahd. kot, cot, got, gotisch guþ, alt- und angelsächs., altfries., altnord. god (vgl. Godan, p. 242) usw. (das Wort findet sich in allen germanischen Mundarten, nicht aber in den übrigen indogermanischen Sprachen) beschreibt ähnlich wie „gut" (vgl. got. gods, altnord, godr, engl. good), nur steht o statt u, gibt also nach K.-T. 1 die Öffnung (enge Höhle, agf.) an, in die etwas (g, k) ein- und aus der etwas (tt, t, d) ausgeht, und zwar geben g, d den Teil, das Weiche, Sanfte, Milde, Langsame usw. (auch quoad Bewegungstypus), k, t, tt das Große, Vollendete, Mächtige, Harte, Kraftvolle, Heftige, Plötzliche usw. (auch quoad Bewegungstypus) an. Gott ist also das (in der genannten Weise trophisch und genisch) aufnehmende und abgebende Wesen.

Aufnahme-Abgabe ist die allgemeine Bezeichnung der Erlebnisse quoad Funktion; jedes Erlebnis ist der Austritt eines Geraden aus einem Runden (Abgabe) und damit der Eintritt des Geraden in ein anderes Rundes (Aufnahme), nach den Gefühlen bezeichnet: die Reihe Hunger, Angst, Schmerz, Trauer, Freude. In diesem Sinne ist jedes Wesen „Gott", nämlich ein Sich-bewegendes, Funktionierendes, Aufnehmendes-Abgebendes,

(vgl. Bewegungsgesetz, EdS. § 91, I. Bd. p. 171, 566), und so faßt auch der vordämonistische Mensch, mag er das Wort Gott oder Synonyma auch noch nicht haben, „die Natur" und ihre Gestaltungen, die Wesen auf*) — wie das auch noch nicht wenige Menschen des dämonistischen Zeitalters tun (vgl. Spinozas „Gott-Natur" usw.). Aufnahme ist immer zugleich Abgabe (das von mir Aufgenommene ist von dir abgegeben), Vereinigung fällt mit Trennung, Synthese mit Analyse zusammen (vgl. 2. Bd. p. 286); so ist Aufnahme „Zerstörung" desjenigen, das oder von dem aufgenommen wird (Gott als Zerstörer, dann auch Teufel genannt), aber auch Umfangen, Umhegen, Beschirmen des Aufgenommenen (Gott als Schützer und Erhalter), so ist Abgabe Schöpfung (vgl. schöpfen, Schaff, schaffen svw. ein Schaff sein, das mit etwas erfüllt ist, aus dem etwas herausgeht) und damit Selbstzerstörung des Schöpfers, der sich mittels Aufnahme „regeneriert". Alles von Gott Abgegebene ist natürlich göttlich, selber Gott; es wird aufgenommen — und so ist Gott auch der Aufnehmbare (nach K.-T. 2), vgl. Abendmahl usw. (Nr. 179 Fußn., Nr. 425 Fußn., p. 278).

Der Übergang vom vordämonistischen (primitiv-monistischen [vgl. 4. Bd., § $7_{5, E}$, dann 5. Bd.], präkausalen [EdS. § 55]) zum dämonistischen (kausalen) Denken ist die Entdeckung der Gegensätze, das Aufkeimen der Zweifel, der Zerlegung des Einen in ein mystisches Doppel. Der Mensch beginnt die Erlebnisse, also auch die Bewegungen, Funktionen kausal zu differenzieren und zu klassifizieren. Hierbei geht er immer von sich, dem Menschen aus (1. Bd. p. 10). Er bemerkt immer wieder, daß sich der Mensch, so lange er atmet, in mannigfacher Weise bewegt, und sobald er noch nicht oder nicht mehr atmet, auch nicht bewegt. Demnach muß ja wohl das Atmen, der Atem die Ursache der Bewegungen — nicht nur des Menschen, sondern auch der andern Wesen, Ursache auch des Lichtes, der Wärme, des Wachstums, der Zeugung — kurz aller „Lebenserscheinungen", ja „das (dämonische) Leben" selber, das Schöpferische sein. Und atmen ist auch sprechen, Atem ist Stimme. So ist der Mensch (die Welt) durch Atem, Odem, Hauch, Wort geschaffen, als atmend, sprechend, selber Schöpfer. Dies wird damit „bewiesen", daß bei allen großen Erlebnissen, beim Pubertätskampf, beim Koitus eine verstärkte (erregte) Atmung stattfindet. Der Pubertätskampf wie der Kampf mit Tieren ging ursprünglich auf Leben oder Tod; wer atemlos wurde, dem hatte der Sieger,

*) Gott ist da das All, und so war auch im Altgerm. das Wort god Neutrum plur. und wurde erst viel später entwicklungsgemäß Bezeichnung für abgegrenzte und zwar „persönliche", anthropomorphe Wesen, bis dieses polytheistische Zeitalter in das monotheistische überging (und nun jüdisches Fremdgut übernahm). Vgl. „Allah".

der den mächtigeren, den „längeren" Atem hatte, den Atem, das Leben genommen, diesen Atem zu sich genommen und war nun doppelt mächtig; denn die Kraft stammte vom Atem, war Atem. Auch die Stimme war eine gewaltige Macht: sie konnte den Schwächeren verscheuchen, ja sogar töten (vgl. den Wortkampf der homerischen Helden, das Hurra, Feldgeschrei der Soldaten, Stimme des Herrn: Brummen des Schwirrholzes, das Rasseln usw. bei primitiven Pubertätsfesten, Glockenläuten, Orgel, Widderhornblasen [Schofar] der Juden usw., jem. „anhauchen") usw., sie konnte auch sonst Wunder wirken, indem sie bestimmte Handlungen der Angesprochenen verursachte, ja sogar Menschen und Tiere herbeizauberte, auch segnete und fluchte, heilte („besprechen") und krank machte („behexen") usw. Im Liebeskampfe atmeten beide Partner heftig, höchsterregt — und so schuf wohl der Atem das Kind überhaupt (falls es sich nicht selber schuf — vgl. Odin, der sich aus seinem eigenen Ei schuf, vgl. causa sui, 1. Bd. p. 13)? Die Entstehung, Herkunft des Kindes, das eines Nachts unter höchst unheimlichen Umständen aus dem mütterlichen Leibe trat, mußte doch irgendwie gedeutet werden; man bedenke, daß die Samenzellen erst 1677 (von dem Studenten Hamm in Leyden), die Eier der Säugetiere erst 1827 (von C. E. v. Baer), die Amphimixis, d. i. die Verschmelzung des Eikernes mit dem Samenkerne, erst 1875 (von Oscar Hertwig) entdeckt worden sind. Daß die Vereinigung der Genitalien irgend etwas mit der Zeugung (vgl. Genitalienkult der Inder, Griechen, Römer *) usw. usw.) zu tun habe, wird man schon früh geahnt haben, aber der Koitus spielte mehr die Rolle eines unheimlichen Zwanges (um so unheimlicher, als er in wilder Raserei, in einem Zustande von Betäubung, im Rausche vollzogen wurde), eines Zeremoniells, bei dem der schöpferische Atem „sich mischte" (vgl. „Segen von oben", Traum der Maria**) usw.). So war der Mensch als atmend „Gott", der größte Gott war, wer den größten Atem hatte, und diese „Atemprobe" entschied sich eben im Pubertätskampf, in dem der Junge dem Alten den Atem raubte, falls er nicht umgekehrt den Atem verlor;

*) Der Lingam-, Phallos-, Priapusdienst usw. läßt erkennen, daß die Genitalien und ihre Träger selbst vergottet werden, doch hat „Gott" m. W. im Ario-German. niemals die direkte genitale Bedeutung gehabt, sondern die umfassende genische (Zeuger) und trophische (Ernährer), hat also stets das Wesen in seiner Gesamtheit, ausgehend vom Odem, bezeichnet.

**) Nach der Ansicht der Nordwest-Australier werden die Kinder nicht beim Beischlaf, sondern durch Übertragung der Raia (vorherbestehende und weiterlebende Seele, die einen Körper annehmen kann), im Mutterleibe erzeugt — und dies kann nur durch den Medizinmann bewirkt werden (P. J. Bischofs, Die Niol-Niol, ein Eingeborenenstamm in Nordwest-Australien, Anthropos, Bd. III, p. 34). Analoge „Dogmen" sind ubiquitär.

der Sieger war der große, der größte Gott, der Herr, der Vater, der König (zu können). Aber auch die Tiere atmeten, auch sie waren also „Götter", „göttlich" (vgl. Totemtiere, Abstammung von den Tieren, modern: Darwinismus), und die Pflanzen bewegten sich, atmeten also auch, waren also auch „Götter", „göttlich" (vgl. Totempflanzen), und Wasser, Felsen, Wolken, Gestirne, die Sonne (Baal, Helios, Sol, Horus, p. 241) vor allem und der Mond bewegten sich, und im Bewegen entstand Feuer (Feuerreiber), Licht (dies, deus, Zeus, Jupiter, Ziu, Tiu usw., s. p. 107) — und all das schuf der allmächtige Atem, wie er das neugeborene Kind belebte (vgl. Einfahren der göttlichen Seele im 3. Schwangerschaftsmonat oder bei der Geburt, Anblasen der Neugeborenen, das die Hebammen noch heute vielfach besorgen, usw.). Auch Zeus ging — nach Aristophanes — aus einem nachts vom Winde befruchteten Ei hervor, wie sich die Lehre von der „Windbefruchtung" bei allen Völkern und bei allen Kindern vorfindet.

Was da beim Atmen ein- und ausging, das Wesen des Atems war freilich unbekannt; es war unsichtbar, aber manchmal zu tasten und zu hören, und diese Wahrnehmungen glichen gewissen andern, z. B. denen bei Gewittern, Stürmen („Naturgewalten"), beim Donnern, Sausen und Säuseln usw. Da mußte ja wohl auch Atem am Werke sein, solcher, den man von sich gab, und solcher, den die Erschlagenen, Verstorbenen abgegeben hatten. So war, was wir Luftreich nennen, der Wohnort des abgeschiedenen Atems, Lebens, der unfaßlichen, ungreifbaren, unbegreiflichen, unsichtbaren, kurz geheimnisvollen und unheimlichen Seelen, die gewiß nur wie der Mensch, die Wesen, die sie ausgeatmet hatten, gestaltet sein konnten, aber wohl auch wie die Luft imstande waren, ihre Gestalt zu verändern („Seele" svw. das in Abschnitten, in langem Zuge [ee] über die Schwelle Gleitende, zunächst der Atem, auch quoad Geräusch beschrieben, vgl. See, sausen, Psyche, spirare, spiritus usw.). Und aus diesem unendlichen Reich tritt immer wieder Leben, Atem, Seele, Göttliches in die Wesen ein, sie bis in die letzte Faser durchdringend (vgl. Seelenwanderung, Samsara svw. Kreislauf der Inder, pantheistische Spekulationen, modern-physikalisch: die Aethertheorie). Nunmehr hat das dämonistische Denken theoretisch die wesenhafte Trennung und Gegensätzlichkeit von Leib und Seele vollzogen: nicht mehr der „irdische" Leib ist Gott, sondern der Atem (das Pneuma), das Leben, die Seele (anima, p. 242) als eine Art Abbild des Leibes (vgl. Astralleib der Theosophen usw.) ist Gott, die Luft in ihrer Gesamtheit oder jede der gestalteten Seelen oder ihre Verschmelzung zu einem „psychischen Kontinuum" (von dem manche sog. Psychologen und Psychiater noch heute fabulieren, 1. Bd. p. 119) ist Gott, ist

Vernunft (z. B. Diogenes von Apollonia, 5. vorchristl. Jahrhundert), Denken, Geist (νοῦς, animus), ist der allmächtige Zeuger, Erhalter und Zerstörer *), Ursprung und Ende aller Dinge (Chaos der Griechen, choda der Perser usw.; vgl. aber p. 80 Fußn.), der höchste, eigentliche Gott (Atman der Buddhisten = Atem, Odin der Germanen = Odem [s. p. 241 f., bes. Fußn.], zend. aṅhu Herr, Welt [s. Nr. 429], sumerisch an = Gott, ägypt. ankh = Leben, hebr. Adam = der atmende Mensch, der Ahne, aber auch Eva, Hawa = haja ist die Atmende, haja vgl. zu skt. ásus Lebenshauch, ásmi ich bin, vgl. Ase, Ask, p. 235 usw.). Die Seele des Verstorbenen, der Hauch Gottes belebt den Nachkommen, aus dem Seelen- oder Geisterreich stammen die Kinder, „Gott schenkte, bescherte uns ein Kind", im Nachkommen wird die Seele des Vorfahrs wieder Erscheinung, bei der Geburt fährt die Seele in den Leib und bleibt darin, bis Gott „nach seinem unerforschlichen Ratschluß" sie „heimruft", aber auch dann können sie — genau wie die Götter und Gott — sich sichtbar machen (z. B. im Traume) oder „beschworen" werden, „sich materialisieren" (in okkultistischen, spiritistischen, parapsychologischen „Séancen") usw. Also: ἐν ἀρχῇ ἦν τὸ πνεῦμα.

Dem Glauben an die Existenz dieser „übernatürlichen", „jenseitigen" Wesen oder Nicht-Wesen (?), zuletzt des so gearteten „einigen Gottes" der monotheistischen Dämonisten hat die chemische und physikalische Erforschung der Luft auch heute noch keinen Abbruch getan: die Luft wird eben dämonisiert, das Seelische ist der Deutung nach der Luft ebenso wesentlich-gegensätzlich wie dem „irdischen Leibe", und Gott ist „selbstverständlich" nicht Luft — Aha, was ist er denn? Nirvana —

*) Alles Werden ist nach dämonistischer Auslegung göttliche Schöpfung, alles Vergehen göttliche Zerstörung, wobei es zweifelhaft bleibt, ob Schöpfung wie Zerstörung des guten oder des bösen Gottes Werk ist (der böse Gott heißt Teufel, p. 108). Man neigt wohl dazu, Gott als Schöpfer, den Teufel als Zerstörer aufzufassen, aber auch „der Geist, der stets verneint", ist „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft" — und anderseits ist auch Gott Zerstörer: „Tod und Verderben ist der Gottheit Siegel, tötend enthüllt sich Jupiter dir!", sagt Zeus zur Semele bei Schiller; Jahwe (wie der Name sagt: Schöpfer und Zerstörer, nämlich jah und we, Bejaher und Verneiner) vernichtet die von ihm geschaffene Menschheit bis auf Noah usw.; Schiwa schafft und zerstört; Venus Göttin der Liebe, Zeugung und des Todes (Libitina); Odin der mit seinem Od(em) Belebende und Wuotan der Wütende; „Swalin heißt der Schild, der vor der Sonne steht, der glänzenden Gottheit. Brandung und Berge verbrennten zumal, sänk' er von seiner Stelle." (Grimnismál 38, übersetzt von G. Neckel), usw. usw. Im dämonistischen Denken bleibt es zweifelhaft, ob Schöpfer und Zerstörer (Gott und Teufel) ein und dasselbe Wesen ist oder verschiedene Wesen sind. Und so verkomplizieren die Dämonisten, innerhalb ihres Denkens rettungslos, die einfache biologische Tatsache des Werdens und Vergehens (Bewegungsgesetz, EdS. § 91, 1. Bd. p. 171, 566).

nichts? Oder doch etwas? Ein Gott, der nichts ist, ist doch eben nichts — da fällt alle Religion in sich zusammen. Dem widerstreitet aber alle Erfahrung: es gibt keinen unreligiösen Menschen, wohl aber nicht wenige, die wähnen, sie seien unreligiös, atheistisch („Die Toren sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott", Ps. 14,1 und 53,2); die Religion ist eine allgemein-menschliche Erlebens- und Beschreibweise (§ $28_{,2,a}$). Was also ist Gott? Nun, tröstet sich der Dämonist, zerbrechen wir uns nicht den Kopf! sagen wir einfach und prätentiös (als ob wir es wüßten!): Gott ist das Unerforschliche (p. 98) — und hat obendrein verboten, nach ihm zu forschen, ja sogar von ihm ein Bildnis oder Gleichnis zu machen!*) Woher wir das wissen? Nun, er hat es uns (durch die jüdischen Propheten!) offenbart! Woher wir das wieder wissen? Nun, die jüdischen Propheten haben es gesagt — sie haben Gottes Wort verkündet, weil sie Propheten waren, und sie waren Propheten, weil sie Gottes Wort verkündet haben! Aber bitte: lassen euch die Zweifel in Ruhe? Ehrlich! — Natürlich plagen euch die Zweifel. Aber ihr habt ja alle eine gewaltige Angst vor der Erkenntnis!

Die Kausalität oder der Dämonismus ist die Problematik des Menschen (EdS. p. 10, ds. Werk § 4); alle einzelnen weltanschaulichen Probleme sind Variationen des einen Problems „Mensch" und lösen sich mit ihm; der Dämonismus ist nicht Lösung, sondern nur Deutung, d. h. aber Zerlegung des Problems in viele Probleme, Vervielfältigung des Rätsels. Der Dämonismus oder die Kausalität kann keinerlei Tatsachen anführen, an denen seine (ihre) Gültigkeit evident würde; die dämonistische Seele oder Gottheit ist niemals Phänomen, sondern immer nur und gar nichts weiter wie Fiktion (s. 1. Bd. p. 11 ff.). Wie sollte ein Irrealisches Realisches, ein „Übersinnliches" Sinnliches, ein „Übernatürliches" Natürliches, ein „Metaphysisches" Physisches, eine Fiktion — keine Fiktion, sondern Realität sein! Indem man in den Menschen eine „Seele", in den Gott die „Gottheit" hineinfingiert, ist nur ein „Als ob"

*) Das Verbot des Judengottes Jahwe: „Ihr sollt euch keinen Götzen machen noch Bild und sollt auch keine Säule aufrichten, noch keinen Malstein setzen in euerm Lande, daß ihr davor anbetet" (3. Mos. 26,1), ist eine entwickeltere Analogie zum Verbote, vom Baume der Erkenntnis zu essen. Im Pubertätskampf „erkennt" der Junge den Alten (Vater-Gott), wird selbst ein Alter, Vater, Gott, Gatte und hat so den alten Gott überwunden, getötet, beseitigt, ist an seine Stelle getreten; die Angst vor dem Entscheidungskampfe wird in dem Verbote beschrieben. Auch die Aufstellung eines Götzen, Bildnisses usw. kommt einer Überwältigung des Vater-Gottes, einer Abschaffung gleich. Dazu die Belehrung des Vaters, daß es Unsinn ist, ein anderes Wesen wie eben ihn selber als Gott zu verehren; er fügt ausdrücklich hinzu: „Denn ich bin der Herr, euer Gott". Vgl. das magische Verfahren, statt eines (zu tötenden) Menschen sein Bild, eine Wachsfigur usw. zu durchstechen, sein Buch zu verbrennen usw.

erzählt — ein solches, das den Menschen und die Welt nur geheimnisvoller erscheinen läßt. Irgend ein Erkenntnisgewinn — und sei es auch der bescheidenste — ist mit dem Dämonismus nicht gegeben; jeder Erkenntnisgewinn, der sich biologisch, als Entwicklungstatsache einstellt, ist eine Stufe auf dem Wege, der über den Dämonismus hinausführt. Ich verstehe das Wesen, eine Eigenschaft oder eine Funktion des Menschen (oder irgend eines andern Wesens) um nichts besser, sobald und so oft man mir sagt, eine Seele, ein Göttliches wirke ihn und in ihm, und ich verstehe die Welt um nichts besser, sobald man mir berichtet, Gott hätte sie (aus Nichts!) geschaffen und lenke und leite sie. Und ich frage wie jeder ernsthafte Denker obendrein sofort: was denn nun die Seele sei, wie man zu ihrer Setzung komme und zu der des übersinnlichen usw. Gottes, — kurz die Probleme werden nur hinausgeschoben, nicht gelöst, sie werden erst recht mystifiziert, verdunkelt, vervielfältigt, verfilzt, verkompliziert, der Dämonismus ist nur Problem, und das Problem löst sich erst mit der Auflösung des Dämonismus.

Der Mensch stammt immer von Vater und Mutter ab und ist der Dritte im Bunde (p. 117 und Hinweise der Fußn.). Diese Tatsache, die in hundert Prozent der Fälle, also gesetzmäßig gilt, ist Ausgangspunkt alles religiösen Erlebens und Beschreibens; an ihr ändert sich nichts, falls sie — wie in primitiven Zeiten — mißverstanden und noch so phantastisch ausgelegt wird, also der Mensch dämonistisch zerdeutet und das dämonische „Göttliche" ihm oder andern Wesen zufingiert wird. Das Anorganische (Erde, Himmel, Gestein, Wasser, Luft, Licht usw.) und das Organische (Pflanzen und Tiere) wurden als „göttlich" nur angesprochen, sofern sie irgendwie anthropomorph (als belebt, beseelt) ausgedeutet, sofern ihnen irgendwelche menschlichen Eigenschaften und Funktionen zugedichtet werden konnten; und der Versuch, Gott zu entpersönlichen, etwa zum Kraftzentrum, zur „Allmacht", zum Weltwillen oder gar zum Nichts, ist nur ein Zeichen der grundsätzlichen Ratlosigkeit des dämonistischen Denkens. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern ist realiter der Mensch der Gott, das Menschliche das Göttliche. Nun vollzog sich aber schon früh ein Umbau der phänomenalphänomenologischen Assoziationen, derart, daß das Wort Gott oder seine fremdsprachigen Synonyme weniger Benennung des gegenständlichen Menschen als des begrifflichen Menschen wurde. Gerade in der (unverstandenen und für ihn unverständlichen) Existenz der Erinnerungsbilder, und zwar noch mehr der Kollektivbegriffe als der Individualbegriffe sah und sieht der Dämonist einen „Beweis" für die Legimität seiner Deutungen; ohne Kenntnis der biologischen Funktion der Hirnrinde kann man ja (auch) die Begriffe eigentlich nur als Mystika erleben und beschreiben.

Schon von früh an wurde also der Mensch (usw.) nicht sowohl als gegenständliches Wesen als vielmehr aus der Erinnerung, also zunächst als individual-, dann als kollektivbegriffliches Individuum mit Gott usw. beschrieben, und zwar in dämonistischer Deutung, wie § $28_{,2,a}$ dargelegt. Ob man aber wie in primitiven Zeiten den Menschen als gegenständliches Wesen oder dann in den polytheistischen Zeitaltern den Individualbegriff und den Kollektivbegriff 1. Ordnung Mensch (Vater, Mutter, Kind) oder in monotheistischen Zeitaltern den Kollektivbegriff 2. Ordnung, den Endbegriff „Mensch" mit Gott bezeichnet oder allen möglichen andern Wesen die dämonistische Gottheit zufingiert, — der Sinn des Wortes „Gott" bleibt der eingangs dargelegte; er bleibt auch der gleiche, mag man das mit „Gott" bezeichnete Wesen dämonistisch oder realisch auffassen.

Über die sprachbiologische Synonymität von Gott und Teufel, Tiu, Tiwaz, deus, dies, θεός usw. s. p. 105—108; über Gott und Wotan, den Sturmgott (Godan, Gudan, Guodan, Guet usw.) s. p. 242 Fußn., über Gott und Geist s. p. 326, Gott und Gatte Nr. 52. — Mit „gut" ist Gott famverw., leitet sich aber nicht von diesem Worte ab.

523. Götze svw. kleiner Gott (Nebengott), indem für das zweite t das schgf. z als Angabe des Geringeren, Abgeschnittenen, Verkleinerten (vgl. Mutz, Nr. 255, mutzen, Nr. 257, Stutz, verletzen, zerfetzen usw.), ferner für o das ö, oe (worin e auf die Verkleinerung hinweist) steht; somit auch kleine Gottesfigur oder Gottesfigur von geringerer Macht, als sie dem so dargestellten Gotte zugeschrieben wird. Nur im Nhd. Die Herleitung von mhd., ahd. goz = (Metall-) Guß ist keineswegs zwingend.

524. ergötzen, richtiger: ergetzen; götzen svw. in zunächst weicher, langsamer (g), dann heftigerer, härterer Bewegung (tz), also g-tz-mäßig abteilen, kleine-größere Stücke abteilen, aufnehmen-abgeben (ö, e Öffnung-Schwelle), vgl. verletzen (l gleitende Bewegung), wetzen, metzen (Nr.261), fetzen, setzen (s. Sitte, Nr. 57) usw. Der, dem das so Abgeteilte zukommt, wird im Akkusativ angegeben (ich ergötze dich, mich). Die Vorsilbe er bezeichnet das „götzen" als die Schwelle, Grenze des Individuums überschreitend (vgl. Nr. 60). Das Wort beschreibt auch die dem gegenständlichen Vorgang entsprechenden Gefühle. — Ähnlich beschreibt (ver)gessen, mhd. (ver)gezzen, ahd. (fer)gëzan, svw. g-ss-zz-z-mäßig teilen, zerlegen, in der Schwelle („in der Klemme") halten, somit festhalten, binden, fesseln, merken (Nr. 63), aufnehmen usw., und zwar „ver" (s. Nr. 163); vergessen also svw. fehlgehend, nicht (richtig) festhalten, nicht (richtig) merken; engl. to forget, forgotten (vgl. Gott), ferner got. gitan svw. g-t-mäßig fein teilen, treffen, finden (vgl. binden, worin weiches b, in finden schärferes schgf.f). Ohne g: essen svw.

zwischen den Zähnen halten und zu ss zerkleinern, so aufnehmen; das g in gegessen (eigtl. geessen) weist auf das Stück, Zerstückeln hin; vgl. lat. esse, Nr. 550. Auch giessen, mhd. giezen, ahd. kiozan, got. giutan svw. (in entspr. Nuance) über die Schwelle bewegen, ohne s, z, griech. χύειν, χεύειν, χέειν usw., vgl. gutta, Nr. 534, auch mit Angabe der Akustik (ss, z, χ, tt).

525. vergeuden. Mhd. geuden, giuden, göüden svw. Teile (d, d, e) aus dem mit u (K.-T. 2) bezeichneten Gesamt (vgl. gut, Nr. 519) abgeben, vgl. Freude, p. 51, γῆθος, p. 52. Ist das Gesamt leer, also nach K.-T. 1 beschrieben, dann nimmt geuden die Bedeutung von „aus einem Leeren abgeben", also großtun, prahlen an. Vergeuden ist geuden im ersteren Sinne mit ver, womit das Fehlerhafte des „geuden" (s. Nr. 163) angegeben wird.

526. Gitter s. Gatter, Nr. 528. (Vgl. hebr. Ghetto svw. Abgrenzung.)

527. Gatte, wie Gott (Nr. 522), nur a statt o, also fgf., svw. das g-tt-mäßig determinierte Männliche, der Mann, also Gerade, Aufrechte, Erhabene, Starke, Mächtige usw., der Partner des Weiblichen, ihm gegensätzlich Verbundene; zu g, tt s. unter Gott. Gatte bezeichnet das männliche Individuum in seiner Gesamtheit als Partner des Weibes (der „Gattin"), zunächst als Liebenden (Zeuger), dann auch als Ernährer. Er ist der aus der Pubertätsprobe Hervorgegangene. In einem weiteren Sinne, den nhd. Gatte nicht mehr hat, ist mhd. gate auch svw. Genosse, Verwandter, d. h. zu einem Kreise gegensätzlich-partnerisch (paßrecht) Gehöriger. Vgl. p. 50 Fußn. — Ähnlich, aber ausschließlich im genischen Sinne beschreiben die lat. Wörter der WS. gen, griech. γεν, die das Hervorgehen (g Teil, en Schwelle) auch quoad Bewegungstypus angibt, z. B. genus Geschlecht (Gesamtheit der Nachkommen), gens Geschlecht, Stamm, gener Schwiegersohn, genitor Erzeuger, genetrix Erzeugerin, genius ursprgl. die personifizierte Zeugungskraft des Mannes, dann Schutzgeist, zerebrale Zeugungskraft (vgl. Muse, Nr. 157), gi-g(e)n-o erzeuge, (g)nascor werde geboren, gnosco kenne, zeuge zerebral, gnarus kundig, ignoro bin unkundig, unwissend, (g)notus bekannt usw. (zu gen vgl. ken in kennen, p. 351). Ferner die griech. Homologen γένος Geschlecht, γένεσις Ursprung, γενετήρ Erzeuger, γείνομαι werde geboren, γίγνομαι werde, γυνή Frau, γιγνώσκω erkenne, zeuge zerebral (zu γεν und γνο vgl. § 5, auch EdS. § 19 Anm. 1), γνῶσις Erkenntnis, γνώμη Meinung, (γ)νόος, νοῦς Sinn, Verstand, νοέω meine, usw. Skt. hlg. WS. ǵan zeugen, ǵanas Wesen, ǵanus Geschlecht, ǵanitā́ genitor, ǵanī́ Weib (got. yoni Vulva), ǵā́nā́mi kenne, ǵñānam Kunde, Kenntnis usw. Nicht ausschließlich genisch sind lat. gena Wange, griech. γένυς Kinn, γνάθος Kinnbacke, genu, γόνυ Knie, γωνία Winkel, Ecke usw. Wiederum genisch sind die Sippverw. γάμος, Hochzeit,

Ehe, γαμεῖν heiraten, usw., skt. hlg. gāmātr Ehegatte, Tochtermann, gāmā Schwiegertochter, gāmís verschwistert, zugehörig, lat. hlg. gemini Zwillinge, got. hlg. guma, altnord. gumi Mann, nhd. Bräuti-gam (s. unter Nr. 425, bei „homo"); diese Wörter „stammen" natürlich nicht von der WS. γεν, gan „ab", sondern sind mit den Wörtern dieser WS. sippverw. (vgl. dagegen Curtius, l. c. p. 546 f., unrichtige Fragestellung der historischen Etymologie): die WS. gam beschreibt die gegensätzliche Bindung männlich (ga): weiblich (m).

Gatte, Gott, (der) Gute „leiten" sich nicht voneinander „ab", sondern sind famverw. und bezeichnen das gleiche Wesen nach den verschiedenen Gefühlsspezies. Die Anerkennung der biologischen Verwandtschaft der Wörter tritt an Stelle der (oft krampfigen) Bemühungen der historischen Etymologie, die Wörter voneinander abzuleiten, und an Stelle des methodischen Irrtums, Wörter, die sich nicht voneinander „ableiten" lassen, als unverwandt und ihre „Herkunft" oder „Wurzel" als „dunkel" oder „unerklärt" zu betrachten.

528. Gatter, mhd. der und das gater, ahd. der kataro, svw. Gesamtheit, Abgrenzung, Mehrzahl (r) von Geraden, die g-tt-mäßig (bzw. g-t- oder k-t-mäßig) determiniert sind, speziell von Stäben, Pfählen als gegensätzlich-verbunden mit Weiblichem (Eingerammtsein in die Erde, eine Rundung-Höhlung, Bezirk umgebend, absteckend, Teile einer verbundenen Anzahl, Menge, sozusagen eine „Genossenschaft" bildend); vgl. Gatte, Nr. 527. Ganz ähnlich Gitter, mit i statt a, also Betonung der Enge, Schmalheit der Stäbe und der ihnen entsprechenden Öffnungen-Schwellen. Das Gatt bezeichnet nach K.-T. 2 das dem gate, dem Pfahl Gegensätzliche, die Öffnung, das Loch, den Durchgang; vgl. Loch, Locke und Pflock, Block, p. 42.

529. gattern svw. ein Gatter bilden, ergattern svw. ein Gatter bilden um etwas, etwas in ein Gatter einschließen, abzäunen, einfangen usw., s. Gatter, Nr. 528.

530. Gattung zu Gatte, Nr. 527. Zu „ung" s. Nr. 430. Gattung also svw. „gatten als Totales", auch im Sinne der hieran beteiligten Wesen, also die gesamten Mitglieder einer zu Gatten gehörigen Gemeinschaft.

531. Gaden Umzäunung, Abgrenzung mittels Gerader (Stäben, Pfählen, Wänden), also ähnlich wie Gatter, nur sind die abgrenzenden, verbundenen Geraden als eine einheitliche Gesamtheit (gad), nicht als einzelne Teile (wie in Gatter) beschrieben, und das en benennt auch diese Abgrenzung. Gaden svw. einzeln stehende geschlossene Räumlichkeit (Abteilung des Hauses, Gemach, Stockwerk). Z. B. in Berchtesgaden = Gemach, Wohnung der Berchta, Bertha (der alten mittel-süddeutschen

Hauptgöttin, svw. Mutter Erde, die große, hehre Bergerin, Gebärerin, auch Frau Holle, Holda, Hulda usw. genannt).

532. gäten, jäten, mhd. jëten, gëten, ahd. jëtan, gëtan, svw. aus einer Gesamtheit (a in ä) passende und unpassende Teile sondern, vgl. getzen, Nr. 524, geuden, Nr. 525; des lange e betont die Dauer, Genauigkeit usw.

533. gätlich füglich, passend usw., zu Gatte, Gatter.

Lateinische Homologa.

534. gutta Tropfen, svw. das weich aus der Höhle Herauskommende und hart Aufschlagende, somit eine Höhle Bildende („steter Tropfen höhlt den Stein"); K.-T. 2; tt gibt auch die Mehrzahl an. Ähnlich Tropfen (vulgär Troppen, vgl. Tripper, trippen, trippeln): der aus der Öffnung tr-mäßig (gedreht, als getrennter Teil) Herausfallende und hart-schmerzlich (pf) Auffallende; K.-T. 2. Nach K.-T. 1 geben beide Wörter das weitere bzw. engere Rund (u, o) des Tropfens und die Weichheit(g)-Härte (tt, tr, pf) auch die Akustik des Aufschlagens an.

535. guttur Gurgel, svw. Höhle, die sich g-tt-mäßig, also mit weichen, kleinen, auch harten, größeren Stücken füllt; K.-T. 1. Ganz ähnlich Gurgel (rg statt tt). Auch der Kropf der Vögel hieß guttur, also auch die enge Höhle (o), die sich füllt (kr) und abgibt (pf), endlich auch die Kehlkopf-Gaumenhöhle als Ort der Lautbildung, gefüllt mit weichen-harten usw. Lauten (vgl. Gutturale), die abgegeben werden; unser Kehle betont mehr die Enge (vgl. kehlen, hehlen, stehlen usw.).

536. gutturnium Mischgefäß für sakralen Wein, Behälter für Wasser, auch cuturnium (nuanciert, c für g, nur ein t). Vgl. κύτος Höhlung, Wölbung, Gefäß (was faßt), Hülle, Haut (lat. cutis), κώθων Trinkgefäß mit gewundenem Hals, κώδων Glocke, Schelle usw. Man kann gutturnium als gutt Tropfen und urnium zu urna Krug auffassen, also svw. Krug, aus dem der Inhalt tropfenweise sich ergießt, tropft.

537. guttus wie guttur, nur s statt r und speziell im Sinne von gutturnium, also Krug mit engem Halse und kleinem Munde, aus dem der Inhalt (Wasser, Salbe, Öl) nur tropft.

Aus der Volksverwandtschaft S^w.

Familie „sun" und Sippenverwandte.

Deutsch

Sund	Sonde	senden	sind	Sand
Sünde	sondern	Seneschall	sinnen	Sahne
Sühne	Sonne	sehnen		sann
	Sohn	Sehne		
	söhnen	Senne		
		sein		

Lateinisch

sunt	sonøre	esse	sin	sanare
	soniari	senex	sine	
	sons	seni	sinere	
		senium	sinus	
		sensus	sinister	

Griechisch

σύν	σωννύω	σεῖν	σινιάζω	σάνδαλον
			σίνομαι	σάνδιξ
				σάνις

Erläuterungen.

Der Buchstabe s ist schgf. und gibt ein feines, enges, drehendes, windendes, schlängelndes, auch schleifenartiges Überschreiten der Schwelle an, also einen solchen Bewegungstypus, d. h. den Schmerzbewegungstypus derart nuanciert (s. 1. Bd., p. 304, 311, 370). Zur Sippe vgl. EdS. § 59 Anm.

538. Sund Höhle-Öffnung-Enge in s-n-mäßiger Schlängelung, in der sich auch das Passierende (s, d) bewegt, speziell Meerenge; ähnlich Meerbusen, worin Busen die Höhlung und das sich darin, hinein- und hinausbewegende (b, s) in s-mäßiger Koordinatik angibt (vgl. Buse Schiff, Kombüse Schiffsküche, Buse hohl gerolltes, feinwelliges Pflanzenhaar, Buse Katze, Nr. 174, Buße, Nr. 539, vgl. auch Bucht). — Sund auch svw. Süd, Süden (vgl. Sundern, Sundhausen, Sundwig, Sontheim, Sonthofen, auch Sudan usw.), indem diese Himmelsrichtung, dieses Gebiet als weite Rundung mit Schwelle beschrieben wird — im Gegensatz zum Nord, Norden, mhd., ahd. nort, nordan, mit welchem Worte das engere n-r-mäßig abgegrenzte Rund (Land-, Meergebiet), auch — nach K.-T. 2 — das in diesem engen Gebiete sich n-r-d-mäßig Bewegende, aus ihm n-r-d-mäßig Hervorkommende, das Nordwasser (Nordsee), der Nordwind (der Njörd, ein Sturm- und Meergott wie der griech. Nereus usw., vgl. νηρός, νᾶρος flüssig, naß, skt. nâra(m), nîra(m) Wasser usw., vgl. βορέας, p. 142 Fußn.), die Nornen (Meerjungfrauen), die Nor(d)mannen (Normandie), die Norier (Nürnberg) usw. bezeichnet werden. Zu Nord vgl. Mord Nr. 25. Mit Süd famverw. Sud, sieden. — Über gesund s. Nr. 569.

539. Sünde, eine Art Verbalsubstantiv, beschreibt das s-n-mäßige Überschreiten der Schwelle, Grenze, das Herausnehmen eines Teils (s, d) aus einer Höhle-Öffnung-Schwelle (s, ü, n) in der konsonantisch determinierten Weise, also das Setzen einer Höhle-Schwelle, indem aus einem gefüllten Behälter etwas herausgenommen, getrennt, abgesondert (vgl. sondern, Nr. 542) wird; dann auch, aber zurücktretend, beschreibt Sünde das so Herausgenommene; vgl. Schuld, unter Nr. 233. Sünde ist somit das „Eingreifen" in einen Besitzstand, in eine Sitte (s. Nr. 57), der

„Angriff" auf die bestehende Ordnung, wie er sich primitiv speziell im Pubertätskampf des Jungen gegen den Alten (vgl. „Sündenfall" der jüdischen biblischen Geschichte, wobei der junge Adam, i. e. der junge Mensch, die Grenze Kindheit: Mannheit überschreitend, den Alten überwindet —, „du wirst sein wie Gott usw." —, vgl. Jesus—Jahwe [Jesus überwand den altjüdischen Drohgott], Oedipus—Laios, Siegfried—Wotan usw.), späterhin auch in Form von milderen Auflehnungen gegen den Alten, Vater, Gott vollzog und vollzieht. Vgl. die Formeln „sich etwas, zu viel herausnehmen", „sich an jem., etwas vergreifen" usw. Mhd. sunde, ahd. sunta, sunda, súntëa, altfries. sende, altnord. synd; nicht von got. sunis wahr usw. „abgeleitet", sondern zur gleichen Sippe gehörig, s. Nr. 550. Sündig svw. vom Wesen (ig) der Sünde, sündigen etwas vom Wesen der Sünde tun, mhd. sünden, ahd. sundon, sunton, sunteon, womit das Herausnehmen direkt, nicht vergleichend (ig = vom Wesen..) bezeichnet wird. Sündflut, bei Luther Sindflut, mhd. sintvluot, sinvluot, ahd. sinfluot, worin sin svw. seiend, von Dauer (vgl. Sinngrün, Singrün, sinlib ewiges Leben, sinnahti ewige Nacht usw., auch „Dauerregen"); sin wie Sünde gehören mit sein usw. zur Familie „sun" (gemeinsame WS.), ein Bedeutungsunterschied zwischen Sündflut und Sin- oder Sintflut liegt nur vor, falls man Sündflut als „Flut wegen der Sünde der Menschen" auffaßt, wobei freilich sin, sint, sind, Sünde immer noch famverw. sind. — Sünde beschreibt also einfach den Übergang, die Überschreitung der Schwelle, den Fortschritt, insbes. die kritischen Übergänge und wieder insbes. den Pubertätsübergang, die Reifeprüfung, die urtümlich auf Leben und Tod ging, den „Eintritt ins Sein", — d. h. Sünde beschreibt den normalen Übergang. Nach der gültigen dämonistischen ethischen Auslegung ist aber Sünde etwas, das vermieden werden muß (vgl. Sündenfall der sog. „ersten Menschen", durch den der Tod in die Welt gekommen sei, bis Christus den Tod mit seinem Opfertode überwunden habe usw.), d. h. es wird von einem übel mißverstandenen Christentum die abstruse Forderung erhoben, der Mensch müsse den normalen Entwicklungsgang durch Gebet usw. verhüten!! (etwa unter Berufung auf das gänzlich mißverstandene Christuswort: So ihr nicht werdet wie die Kindlein, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen). Also groß werden, Großes leisten, ist Sünde!! (Vgl. „Erkenntnistherapie für Nervöse, p. 165 ff.) Realiter ist Sünde ethische Bezeichnung für krankhaftes Verhalten und sündigen gerade und nur die Menschen, die den normalen Entwicklungsgang als Sünde ansehen und diese angebliche Sünde meiden zu sollen glauben (was eben nur dem Kranken möglich ist). Vgl. p. 381 f.

540. Sühne, ganz ähnlich „Sünde", nur wird nicht mit d

das herausgenommene Stück noch besonders angegeben und weist ferner das h auf die Nachhaltigkeit des Vorganges hin. Sühne also svw. das Überschreiten der Schwelle, Grenze (Ausstoßung, Verbannung, Gefangensetzung des Sünders), das Herausnehmen, Abtrennen eines Teils (s), so daß eine Höhlung-Öffnung-Schwelle gesetzt wird, wobei derjenige, von dem genommen wird oder der abgibt, der Sünder ist, also vorher „herausgenommen" hat und das nunmehr Abgegebene an Wert gleich dem vorher Herausgenommenen ist. Der Sühnende, Sühner ist der Sünder, aber auch der, der die Sühne verhängt oder vollzieht. Sünde und Sühne stehen im Verhältnis wie Schuld und Strafe (Buße, vgl. Nr. 233 und 362, nur sind Sünde und Sühne ganz eng verwandte, fast gleiche Wörter, wie sie ja auch den fast gleichen Vorgang beschreiben, fast gleich insofern, als es sich beidemale um Herausnehmen, Absondern, Abtrennen von Teilen handelt, so daß je nach dem Standpunkt eine gewisse Handlung als Sünde, aber auch als Sühne bezeichnet werden kann und wird (s. weiter p. 381 ff.). Von einer gewissen Kulturhöhe an wird über Schuld und Strafe, Sünde und Sühne im Streitfalle nicht mehr unmittelbar von Mensch zu Mensch entschieden, sondern von einer juristischen Persönlichkeit (Oberhaupt) oder Behörde (Obrigkeit), sie bestimmt auch die Höhe des an einen, dem herausgenommen wurde, zu erstattenden Wertes, des Gegenwertes, des Ausgleichs, dessen Abgabe die Versöhnung ist. Das Wort söhnen beschreibt wie sühnen, nur steht ö statt ü, beschreibt also die Öffnung-Schwelle. Beide Wörter sind auch im Mhd. verschieden. Sühne mhd. süene, dagegen Versöhnung mhd. suone, mitteld. sune, ahd. suona, suana Versöhnung, Urteil, Gericht (nb. Ur-teil, Gericht zu richten svw. die Zugehörigkeit eines Dinges bestimmen, s. p. 338 Fußn.), aber beide Wörter sind natürlich ganz eng verwandt. Vgl. Sohn, Nr. 544.

541. Sonde svw. das in eine Öffnung, enges Rohr (on) allmählich, sacht (d) s-mäßig eindringende, eine Öffnung setzende, somit zur Öffnung gehörige Instrument (K.-T. 2). Herleitung von einem nicht nachzuweisenden mittellat. subundare (sub unter und undare überströmen) unnötig und unglaubwürdig (gegen Weigand, Diez).

542. sondern etwas herausnehmen, so daß eine Öffnung entsteht, eine Öffnung setzen und somit etwas abtrennen, ausscheiden (die Abgabe kann immer nur aus einer Höhle-Öffnung-Schwelle erfolgen; auch beim Aussondern wie bei jedem Trennen zeigt sich eine Leere, die vorher, eben mit dem Abgetrennten, gefüllt war). Auch als Partikel (sondern, sonder) gleichsinnig.

543. Sonne, mhd. sunne, ahd. sunna, got. der sunno usw. beschreibt den so gen. Himmelskörper nach K.-T. 1 als Rundung (o, u), die sich n-mäßig fortwährend (nn) bewegt und aus der

s-n-mäßig etwas hervorgeht (Strahlen, vgl. Nr.497), nach K.-T.2 als aus der Höhle-Öffnung (nämlich der Nacht, dem Meere, der dunkeln Höhle, die „mütterlich" und bei afrikanischen, indonesischen u. a. Völkern auch als Kasten, Walfisch usw. gedeutet werden, aus denen die täglich junge, neue Sonne hervorgeht wie Jonas aus dem Bauche des Fisches, wie der Sohn aus dem Mutterleibe, wie der Held aus dem Pubertätskampfe usw.) s-n-mäßig hervorgehend und sich ununterbrochen und immer wieder n-mäßig (nn) dahinbewegend. Vgl. Mond, Nr. 431, Mund, Nr. 430, mundus, Nr. 462. Die unter Nr. 497 zitierten Namen für Sonne usw. haben nuanciert-ähnliche Bedeutung. Skt. sûras sûrjas (svarjas), zd. hvare Sonne enthalten nur r statt n, nn, geben also eine Nuance der Überschreitung der Schwelle (der Teilung, des Hervorgehens aus der Höhle u, v, auch der Ausstrahlung) an, mit a das Ml.-Erhabene, Langhinstrahlende usw.; hlg. griech., lat. und got. Wörter haben auch nuancierend r (Σείρ, serenus) oder l (σέλας, sol, sauil); vgl. hierzu skt. WS. su zeugen, gebären, auspressen i. e. hervorbringen, zd. hu (Sohn, Nr. 544). Ohne wesentlichen Bedeutungsunterschied steht neben su zeugen, svar leuchten, scheinen*) die WS. ush (nach vas, s. unter Nr. 550), brennen, leuchten, d. h. auch: aus der Höhle hervorbringen (K.-T. 1), hervorgehen (K.-T. 2), (ush Morgen, ushás leuchtend, Morgen, Morgenröte p. 79), griech. hlg. ἠώς, αὔως Morgenröte usw., lat. aurora (ausosa), got. ōstan, altnord. austr, ahd. ōstar im Osten, ferner lat. uro brenne, eigtl. bilde schmerzlich eine Höhle (Wunde usw.), ussi, ustus, ustor usw. Der Hervorgehende und nun Strahlende, selbst Hervorbringende ist auch ἥλιος, der Helle (der Hellene**)), Held, der das Dunkel, das Nochnicht(s)-sein, die Ungeborenheit, den Mutterleib kämpfend verlassen hat, sich durchgesetzt hat und nun „das Licht der Welt" erblickt hat, und ferner der Held, der die Pubertätskämpfe überwunden hat, aus dem Dunkel der Kindheit (Dummkopf usw.) übergegangen ist in die leuchtende Kraft der Reife usw.; vgl. Hel die Gebärerin und Töterin, hehlen, Nr. 535, Holde, Nr. 531, usw. Vgl. auch EdS. § 59 Anm,

544. Sohn, bei Luther Son, mhd. sun, ahd. sunu, got. sunus skt. sunus, zd. hunu, griech. υἱός usw., svw. der aus der Höhle-Öffnung (dem Mutterleib) n-mäßig (windend usw.) Hervorgehende (K.-T. 2), der Geborene, Seiende. Vgl. Nr. 543, 550. Und Sau, ahd. su, got. svein, lat. sus, griech. ὗς, σῦς, zd. hu bedeutet svw. das fruchtbare (aus der Höhle abgebende) Tier, eigtl. wbl., dann auch als zur Sau partnerisch gehörig, ml.; wo die Sau Totemtier ist (z. B. bei den Papuas), stammen auch die Menschen mythisch

*) Auch erschallen, tönen, d. i. hervorgehen (griech. σῦριγξ Hirtenflöte).

**) svw. Sohn der Sonne, d. i. Gottes, s. p. 241 Fußn., 263 Fußn.

von ihr ab, ist sie Urmutter, genau so wie bei den Germanen (unter anderen Tieren) der Schwan, mhd. swane, ahd. die swana, der suon (suan) Zeuger(in) heißt und als Seelenvogel, Lebens-, Todes-, Gottesvogel, Totemtier, also Urahne der Menschen gilt. Das von ihm Hervorgebrachte kann auch ein Gesang sein, das Wort Schwan ist gewiß auch homolog zu skt. svan, lat. sonare tönen (Nr. 557), ags. swin Musik, Gesang usw. (vgl. p. 141). — „Hervorkommt" auch der Regen (δετός, ὄει es regnet), er wird so „gezeugt" wie die Milch, der Luftraum (skt. sūmám), der Saft „Soma", der aus der heiligen Pflanze ausgepreßt, gekeltert wurde (vgl. Haoma, unter Nr. 179, 425), der Same (lat. semen), der somit der s-mäßig Hervorgekommene und Verstreute (m die ihn [a] aufnehmende Höhle) ist (vgl. säen, σπείρειν ausstreuen, σπέρμα, ahd. spriu Spreu) usw. Vgl. zu ὄειν naß machen, befeuchten, regnen lassen, υἱός Sohn usw., auch φύειν zeugen, φύομαι wachse, werde, φῦσις (vgl. ψυχή, p. 262) das Gezeugte und Zeugende, die mütterliche Natur (nasci), φῦμα Gewächs, φῦλον, φυλή Geschlecht, Stamm, skt. WS. bhū werden, sein (s. Nr. 550), lat. fuo, fui, futurus, futuo beschlafe, fetus, fecundus, femina, felo sauge, filius Sohn, filia Tochter, beide nicht sowohl Säuglinge, als vielmehr Gezeugte (p. 111). Vgl. ferner θηλή Mutterbrust, eigtl. die (Milch) Abgebende, θῆλυς weiblich (svw. abgebend), θυγάτηρ Tochter, worin θυγ, toch das Weibliche (Abgebende, Gehöhlte, nämlich υ Höhle-Schwelle, och Öffnung-Schwelle, determiniert von θ, γ bzw. t, die ml. Bestandteile angeben) und ατηρ, ter das die Schwelle Überschreitende, Zu- oder An-gehörige, das Zeugende und Gezeugte angibt (vgl. πατήρ [p. 50 Fußn.] skt. pitar, lat. pater, got. fadar, ahd. fatar, altir. athir, Gen. athar, nhd. Vater, ferner μήτηρ [Nr. 296], skt. mata, zd. matar, lat. mater, ahd. muotar, altir. mathir, nhd. Mutter, ferner attă Mutter, ἄττα Vater, Väterchen, lat., got. usw. atta, skt. tatas, τέττα, lat. usw. tata Väterchen, wie papa usw., ferner die Wörter der WS. ter, z. B. skt. táruṇas jugendlich, zart, tarṇas Kalb, τέρην zart, τείρω reibe, τερέω bohre, lat. tero, teres usw. [s. auch Nr. 223], skt. taluni Mädchen, junge Frau, τᾶλις Braut, θάλος Sprößling, Schößling, θήρ Tier, p. 106 ff., usw. usw.), so daß θυγάτηρ Tochter, skt. duhita(r), zd. dughdhar, got. dauhtar, ahd. tohtar, mhd. tohter svw. weibliches Kind, Mädchen als von Vater und Mutter gezeugt bedeutet *). Vgl. auch τήθη, τίτθη

*) Ähnliche Wortbildungen sind Schwester und Bruder. Schwester ahd. suestar, got. svistar, skt. svasar svw. das weibliche Kind einer Familie (Schwes, sues, svis, svas geben etwa wie Sau, su usw. und Schwan, swan, suon usw. das Weibliche, die Höhle-Öffnung-Schwelle an, die hervorbringt, und zwar sowohl das weibl. Genitale wie auch die Gemeinschaft „Familie", „Sippe" — und ter, tar das Hervorgehende, Hervorgegangene, also das Kind, Angehörige). Bruder, ahd. bruodar, pruodar, got. broþar, skt. bhrắtār, zd. bratar, griech. φράτηρ, lat. frater svw. das männliche Kind

Amme, τίτθος Mutterbrust, ahd. tutta, tuta, nhd. Tutte, Tute, Tüte usw., ferner τίκτω zeuge, τέκος Kind, τόκος Geburt, auch Ertrag (Zins) usw.

545. söhnen, s. unter Nr. 540.

546. senden svw. etwas, jemd. (s, d) über die Schwelle (sen) in s-n-mäßiger Bewegung abgeben, vgl. mittere, Nr. 280.

547. Seneschall der älteste Hausdiener; got. sins alt, sinista Ältester (vgl. senex, Nr. 561, und sein, Nr. 550), eigtl. svw. Seiender (der etwas geworden ist, es zu etwas gebracht hat, sich durchgesetzt hat usw.), Alter (altus zu alere svw. Ernähr[t]er), und got. skalks, ahd. scalc, scalch, scalh, mhd. schalc, schalch, nhd. Schalk svw. der Abgetrennte, Abgesonderte als fgf., der im Männerkampf Geschlagene und so Gefangene, Knecht gewordene, Unterworfene (Nr. 60, 233), Verworfene (vgl. schal svw. verdorben, abgesondert, Schall das beim Schlagen Abgesonderte als fgf., schellen svw. in bestimmter Weise schlagen, erschüttern und so erklingen machen, d. h. Akustisches absondern (vgl. schelten), schälen svw. trennen, etwas aus der Hülle absondern, Schale nach K.-T. 2 das, woraus etwas abgetrennt wird, schulden svw. herausnehmen, s. Nr. 233, 540, Schelm wie Schalk, nur mit Betonung des Schmerzlichen, der Trennung (von den Mitmenschen), usw. — alle Wörter konsonantisch determiniert). — Marschall s. Nr. 22.

548. sich sehnen svw. sich langdauernd (eh) über die Schwelle bewegen, speziell quoad Gefühligkeit oder Gefühl, also anhaltend Schmerz haben, und zwar einen leisen in innere Organe, bes. Genitalien, Herz usw. lokalisierten (also genischen) Schmerz, meist aber als Bezeichnung für den dem eigtl. Schmerz vorangehenden schmerzlichen Hunger (Sehnsucht) gebraucht. Mhd. senen, die sene, sen, wozu die Sehne, mhd. sene, ahd. senawa usw., svw. das anhaltend die Schwelle Passierende, Gedehnte, schmerzlich Gespannte, Gedrehte.

549. Senne svw. der n-mäßig immer wieder (nn) Drehende und so Trennende, nämlich die Butter und den Käse von der übrigen Milch (Molke, s. Nr. 330). Auch der Ort, wo der Senn arbeitet, die Weide, Alpenweide, die sich übrigens n-mäßig vielfältig (in Erhebungen, Windungen usw.) dehnt und so gleiche

---

einer Familie (bru, bruo usw., bhra, φρα, fra zu bhar, φέρω, fero, trage, zeuge), wobei im Germ. das Wbl. mit ml. Determinanten, also die hervorbringende Gemeinschaft (die Brut, vgl. Braut usw.), im Zd., Skt., Griech. u. Lat. das ml. Hervorgebrachte und zwar ter usw. als angehörig. „Schwester" ist stets mit einem wbl. Wesen, „Bruder" stets mit einem ml. Wesen assoziiert; „Geschwister" aber umfaßt beide Geschlechter, ein Zeichen, daß der sprachbiologische Unterschied zwischen „Schwester" und „Bruder", wie dargelegt, kein großer ist. Die Assoziation „mein Bruder", „meine Schwester" kommt nur bei Geschwistern vor, niemals bei Eltern gegenüber ihren Kindern. — Im lat. soror Schwester entspricht sor der Reihe sues, svis, or der Reihe ter, ar; vgl. serere, series Reihe, Verknüpfung.

Bezeichnung wie der Senne, aber auch wie die Sehne (Nebenform Senne) findet. Vgl. Sahne, Nr. 554.

550. sein, schgf., svw. sich auf der Schwelle befinden, die Schwelle s-n-mäßig überschreiten, eine Schwelle, Abgrenzung bilden, beschreibt also den Übergang quoad Schwellen- sive Schmerzstadium, zunächst die s-n-mäßig nuancierte Bewegung (Veränderung, Funktion) der Schwelle und des sie Überschreitenden, darüber hinaus auch die alles Runden und Geraden, aller Aktualitäten als schmerzhaltig, zur Schwelle strebend und von ihr herkommend, und zwar sofern die Bewegung mit geringstmöglicher Geschwindigkeit erfolgt. Je nach der Veränderungsgeschwindigkeit (s. § $30_{,4,b,\gamma}$) sind die phänomenalen Individuen mit verschiedenen Zeitwörtern assoziiert, die somit auch die verschiedenen Veränderungsgeschwindigkeiten angeben (Bewegigkeit, EdS. §§ 76, 89, ds. Werk 1. Bd. p. 422, 448), z. B. stehen, liegen, sitzen, haben, sein usw. und rennen, laufen, werden, vergehen usw.; die erstgen. Wörter geben die geringstmögliche V.-G., das Zuständliche in der Bewegung an (ein „absolut Unveränderliches" gibt es nicht, s. 1. Bd. p. 420), werden, vergehen usw. geben die Bewegung als gleichmäßig, also abgesehen von Geschwindigkeitsunterschieden an, andere Wörter wie laufen, gehen, kriechen, usw. geben die verschiedenen Geschwindigkeiten an. In diesem erweiterten Sinne ist also „sein" (und seine Flexionsformen) allgemeine Funktionsbezeichnung und als solche „Hilfsverbum" bei der Beschreibung spezieller Funktionen und Eigenschaften.

Zunächst beschreibt (in der angegebenen Weise) „sein" die Schwelle und das in ihr Erscheinende, ja in einem noch engeren Sinne nur das letztere. Im vorrealischen Denken ist es zweifelhaft, ob die Schwelle, überhaupt das Weibliche, das Negative „etwas" oder „nichts" ist (vgl. 1. Bd. p. 377 f.); die polare und die interpolare Gegensätzlichkeit ist noch nicht erkannt. Das aus der Rundung Austretende kommt „aus dem Nichts", „ist" erst im Moment des Austritts und von diesem Momente an; das Überschreiten der Schwelle, das Hervorgehen ist somit der Eintritt in das „Sein". Dies gilt für jeden Übergang, besonders aber für die Hauptübergänge, die kritischen und hochkritischen Erlebnisse wie Geburt und Pubertät. Das Kind tritt aus dem „Nichts" des Mutterleibes „ins Sein", und der herangereifte Mensch geht aus dem „Nichts" der Kindheit im Pubertätskampf wiederum „ins Sein", hier des Erwachsenen über, ist nun ein „Seiender", „Gesunder", ein „Er" (eine „Sie"), eine Mehrheit „Sie" (Ehe, Familie), ein „Wer", ein „Etwas" — vgl. die Formeln: er ist etwas geworden, er ist wer geworden, eine Größe, mit der man rechnet (1. Bd. p. 378), während das Kind noch „nichts" war oder ist und mancher es „zu nichts" bringt, aus manchem „nichts wird" (indem er im Pubertätskampf versagt, „vernichtet" wird). Der

somit Seiende ist der „Sünder", der „Schuldige" (sons, s. u.): er hat den Pubertätskampf bestanden, den Alten besiegt, getötet, beseitigt, sich seinen Platz, Sitz, Be-sitz (vgl. Sitte, Nr. 57), sein „Sein" erobert, er „ist" es oder er „ist es gewesen" (vgl. die inquisitorische Frage: wer war's, wer ist es gewesen?). Es ist klar, daß hier mit „Sein" und „Noch-nicht-sein" oder „Nichtssein" lediglich bestimmte entwicklungsmäßige Unterschiede bezeichnet werden. Die Bedeutung des Wortes „sein" erweitert sich aber dahin, daß sämtliche Aktualitäten als solche, als aktuell, als gegenwärtig funktionell mit „sein" beschrieben werden, wie oben gesagt; alle Beschreibung ist Entwicklungsgeschichte (s. 1. Bd. p. 412), die Aktualität wird also als entwickelt, hervorgegangen, ent-standen, geworden und so als seiend im Gegensatz zu den Vorstufen der Aktualität, die demnach als unseiend, auch unaktuell, unbewußt im Sinne von noch-nicht-seiend beschrieben werden, und im Gegensatz zu den „Nachstufen" der Aktualität, die demnach als unseiend, unaktuell, unbewußt im Sinne von nicht-mehr-seiend beschrieben werden. Auch die Tatsache, daß Anschauung (polare) Gegensätzlichkeit ist, wird mit dem Worte „sein" derart beschrieben, daß dem Seienden das Nicht-seiende gegenübersteht, also zur Bezeichnung des dem Seienden polar Gegensätzlichen eben das Wort „sein" mit der polaren Negation „nicht" (statt der interpolaren Negation „un") verwendet wird. Vgl. zu dieser Bedeutungserweiterung u. a. die des Wortes ex(s)istere, das eigtl. hervortreten, entstehen, ins Leben treten, dann aber „existieren" (Existenz), also sein überhaupt bedeutet.

Flexionsformen zu „sein" sind: sei, seiend, wir seien, wir sind, ihr seid usw.; WSn. se, es mit Ablaut, z. B. ist; vgl. lat. es-se, Reduplikation mit Metathesis. Got. im (ich bin), ist usw., ferner sunis svw. der aus der Höhle Hervorgegangene, Seiende, Wahre, Schuldige (vgl. sons, auch sunus, Nr. 544), wozu sunja die Wahrheit, altnord. sannr sons, mit fgf. a, usw. — Lat. hlg. esse, sum (esum), est, sunt, ab-sens, prä-sens (sens Part. praes. = seiend, vgl. p. 84), sons (son[t]s), sonticus usw.; sons kann ebenfalls als Part. zu es-se gelten (wie -sens) und bedeutet dann auch svw. seiend, dazu aber schädlich, sträflich, schuldig, gefährlich, wie oben erläutert (vgl. auch p. 241 Fußn.); sonticus Erweiterung von sons, vgl. ὄν, ὄντ- seiend, ἐτεός, ἔτυμος (für ἑ- oder σε-) seiend, wahr, echt, nämlich in der Pubertätsprobe geprüft, geprobt, ἐτάζω prüfe, skt. sat (für sant) seiend, gut, satjás wahr, recht, echt, satjám Wahrheit usw. — wobei „der Wahre" eben „der Schuldige" ist, der „den Sündenfall" (vgl. Sünde, Nr. 539), das Pubertätsverbrechen begangen, die Pubertätsproben bestanden hat, also gut, tapfer, trefflich *) ist.

*) Trefflich svw. treffbar, zum Treffen (Gefecht) tauglich, kampf-, satisfaktionsfähig.

— Griech. hlg. εἰμί (ἐσμι), ἐστί ist, εὐεσθώ Wohlsein, ἐσθλός trefflich, ἐΰς (für ἐσυς) gut, ἐτεός, ὄν, οὐσία, οὖσα Wesen usw., s. o. — Skt. hlg. ásmi ich bin, ási du bist, ásti est, sa(n)t gut, W.S. su zeugen, hervorbringen, s. unter Nr. 544, su- (als Präfix) = εὐ wohl, eigtl. svw. seiend, zd. ahmi sum, açti est usw.; die Formen mit a in der WS. betonen (nicht wie sein, esse, εἶναι, das Schwellenstadium, sondern) das Freudestadium, die Vollendung, das „zum Sein Gelangt-sein"; wer aber hervorgegangen ist (scil. aus der Geburt, der Pubertätsprobe), ist nicht tot, sondern „lebendig", er atmet (vgl. unter Gott, Nr. 522), und so ist „sein" gleich „atmen", wobei zu bedenken, daß der Atem ja auch aus dem Munde (skt. ās atmen*), āsán, āsjám, lat. os Mund als Öffnung, im Skt. nach K.-T. 2) hervorgeht und gleich Leben gesetzt wird. — Zu lat. ĕsse sein vgl. das (fast) äquivoke ēsse essen (nach Vollmer ĕsse, s. p. 320), Nebenform zu edēre, wozu ēsus, ēsca Speise, ēsurio nach Essen begehren (ur Höhle-Schwelle), ēs du ißt, ēst er ißt, usw., griech. ἔδω, ἐσθίω esse, εἶδορ Speise, skt. ádmi esse, ádman, ánnam Speise, got. itan, ahd. ëzan (izu ich esse), mhd. ezzen (Prät. az), nhd. essen (aß, wozu ahd. ās Speise, nhd. Aas, aasen, äsen, atzen, Atzung). Die Verwandtschaft von essen und sein ist sprachbiologisch leicht erkennbar; essen (vgl. Nr. 524) bedeutet eben auch svw. zerlegen, teilen (ss, vgl. m-essen, Nr. 161), gibt transitiv das Schwellen- sive Schmerzstadium des Überganges an, wie sein intransitiv, und die Formen mit a betonen beidemale das Freudestadium (das Erfülltsein und das Erfüllende). So hießen die altgermanischen Alten, also die Herren, Hohen, Erhabenen, die Götter Asen (Nr. 128, 392), d. h. die Seienden, Atmenden, die die Kampfproben bestanden hatten und somit Väter und Mütter (Gatten, Götter, Schöpfer), Ältern, Eltern, Ahnen (Nr. 429) geworden waren und dann dämonisiert wurden (Nr. 522; Asgard-Walhall); niederd., ags. Ōs (z. B. in Oskar, worin kar svw. der Hochragende scil. Haus, dann dazu das abgegrenzte Gebiet, der Besitz, die Macht, Herrschaft [Nr. 9], Oskar also svw. Hausherr, der Gebieter, Er-kor-ene, κύρ-ιος [1. Bd. p. 675]), got. und hd. Ans (in Ansgar = Oskar, Ansbach, Anselm = Anshelm, vgl. Ahne) usw. Erinnern wir uns, daß ahd. as die Speise und so wie unser Aas das Alte, Getötete, Verweste, somit Eßbare (Hautgout usw., 1. Bd. p. 599) bezeichnete, ferner daß die im Pubertätskampf Getöteten kultmäßig verzehrt wurden (vgl. Abendmahl als Abkömmling der urmenschlichen Sitte), dann konfluiert der Sinn von Ase als Herr und als Speise (tötbar

*) Auch svw. sitzen (ástam Sitz, Wohnsitz, Heimat, auch vastu zu WS. vas wohnen, weilen): die Asen, die Alten, die Götter, die Atmenden sitzen, sind seßhaft, wandern nicht mehr wie die weitenhungrige Jugend (dagegen Wotan, Chidher, Ahasverus, der fliegende Holländer usw. waren Wanderer).

usw., vgl. Caesar, EdS. p. 185 Fußn.), wie der von sein und essen. — Sippverw. mit as ist auch ar (in Arier, Aar usw., s. p. 324).

Die Flexionsformen war, gewesen gehören zu wesen (Substant. Wesen, Verb. ver-wesen), sozusagen w-esen, worin esen zu sein, es-se gehört und w hgf. - agf. - schgf. das „esen" als von der Höhle-Öffnung kommend abgegrenzt determiniert; in dieser Weise beschreibt also „wesen" ganz ähnlich wie „sein" funktionell die Schwelle, Abgrenzung und das sie Überschreitende, in ihr Befindliche, Abgegrenzte. Ein Wesen ist ein Abgegrenztes (eine Abgrenzung und das sie Erfüllende), ein Seiendes. Ein Anwesen ist ein Abgegrenztes, das (zu) jem. gehört, mit ihm ein Gesamt, Ganzes (an) bildet, wie der Anwesende zu einer Gesamtheit gehört. Mhd. wesen, ahd. wesan, got. visan, svw. weilen, wohnen (vgl. Weiler, unter Nr. 321, Wiese usw.); skt. WS. vas, mit fgf. a, das Abgegrenzte als fgf. (Erfüllendes, w, s Abgrenzung) funktionell beschrieben, also svw. weilen, wohnen, kleiden (i. e. abgrenzen, umgeben, lat. vestis, nhd. Weste), abgrenzen auch vom Tage (vāsarás Tag, vasatís das Übernachten, auch die Behausung, vgl. nhd. der Westen, got. das vis „die Bleibe", Ruhe, lat. vesper, alle svw. abgegrenzt, Nr. 457, usw.), vom Herde (ἑστία, ϝεστία, Vesta) als der abgegrenzten Feuerstätte, wonach WS. vas auch zu der Bedeutung brennen, leuchten, gelangen kann (vgl. WS. ush unter Nr. 543). — Die Flexionsform „war" zeigt im a die Vollendung an. Hierzu wahren, mhd. warn, ahd. waron, waren svw. in Gewahrsam nehmen, d. h. etwas (a) in eine Höhle (w) aufnehmen, so daß es aus dem Sein, der Schwelle in die Vollendung, Erhaltung, Dauer gelangt (p. 374), „währt" (vgl. während, Währung, Ware), ahd. die wara, mhd. der und die war svw. Verwahrung, auch im Sinne der Bewußtseinsvorgänge, des Wahrnehmens, zunächst des optischen, dann auch des akustischen usw. Ferner Wahrheit: der Seiende ist der Wahre (Echte, Gute und Schlechte, Schuldige, der „es war", p. 277, der sonticus, ἐτεός, sat [vgl. satis, σάττος, satt usw., p. 51 f.], sannr, soth), insofern er ins Freudestadium gelangt ist, das Werk vollbracht hat; darüber hinaus ist das Seiende überhaupt das Wahre, sofern es auf-, wahrgenommen, dauernd geworden, nicht bloß ge- oder bekannt, sondern erkannt ist, und Wahrheit ist das „Wesen" (heit svw. das abgegrenzte Gesamt, got. háidus, lat. habitus, Gehabe, Gebahren, Gestalt usw.) des Wahren — außer dieser Wahrheit gibt es keine andere (vgl. EdS. p. 707). Die Wahrheit sagen, heißt: etwas so beschreiben, wie es „ist", genauer: wie es „war", wahrgenommen worden ist, das Wahre seinem Wesen gemäß beschreiben, und so wie es im Gange der Entwicklung viele Vorstufen der Erkenntnis gibt, gibt es auch viele Vorstufen der Wahrheit, deren jede man „eine Wahrheit" nennen mag, die aber noch nicht die letzte, endgültige,

die Wahrheit, Erkenntnis ist, wie sie dem psychobiologischen, dem realischen Denken eigentümlich ist (p. 353, EdS. § 78). — Auch „wesen" gibt das „Zuständliche" in der Bewegung an, das ihm — über „war" usw. — verwandte „werden" die gleichmäßige Bewegung (s. p. 276), svw. aus der Höhle-Öffnung-Schwelle r-mäßig in Teilen (d) hervorgehen. Hierzu „wer", „was", „et-was" usw.

Die Flexionsformen bin, bist beschreiben die Schwelle und das sie Überschreitende (i), determiniert von b (Stück) und n bzw. st als Flexionsendungen s. p. 291 f.). Die mhd. Formen wir birn, ihr birnt und die ahd. Formen wir pirumes, pirun, ihr pirut lassen über biru ich wohnte, biruwis du wohntest usw. auf Verwandtschaft mit ahd. puan, mhd. biuwen, buwen, bouwen, bauen schließen, die lat. fuo, fui usw., griech. φύω zeuge, φύομαι werde usw., skt. WS. bhu werden, sein homolog sind, wie denn auch bauen svw. eine Höhle herstellen und erfüllen (a), meist im trophischen Sinne (ein Haus herstellen und drin wohnen, den Acker in der gen. Weise bearbeiten, vgl. hauen usw.), seltener im genischen Sinne (ein Kind bauen, die weibliche Genitalhöhle erfüllen), wobei zu bedenken, daß der Mann nach bestandener Reifeprüfung sein Haus, seinen Hof, sein Anwesen baute und die Braut heimführte, also, wie beschrieben, ein „Seiender" war, „eine Existenz" hatte. Aber auch ohne diese Zusammenhänge ist „bin" und „bist" verständlich.

„sein" ist nicht nur allgemeine Funktionsbezeichnung, sondern auch Fürwort, beschreibt also die Schwelle, Abgrenzung und das in ihr Befindliche, weiterhin alle Aktualitäten nicht bloß funktionell, sondern auch — und zwar nun nicht allgemein — pronominal, auf substantivische Art (vgl. p. 79), d. h. „sein" beschreibt in allen Fällen das Gleiche, als Zeitwort aber eben funktionell, als Fürwort auf substantivische Art. Als Pronomen ist „sein" 1. Genitiv zu er, es 2. besitzanzeigend, und zwar steht es nur für die 3. Pers. Sing. ml. und sächl. Geschl.; als Possessivpronomen steht es volkstümlich nicht selten neben dem (vertretenen) Substantiv, z. B. dem Nachbar Schulze sein Hund. Als Pronomen bezeichnet „sein" also das Schwellenstadium nur in assoziativer Verknüpfung mit der 3. Person Sing. ml. und sächl. Geschl. Als Genitiv gibt „sein" das die Schwelle Überschreitende, den zu einem Individuum, nämlich „er", „es" gehörigen auf der Schwelle befindlichen, von ihm herkommenden Teil an („wie könnt' ich sein vergessen!"); nicht anders beschreibt das besitzanzeigende „sein" den Teil als zum Ganzen einer 3. Person gehörig. — Über mein s. Nr. 13, meinen Nr. 418, dein p. 86.

Lat. suus gibt mit su die Höhle (u) als Umfassung von Teilen (s) an, ebenso su in sui, worin i den Teil (Genitiv) bezeichnet, der als zum su gehörig von ihm ausgeht; sibi gibt mit si die

Schwelle an, über die ein Stück b eintritt, das zweite i ist wie überhaupt sibi reduplikativ (sibi gilt auch für die Mehrzahl); se gibt das Abgegrenzte an, wie nhd. es (vgl. lat. es-se), das dem lat. is, id (Schwelle und Stück), griech. ἴδιος (für σϝέδιος) eigen, ξ, σφέ usw. entspricht und auch eine allgemeine Bedeutung (svw. das Seiende überhaupt, z. B. „es gibt") gewonnen hat. Griech. hlg. ἑός, ὅς, σφός eigen, sein, suus, skt. svas eigen, svajám selbst usw. Die zahlreichen übrigen hierhergehörigen Pronomina verstehen sich hiernach von selbst („selbst", „selb" aus se svw. seiend und determinierendem lb, das auf das Abgetrenntsein — vgl. Leib, unter Nr. 457 — besonders hinweist, während st superlativisch ist; vgl. Ge-sell, Silbe usw.).

551. sind (wir, sie sind) zu sein, Nr. 550; die Mehrzahl ist hier mit nd angegeben, vgl. lat. sunt, skt. santi, während griech. εἰσί die Mehrzahl mit σι oder bloß ι angibt (Schwelle-Trennung).

552. sinnen svw. sich wiederholt (nn) s-n-mäßig über eine enge Schwelle bewegen (die Enge der Schwelle weist auf die Bestimmtheit des Zieles hin, dem die Bewegung zustrebt, auf die Genauigkeit der Richtung), ursprgl. in der gen. Weise reisen, gehen, dann (und heute nur noch) im Begrifflichen sich derart bewegen. Vgl. Gesinde(l), svw. Reisegefährten, die urspgl. die „Nachkommen", „Nachfahren" waren, ferner senden, Nr. 546. „Sinn" svw. die in der gen. Weise erfolgende Bewegung, also urspgl. Weg, Richtung (mhd. sin, got. sinþs Gang, Weg, dann „mal"), später von zerebralen, bes. begrifflichen Vorgängen (Sinnesorgan, d. i. das zu einem bestimmten Sinn gehörige Empfangsorgan, Sinn auch svw. „Bedeutung", d. i. die an ein Individuum, bes. an ein Wort, einen Satz sich anschließenden, von ihm ausgehenden wortlichen Erläuterungen; „sinnvoll" ist eine moderne Bezeichnung für einen genau zielgerichteten Vorgang, sinnreich ist ein Vorgang „von weitreichender Bedeutung", eine Vorrichtung, dessen Funktionen nach verschiedenen Richtungen hin zielbestimmt sind; Unsinn, nonsens ist nicht „kein Sinn", „Nicht-sinn", sondern Noch-nicht- oder Nicht-mehr-Sinn, fehlgehender Sinn, fehlgehende Bewegung; sinnlich bezeichnet dagegen speziell gefühlliche und gegenständliche, und unter ihnen besonders genische Vorgänge, usw.). Vgl. lat. sensus.

553. Sand eigtl. das den Sund (Nr. 538), die Höhle Erfüllende, aus ihr Abgeschiedene, dann überhaupt feinkörnige Kieselerde.

554. Sahne beschreibt ähnlich wie Rahm das aus der Milch Abgesonderte, sich Heraushebende.

555. sann, Imperf. zu sinnen, betont mit a die Vollendung, das „sinnen" als beendet, vollbracht.

Lateinische Homologa.

556. sunt sie sind, s. Nr. 551; das u betont die umfassende Höhle. Vgl. p. 293 f.

557. sonare svw. aus der Öffnung sich s-n-mäßig langhin (a) bewegen, eine Öffnung bilden und aus ihr s-n-mäßig langhin hervorgehen, speziell von akustischen Reihen, also tönen, das ganz ähnlich beschreibt, singen dagegen betont die enge Schwelle, ähnlich klingen usw. sonĕre (altlat.) gibt mit dem ĕ die Reihe kurzer Abschnitte an.

558. soniari, ganz ähnlich sonare, nur gibt das i die enge Schwelle, das Schmerzstadium an, wie in gleicher Weise das End-i, das a betont die Dauer, die Macht, Größe, nicht sowohl von akustischen Reihen (obwohl der sich Sorgende in Worten klagt, jammert), als vielmehr von den entspr. Gefühlen Angst, Schmerz, also svw. sich ängstigen, sorgen, quälen. Ähnlich beschreibt sorgen: Angst-Schmerz-Trauer (g), vgl. sehren, versehren (Betonung des Schmerzlichen) usw. Hierzu sonium Sorge.

559. sons, sonticus s. esse unter Nr. 550.

560. esse s. unter sein, Nr. 550.

561. senex, Gen. senis der Alte, der Mensch, der die Pubertätsschwelle überschritten hat, ein Seiender geworden ist und nun den erworbenen Besitz, die Position als Vater, Oberhaupt so lange verteidigt, bis er schwach, „hinfällig" (hinfallen!) geworden ist und dem Nachkommen, Nachfolger erliegt oder ihm freiwillig Platz macht. Während seiner Herrschaft, Herr-lichkeit ist der Mensch „der Alte", der Erhabene, Hohe usw., ist er senex (vgl. Seneschall, Nr. 547) dem eigentlichen Wortsinne nach. In späteren Kulturperioden verlaufen die Pubertätskämpfe minder grausam, sozusagen friedlicher; die Söhne werden Herren unter dem „alten Herrn", dem Oberherrn (senator), sie heißen nun juvenes, juniores im Gegensatz zum senior, dem Älteren (Eltern). So gewinnt senex die Bedeutung, die auch unser alt gewonnen hat, d. h. älter als die schon mannbaren Nachkommen, bejahrt, Greis, und senium ist das Greisenalter, das Hinwelken, wie senescere svw. hinschwinden, altern, abnehmen (bes. auch vom Monde) ist. Griech. hlg. ἕνος, skt. sánas alt (mit fgf. a). Vgl. Nr. 569.

562. seni je sechs, also für sex-ni, worin ni Negation (noi, noenum, nom = n-unum, n-ein, n-iemand), also seni svw. „sechs und keiner", während wir affirmativ mit je die Anzahl als abgegrenzt angeben.

Die Bedeutung der Zahlwörter ist bereits im 1. Bd. p. 372—387 besprochen; hier noch folgende Ergänzungen. Eins ist schgf., bezeichnet das die Schwelle Überschreitende, Abgegrenzte, Seiende (vgl. das Zahlzeichen 1), das Ml., weiterhin auch das ihm partnerische Wbl., die Schwelle, Grenze, also jedes „Einzelne" (vgl. auch unter „sein", p. 276); man kann so „eins" als eine (die zahlenmäßige und artikelmäßige) Beschreibung der Vereinigung (unio) von Ml. und Wbl. auffassen. Got. ains betont das Ml: als fgf.-schgf., während hlg. lat. inschriftl. oino(m) wie

griech. οἰνός (vgl. οἶνος bei vir, Nr. 425) mit o die Öffnung, die das Ml. passiert, angibt und unus die Höhle-Schwelle, das Ml. also nach K.-T. 2 beschreibt; griech. εἷς (ἕν, ἑνός) beschreibt ähnlich wie eins — vgl. auch Nr. 392 Schluß — das die Schwelle Überschreitende, Hervortretende, mit Hinweis auf die Höhle (Spiritus asper), während das Femininum μία mit μ die Höhle angibt. Skt. ékas, zd. aêva geben das die Schwelle Überschreitende als schgf.-fgf. (e, s; k, a) an. Die nahe Verwandtschaft von „ein(s)" und „sein" (also „eins" svw. „seiend") findet sich auch in andern Sprachen; lat. ens und (prä-, ab-)sens, sons zu es-se, ferner semel und Verw. wie semen, similis, simul usw., griech. ὄν und εἰμί (ἐσμι, ἐστί), skt. ékas und sakṛ́t einmal, sa, sas er, sā sie, WS. su zeugen (vgl. Nr. 544).

Zu „zwei" s. auch p. 85f. und 293. „Zwei" beschreibt mit w (u im ahd. zuëne usw., lat. duo usw., griech. δύω, skt. duá, v im got. tvai usw., skt. dva usw.) die Höhle (Schwelle), mit z (bzw. t, d) das aus der Höhle Aus- und damit in eine neue Höhle Eintretende, also die Trennung-Vereinigung (s. 2. Bd. p. 283), die partnerische Gegensätzlichkeit; man kann zw = zu, tv, du usw. als Richtungssilben auffassen, sie beschreiben dann die beiden sich verbindenden Individuen quoad topophile Symbolkomponenten, geben also an, daß die beiden Individuen als Teile zu einem Ganzen streben oder zu einem Ganzen gehören. Die Summanden sowohl wie ihr Ganzes, ihre Verbindung wird in zwei mit ei (ei — ein[s]) beschrieben. Das zw usw. gibt also die Kopulation beider Teile an (s. p. 84 f.); gleichgültig ob der eine Teil vom andern herkommt (wie z. B. das Kind von der Mutter) oder von einem andern Individuum ausgeht oder dieses selber ist (wie z. B. der Mann, der sich mit einer Frau „paart") — in jedem Falle kommt zu eins (dem Ersten) das andere (Zweite, Folgende), ad-diert sich (ad zu, dare geben), und so ergibt sich aus dem Additionsvorgange die Summe, die neue Einheit. „Zwei" beschreibt den Additionsvorgang und sein Ergebnis. Das Ergebnis ist eine wbl. Anordnung: die verbundenen beiden Summanden (vgl. das Zahlzeichen II, 1. Bd. p. 374, 381). Doch prägt sich, sofern das Zahlwort dekliniert wird, der Geschlechtscharakter der Summanden in den Endungen des Zahlwortes aus, z. B. gibt mhd. zween die Summe von männlichen, zwo die Summe von weiblichen Summanden an, während zwei mhd. Neutrum war.

Die Drei gibt mit rei die Schwelle, Grenze und mit d sowie rei als ml. das sie Überschreitende, also die wbl.-ml. Vereinigung zu einer Summe an: zwei ist die Schwelle, zu der noch eins (das Folgende, Dritte), das sich hinein- oder herausdreht, hinzukommt, sich einreiht, das Ganze ist „drei". Lat. tres, griech. τρεῖς, skt. trajas usw.; die determinierenden Buchstaben entsprechen natürlich auch hier den phänomenalen Variationen.

„Drei" beschreibt also den Additionsvorgang und sein Ergebnis, das „Ge-reih-te"; ursprünglich mag das unserm drei entsprechende Zahlwort svw. mehrere bedeutet haben, dann aber war und ist das Zahlwort nur noch mit der aus zwei und eins entstandenen Summe assoziiert.

Die Vier gibt wiederum die Schwelle und das sie Überschreitende, zugleich die Gesamtheit, Summe. Mhd. vier, ahd. fior, feor, fiar, fier, got. fidvôr, fidur, lat. quatuor, quattuor, umbr. petur-, griech. πέτορες, πίσυρες, πέσσυρες, τέσσαρες, skt. ḱatvārás usw. Die ersten Silben vi, fi, fe, fid geben je die Schwelle und das sie Überschreitende in ähnlicher Weise an, wie auch pet, πετ, πισ, πεσ, τεσ — mit verschiedenen konsonantischen Determinanten, die den verschiedenen Erlebnissen der so-bezeichneten Summe entsprechen; quat(t) weist mit u (w) auf die Höhle hin, gibt im übrigen das Herauskommende, Hinzukommende, Folgende als fgf. an wie skt. ḱat. Die zweiten Silben geben je das Gesamt an, das sich aus dem in der ersten Silbe beschriebenen Additionsvorgang ergibt, und zwar wird diese Summe quoad Umgrenzung, Höhlung, also wbl. (er, or, vor, ur, uor, ορ, υρ) oder quoad Füllung, Abgegrenztes also mi. (ar, αρ aus ϝαρ, var — mit determinierendem r als Hinweis auf das Begrenztsein) beschrieben. Vier usw. also svw. die aus einem Additionsvorgange sich ergebende Zahl als Summe. Die Summe war ursprgl. wohl auch erst unbestimmt, eine „kleine Zahl" (wie griech. τέσσαρες oft gebraucht wurde), dann bestimmt (d. h. das Zahlwort war und ist dann immer nur mit einer bestimmten Mehrzahl assoziiert), auch innerhalb der Tetradenrechnung abschließend (vgl. skt. WS. var schließen, umschließen, auch wählen usw., vgl. unser wehren, wahren, Nr. 550, wählen usw.).

In Fünf gibt ün die Höhle-Schwelle, f redupliziert das Aus- oder Eintretende, Hinzukommende (also mehrere Teile, Einer) an; zu einer Summe (ün) tritt also der Einer (f), und aus dieser Verbindung ergibt sich die neue, folgende Summe, die nun — wie ihre Entstehung (der Additionsvorgang) — mit fünf, nämlich als mehrere Einer (f, f) umfassendes Gesamt (ün) bezeichnet wird. Reduplikativ sind auch lat. quin-que, griech. πέν-τε, πέμ-πε, skt. pañ-ḱan usw.; sie beschreiben den Additionsvorgang und die sich ergebende Summe variiert — so, wie leicht ersichtlich.

Sechs, mhd., ahd. sëhs, lat. sex, griech. ἕξ gibt die Schwelle und das sie Überschreitende, Herauskommende, Zukommende, dann auch die aus der Verbindung, Addition resultierende, folgende Summe (quoad Umgrenzung); vgl. ein, sein, seiend, secus, secundus, sequi usw. Got. saihs, skt. shash betonen das Folgende (das Zukommende wie die Summe) als fgf. Die beiden s reduplikativ.

Sieben, mhd. siben, ahd. sipun, sibun, got. sibun, lat. septem, griech. ἑπτά, skt. saptan, zd. haptan usw., beschreibt die Schwelle

(sie, si, se, ξ, s; zd. h wie Spir. asp. die Höhle) und das sie Überschreitende (sie usw. als ml., b, p, pt) sowie die Summe als gegliedert, aus Teilen (s, b, p, pt) verbunden und aus der Verbindung von Teilen entstanden, im Skt. und Zd. fgf.

Acht, neun und zehn sind p. 321, elf, zwölf im 1. Bd. p. 385 besprochen. Zwanzig = zween-zig und zig = zehn usw. Hundert, s. p. 322. Tausend, mille, Nr. 355.

563. sensus zu sentire, s. sinnen, Nr. 552, nur steht e statt i und das Iterative ist mit nt, ns statt nn angegeben. Auch bezeichnet sentire in erster Linie Gefühlsvorgänge (fühlen, empfinden), dann aber auch die gegenständlichen und begrifflichen Abläufe (wahrnehmen). sententia Meinung, Gedanke, Ausspruch, Sinn, sent und entia (vgl. potentia usw.) zu ens, entis, esse, also sententia svw. „eine Wesenheit sent", ein Seiendes, dessen Wesen „sent" ist, eine Seinheit sent (fühlen, denken usw.), ein Gedankenindividuum. sentīna dagegen ist die Schiffsjauche, das Schiffsbodenwasser, der Auswurf, die Hefe, der Unflat, bes. als Bezeichnung liederlicher, pöbelhafter Menschen, also svw. das s-n-mäßig die Schwellen (e, i) Passierende (s, t), das überallhin (e, ī, n, n) auch in feine Öffnungen (i) Eindringende und Auszuscheidende. Auch die Dornen des Dornstrauches dringen in feine Öffnungen-Schwellen ein, stechen, und daher heißt der Dornbusch sentis, sentix und dornig sentus.

564. sin wenn aber, antithetische Partikel zu si, εἰ; letztere geben das Schwellenstadium, also das Erscheinen, Sichtbarwerden des Austretenden in der Schwelle, das Ereignis (früher Eräugnis, ahd. arougnessi, aroucnissa, das, was eräugt wird, s. 1. Bd. p. 474 Fußn.), den Fall, sin dagegen negiert mit dem n jenen Fall, den das vorangehende si angibt und setzt somit einen andern Fall.

565. sine beschreibt als Partikel das über die Schwelle Gegangene, Abgeschiedene und die Schwelle, die abscheidet, so daß ersteres von letzterer sich trennt oder getrennt ist; vgl. sinere gehen lassen, niederlegen, eine Verbindung lösen, und zwar mit Angabe der Verbindung, ähnlich wie mittere (Nr. 546), mit (Nr. 250), σύν das Abgeteilte als zugehörig angeben. Mhd. ohne gibt mit oh die Öffnung (Dehnung-h) an, statt wie sine mit si die Schwelle, beschreibt also die leere Öffnung, aus der etwas (e) ausgetreten ist; letzteres kann auch unangegeben bleiben (ohn, on, un). Mhd. ān, āne, ahd., ānu, griech. ἄνευ (s. unter Nr. 425), skt. sanitúr geben mit a das Ausgeschiedene, Abgesonderte an, got. inuh wieder die Schwelle und das sie Überschreitende, mit ευ, ur, uh wird die Höhle bezeichnet im Gegensatz zu dem Geraden, Abgegebenen (vgl. außer, äußern). Die Wörter, die wir mit „ohne" übersetzen, und ohne selbst geben also das Trennen, Getrenntsein einer Verbindung an — wie das im engl. without besonders klar dokumentiert ist.

566. sinere s. Nr. 565.

567. sinus Schwelle in s-n-mäßiger Bewegung, in derartiger Anordnung, derart abgegrenztes Hohles, Leeres, also Gefäß, Krippe, Trog (sīnus, sīnum), Krümmung, Biegung, Busen, Schoß (sĭnus) quoad Schwelle (Abgrenzung), über die etwas ein- und austreten kann, bezeichnet. Vgl. Sund, Nr. 538.

568. sinister, Wortbildung wie minister, magister, dexter, also Komparativendung zu „sin", das svw. sinus die Krümmung, Biegung angibt, sinister somit svw. mehr gebogen, gekrümmt (nämlich mehr als „rechts", das zu gerichtet, rectus, gereckt, gerecht gehört und svw. die Schwelle geradlinig überschreitend, sich aufrichtend bedeutet, während links, mhd. lenc, leng, link zu lenken sich biegen, biegen, krümmen gehört und svw. sinister bedeutet; zu der Angabe, daß links svw. gekrümmt, gebogen, und rechts svw. geradegerichtet bedeutet, vgl. § $30_{,2,b}$). Wie rechts ist auch dexter svw. geradegerichtet, nur steht d statt r und x statt ch; vgl. decēre svw. in bestimmter Richtung worauf (de *)), also bestimmt-gerichtet die Schwelle überschreiten, gefügt (Fug), gerichtet sein (vgl. das Mahl ist angerichtet, eine Sache ist gerichtet, d. h. in die Reihe, Ordnung gebracht), somit ziemen, gut passen, decus das gut Passende, was einem gut paßt, gut steht, wohl ansteht, Zierde (Dekoration), usw. Griech. hlg. δέξιος, δεξίτερος rechts, δέχομαι, δέκομαι (Depon. Med.) bin auf etwas gerichtet, erwarte, nehme etwas als passend an usw., δοκός Tragbalken, eigtl. Paßrechter, Eingepaßter (K.-T. 2), δοκάνη Ort, etwas (a) aufzubewahren (das hineinpaßt), Gabel zum Stützen des Stellnetzes, δοκεύω passe auf, bin gerichtet, eingestellt auf, eigtl. trete aus der Öffnung hervor in Richtung auf, bilde eine Öffnung, die für etwas paßt (passen, passieren!), bes. von den Sinnesfunktionen, δοκέω passe auf, passe zu, nehme an und werde angenommen, speziell von phänomenologischen Vorgängen („Annahmen", d. h. Beschreibungen ohne die Behauptung, daß die Beschreibung genau oder endgültig dem Beschriebenen, wie es ist, entspreche, Fiktionen, Deutungen), vgl. lat. doceo lehre (s. p. 136 Fußn.), unter-richte, eigtl. beschreibe in der Weise, daß die Beschreibung angenommen (akzeptiert, ad und capere) wird, während disco lerne svw. zerlege gerichtet („zweckmäßig", zielgerecht) in Teile (dis); δάκτυλος Finger, svw. der in eine Höhle-Schwelle (υ) gleitend (λ) in gerader Richtung eingehende oder in eine Höhle-Schwelle, Krümmung übergehende (zur Krümmung fähige, s. Nr. 130) Gestreckte (strecken, recken); Finger dagegen zu fangen; δάκνω beiße (füge ein Gerades ein), δάκρυον Träne, das ausfließende (ρυον-ῥέω) Beißende, Schmerzliche usw. So ist δέξιος rechts svw. gestreckt, gereckt, auf etwas,

*) Vgl. Vorsilben „ge" und „be" p. 294 Fußn.

das ergriffen werden soll, das paßt, gerichtet, wie denn die rechte Hand die vorgestreckte, die Gruß-, Kampf-, Greif-, Arbeitshand ist (ml.), die linke Hand dagegen sich wbl. gebeugt hinten verbirgt, usw. — Griech. λαιός links, eigtl. zum Volke (λαός) gehörig, volksmäßig, vgl. λάϊτος publicus, λαϊκός laicus bei Kirchenschriftstellern = der Laie, der Uneingeweihte, wie eben das „gemeine Volk", die Masse noch „unmündig", „unreif", „uneingeweiht" („profan", pro-fan, fanum Heiligtum, p. 110), nämlich in die Mysterien, die Pubertätsgeheimnisse ist und ihre Zelebrationen nicht versteht (vgl. z. B. Parsifal bei der Gralsfeier, Siegfried vor der schlafenden Brünnhilde), während die Eingeweihten, die Götter, die Priester, die Könige, reges, die Rechten („es streit't für uns der rechte Mann"), Richtigen „wissen, was gut und böse ist"; λαός svw. der l-mäßig Hervorgegangene (α), Nachkomme, dann auch die Gesamtheit der Nachkommen (λαοί die Leute, mhd. liute, ahd. liuti, auch das liut Volk), die Lallenden (λαλεῖν undeutlich, unartikuliert, mit Reduplikationen [lala, mama usw.] reden, noch nicht richtig reden können, wie das die „Unmündigen", die noch „nichts zu sagen haben", tun, während die „Mündigen" das Wort ergreifen, eine Stimme haben, im Rate, „Parlament" — parler reden — sitzen), die Begehrenden (λάω will, λιλαίομαι begehre), die gelenkt (links) und geleitet (s. p. 136 Fußn.), gerichtet, regiert werden, die Schlichten, Schlechten (Nr. 357, p. 321), Untauglichen usw. — daher denn λαιός wie links einen fatalen „Beigeschmack" hat (vgl. linkisch, der Linke = der Böse usw.) und von den Griechen lieber mit ἀριστερός oder εὐώνυμος euphemisierend ersetzt wurde (s. EdS., § 4, Anm. 3). Lat. hlg. laevus.

569. sanare svw. s-n-mäßig lang-gerade (a fgf.) hervorgehen, kräftig, gesund machen, heilen, sanus gesund, heil, kräftig, eigtl. hervorgegangen aus der Höhle-Öffnung-Schwelle, dem Kampfe mit den Nöten und Ängsten, den Schmerzen und Mühen, den Kennzeichen der Krankheit, des „Leidens", ursprgl. hervorgegangen aus der Geburt und aus der Pubertätsprobe mit ihren Wünschen, Ängsten, Schmerzen. sanus ist also der Sieger, der Seiende (vgl. Nr. 550), der Herr, der nun selbst sanat, heilt, der Heiland, der Retter. Gesund, mhd. gesunt, angelsächs. gesund oder sund, altfries. sund, worin sund die Höhle, Umgebung angibt, aus der etwas (s, d) aus- und in die etwas eingeht, zu ge s. p. 294; gesund ist also derjenige, der aus der bisherigen Umgebung (Mutterleib, Kindheit, Elternhaus, Schule) in eine neue Umgebung (Lebenskreis, Gesellschaft der Erwachsenen usw.) übergegangen ist, der die Schmerzen usw. des Überganges überstanden, Wunden (u) empfangen hat, verletzt (beschnitten, tätowiert, der Schneidezähne beraubt, verprügelt, gerieben, geschunden usw.), „durchgekommen" ist (der Arzt sagt: den haben

wir glücklich durchgebracht usw.), der Seiende, Lebende. Gesund ist auch svw. genesen, auch svw. hervorgehend, nes umgekehrtes sen, vgl. nascor werde geboren (Nr. 527), sie genas eines Kindes, nesen — wesen (Nr. 550) usw. Krank ist, wer sich im Kampfe, Krampfe, in der Enge, im Angst- und Schmerzstadium des Überganges befindet*), wobei a den, der's durchmacht, die beiden k die Intensität, Größe, r das Schmerzliche, n Angst und Schmerz angeben; vgl. k-rank, rank, Ränke, renken, ringen, Bank, p. 328, usw., kränken svw. Leid zufügen, verletzen, krank machen (Nr. 71). Griech. hlg. zu sanus: σάος, σόος, σῶς heil, σῶκος kräftig, σαόω, σῴζω heile, rette, σωτήρ Retter, Heiland (Σω-κράτης, Je-sus, Jo-sua svw. Gott hilft, usw.), ferner σάω siebe (wähle aus, lasse hervorgehen), auch σήθω, lat. hlg. satus die Saat (das Sieben), saturare sättigen (σάττειν), satis genug, satur satt, Saturnus Saatgott, Satan, semen Samen usw. (p. 51, sa — as p. 278). — Ganz ähnlich sanus beschreibt salvus, worin lv statt n, salve sei gegrüßt, heil! salus Heil, Gesundheit, salvator Retter, Heiland (salvator dixit, sagten die Mönche zur Bekräftigung ihrer Predigten, daher „salbadern"), saliva Speichel (das Abgeschiedene), Salbe (der Speichel ist die urtl. Salbe, vgl. Lecken der Wunden usw.; auch das Wundsekret ist „Salbe", vgl. Nr. 98), salix Weide, svw. das windend (ix) Hervorgegangene, solidus fest, ganz, solus abgeschieden, allein usw. Griech. hlg. οὖλε! salve!, ὁλοός salvus, ὅλος, ion. οὖλος ganz, οὔλιος heil, stark, gewaltig, heilend und verderblich, arg, entsetzlich (Beiname des Apollo, des Eros, des Ares, der Artemis) — wie sacer heilig und verflucht, sons echt, wahr und straffällig, schuldig (wer den Pubertätskampf bestanden hat, ist eben heil, aber zugleich schuldig, und der Mächtige ist verderblich, „mit den großen Herren ist nicht gut Kirschen essen"; vgl. die Sühnzeremonien der Völker nach vollbrachter Tat); die griech. Wörter haben o, ου wie das deutsche gesund. Got. sels gut, tauglich, ahd. salic selig. — Lat. servare eigtl. ausscheiden, einen Teil (ser) umfangen (v), in eine Höhle aufnehmen, in Hut nehmen, somit erretten, servator Retter, servus der Behütete, in Schutz aufgenommene Abgeschiedene, somit Untertan, Sklave usw.

Griechische Homologa.

570. σωννύω (bei Deinolochos), svw. σῴζω, nehme ein aus der Öffnung in Teilen (νν) Hervorgehendes in eine Höhle (υ), in Hut auf, ähnlich wie servare; vgl. auch Sohn, Nr. 540.

571. σύν mit s. sine, Nr. 565.

572. σεῖν über die Schwelle gehen, laufen, seihen, seigen (im Sinne von harnlassen); vgl. sein, Nr. 550.

*) Medizinisch ist Krankheit der abnorme, d. h. infantilistische Vorgang, s. 6. Bd., einstweilen mein Buch „Erkenntnistherapie für Nervöse".

573. σινιάζω lasse etwas fein, mehrfach (ι, ι) über die Schwelle gehen, scheide fein aus, siebe, sichte: σινίον Sieb, σινίασμα Ausgeschiedenes, Abgang, Spreu usw. Zu αζ s. Nr. 234.

574. σίνομαι wie σινιάζω, nur in einem etwas gröberen Sinne (nur ein ι), lasse so über die Schwelle gehen, scheide aus, beschädige (scheiden famverw. schaden), raube; vgl. sinere, Nr. 566. σίνος Schaden, Abgang, dann auch Unglück, Unheil (Un-heil, also Nicht-ganz-heil, Noch-nicht-heil, vgl. sinus, Nr. 567. σίντης räuberisch, reißend, schädigend (Wolf, Spinne), usw. Vgl. Sinter, altnord. sinder svw. Stein-, Metallsplitter, Abgesplittertes, Abgeschlagenes, Niederschlag.

575. σάνδαλον hölzernes Brettchen, das mit Riemen am Fuß festgebunden wurde, eigtl. Ausgeschiedenes, Ausgeschnittenes (α fgf.) als länglich-hingleitend (αλον); vgl. Bezeichnung „Bretter" für Schiër, Schihölzer. S. auch Nr. 577.

576. σάνδυξ, σάνδιξ das ausgeschiedene Zerkleinerte, das zerkleinert Ausgeschiedene, speziell von Mennig, dann auch von andern ähnlich dem Mennig gefärbten Dingen und mennigähnlichen Farben, vgl. Nr. 454, 407, auch Sand, Nr. 553.

577. σανίς Brett, svw. das aus-, herausgeschnittene Gerade, vgl. Nr. 575.

578. σαννίον Wedel, Schwanz, eigtl. das (quasi aus dem Leibe) Hervorragende, das n-mäßige Bewegungen iterativ (νν) macht (wedelt).

579. σανυρίζω, wie σαννίον zu σαίνω, Aor. ἔσανα, das svw. wedle mit dem Schwanze, schwänzle (eigtl. vom Hunde), dann auch wackle mit den Ohren usw., mit dem Phallos (vulgär: Schwanz), bes. von den Komikern, die sich außer Masken, künstlichem Gesäß, Bauch usw. auch einen überlebensgroßen Phallos (ὄλισβος lederner Phallos) vorbanden — Verkleidungen, die den Tanzmasken primitiver Völker, den Verkleidungen bei Narrenspielen usw. entsprechen und dämonische Mächte, Schreckgespenste, Popanze, ursprgl. den getöteten und somit wiederauferstandenen Gott-Vater darstellen. Daher hieß ein solcher Komiker (und seine Maske) σάννας, σαννίων, σανυρίων, eigtl. svw. Schwanzwedler, dann Possenreißer, Narr, Spaßmacher, und σανυρίζειν ist dann svw. Spaßmacher, Narr sein, spotten usw.

Die Reihe der Beispiele sei hiermit abgeschlossen. An ihnen sollte das Grundsätzliche der Wortbiologie aufgezeigt werden. Mit ihrer Hilfe und mit Hilfe der im § 14, 8 u. 10, C, c gegebenen Darlegungen ist die Bedeutung jedes Wortes, mindestens für den Sprachkundigen, leicht zu ermitteln. Die psychobiologische Erkenntnis, daß sich auch die Buchstaben und Wörter aller Sprachen in das Schema Hunger-Angst-Schmerz-Trauer-Freude

einordnen, lehrt, wie einfach im Grunde genommen sie gebaut sind und wie einfach es ist, ihren Sinn zu entschleiern.

γ) Aus der Formenlehre.

Deklination.

Ich beschränke mich hier auf einige Beispiele aus dem Deutschen und dem Lateinischen.

Der Artikel „der" wird in der bekannten Weise dekliniert. Das Wort „der" beschreibt das die Schwelle Überschreitende, das Gerade, Männliche als abgetrennt (schgf.), abgeteilt, abgegrenzt. In diesem Sinne determiniert „der" das Substantivum, zu dem dieser Artikel gehört. „Der Mann" (Nominativ) ist also „Mann", determiniert im Sinne eines Abgegrenzten, Wesens, Individuums (vgl. „er", 1. Bd. p. 150). In „der Männer" (Genit. plur.) gibt der Artikel das von „Männer" Herkommende, zu „Männer" wesenhaft Gehörige als Abgegrenztes an, ebenso in „der Frauen", „der Kinder" (Gen. plur.); die Mehrzahl ist eben eine Gesamtheit, von der etwas herkommt, das artikelmäßig als „der" bezeichnet wird, gleichgültig worum es sich handelt (das, was allgemein mit „der" angegeben wird, ist dann substantivisch spezialisiert, z. B. die Kraft der Männer usw.). Am Genit. sing. und Dat. sing. ist „der" beteiligt, sofern das Beschriebene artikelmäßig als weiblich bezeichnet wird, z. B. der Frau, der Lampe. In beiden Fällen gibt „der", wie gesagt, das Abgetrennte-Zugehörige an, im Genitivfalle wird dieses aber substantivisch spezialisiert, im Dativfalle treten zwischen das spezialisierende Substantiv und „den Dativ" noch das Zeitwort und (häufig) das Richtungswort *), z. B. „die Kinder der Frau", dagegen „die Kinder gehören (zu) der Frau". Ob also „der Frau" Genit. oder Dat. ist, kann man erst aus dem Zusammenhange erkennen. S. auch p. 38 f.

„des" ist nur am Genitiv beteiligt, und zwar auch nur, sofern das Beschriebene artikelmäßig als ml. oder sächl. bezeichnet wird. Auch „des" beschreibt das die Schwelle Überschreitende, von wo Herkommende, hat aber s statt r. In den oben angeführten Fällen ist also der phänomenale Komplex mit „der", in den jetzt angeführten mit „des" assoziiert.

„dem" gibt die Schwelle an, determiniert mit m als zur geschlossenen Höhle gehörig und d als Angabe des in der Schwelle-Höhle befindlichen Geraden, das auch mit e angegeben wird. „dem" ist nur am Dativ beteiligt, und zwar nur, sofern das Beschriebene artikelmäßig als ml. oder sächl. bezeichnet wird; zwischen dem spezialisierenden Substantiv und „dem Dativ"

*) Die „Richtungswörter" beschreiben Topisches, s. p. 85.

stehen Zeit- und Richtungswort, z. B. der Schüler kommt von dem (vom) Lehrer, geht zu dem (zum) Lehrer (s. oben „der" im Dativfalle).

„den" beschreibt die Schwelle, determiniert mit n (p. 238) und d, sowie das die Schwelle Überschreitende (de). „den" ist am Akkusativ sing. ml. Geschl. und am Dativ plur. der grammatikalischen „drei" Geschlechter (s. p. 38f.) beteiligt, in dieser Weise findet die phänomenal-phänomenologische Assoziation statt. Im Akkusativfalle determiniert „den" das zugehörige Substantiv als Abgegrenztes, Individuum (wie „der" im Nominativ), und zwar ist der Akkusativ in Verbindung mit einem Zeit- und oft auch einem Richtungswort, z. B. der Richter schlichtet den Streit, der Knabe klettert auf den Baum. Im Dativfalle gibt „den" ebenfalls ein Abgegrenztes an, das zu der mit dem zugehörigen Substantiv beschriebenen Gesamtheit von Individuen gehört und substantivisch spezialisiert wird, wobei dieses spezialisierende Substantiv und „der Dativ" verbal verbunden sind, z. B. „die Kette gib den Rittern".

„die" beschreibt die Schwelle, Abgrenzung (ie), determiniert von dem sie Überschreitenden, in ihr Befindlichen (d), ist ein weibliches Wort (vgl. „sie") und als solches am Nom. und Akkus. sing. wbl. Geschl. sowie am Nom. und Akk. plur. aller „drei" Geschlechter beteiligt; die Mehrzahl wird als abgegrenzte Gesamtheit, Menge von Individuen quoad Abgrenzung, also wbl., artikelmäßig determiniert. Hierzu als Gen. und Dat. „der" (s. o.).

„das" beschreibt das Hervorgegangene, das Objekt als daseiend, vw. fgf. (p. 38), ist am Nom. und Akkus. sing. beteiligt, sofern das Beschriebene artikelmäßig als sächl. bezeichnet wird. Gen. „des", Dat. „dem" (s. o.).

Die Deklination der Substantiva geschieht in der Weise, daß die Substantiva gewisse Veränderungen erfahren, im Deutschen und den andern Sprachen, die Artikel haben, koinzident mit entsprechenden Veränderungen der Artikel. Bei vielen Wörtern ändert sich nur die Endung, vielfach auch nur im Sinne des Sing. und des Plur.; bei andern Wörtern ändert sich auch die WS., bes. ihr Vokal (Mann, Männer). Die deklinatorischen Endungen sind: Gen. „es", Dat. „e", Akkus. „n", Plur. „en", „er", „e", „s" (z. B. Müllers) usw. Die Gen.-End. „es" (vgl. Nr. 550, letzter Absatz) gibt das die Schwelle Überschreitende, den Teil an, der von dem mit dem Genitiv (Artikel „des") beschriebenen Individuum ausgeht. Die Dat.-End. „e" gibt die Schwelle, Abgrenzung des mit dem Dativ beschriebenen Individuums und das sie Überschreitende, in ihr Befindliche an. Ähnlich das Akkusativ-n, das dem n in „den" entspricht. Die Plural-Endungen geben die Gesamtheit als aus Teilen bestehend an, also sowohl die Gesamtheit als Abgrenzung und die einzelnen

Teile, die die Gesamtheit bilden und die das Substantivum bezeichnet; „die Männer" ist also Bezeichnung für eine Gesamtheit als Abgegrenztes (die, -er), das mit Teilen, Einzelnen (e im ä, -er), deren jeder „Mann" ist, erfüllt ist.

Nach analogen Gesichtspunkten sind auch die Deklinationsendungen der lateinischen (usw.) Wörter zu verstehen. So beschreibt das e im ae des Gen. und Dat. sing. und Nom. plur. der ersten oder A-Deklination (z. B. mensae) das Gleiche, in gleicher Weise wie das deutsche „e", das Akkusativ-m (z. B. mensam) ganz ähnlich wie das deutsche n. Die Gen.-End. des Plur. rum (z. B. mensarum) gibt mit r den Teil der geschlossenen Gesamtheit (um) an usw. In der zweiten oder O-Deklination gibt das i als Gen.-End. des Sing. und Nom.-End. des Plur. Abgrenzung und Teil an, wie in der ersten Deklination das e, in der dritten oder I-Deklination das is und es, in der vierten oder U-Deklination das ūs, in der fünften oder E-Deklination das i (z. B. diei, während der Nom. plur. gleich dem Nom. sing. dies lautet und erst aus dem Zusammenhang sich ergibt, ob der Sing. oder Plur. angegeben wird) usw.

Konjugation.

Personae, Numeri.

Die 1. Pers. sing. eines Zeitwortes ist mit dem Fürwort „ich" (s. Nr. 13) zu einer grammatikalischen Einheit verbunden. „Ich" ist Bezeichnung für ein gewisses Individuum (s. § 5 Anm.); dieses wird funktionell mit Zeitwörtern beschrieben, die eine bestimmte konjugative Form haben, eben die der 1. Pers. sing., diese Wörter in dieser Form sind also mit dem „ich" benannten Individuum und mit dem Fürwort „ich" assoziiert. Diese Form endet mit e (liebe, gehe usw.), das sich an die WS. anschließt; es kann natürlich auch nichts anderes angeben wie jedes e, nämlich die Abgrenzung, Schwelle. Daß gerade diese Form mit dem „ich" benannten Individuum und dem Worte „ich" assoziiert ist, kann nur einfach als biologische (eben assoziative) Tatsache konstatiert werden *).

Das Analoge gilt für die 2. Pers. sing. Zu ihr gehört das Fürwort „du", das die Höhle, Umgebung angibt, in die etwas (d) eingeht, indem es aus einer andern Höhle austritt; vgl. duo,

*) Die Frage, warum die Assoziationen so verlaufen, wie sie verlaufen, ist dämonistisch — wie die Fragen, warum der Mensch zwei Augen, zwei Arme, zwei Beine und nicht 25 habe, warum überhaupt der Mensch, die Dinge, die Welt existieren, warum das Objekt Objekt ist, warum es die Frage warum? gibt usw. Die Antworten führen niemals über die Tatsachen hinaus, sondern geben immer nur andere Tatsachen an, die wiederum, dämonistisch gedeutet, in das Karussell des Warum hineingesetzt werden. Vgl. 1. Bd. § 4, 2. Bd. p. 370 Fußn. usw.

dubito, δύω, δοιάζω zweifle, skt. dua, dva, got. tvai, zwei (unter Nr. 562) usw. „du" ist also etwa svw. der andere, der zweite (secus, secundus), lat. tu, griech. σύ, dor. τύ, skt. twam, zd. tum usw. (s. p. 85). Dieses „du" benannte Individuum wird funktionell mit Zeitwörtern beschrieben, die eine bestimmte konjugative Form haben, und zwar diejenige, deren Endung st lautet. Dieses st gibt, schgf.-tgf.-fgf., die Schwelle, Abgrenzung (schgf.) und das sie Überschreitende, sie Erfüllende (t) an, beschreibt also ähnlich wie „du", steht für „du", wie das „e" der 1. Pers. für „ich" steht. (Auch in der Superlativform der Adjektiva gibt „st" das „alle Grenzen Überschreitende", das „non plus ultra" an, vgl. z. B. Nr. 189, 190.)

Zur 3. Pers. sing. gehören die Fürwörter „er, sie, es"; diese sind weder mit dem „ich" noch mit dem „du" bezeichneten Individuum assoziiert, sondern mit allen möglichen andern Individuen, mit denen auch die Zeitwörter in der konjugativen Form der „3. Pers. sing.", gekennzeichnet mit der Endung „t", assoziiert sind; die Endung t steht für die gen. Fürwörter, die freilich schgf. sind, während t als fgf. das Hervorgegangene, das die Schwelle überwunden hat, angibt.

Zur 1. Pers. plur. gehört das Fürwort „wir"; dieses ist assoziiert mit einer Anzahl, an der ich teilnehme, es beschreibt die Umgrenzung, die Schwelle und die erfüllenden (zur Gesamtheit gehörigen) Teile (ir). Die Pluralendung der mit „wir" assoziierten Zeitwörter ist „en", die gleiche Endung, wie sie die Pluralform der 3. Pers., auch die Pluralform vieler Substantiva und wie sie der Infinitiv hat; sie gibt ebenfalls die Abgrenzung und die zu ihr gehörigen Teile an, wobei das n, wie immer, eine Art reduplikativen, in Wiederholungen dauernden Charakter hat (Infinitiv zu infinire, svw. kein bestimmtes Ende machen, unbestimmt abgrenzen, s. p. 84).

Zur 2. Pers. plur. gehört das Fürwort „ihr"; dieses ist assoziiert mit einer Anzahl, an der ich nicht teilnehme, es beschreibt ähnlich wie „wir", nur steht statt w das Dehnungs-h (im Ahd. fehlt es). Die Pluralendung der mit „ihr" assoziierten Zeitwörter ist „t", „et", sie beschreibt wie jedes t das Hervorgetretene, hier eine Anzahl als Einheit.

Zur 3. Pers. plur. gehört das Fürwort „sie", das die Mehrzahl (wie die Einzahl) als umgrenzt, also quoad Umgrenzung, wbl. bezeichnet und weder mit der „wir" noch mit der „ihr" bezeichneten Mehrzahl, sondern mit jeder möglichen andern Mehrzahl assoziiert ist. Die Pluralendung der mit „sie" verbundenen Zeitwörter ist „en", s. o.

Im Lateinischen (usw.) stehen vor den konjugativen Wortformen keine Fürwörter, sondern die Endungen geben Person und Numerus an, nämlich o, m (1. Pers. sing.), s, t, mus, tis, nt.

Das o gibt, wie jedes o, die Öffnung an, das mit o Beschriebene ist nach K.-T. 1 wbl., angstgefühlig oder nach K.-T. 2 das der Öffnung partnerisch Gegensätzliche, also ml., vgl. z. B. ego unter Nr. 13. Mit o wird hier also das sonst „ego" benannte Individuum angegeben, o steht für ego, wie im Deutschen e für ich. Die Endung m (z. B. amabam, amem usw.) gibt das sonst ego benannte Individuum quoad Umrandung, als geschlossene Höhle an. Die Endungen s und t sind den deutschen Endungen st und t ganz ähnlich bzw. gleich. Die Endung „mus" (1. Pers. plur.) gibt die Mehrzahl als geschlossene Umrandung, die Teile (s) enthält an (vgl. Mūs, Nr. 156, mus, Nr. 192), ähnlich wie „wir", und zwar weist das m (wie auch das m als Endung der 1. Pers. sing.) darauf hin, daß die Mehrzahl „mich", „me" einschließt. Mit einer Mehrzahl, an der „ich" nicht teilnehme, sind assoziiert die Zeitwörter mit der Endung „tis" (amatis), die wie eine Art Pluralis zu tu (p. 293) zu verstehen ist. Mit einer Mehrzahl endlich, an der weder ego noch tu teilnehmen, sind die Zeitwörter mit der Endung „nt" assoziiert, die die Schwelle, Abgrenzung (n) und das sie Füllende (t) angibt (amant, sunt, nhd. sind [p. 277] usw.).

Genera.

Man unterscheidet das genus activum und das genus passivum, die Tätigkeits- und die Leideform. Indes beschreibt auch letztere eine Tätigkeit, und zwar eine solche, die allgemein mit „werden" bezeichnet wird. Auch „leiden" ist eine Tätigkeit des Leidenden. „Ich werde geliebt" gibt also eine Tätigkeit (Funktion) von mir an, nämlich „ich werde", und diese Funktion wird spezialisiert angegeben, nämlich mit „geliebt". Aber der Satz „ich werde geliebt" hat einen andern Sinn wie „ich werde lieben". Der Unterschied besteht in den Formen „geliebt" und „lieben". In „geliebt" (usw.) gibt die Vorsilbe ge (wie immer, vgl. Nr. 388) mit g den Teil, mit e den Teil als abgegrenzt, abgeschieden, auch die Abgrenzung, zu der der Teil gehört, die Schwelle, über die er geht, (vgl. ge-hen, ge-nus, γέ-νος, Genitiv usw.) an; dieser Teil wird in dem Worte spezialisiert angegeben, zu dem ge als Vorsilbe gehört; ge kennzeichnet also z. B. eine Funktion als abgegrenzten, fertigen Einzelakt und auch das aus solchen Einzelakten bestehende Gesamt *). Das t in „geliebt"

*) Dies gilt auch für ge als Vorsilbe von Haupt-, Eigenschaftswörtern usw., z. B. ist das Gerede svw. das Reden als Einzelakt, als Stück, das abgetrennt ist, weitergeht und so zu einer Gesamtheit von Reden gehört, dann auch diese Gesamtheit selber, Gewoge svw. das Wogen als Einzelakt, als abgegrenzte Funktion unter gleichen Funktionen, dann auch deren Gesamtheit, Gewalt svw. das Walten als Stück, Einzelakt unter gleichen Akten, dann deren Gesamtheit, Gebirge svw. der Berg als Stück einer Reihe, Gesamtheit, dann auch diese Gesamtheit, Gebüsch svw. der Busch als Einzelstück einer Gruppe, dann auch diese selbst, gemein svw. „mein"

(usw.) determiniert die Funktion als vollendet (fgf.), weist auch allgemein auf die funktionierenden Individuen hin. „geliebt" bezeichnet also die Funktion „lieben" als ab-ausgeschieden, fertig, gerichtet auf..., und als vollendet, somit zuständlich (s. Nr. 550 1. Abs.; p. 314). „lieben" dagegen ist Infinitiv. „Ich werde geliebt" gibt also meine Funktion „werden" an in dem speziellen Sinne „geliebt", womit die Funktion „lieben" als (von jem.) abgeschieden, (auf mich) gerichtet und vollendet, zuständlich bezeichnet wird; dieses Zuständliche*) hält an während der ganzen Dauer meines Werdens, gilt für jede Stufe, jeden Punkt dieses Werdens, und so gibt „ich werde geliebt" die Gegenwart in einer stetigen Veränderung an (die bloße Gegenwart wird mit „ich bin geliebt" angegeben). In dem Satz „ich werde lieben" ist dagegen ein Zuständliches nicht enthalten; „lieben" ist eben „infinitiv", unbestimmt, unbegrenzt, und „werden" bezeichnet die stetige Veränderung, speziell im Sinne des Überschreitens der Schwelle, der Ent-wicklung, des Eintritts ins (Geworden-, Vollendet-)Sein. „Ich werde lieben" beschreibt also meine Funktion „werden" im Sinne „lieben" und bedeutet svw. ich verändere mich derart, daß ich von einer (unbestimmten) Entwicklungsstufe an die Funktion „lieben" ausübe; somit gibt „ich werde lieben" die Zukunft an (ich liebe noch nicht, bin aber auf dem Wege zum Lieben).

Hieraus erhellt ganz allgemein der Unterschied von Aktivum und Passivum. Aktiv ist ein Individuum, dessen Funktion auf ein assoziiertes Individuum gerichtet ist (über „Richtung" s. § 30_3, 31_4); diese Funktionen beschreiben die Aktivformen der Zeitwörter**). Passiv ist ein Individuum, dessen Funktion

---

als Einzelnes und so Teil eines Gesamt, dann dieses aus Teilen bestehende Gesamt selbst (Gemeinde, allgemein, vgl. Allmende = Gemeindebesitz an Grund und Boden usw.) — Auch die Vorsilbe be gibt das Stück (b) und die Schwelle, das Abgegrenzte (e) an, beschreibt also ganz ähnlich wie ge, nur ist die mit be determinierte Funktion (usw.) präziser gerichtet, auf einen bestimmten Teil des Individuums gerichtet, sozusagen aus größerer Nähe gerichtet (g Guttural, b Labial, vgl. 1. Bd. p. 304 f.). So ist „ich bin beliebt" svw. ich bin genaues Ziel eines abgegrenzten Funktionsaktes „lieben" oder einer Reihe solcher Akte, während „ich bin geliebt" den Funktionsakt „lieben" oder eine Reihe solcher Akte als weniger präzis gerichtet und auf mich als Ganzes gerichtet angibt; so auch „ich bin befangen" und „gefangen", „ich habe befreit" und „ich habe gefreit", „ich habe beschrieben" und „ich habe geschrieben" usw.

*) „Zuständlich" svw. „von sehr geringer Veränderungsgeschwindigkeit", „unmerklich sich verändernd", also „zuständlich in der Bewegung". Über „absolut" s. 1. Bd. p. 421.

**) Das „gerichtet sein auf..." ist also svw. Übergehen koordinativer Paßformen von dem einen Zellkomplex auf den andern. Funktion ist vw. koordinative Veränderung, und diese vollzieht sich erfahrungsgemäß niemals bei einem Individuum isoliert, sondern stets im zeiträumlichen Zusammenhange mit Funktionen gewisser anderer Individuen, indem von jenem Zellkomplex koordinative Paßformen auf assoziierte Zellkomplexe

„werden" (und „sein") im Sinne einer von einem assoziierten Individuum ausgegangenen, vollendeten Funktion spezialisiert ist; diese Funktionen beschreiben die Passivformen der Zeitwörter. Innerhalb eines Erlebnisses ist das aktive Individuum bzw. seine Funktion Ausgangspunkt weiterer (bestimmter) Funktionen (Fortpflanzung der Bewegung, s. 2. Bd. p. 299). Das passive Individuum bzw. seine Funktion ist innerhalb eines Erlebnisses Ziel, Ende einer von einem assoziierten Individuum ausgehenden Funktion, zugleich aber verändert es sich derart, daß es eben als Ziel auftritt. Zwischen aktivem und passivem Individuum besteht nicht etwa eine kausale, sondern lediglich eine zeiträumliche Verbindung.

Die Wörter Subjekt und Objekt gebraucht die Grammatik im Sinne von Subjekt- und Objekt-Individuum (s. § 27_7); erkenntnistheoretisch sind Subjekt und Objekt die polaren Gegensatzpartner, Subjekt also mit Nichts, Objekt mit Etwas identisch. Die Möglichkeit von Mißverständnissen wird verhütet, indem man für das grammatikalische Subjekt und Objekt die Wörter „Sender" und „Empfänger" (geläufig aus der Radiotechnik) einführt; in dem Satze „ich liebe dich" ist ich Sender, liebe Zeitwort, dich Empfänger, in dem Satze „ich werde von dir geliebt" ist ich Empfänger, von dir, also du Sender. Der Aktive ist Sender, der Passive Empfänger, die Aktivformen sind Sende-, die Passivformen Empfangeformen.

Die Konjugationsendungen von „ich werde", „du wirst" usw. sind nach dem Abschn. „Personae, Numeri" zu verstehen. Im Lateinischen sind die Passivformen des Präsens, Imperfectum und Futurum, zu deutsch die Empfangeformen der Gegenwart, 1. Vergangenheit und 1. Zukunft mit Ausnahme der 2. Pers. plur. mit dem r in der Endung gekennzeichnet, das dem Worte „werde" entspricht; so ist amo ich liebe, amor ich werde geliebt, amas du liebst, amaris du wirst geliebt (ri entspr. wirst, s entspr. du), amat er liebt, amatur er wird geliebt (ur entspr. wird, gibt den Empfänger als Höhle-Schwelle an), amamus wir lieben, amamur wir werden geliebt, amatis ihr liebt, amamini ihr werdet geliebt (das mini gibt reduplikativ die Schwellen i, die zu einer Höhle m, n als Abgrenzung einer Mehrzahl gehören, vgl. mina, Nr. 448,

übergehen. So sind auch die Funktionen zu betrachten, die mit sog. intransitiven Verben beschrieben werden: auch sie sind gerichtet auf gewisse Individuen, nur sind diese nicht angegeben wie bei den transitiven Verben. „Der Hund läuft" beschreibt den Hund quoad eine gewisse Funktion, eben die, die man laufen nennt, und diese Funktion, also vw. koordinative Veränderung „teilt sich" andern Individuen „mit", z. B. der Luft, zunächst der den Hund unmittelbar umgebenden. Der Unterschied zwischen transitiven und intransitiven Funktionen ist also kein grundsätzlicher, sondern lediglich ein verlaufsmäßiger. Vgl. auch EdS. § 76. Über „aktive" und „passive Bewegungen" s. 1. Bd. p. 394, 2. Bd. p. 38, 89, 168.

sowie die Vielzahl der Teile an; amamini ist mit einer Mehrzahl assoziiert, zu der „wir" nicht gehören), amant sie lieben, amantur sie werden geliebt (s. o. amatur). Vgl. morior usw., Nr. 56. Im Infinitiv unterscheidet sich das Passivum mit dem langen End-i (amari), das die Schwelle, das Schmerzliche intensiver ausdrückt, von dem Aktivum mit dem kurzen End-e (amare). In amatus, dem Partic. perf. pass., dem einzigen Partic. pass., entspricht das t dem t in „geliebt", gibt also die Vollendung (fgf.) an; die Tatsache des Abgeschiedenseins, die in „geliebt" das ge bezeichnet, wird implicite von den Personalendungen us, a, um angegeben.

Die sog. Deponentia sind Empfangeformen mit Sendebedeutung in der Übersetzung und im Sprachgebrauch. Aber sie können ursprgl. doch nur Empfangebedeutung gehabt haben, z. B. horiri, hortari svw. zu einer Rundung (Höhle-Öffnung-Schwelle, hor, vgl. hortus, Hort) von jem. gemacht werden und so diesen umfassen, schmerzlich drängen, antreiben, ermahnen; vereri svw. von jemd. mit Schmerzen bedacht werden und ihn somit ängstlich beobachten, fürchten, scheuen, verehren (s. p. 60); loqui svw. von etwas zu einer Öffnung gemacht werden (loq, vgl. locus, Loch usw.), speziell vom Atem und Munde gebraucht, also sprechen; largiri svw. mit Teilen (rg) gleitend (l) vollgefüllt (a) worden sein und somit reichlich abgeben, schenken, usw. Vgl. reminisci, Nr. 452, ἴσθαι, p. 243., venari, p. 326.

Tempora.

Wie ist es zu verstehen, daß die Zeitwörter je nach ihrer Flexionsform implicite die Gegenwart oder die Vergangenheit oder die Zukunft, letztere beiden sogar mit verschiedenen Zeitabständen, beschreiben?

„Ich liebe" beschreibt das Individuum „ich" funktionell als gegenwärtig, meine Funktion „lieben" als gegenwärtig. Damit wird einfach eine Funktion angegeben, ein aktueller individualer oder interindividualer Vergleich (s. § $28_{,6}$) findet nicht statt. „Ich liebte" dagegen beschreibt das Individuum „ich" aus der Erinnerung (§ $28_{,2,c}$), aus dem mittelbaren individualen Vergleich, wobei das gegenständliche „ich" über den Begriffskomplex (Individualbegriff) mit sich selber verglichen wird, und zwar quoad Funktion „lieben"; der Begriffskomplex entspricht gemäß der rel. zum (damals) zugehörigen Gegenstandskomplex geringeren V.-G. etwa dem (damals) zugehörigen Gegenstandskomplex „ich", als dessen Funktion „lieben" gegenwärtig war; nunmehr, in der „jetzigen" Gegenwart ist das gegenständliche Individuum „ich" quoad Funktion „lieben" derart verändert, daß diese Funktion nicht mehr stattfindet, während der zugehörige Begriffskomplex noch veränderungsmäßig dem gegenständlichen Individuum nahesteht, als es die Funktion „lieben"

ausübte. Die aus dem Begriffszellkomplex abfließenden Eronen sind ein rel. hoher (ideogener) Anteil des in Form der Beschreibungsaktionen sich ausdrückenden Eronenstromes. So wird also das gegenständliche Individuum „ich" beschrieben, wie es quoad Funktion „lieben" war. Ob der Begriffskomplex jedesmal bewußt ist oder die Begriffszellen unaktuell funktionieren, ist quoad biologischen Mechanismus unerheblich.

Mit „ich liebte" wird die Funktion „lieben" als in der Vergangenheit sich vollziehend angegeben, wie sie mit „ich liebe" als in der Gegenwart sich vollziehend angegeben wird. Ein Ausgeschiedensein der Funktion als solcher wird weder mit „ich liebte" noch mit „ich liebe" angegeben; das t in „liebte" determiniert die Funktion „lieben" als beendet (fgf.) und weist auch allgemein auf das funktionierende Individuum hin; in andern Wörtern ist das Beendetsein anders wie mit t, z. B. mit dem Ablaut (s. u.) beschrieben. Das Ausgeschiedensein der Funktion gibt „ich habe geliebt" und „ich hatte geliebt" an. Die Form „geliebt" ist p. 294 f. erläutert worden. „Ich habe geliebt" beschreibt das Individuum „ich" quoad Funktion „haben", spezialisiert im Sinne „geliebt"; ich habe, also besitze — was? „geliebt", und dieses „geliebt", das ich (jetzt) habe, wird eben mit dieser Wortform als das ausgeschiedene, abgeschiedene, abgeschlossene und vollendete, beendete „lieben" beschrieben. „Ich habe geliebt" beschreibt sozusagen einen Besitz an Negativem, so wie man sagt „ich habe Not, ich habe Schulden, ich habe nichts" usw., nur ist dieses Negative funktionell spezialisiert mit Angabe dessen, was ich nicht mehr habe, und das ist eben die Funktion „lieben", die in „geliebt" als ausgeschieden, beendet angegeben wird. Mit „ich habe geliebt" wird also das Individuum „ich" insofern aus der Erinnerung beschrieben (vgl. 1. Bd. p. 704), als es mittelbar (also begrifflich, erinnerungsmäßig) mit sich selber als einem solchen „ich", das vorher etwas (nämlich die Funktion „lieben") hatte, was es jetzt nicht mehr hat, verglichen wird. Der Begriffskomplex „ich" steht also in diesem Falle jenem gegenständlichen „ich" veränderungsmäßig nahe, das die Funktion „lieben" noch hatte, während das gegenwärtige gegenständliche „ich" diese Funktion ausgeschieden hat, nicht mehr hat. Dieses begriffliche „ich" ist verschieden von jenem, das an dem mit „ich liebte" beschriebenen Vergleich phänomenal beteiligt ist, und zwar ist die Verschiedenheit vw. eine solche der V.-G., indem mit „ich liebte" ein sich vollziehender Vorgang (eben die Funktion „lieben" als in der Vergangenheit sich vollziehend), mit „ich habe geliebt" ein Zustand, ein Besitz beschrieben wird. Nun ist, wie § 28_5 dargelegt, die V.-G. der Individualbegriffe größer als die der Kollektivbegriffe 1. Ordnung, und so wird die Tatsache, daß „ich habe geliebt" einen Zustand (natürlich in der Bewegung,

p. 295 Fußn.) angibt, daraus verständlich, daß an diesem Vergleich auch der zugehörige Kollektivbegriff 1. Ordnung beteiligt ist, daß an dieser Beschreibung also auch Eronen aus dem zugehörigen Begriffszellkomplex zweiter Zone beteiligt sind.

Die Grammatik nennt „ich liebte" (usw.) ganz richtig Imperfektum: „ich liebte" beschreibt eine in der Vergangenheit sich vollziehende Funktion, eine solche, die noch nicht ab- und ausgeschlossen, noch nicht ausgeschieden, also im-perfekt ist. Dagegen heißt „ich habe geliebt" (usw.) Perfektum: diese Form beschreibt eben einen Zustand, ein Ausgeschiedensein der vollendeten Funktion, ein „Perfektes". Die deutsche Grammatik spricht weniger sinnvoll von Vergangenheit 1 und 2; dies ist entweder nur eine klassifizierende oder eine auch Zeitdifferenzen angebende Bezeichnung, letzteres in allen den Fällen, in denen das Imperfektum weniger weit zurückliegt als das Perfektum (was nicht immer der Fall ist). Sofern Imperfektum und Perfektum auch zeitliche Differenzen angeben, beschreiben sie die differenten topophilen Symbolkomponenten der beschriebenen Individuen; es kann der Begriffskomplex, der imperfektisch beschrieben wird, eine topophile Symbolkomponente „Vergangen" aufweisen, im Vergleich zu der die topophile Symbolkomponente des Begriffskomplexes, der perfektisch beschrieben wird, ein „Mehr-vergangen" ist, aber der wesentliche Unterschied zwischen Imperfektum und Perfektum ist ein solcher der V.-G. Im übrigen beschreiben Imperfektum und Perfektum implicite stets auch die Differenz der topophilen Symbolkomponenten der an jedem einzelnen Vergleich beteiligten Begriffs- und Gegenstandsindividuen; auf dieser Differenz (die topophile Symbolkomponente des Begriffs ist, sofern er Erinnerung an Vergangenes ist, stets ein „Vergangen") beruht ja jeder zeitlich beschriebene Vergleich. S. hierzu 2. Bd. p. 131 ff.

Das Plusquamperfektum (Vergangenheit 3) lautet „ich hatte geliebt" (usw.). „Ich hatte" ist Imperfektum zu „ich habe"; das t (engl. d in had) determiniert die Funktion „haben" als beendet, wie bereits dargelegt (p. 297 für „liebte" usw.); das erste t steht für ein b, ist ein „assimiliertes b" („hatte" eigtl. „habte", wie man nicht selten von Kindern hört). „Ich hatte geliebt" ist sozusagen die Vergangenheit zu „ich habe geliebt" (wie ja das Präteritum manchmal als Präsens auftritt, so ist z. B. ich kann, ich weiß je ein „Präteritopräsens"). Für „ich hatte" gelten also die Ausführungen, die ich zu „ich liebte" (p. 297) gemacht habe. In „ich hatte geliebt" ist dieses Imperfektum „ich hatte" spezialisiert im Sinne „geliebt". Mit „ich hatte geliebt" wird also das Individuum „ich" insofern aus der Erinnerung beschrieben, als es mittelbar mit sich selber als einem solchen „ich" verglichen wird, das mit „ich habe geliebt" funktionell

beschrieben wird. Das beteiligte begriffliche „ich" ist somit wieder ein anderes wie das am imperfektischen und perfektischen Vergleich beteiligte, und diese Verschiedenheit ist eine solche der V.-G., aber auch eine solche der topophilen Symbolkomponente (die ein „Mehr-vergangen" ist als im Falle des Imperfektums und Perfektums). Nun ist, wie § 28,5 dargelegt, die V.-G. der Kollektivbegriffe 1. Ordnung größer als die der Kollektivbegriffe 2. Ordnung (der Endbegriffe), und auch die topophile Symbolkomponente der begrifflichen Pyramide (§ 28,2) wird ein „Um-so-mehr-vergangen", je weiter der Pyramidenspitze zu der Begriff liegt („Gott" als phänomenal identisch mit dem Endbegriff „Mensch" ist also „der älteste", „der von Anbeginn war", der Urvater); somit ist an dem Vergleich, der mit „ich hatte geliebt" beschrieben wird, auch der zugehörige Endbegriff beteiligt. (Dies ist mit den kurzen Worten, die ich hierüber im § 75 der EdS. geschrieben habe, gemeint; vgl. auch § 38,5).

Die Konjugationsformen „ich werde lieben" und „ich werde geliebt haben" geben die Zukunft, das Futurum 1 und 2 an. Die Form „ich werde lieben" habe ich p. 294f. erläutert. Sie beschreibt das Individuum „ich" funktionell als ein solches, wie es noch nicht ist: es liebt jetzt noch nicht, ist aber so beschaffen, daß man sagt, es wird lieben. Auch hier liegt also ein Vergleich vor, wie ich ihn im 1. Bd. p. 705 f. und 2. Bd. p. 123 erörtert habe, — ein Vergleich nicht hellseherischer Art (1. Bd. p. 722), sondern ein Vergleich mit andern Individuen (Interindividualvergleich) quoad Funktion „lieben"; an diesen Individuen haben wir erfahren, wie beschaffen sie sind, wann sie lieben, und aus dem Vergleich dieser oder solcher Individuen mit dem „ich" beschreiben wir das „ich" mit den Worten „ich werde lieben". Die topophilen Symbolkomponenten der mit dem „ich" verglichenen Begriffsindividuen sind im Verhältnis zu der topophilen Symbolkomponente des Begriffsindividuums „ich" je ein „Mehr-vergangen", die letztere somit ein „Künftig". Eine Differenzierung dieses „Künftig" ist in der Beschreibung „ich werde lieben" nicht ausgeprägt; es kann aber das „Künftig", wiederum aus Vergleichen, in allgemeinen und bestimmten zeitlichen Wörtern („bald", „in drei Jahren" usw.) angegeben werden, — wie letzteres übrigens auch für vergangenheitliche Differenzierungen zutrifft, die immerhin aber, sozusagen im Groben, in den Formen Imperfektum, Perfektum, Plusquamperfektum implicite gegeben sind. Man kann also sagen, daß am futurischen Vergleich Begriffsindividuen aller drei Zonen, also auch Endbegriffe beteiligt sind (vgl. die Beschreibung des Menschen als immerkünftig, in jeder Zukunft existent, nämlich immer jünger als Gott [Jünger, Kind Gottes]).

Das Futurum 2 lautet „ich werde geliebt haben". Hier

wird „ich" mit solchen Individuen verglichen, die wir quoad Funktion „lieben" mit „sie haben geliebt" beschreiben, und das Individuum „ich" aus diesen Vergleichen als ein solches beschrieben, das künftig einmal quoad Funktion „lieben" so wie die verglichenen sein wird, also dessen Veränderung, allgemein bezeichnet mit „werden", derart ist, daß künftig einmal das perfektische „geliebt haben" erreicht sein wird. Bezüglich der Differenzierung dieses „künftig" gilt das oben Gesagte. Auch hier sind am Vergleiche Begriffsindividuen aller drei Zonen beteiligt.

Für die Empfangeformen (das Passivum) sind die „Hilfszeitwörter" werden und sein typisch, spezialisiert mit dem Partic. pass., in unserm Beispiele „geliebt". Die Präsensform „ich werde geliebt" habe ich p. 294 erläutert: es wird einfach eine mit „geliebt" spezialisierte Funktion des „ich", sagen wir kurz: eine Empfangefunktion angegeben (vgl. „ich liebe", p. 297). „Ich wurde geliebt" beschreibt dagegen das „ich" quoad diese Empfangsfunktion aus der Erinnerung, dem mittelbaren Individualvergleich (vgl. „ich liebte", p. 297). Das Imperfektum „ich wurde" gibt mit dem u (wu) die Höhle an, von der die Funktion „werden" ihren Ausgang nimmt, während „ich werde" mit e die Schwelle und das sie Überschreitende betont, die von beiden Formen mit r determiniert werden. Hier zeigt sich, daß das Imperfektische an einer verbalen Beschreibung nicht bloß im „t" (wie in „ich liebte"), also in der Angabe der Vollendung, sondern auch in Buchstaben, die andere Stadien angeben, im Falle „werden" im u, bestehen kann; auch o (ich goß), i (ich schrieb) und a (ich las) können das Imperfektum kennzeichnen (Ablaut, „starkbiegende" Zeitwörter), also den hauptsächlichen Unterschied der imperfektischen Verbalformen von den je zugehörigen Präsensformen ausmachen. Die Funktion wird, je nach der Art der phänomenal-phänomenologischen Assoziationen, imperfektisch entweder als beendet (tgf., fgf. Temporalzeichen) oder als ausgegangen von ... (hgf., agf., schgf. Temporalzeichen) beschrieben. Daß also „ich wurde" Imperfektum ist, ist zunächst assoziative Tatsache: am phänomenalen Komplex „ich" ist mindestens der zugehörige Individualbegriff beteiligt, während „ich werde" einfach das „ich" ohne Vergleich funktionell beschreibt; dann aber wortanalytische Tatsache: „ich wurde" bedeutet etwas anderes, hat einen andern Sinn wie das verglichene „ich werde", der Bedeutungsunterschied entspricht dem Unterschied u: e (bei „goß" und „gieße" o: ie, bei „las" und „lese" a: e usw.), also dem Unterschied der Temporalzeichen, somit auch dem Unterschied der beschriebenen Phänomenalkomplexe.

So wie die Sendeform „ich liebte" beschreibt auch die Empfangeform „ich wurde geliebt" die Funktion als in der Vergangenheit

sich vollziehend. Das Ausgeschiedensein der Funktion (so daß sie nun nicht mehr zu „mir" gehört) geben die Sendeform „ich habe geliebt" und die Empfangeform „ich bin geliebt worden", also das Perfektum an. Wie „ich habe" ist „ich bin" Präsensform; wie jenes in der Formel „ich habe geliebt" sozusagen einen Besitz an Negativem (p. 298) angibt, so dieses in der Formel „ich bin geliebt worden" ein Sein, an dem etwas nicht mehr vorhanden ist, und dieses Nicht-mehr-vorhandene, dieses Ausgeschiedene ist „geliebt werden", als solches, d. h. als ausgeschieden passivisch beschrieben mit „geliebt worden". Das Perfektum zu „ich werde" lautet „ich bin geworden", und diese Form beschreibt „ich" funktionell als seiend, und zwar so seiend, daß etwas, nämlich „werden" ausgeschieden ist und so als „geworden" bezeichnet wird; ich bin geworden heißt: ich werde nicht mehr, ich habe das Werden hinter mir. Dieses Werden kann nun spezialisiert sein, z. B. im Sinne „lieben", und dann wird das ausgeschiedene Werden auch spezialisiert im Sinne „lieben", nämlich als „geliebt worden" (statt „geliebt geworden") beschrieben. Der biologische Mechanismus des Vergleiches ist hier der gleiche wie für die perfektische Sendeform angegeben (p. 298).

Das Plusquamperfektum lautet „ich war geliebt worden". „Ich war" ist Imperfektum zu „ich bin" (eigtl. zu „ich wese", s. unter Nr. 550, mhd. Imperf. „ich was"); „war" gibt die Vollendung (fgf.) an. Im übrigen gelten mut. mut. die Ausführungen zur Aktivform „ich hatte geliebt" (p. 299).

Das 1. Futurum lautet „ich werde geliebt werden". Zu „ich werde" ist 1. Fut. „ich werde werden", und diese Form ist aktivisch, svw. ich bin auf dem Wege zum „werden". Dieses „werden" ist nun spezialisiert im Sinne „geliebt", also im Sinne der ausgeschiedenen, vollendeten, auf „mich" gerichteten Funktion „lieben", und so ist „ich werde geliebt werden" futurische Empfangeform.

Das 2. Futurum lautet „ich werde geliebt worden sein". Zu „ich werde" ist 2. Fut. „ich werde geworden sein", d. h. ich bin auf dem Wege zum „geworden sein", zu einem „sein", das darin gekennzeichnet ist, daß ihm etwas, nämlich „werden", nicht mehr eignet; dieses Nicht-mehr-vorhandene wird mit „geworden" beschrieben, und in der Formel „ich werde geliebt worden sein" ist das „geworden" im Sinne „geliebt" spezialisiert. Auch für die futurischen Empfangeformen gelten quoad Vergleichsmechanismus und Topik die zu den entspr. Sendeformen gemachten Ausführungen.

Im Lateinischen hat das Imperf. act. und pass. (amabam, amabar) das Temporalzeichen ba, das die Vollendung anzeigt. Das Perf. act. hat das Temporalzeichen v, das nach Art des deutschen ge (in „geliebt" usw.) die Funktion als ausgeschieden

(v schgf.) kennzeichnet; an dieses amav schließen sich Endungen an, die einem Hilfszeitwort entsprechen, und zwar nicht dem deutschen haben, sondern sein. Die Form amavi gibt also mit i svw. „ich bin" an und ist genau zu übersetzen „ich bin ein geliebthabender", „ich bin einer, dessen Funktion lieben vollendet und ausgeschieden ist"; diese Beschreibung ist also quoad Hilfsverb nach Art der Empfangeformen strukturiert, nur gibt das v die aktive Ausscheidung der Funktion an, im Gegensatz zu t in amatus (vgl. frz. j'ai été ich bin gewesen, worin statt wie im Deutschen „sein" das Hilfsverb „haben" steht). Das i in amavi steht also dem Sinne nach für (e)sum, das ist in amavisti für es, das it in amavit für est, das imus in amavimus für sumus, das istis in amavistis für estis, das erunt in amaverunt für sunt; natürlich behaupte ich nicht, daß an Stelle jener Endungen „eigentlich" die entspr. Formen von esse stehen müßten, sondern nur, daß sie sinngemäß diese Formen ersetzen. Deutlicher ist dies am Konjunktiv (amaverim, -eris, -erit usw.) und gar am Plusquamperfektum (amaveram, -eras, -erat, -eramus, -eratis, -erant) und Fut. 2 (amav-ero, -eris, -erit usw.), wobei die Endungen mit den entspr. Formen von esse (also eram ich war, eras du warst usw. und ero ich werde sein, eris du wirst sein usw.) völlig übereinstimmen, sowie am Konjunktiv des Plusquamperf. (amavissem, -isses, -isset usw.), wobei die Endungen mit den entspr. Formen von esse (essem, esses, esset usw.) bis auf das e, für das i steht, übereinstimmen. Daß sich in den gen. Formen z. T. e, z. T. i (hinter v) vorfindet, ist eine assoziative Tatsache, die auch sonst vielfach vorkommt und mit andern hierhergehörigen Tatsachen als Lautwandel bezeichnet wird; jeder Buchstabe gibt natürlich die ihm entsprechende phänomenale Struktur an, und der Lautwandel zeigt, daß (und wie) der Einzelne, die einzelne kleinere oder größere Gruppe, die einzelne Sprachgemeinschaft das Beschriebene different erleben.

Das Temporalzeichen der Formen des 1. Fut. act. und pass. ist bi (amabis usw.), mit personellem Umlaut bo, be, bu (amabo, amaberis, amabunt), nicht aber ba, das Temporalzeichen des Imperfekts. Während letzteres mit b das Stück, mit a das Vollendete, also die Funktion als abgegeben-vollendet im Sinne von „vergangen" angibt, weisen die futurischen Temporalzeichen die Funktion „amare" als „Stück" (b) aus, das über die Schwelle (i, e) oder in die Öffnung (o) oder Höhle (u) geht. Das b ist natürlich das gleiche wie jedes andere b, auch wie das in „bin", an das es im Rahmen der Konjugationsformen am meisten erinnert (vgl. auch lat. f in „fuo", griech. φ in φύω, skt. bh in bhávāmi werde, bin, s. unter Nr. 550). Die Formen mit ba, also die imperfektischen, sind mit phänomenalen Komplexen assoziiert, die sich besonders hinsichtlich der beteiligten Begriffsindividuen von

denen unterscheiden, die mit den futurischen Formen assoziiert sind. Hier gelten wiederum die zu Vergleich und Topik bereits vorgetragenen Ausführungen.

Das Perfektum, Plusquamperfektum und 2. Futurum des Passivums werden ganz ähnlich wie diese Formen des Aktivums gebildet, nur steht für amav das Partizip amatus und das Hilfsverb tritt getrennt auf, also amatus sum, amatus es, amatus est usw., amatus eram usw., amatus ero usw., amatus sim usw., amatus essem usw. Das Partiz. amatus entspricht dem deutschen geliebt; kennzeichnend ist das t, das wie in „geliebt" die Vollendung angibt, aber auch die Endung, die zwar die Geschlechtszugehörigkeit des Beschriebenen angibt, damit aber auch die Selbständigkeit, das Abgelöstsein — entspr. dem Sinn der Vorsilbe „ge" in „geliebt" usw. So ist auch „amatus sum" nicht zu übersetzen „ich bin geliebt" oder „ich bin Geliebter", sondern „ich bin geliebt worden"; amatus ist einer, auf den sich die Funktion „lieben" richtete oder gerichtet hat, im Verhältnis zu dem diese Funktion als abgeschlossen angegeben wird, und so ist das „worden" der deutschen Form „ich bin geliebt worden" ausschließlich mit in „amatus", nicht in „sum" angegeben, während es in der deutschen Form zum Hilfsverb gehört und „geliebt" nur eben die Spezialisierung ist (s. p. 289).

Nach diesen Beispielen sind alle andern Formen der verschiedenen Tempora verständlich.

Modi.

Man unterscheidet den Indikativ, den Konjunktiv und den Imperativ (die Aussage-, die Annahme- und die Befehlsform). Der Indikativ ist die Angabe einer Funktion als einer Tatsächlichkeit. Der Konjunktiv ist die Angabe einer Funktion als einer Möglichkeit. Der Imperativ ist die Angabe einer Funktion als einer Notwendigkeit.

Vom Indikativ war bisher die Rede.

Der Konjunktiv ist eine Fallsetzung, eine Annahme („ich setze den Fall, daß..., falls..., wenn..., ich nehme an, daß..., usw.). Das Wesen der Fallsetzung oder Annahme besteht in der Unentschiedenheit, ob die Beschreibung dem Beschriebenen, wie es ist, genau entspricht. Hinsichtlich der beschriebenen Funktion oder Eigenschaft wird die Tatsächlichkeit nicht behauptet, sondern nur die Möglichkeit, die sich aus dem Vergleich des beschriebenen Individuums mit andern Individuen, die jene Funktion oder Eigenschaft tatsächlich haben, ergibt. „Ich nahm an, du liebtest mich" heißt: ich war zwar nicht sicher, daß du mich liebtest (Indikativ!), aber aus dem Vergleich deines Verhaltens mit dem entspr. Verhalten solcher Personen, die (mich) liebten (Indikativ!), schloß ich, daß du mich liebtest (Konjunktiv!

Angabe der Möglichkeit). Wer sicher ist, daß er geliebt wird, kann sich zwar täuschen, aber er nimmt nicht bloß an, daß er geliebt wird. Während also die Indikativformen das phänomenale Individuum quoad Funktion unmittelbar oder aus dem Vergleiche quoad diese Funktion mit sich selber (Individualvergleich) oder andern Individuen (Interindividualvergleich) beschreiben, beschreiben die Konjunktivformen das phänomenale Individuum quoad eine Funktion, auf deren Möglichkeit aus dem Vergleiche dieses Individuums mit andern Individuen, die diese Funktion haben, geschlossen wird; verglichen wird hierbei nicht die in der Beschreibung genannte analoge Funktion, sondern verglichen werden andere Funktionen und Eigenschaften, aus deren Gleichartigkeit bei den verglichenen Individuen sich ergibt, daß dem beschriebenen Individuum auch die genannte Funktion zukommen könne oder müsse. Vgl. hierzu § 4 Beispiele, auch EdS. § 78—81; an diesen Stellen habe ich auch betont, daß sehr häufig die konjunktivische Möglichkeit mit der Tatsächlichkeit verwechselt und daß besonders die Form des Irrealis fast durchweg dahin mißverstanden wird, daß die irrealische Beschreibung eine tatsächliche Beschreibung eines Ereignisses sei, während ein Ereignis so, wie es der Irrealis beschreibt, gar nicht vorgekommen ist, sondern auf den möglichen Verlauf nur aus Vergleichen heraus mit einer mehr minder hohen Wahrscheinlichkeit geschlossen werden kann, wobei obendrein klar sein muß, daß es sich nur um eine phänomenologische Möglichkeit handelt.

Die konjunktivische Beschreibung entspricht also einer assoziativen Verbindung (Konjunktiv zu conjungere verbinden) eines Individuums mit gewissen Begriffsindividuen nach Art des Vergleiches, und zwar findet der Vergleich quoad solche Bestandteile statt, aus deren Gleichheit oder Ähnlichkeit sich der Schluß auf die Möglichkeit ergibt, daß eine gewisse Funktion auch jenem Individuum zukomme. In diesem Sinne ist das beschriebene Individuum in einen Gesamtkomplex einbezogen, aus dem heraus die Beschreibung erfolgt; es ist so ein Teil des Gesamtkomplexes, und eben diese Tatsache, dieses Teilsein prägt sich in der Verbalform aus: die konjunktivischen Formen kennzeichnen sich mittels eines e oder i (Modalzeichen), das sie von den entspr. Indikativformen unterscheidet. Im Deutschen sind die Konjunktivformen des Präsens den Indikativformen gleich, bis auf die 2. Pers. Sing. (du liebest — liebst, du werdest geliebt — du wirst geliebt), lateinisch dagegen amem — amo, ames — amas, amet — amat, amemus — amamus usw., amer —amor, ameris —amaris usw. Die Konjunktivformen des Imperf. act. lauten im Deutschen ebenfalls gleich den Indikativformen oder werden mit dem Hilfsverb „werden" gebildet, also ich

liebte = ich würde lieben; diese letzteren Formen haben aber einen mehr minder ausgeprägten futurischen Sinn, d. h. beschreiben aus einem nach Art der futurischen Vergleiche (p. 300) strukturierten Gesamtkomplex, vgl. „ich nahm an, daß du mich liebtest" mit „ich nahm an, daß du mich lieben würdest". Dies gilt auch für die passivischen Formen: „ich nahm an, ich würde geliebt werden". Im Lateinischen lautet zum Indikativ imperf. amabam der Konjunktiv amarem, zu amabar amarer; das Modalzeichen ist hier nicht bloß e, sondern re, das noch genauer den Teil angibt, nämlich das Beschriebene als Teil des Gesamtkomplexes, und zwar ihn als abgetrennt determiniert, im temporalen Sinne als vergangen, ausgeschieden (ähnlich der Vorsilbe ge). Je nach der Einordnung des Beschriebenen in einen Gesamtkomplex des imperfektischen oder des futurischen Vergleiches hat amarem, amares usw. und amarer, amareris usw. eher einen imperfektischen oder eher einen futurischen Charakter und Sinn; beide sind stets implicite gegeben, je nachdem ist der eine oder der andere vorwiegend. Abgesehen von diesen Formen gibt es keinen Konjunktiv des Futurums. Die Konjunktivformen des Perf. act. sind im Deutschen den Indikativformen gleich — bis auf die 2. Pers. sing. (du habest geliebt — du hast geliebt) und plur. (ihr habet geliebt — ihr habt geliebt); im Passivum ist der Konjunkt. perf. mit „sein" gebildet, also „ich sei geliebt worden" zu „ich bin geliebt worden", wobei also „ich sei", „du seist" usw. Konjunktiv zu „ich bin", „du bist" usw. ist. Im Lateinischen wird auch der Konjunktiv des Perf. act. mit Formen von „esse" gebildet (s. p. 303), die an den „Perfektstamm" angehängt sind, also amavi — amaverim, amavisti — amaveris usw.; Modalzeichen des Konjunkt. ist er oder eri (vgl. hierzu auch die Indikativformen des Plusquamperf. amaveram, amaveras usw.). Im Passivum ist das Hilfsverb getrennt (p. 304); im Konjunk. steht sim, sis, sit, simus, sitis, sint, im Indikativ sum, es, est, sumus, estis, sunt, Modalzeichen ist hier i. Zu dem Plusquamperf. act. „ich hatte geliebt" gehört der Konjunktiv „ich hätte geliebt", auch „ich würde geliebt haben"; Modalzeichen ist in beiden Formen das e im ä bzw. ü; für die Form „ich würde geliebt haben" gilt das oben für die Form „ich würde lieben" Ausgeführte. Im Passivum lauten die entspr. Formen „ich war geliebt worden" und „ich wäre geliebt worden" oder „ich würde geliebt worden sein"; wiederum ist Modalzeichen des Konjunkt. das e im ä bzw. ü. Im Lateinischen gehört zum Indik. amaveram usw. der Konjunkt. amavissem usw.; Modalzeichen ist i und Doppel-s (vgl. eram ich war, essem ich wäre).

Die „indirekte Rede" verläuft im Konjunktiv; dieser zeigt die Möglichkeit an, daß die in indirekter Rede wiedergegebenen Worte so gelautet haben, wie angegeben, es wird aber nicht

(wie bei Wiedergabe in direkter Rede, also im Indikativ) behauptet, daß sie „wortgetreu", genau so gelautet haben. Die Funktion, auf die aus dem Vergleich geschlossen wird, ist hier das Sprechen, als Reihenfolge von Einzelfunktionen in Form der entsprechenden optischen oder akustischen modalen Aktualitäten (Wörter) dargestellt.

Der Imperativ beschreibt eine künftige Funktion. Ein Befehl wird ja auch oft in Form des Futurums gegeben. Dem Sinne nach kann man den Imperativ auch mit dem Hilfsverb „sollen" bilden, also statt „liebe", „gib" auch „du sollst lieben, geben" sagen; es wird da die Präsensform von sollen gebraucht, wie auch sonst die Präsensform imperativischen Sinn haben kann, z. B. in der Militärsprache. „sollen" ist svw. „schulden" (Nr. 233); es wird also ein Individuum quoad eine Funktion beschrieben, deren Leistung oder Unterlassung es nach Ansicht des Beschreibenden (Befehlenden) schuldet. Der Beschreibende vergleicht das (nachher mit dem Imperativ beschriebene) Individuum innerhalb eines gewissen Vorganges mit andern Individuen, deren Verhalten bekannt ist. Der Vorgang ist eine Reihe von Einzelheiten, und zu ihnen gehört die verglichene (befohlene) Funktion, sie ist somit für den Ablauf des Vorganges notwendig (integrierend). Hierbei ist es gleichgültig, ob der Vorgang normal oder abnormal ist: die befohlene Funktion ist nach Ansicht des Befehlenden allemal notwendig für den Gesamtablauf. Normal ist das unter Analogem Häufigste (p. 366, 1. Bd. p. 187, 4. Bd. § 4,2), das Durchschnittliche (Übliche); es hat eine Variationsbreite. Aber auch die abnormen Vorgänge haben ihre Regel- und Gesetzmäßigkeit, die man freilich nicht Norm, sondern Typus nennt (z. B. ein typischer Einbruch, eine typische Angstneurose, eine typische Lungenentzündung — im Gegensatz zur atypischen, die aber mit analogen Abläufen wieder eine Art Typus bildet). Es kann also eine normale und eine abnormale Funktion befohlen werden; ein normaler Mensch kann nur Normales befehlen und ausführen. Innerhalb der Norm gibt der Befehl die normgemäße (normative), außerhalb der Norm die typgemäße (typikale) Notwendigkeit an. Der Imperativ beschreibt also ein Individuum quoad eine künftige Funktion, die normaler- oder typischerweise stattfindet.

Für die 1. Person sing. gibt es keine Imperativform; ich kann mir einen Befehl nur in 2. Person, d. h. indem ich mich als zweite Person anspreche, erteilen. Der Befehl kann natürlich auch wortbegrifflich sein, in begrifflichen Worten bestehen. Diese Tatsache wird dämonistisch so gedeutet, daß „eine Stimme in mir spricht", daß „eine innere Sprache" existiert, ein δαιμόνιον, ein geheimnisvolles, unfaßliches „Wesen" mich als „zweite Person" antreibt oder hemmt, ermuntert oder warnt, als ein

sog. (gutes oder schlechtes) Gewissen lenkt und leitet; hiermit wird die weitere Tatsache verbunden, daß „in mir" Gefühlsreflexe ablaufen, die man ihrem Wesen nach noch nicht erkannt hat, somit ebenfalls dämonisiert und in diesem Sinne als Antrieb und Hemmung bezeichnet. Und diese biologischen Abläufe, die man mißversteht, als biologisch noch nicht versteht, werden als „Beweise" für die Existenz einer „Seele", eines guten und eines bösen „Prinzips" im Menschen, für die „Richtigkeit" der dämonistischen Zerlegung in Seele (Geist) und Leib wie überhaupt der dämonistischen Denkweise angeführt! Zu den dämonistisch gedeuteten biologischen Abläufen gehört auch „das Sittengesetz in mir", der hypothetische und gar der kategorische Imperativ (Kant). An Stelle eines Imperativs, den ich an mich als zweite Person richte, kann ich auch die Formel „ich soll .." setzen, aber auch die 2. Person, „du sollst .." mir gegenüber beibehalten. Im Plural gibt es eine Imperativform bestehend aus dem Zeitwort und folgendem wir, z. B. gehen wir! (vgl. lat. simus seien wir!) Hierfür auch „laßt uns gehen!", worin „laßt" oder „lasset" aber Imperativ der 2. Person ist und „ich" nur in „uns" miteingeschlossen bin. Auch „wir sollen gehen". — Das Analoge gilt für die 3. Pers. sing. und plur.

Die Imperativformen sind mit dem Individuum assoziiert, das aus dem (imperativischen) Vergleiche beschrieben wird. Hierbei ist mit der 2. Pers. sing. gewöhnlich die WS. des Verbums assoziiert, nicht selten (im Deutschen) mit angehängtem e (sei, geh, hab, lauf, steig, werde, liebe, renne! usw.); nicht selten wird auch der Infinitiv im Sinne des Imperativs gebraucht. Diese Formen geben die Funktion als eine allgemeine, eben normative oder typikale an. Im Latein. ist ebenfalls die WS. oder der Kern (p. 115) des Verbums Imperativ (es, ama, dele, lege, audi!), die Deponentia haben als Imperativ den Infinitiv mit Endung e statt i (hortare, verere, loquere, largire!). Der Imperativ der 2. Pers. plur. hat die Endung t, et (liebt, liebet!) wie die 2. Pers. plur. des Indikativ (s. p. 293); das t beschreibt die Anzahl als Einheit. Lat. amate, delete, hortamini, veremini! usw. Dem „du sollst", „er soll", entspricht im Lat. die Endung to, also amato du sollst, er soll lieben; to und so(llst) sind nicht weit voneinander entfernt und demgemäß bedeutungsähnlich (vgl. unter Nr. 233). Plural amatote ihr sollt lieben, worin te die Mehrzahl angibt; amanto sie sollen lieben, worin das n die Mehrzahl angibt (vgl. amat — amant).

Verbalnomina.

Der Infinitiv beschreibt eine Funktion einfach als solche, ohne Angabe eines bestimmten Individuums als funktionierend; es sind also alle Individuen, die eine gewisse Funktion ausüben

können, mit dem betr. Zeitwort assoziiert. Aber auch bezgl. der Individuen, auf die sich die Funktion erstreckt (Ziel, Empfänger), gibt der Infinitiv keine bestimmte Auskunft. Er ist in beiderlei Sinne „unbestimmt", „infinit". Die Infinitivendung ist im Deutschen en, sie ist an die WS. angehängt; sie determiniert die mit der WS. beschriebene Funktion als personell unbestimmt verlaufend (en gibt die Mehrzahl der Schwellen, das n-mäßig Iterative des Hingehens, das in Wiederholungen Dauernde, also in vielen Fällen Vorkommende an); vgl. p. 84. Im Lat. ist die Endung im Akt. re, im Pass. ri, womit ebenfalls das „Unbestimmte" mit Iteration (r, e, i schgf.) angegeben wird. Die Endung ist an den Kern (die Basis, s. p. 115) des Zeitwortes angehängt, also amā, delē, legĕ, audī; die Endvokale der Verbalkerne determinieren die mit der WS. grundsätzlich, d. h. als einmaligen oder allgemeinen Fall angegebene Funktion hinsichtlich ihrer Fortführung. So beschreibt WS. sec die Funktion schneiden als einmaligen oder allgemeinen Fall, jedes einzelne Schneiden (eines bestimmten Bewegungstypus usw.) ist sec; das a in secāre gibt nun an, daß die Funktion in einer langen, geraden, kraftvollen Reihe von Einzelakten sec erfolgt. In delēre gibt das zweite e die mit del beschriebene Funktion als eine weitreichende, eindringliche, immer neue Schwellen überschreitende Reihe von Einzelakten del an, während das kurze e der 3. Konjugation, z. B. in cadĕre, pendĕre, legĕre usw. das Kurz-Iterative des Gesamtverlaufes beschreibt. Das lange i der 4. Konjugation, z. B. in audire, venire, vincire usw. determiniert die Reihe der Einzelakte als fein-, engabgegrenzt, scharf eindringlich, ganz enge Schwellen passierend, also ähnlich wie ē, nur noch feiner, enger. Vgl. Nr. 271, 274.

Den Infin. fut. bilden wir im Deutschen, indem wir zum Infin. präs. „werden" zufügen (lieben werden). Im Lat. wird das Künftige nicht im Hilfsverb (esse), sondern in der Form des spezialisierenden Verbums ausgedrückt, indem dieses als Partic. fut. auftritt (amaturum esse); in amatūrus bezeichnet ūr die Höhle-Schwelle, in die das (liebende) Individuum (t) eingeht, und zwar als unbestimmbar weit (ū), worin auch das Iterative liegt (vgl. Nr. 56), amaturus beschreibt ein Individuum aus dem futurischen Vergleich. — Der Infin. perf. setzt sich aus dem Part. perf. und dem Hilfsverb haben zusammen (geliebt haben), im Lat. ist das Hilfsverb wieder „esse" (vgl. p. 303), es wird mit dem „Perfektstamm" amav verbunden zu amavisse.

Der Infin. fut. pass. wird im Lat. aus dem Partic. perf., das hier zu der unveränderlichen Form amatum erstarrt ist, und iri gebildet (amatum iri werden geliebt werden); dieses iri beschreibt reduplikativ die Schwelle, gibt also an, daß die mit „amatum" spezialisierte Funktion über viele Schwellen dahin-

schreitet, sich so in die Zukunft erstreckt (es mutet an wie ein Passivum zu ire gehen, erinnert somit an deutsche Formeln wie: wir wollen baden gehen, wir werden trinken gehen; natürlich bedeutet „ire" auch nichts anderes wie „[über die Schwelle] gehen", gibt also die Schwelle und das sie Überschreitende funktionell an — ähnlich wie „gehen" [p. 294], ἰέναι, skt., zd. i). — Der Infin. perf. pass. lautet amatum esse geliebt worden sein.

Das Partic. präs. wird mittels der an die WS. gehängten Endung end gebildet (liebend). Diese Endung beschreibt das die Schwelle n-mäßig überschreitende Stück (d), also das Individuum als „seiend", als hervorgehendes, abgetrenntes Stück — vgl. lat. ens, entis als Part. präs. zu esse (auch sens, s. Nr. 550), nhd. Ende, ent-, Ente, p. 84; „liebend" bezeichnet also ein Seiendes, ein Individuum, das liebt, ein Seiendes spezialisiert im Sinne „lieben". Ganz ähnlich das lat. amans, worin die Endung ns im Sinne von ens steht. — Vom Partic. perf. war schon die Rede: geliebt, s. p. 294, amatus, p. 297, 304. Nach diesen Ausführungen würde diese Wortform besser gemäß dem Lat. (participium aus pars und capere) als „Teilnehmeform" denn als „Mittelwort" bezeichnet *).

Gerundium. Der Infinitiv wird dekliniert: das Lieben, des Liebens usw. Im Lat. wird hier an die WS. nd angefügt, das das Funktionswort als abgegrenzt, seiend, als etwas Selbständiges (vgl. oben „end") determiniert, und dann werden die Deklinationsendungen angehängt: amandi, amando usw. Die hierzu passende Nominativform „amandus" hat dagegen passivischen Sinn und bedeutet svw. „ein zu liebender" (Gerundivum); auch hier determiniert nd die Funktion als etwas Selbständiges, nämlich ein solches, dessen jemand (us, a, um) teilhaftig wird; in diesem Sinne wird amandus dekliniert. Amandi heißt also svw. des Liebens und des zu Liebenden, das eine Mal gibt i den Teil (Genitiv!) des substantivierten amare, im andern Falle den Teil der Person an, zu dem das amare passivisch gehört. Die beiden äquivoken Wörter haben gleichen Sinn, nur ist in dem einen Falle das Wort als solches nicht wie im andern Falle mit einem Individuum assoziiert, auf das sich die so angegebene Funktion richtet.

δ. Laut- und Bedeutungswandel.

Unter Lautwandel versteht man die onto- und phylogenetischen Veränderungen der einzelnen Wörter. Diese Veränderungen

*) Mit „Mittelwort" bezeichne ich die substantivierten Funktionswörter, die die Aktiv- und die Passiv-, also die Sende- und Empfangeform implizieren, z. B. ist Anschauung Mittelwort zu anschauen und angeschaut werden, Wahrnehmung Mittelwort zu wahrnehmen und wahrgenommen werden usw.; vgl. EdS. § 7.

geschehen in einer gewissen Regel- oder Gesetzmäßigkeit, sind somit wichtige Daten für die vergleichende Sprachkunde. Sie sind Kennzeichen der entwicklungsmäßigen assoziativen Veränderungen in den Wortbezirken; hierbei ändert sich auch die phänomenal-phänomenologische Entsprechung, es werden also von einem Vorgange oder Individuum zunächst z. B. mehr das Agf., nachher mehr das Schgf. angegeben, z. B. angil — Engel usw. Die hauptsächlichen Typen dieser Veränderungen sind folgende.

1. Wortverstümmelungen. Bisher im Gange einer gewissen Reihe, also im Ablaufe eines gewissen Wortes mitaktuell funktionierende Wortzellen verändern sich derart, daß sie gemeinhin nur noch unaktuell an diesem Ablaufe beteiligt sind oder daß ihre Assoziation zu den bisher zugehörigen Wortzellen atrophiert. Es fallen also Buchstaben aus, und zwar im Anlaut, im Auslaut und im Innern des Wortes (Aphäresis, Apokope und Synkope).

a. Aphäresis: raus — heraus; rein — herein; naus — hinaus; rum — herum; num — hinum; laut, mhd. lūt, ahd. hlūt, hlg. lat. (in-)clutus, griech. κλυτός (s. p. 327); sum — esum; dens — edens, engl. story — historia.

b. Apokope: Fritz — Friedrich; Rudi — Rudolf, ahd. Hruodolf, angelsächs. Hrōdvulf (svw. Ruhmwolf, ruhmgierig); Elise — Elisabeth; Apoll — Apollo, Apollon; Rom — Roma; Pils — Pilsner; Auto — Automobil; Prinz — princeps; nich — nicht; ne — nein; hie und da — hier und dar; Pate — Pater; mdartl. mache — machen; Kassier — Kassierer; ju-dex — jus-dex usw.

c. Synkope: Kurt — Konrad, ahd. Chuonrat; Rolf — Rudolf; Cospoli — Constantinopoli; Eurasien — Europaasien; edle — edele; schönre — schönere; Mensch — männisch (Nr. 425); Ufa, Ifa, Ila, Bewag, I. G. Farben usw.; glaube — gelaube usw.; Händler — Händeler; gähm (sächs.) — geben; tela — texla; ala — axla; velum — vexlum; malle — magis velle (Nr. 358); altlat. poplus — populus; avant — ab ante; devant — de ab ante; del — de illo; lieu — locus; père — pater.

2. Worterweiterungen. Zu den Wortzellen, deren Aktualitäten ein gewisses Wort bilden, assoziieren sich gewisse Wortzellen, die bisher noch nicht oder nur unaktuell beteiligt waren. Es kommen also Buchstaben hinzu am Anfang, am Ende, im Innern des Wortes (Prothesis, Paragoge, Epenthesis).

a. Prothesis: strecken — recken; schreiben — reiben; treiben — reiben; blecken — lecken; Aster — Stern; esprit — spiritus; écrire — scribere; ὀμιχέω, ἀμέργω, ἀμέρδω, ἀμέλγω (Nr. 180, 82, 145, 403), ἐννέα (ἐν-νέα zu νέος, p. 321); als „unechte Prothesis" kann man das b in bleiben (beleiben), das g in glauben (gelauben) usw. ansprechen.

b. Paragoge: mache! (Imperativ) — mach!; lache! — lach!; unde — und (mit Apokope: un); Männer — Manne(n); Wälder — Walde(n); Geister — Geiste; Obst — Obs (Nr. 357); Axt — mhd. ackes, akes, ax.

c. Epenthesis: allenthalben — von allen Halben (ahd. allen halbon, halbe svw. Seite, Richtung); bisserl — bischen; Schatzerl, Freunderl usw.; Fähndrich — Fähnrich; nombre — numerus; fangen — fahen; jung — Jugend; Dienstag — diestag, Tios oder Zios Tag; genung — genug; nackend — nack(e)t; Mutter — Muter (nicht Vatter, aber Vetter, Gevatter); tutto — totus.

3. Versetzung von Buchstaben, also Änderung der assoziativen Reihenfolge der Buchstaben eines Wortes: Brunnen — Born; Brennstein — Bernstein; Schlag — Schalk (Nr. 547); gloire — gloria; trouble — turbula; Ross — horse; Mast — Stamm; Pott — Topp (Topf, gr. πότος Trank); tap(pen) — pat(schen); Berg — Grab; ren — Niere (rinnen, ῥεῖν), Mut — θυμός; forma — μορφή (p. 89); γεν — γνο (Nr. 527).

4. Ersetzung von Buchstaben.

a. Lautverschiebung (Substitution de consonnes, Grimm's law): cornu — Horn; χήν — Gans; genu — Knie; pater — father, Vater; to make — machen; tongue — Zunge; lat. f entspricht griech. φ, deutschem b (frater, φράτηρ, Bruder), griech. χ, deutschem g (fel, χολή, Galle) — usw.

b. Lambdazismus, Ersetzung des r durch l: Salvietta — Serviette (zu servare — salvare, Nr. 569); Maulbeere — murperi, morum (Nr. 59); Kilche (z. B. Kilchberg bei Zürich) — Kirche; Pilger — peregrinus. Ersetzung des n durch l: Orgel — ahd. organa, ὄργανον; Himmel — got. himins, engl. heaven (Nr. 342), Kümmel — cuminum. Ersetzung des d durch l: lingua — dingua; lacrima — dacrima; Ulysses — Ὀδυσσεύς, im Deutschen (usw.) oft mundartl. bei Aussprache des Zungen-r (Brauch gespr. Blauch).

c. Rhotazismus. Unter gewissen Verhältnissen tritt r an Stelle von s: honor — honos (Gen. honoris, vgl. flos, mos, ros usw.); edere — edese, esse (Nr. 550); Aurora — Ausosa; carmen — skt. çasman; eram zu (e)sum; er — es, got. is, lat. is; verlieren — verliesen (engl. to lose, vgl. Imperf. verließ, Subst. Verlies); frieren — friesen (vgl. „Gänsehaut" als „Friesel" bezeichnet).

d. Assimilation: Marschall — Marschalk (Nr. 547); Kamm — ahd. camp; verdammen — verdamnen; hatte — habte; assimilatio — adsimiliatio; empfangen — mhd. entvāhen, enphan, emphan, ahd. ant-, intfahen; Zwilling — ahd. zwinilinch; kamman aus kann man; wemman aus wenn man.

e. Dissimilation: πέφυγα — φέφυγα; bayr. Gurteltaube — Turteltaube; Kartoffel — Tartufflen (anno 1664).

f. Umlaut, z. B. Ersetzung eines a durch e, falls in der folgenden Silbe i steht, (Eltern — ahd. altiron; Engel — ahd. angil,

griech. ἄγγελος); ferner: Männer — Mann, Früchte — Frucht usw.

g. Ablaut, Vokalwechsel der WS. (nehme, nahm, genommen).

h. Brechung, z. B. Ersetzung eines I durch E, eines U durch O, falls die folgende Silbe ein a enthält (wegen in bewegen — got. vigan; Vogel — ahd. fogal, fugal, got. fugls, altsächs. fugal), usw. Lat. rapio — eripio, facio — efficio usw.

i. Assibilation, z. B. Ersetzung des wie K gesprochenen C durch einen Zischlaut vor i und e (Cicero sibilant gesprochen statt Kikero).

Ein Bedeutungswandel derart, daß die im Gange des Lautwandels vorkommenden Formen eines Wortes verschiedene Individuen, also jeweils ein anderes bezeichneten, findet nicht statt, nur wird eben das Individuum gemäß den Formen des Lautwandels verschieden beschrieben, und insofern liegt allerdings ein Bedeutungswandel vor, der in seinem Umfange genau dem Umfang der lautwandelmäßigen Veränderung entspricht. Meist handelt es sich da nur um unwesentliche Veränderungen. Bei den Wortverstümmelungen werden gewisse Teile des Individuums funktionell oder eigenschaftlich nicht mehr mit besonderen Buchstaben, sondern implicite, wie bei malle (Nr. 385), Minka (Nr. 441), usw. beschrieben, mit den übrigen Buchstaben angegeben, oder sie werden überhaupt nicht mehr mitbeschrieben; in rum (statt herum) liegt das he implicite im r, in hlut determiniert das h das l als aus der Höhle hervorgehend, sich an die Höhle anschließend, die mit ū vokalisch beschrieben wird, während in laut diese besondere Determinierung wegfällt, dagegen das Hervorgehende mit a — außer t — besonders angegeben wird, ohne daß das so eigenschaftlich Beschriebene wechselt (hlut und laut beschreiben gewisse akustische Reihen, ebenso clutus und κλυτός berühmt, worin c und k das l im Sinne des „plötzlich" und „langhin" determinieren, dagegen beschreiben Blut, Flut, Glut usw. andere Individuen) usw. Bei den Worterweiterungen kommen Determinierungen im Sinne von Spezialisierungen vor, so ist strecken ein spezielles recken, schreiben und treiben je ein spezielles reiben, blecken ein spezielles lecken (b-mäßig, d. h. weich-explosiv eine Schwelle machen, durch die etwas zunächst l-mäßig, d. h. gleitend, dann ck-mäßig, d. h. hart-explosiv hindurchgeht) usw.; oder im Sinne von Präzisierungen, so gibt fangen mehr das der Funktion eigentümliche Ängstliche, Einengende an, während fahen das Weithinreichende, Nachhaltige, Machtvolle betont. Bei den Umkehrungen wie Mast — Stamm usw. verläuft die Assoziation ambivers, doch kann jedes solcher ambiversen Wörter mit einem speziellen Individuum assoziiert sein, z. B. Burg und Grube, Berg und Grab (russ. χreb-et Berg), Schiff und Fisch usw. Besonders reich an Ambi-

versionen sind „primitive" Sprachen, so z. B. das Koptische: ab — ba Stein, åm — ma komm, ān — na Verzeichnis, år — ra machen, ken — nek zerschlagen, teb — bet Feige, sår — rås zerschneiden, teilen, fes — sef reinigen, peh — ḫep gehen, śnå — anś Wind, wehen usw., viele ambiverse Wörter haben je den entgegengesetzten Sinn (s. u.). Auch der Kindersprache sind Ambiversionen eigentümlich; ein beliebtes Kinderspiel ist das Verkehrtsprechen (als eine Art der kindlichen „Geheimsprachen"). — In den Fällen der Ersetzung von Buchstaben ändert sich der Sinn gemäß dem eintretenden Buchstaben, wird also das Individuum entspr. anders beschrieben.

Die Beschreibung eines Individuums und die Wortanalyse ist auf den verschiedenen ontischen und phylischen Entwicklungsstufen verschieden differenziert (präzis usw.), auch im Sinne der Ausführlichkeit, also der Anzahl der zugehörigen Wörter. In frühen Entwicklungsperioden gibt es viele Wörter, deren jedes eine gewisse Funktion oder Eigenschaft angibt, die in späteren Entwicklungsperioden zwiefach und zwar im Sinne des Vergleichs bezeichnet werden (sog. „Gegensinn der Urwörter*)). So gibt ägyptisch åfṭ eine Funktion an, die wir mit aufspringen, anderseits mit ruhen bezeichnen; åfṭ beschreibt lediglich einen bestimmten Bewegungsvorgang als solchen, ohne daß die Geschwindigkeit unterschieden wird, wir dagegen haben für die Geschwindigkeitsunterschiede dieser Bewegung verschiedene Wörter (s. Nr. 550, 1. Abs., p. 295), und zwar um so mehr, je mehr sich der mit einem sich so bewegenden Individuum assoziierte Wortkomplex ausbaut; die extremen Unterschiede der Geschwindigkeit geben wir mit den Wörtern aufspringen und ruhen an. Es ist klar, daß diese verschiedenen Bezeichnungen vielfältigen Vergleichen von derart sich bewegenden Individuen entsprechen; solche Vergleiche haben natürlich auch die alten Ägypter angestellt, aber unsere Hirnrinde ist so strukturiert, daß mit jedem Individuum, das sich so bewegt, gemäß der Geschwindigkeit ein ihr entsprechendes spezielles Zeitwort assoziiert ist, ein solches nämlich, das gemäß der Konfluenz der Beschreibung ($§ 33_{,1,a}$) einer bestimmten topischen Aktualitätenreihe entspricht ($§ 30_{,4.b,\gamma}$). Die Hirnrinde der alten Ägypter war, hinsichtlich des hier besprochenen Gegenstandes, weniger differenziert: die sich mit verschiedener Geschwindigkeit bewegenden Individuen waren allesamt mit einem einzigen Wortzellkomplex assoziiert, dessen Aktualitäten die zusammenfassende Bezeichnung aller Geschwindigkeitsunterschiede waren, also das Wort, das die bestimmte Bewegungsart (die wir unterschiedlich mit aufspringen und ruhen bezeichnen) in allen möglichen Geschwindigkeitsgraden einheitlich

*) S. Carl Abel, Über den Ursprung der Sprache, 1881, und Über den Gegensinn der Urworte, 1884.

beschrieb. Möglich, daß die Geschwindigkeitsunterschiede sich in einer verschiedenen Aussprache des Wortes åft phänomenologisch darstellten, jedenfalls koinzidierten mit den Beschreibungsreflexen zahlreiche solche Reflexe, die wir mit Gestik und Mimik bezeichnen, so daß die rel. geringe Differenziertheit der ersteren in Form gestischer und mimischer Konfunktionen (die natürlich aus dem gleichen phänomenalen Zellkomplex gespeist wurden) ausgeglichen, ergänzt wurde, wie das in der Schrift mittels beigefügter Abbildungen (Hieroglyphen) geschah.

Das ägyptische Wort ţem beschrieb eine Funktion, die wir mit zerschneiden, anderseits mit verbinden bezeichnen. Hier kommen nicht Geschwindigkeits-, sondern Lageunterschiede des bei der gen. Funktion Abgetrennten, also seiner Zugehörigkeit zu dem einen oder dem andern Individuum in Betracht. Zerschneiden wie verbinden, schneiden wie binden sind spezielle Bezeichnungen für das Schwellenstadium des Vorganges, Überganges; das Überschreiten der Schwelle ist Austritt aus der bisherigen Höhle, Umgebung, Zugehörigkeit und zugleich Eintritt in die andere Höhle, Umgebung, Zugehörigkeit, also Trennung und Vereinigung ein einheitlicher Vorgang (2. Bd. p. 283), den eben als solchen das Wort ţem beschrieb. Wir geben mit zerschneiden und verbinden die Funktion übergehen kinästhetisch differenziert an: das von A Abgeschnittene gehört zu B, ist mit B verbunden. Der Ägypter hatte hierfür nicht verschiedene Worte, sondern ein Wort plus begleitende Gestik.

Das ägyptische Wort ken beschrieb eine Eigenschaft, die wir mit stark und mit schwach differenziert angeben. ken beschrieb einfach eigenschaftlich die Intensität, Kraft, also die Statik (§ 30_3) von Reflexabläufen, speziell von Ausdrucksbewegungen der Skelettmuskeln. Den Intensitätsgrad gab ken nicht an, sondern die begleitende Gestik oder Hieroglyphe: soll ken stark bedeuten, dann steht hinter dem alphabetisch geschriebenen Wort das Bild eines aufrechten, bewaffneten Mannes, sollte ken schwach bedeuten, dann folgte das Bild eines hockenden, lässigen Menschen, und ähnlich wird die Gestik gewesen sein. Wir haben für die Intensitätsgrade verschiedene Bezeichnungen, zunächst zwei (stark und schwach), die für alle Fälle, die verglichen werden, zutreffen derart, daß der Schwache immer nur schwach ist im Verhältnis zu einem Stärkeren, dagegen stark ist im Verhältnis zu einem Schwächeren, also immer nur schwächer oder stärker sein kann als ein anderer. Die einzelnen Intensitätsgrade können aber besonders bezeichnet werden, etwa mit den Zahlen eines Ergometers usw. — je nachdem wie weit die hierhergehörigen Wortgebiete entwickelt sind. Ein absolutes schwach gibt es ebensowenig wie ein absolutes stark, wie überhaupt ein „Absolutes", d. h. aus der „Flucht der Erscheinungen", aus jeg-

lichem Zusammenhange Herausgelöstes, Unvergleichbares weder erlebt noch beschrieben werden kann (das Wort „absolut" hat ja auch realiter gar nicht diesen Sinn, vgl. 1. Bd. p. 420, 2. Bd. p. 114).

Analog beschreibt khelṡerī das Alter, das wir nach jung und alt auch wortlich differenzieren, doch bedeutet khel alt und ṡerī jung, also das ganze quoad Altersunterschiede gleichmäßig verwendete Wort svw. alt-jung; von der tatsächlichen wortlichen Differenzierung wird kein Gebrauch gemacht. sa beschreibt ästhetisch-ethisch, bedeutet svw. schön und gemein, niedrig (wie übrigens die ethische und ästhetische Beschreibung vielfach, bes. in der Kindheit konfluiert). kb beschreibt die Thermik: kb kalt, kep warm; baḥ voll, bak mangeln, meχ leer, meḥ voll beschreiben die Menge ȧs würdig, ȧs elend, gewöhnlich den Stand, usw. Der Beispiele gibt es viele. Alle diese Wörter verstehen sich übrigens gemäß unsern wortbiologischen Darlegungen, z. B. tem hlg. τέμνω gibt funktionell die Schwelle (e) der Höhle (m) und das sie Überschreitende (t) an, ȧft das langhingestreckte Gerade (a), das plötzlich (t) die Schwelle (f) überschreitet (ruht und aufspringt), vgl. etwa nhd. Saft, rafft, Kraft usw.), ken eigenschaftlich das von innen her (k) die Schwelle (e) n-mäßig Überschreitende (vgl. unser kennen, p. 351), hōp verbergen—enthüllen funktionell die Höhle-Öffnung und das sie Erfüllende, das Ein- oder Austretende (p) (vgl. etwa Hof), set wegwerfen-erlangen die Schwelle und das sie Überschreitende (vgl. etwa lat. sed, nhd. set-zen), usw. Daß das einzelne Wort gerade dieses und nicht ein anderes Individuum funktionell oder eigenschaftlich beschreibt, ist eine biologische (assoziative) Tatsache (p. 292).

Von einem „Gegensinn" dieser „Urwörter" kann man somit eigentlich nicht sprechen. Ein solches Urwort ist tatsächlich „einsinnig", wird also nicht „gegensätzlich" verstanden; terp benennt einfach eine bestimmte Art des Trennens, erst die zugefügte Geste (Abbildung) gibt an, ob das terp ein Nehmen oder ein Geben beschreibt, von der Geste (dem Bilde) geht die Differenz des Wortsinnes aus. Daneben gibt es ziemlich äquivoke Wörter, die den Beginn des wortlichen Differenzierungsvorganges erkennen lassen. So ist mo svw. nehmen, moi svw. geben, mu svw. Wasser, mue svw. Feuer (während das Wort kek urwortlich zusammenfassend die Helligkeitsunterschiede angibt, also das Feuer, Licht wie die Dunkelheit bezeichnet), baḥ svw. voll, bak svw. fehlen, mangeln, fek svw. voll, feñka svw. leeren, tschne svw. stark, tschnau svw. schwach, nabh Knecht sein, nahm befreien, sam dunkel, sem sichtbar usw. Je mehr sich die Wortbezirke differenzieren, desto mehr tritt die Geste (das Bild) in den Hintergrund, desto weniger geht die Unterscheidung des

Sinnes einer Beschreibung von den ein Urwort begleitenden gestischen oder zeichnerischen Darstellungen aus, desto mehr von den Wörtern selber. In einem sprachlich hochentwickelten Kulturkreis spielt die das Wort begleitende Gestik nur noch eine ganz bescheidene, immer aber charakteristische Rolle, ja man erkennt an dem Ausmaße (und der Art) der Gestik (Gestikulation) und Mimik geradezu den Entwicklungsgrad eines Zeitgenossen (an dem „Sprechen mit den Händen" also eine gewisse Primitivität, auch im Sinne der Neurose; hierzu das Pendant: die gestische, mimische Bewegungsstarre), einschl. aller möglichen, auch charakterologischen Eigentümlichkeiten.

Auch in andern Sprachen (gewiß in allen) finden sich solche, „Urwörter". So ist im Arabischen abbana svw. tadeln-loben, taattama sündigen-sich der Sünde enthalten, azrun Stärke-Schwäche, afida eilen-zögern, āla dick werden-dünn werden, abtara schenken-verweigern, ablahu einfältig-klug, bainun Trennung-Verbindung, ḥazwarun und mušibbun Jüngling-Greis, naǵlun Sohn-Erzeuger (vgl. Nr. 544) u. v. a. An diesen arabischen Wörtern zeigt sich die einsetzende oder fertige Differenzierung der beiden Bedeutungen darin, daß sie meist nur in einer Bedeutung in der Literatur vorkommen, in der andern von den Lexikographen verzeichnet oder von den Grammatikern der Vulgärsprache dieses oder jenes Stammes zugeschrieben werden; auch bei den in der Literatur in beiden Bedeutungen vorkommenden Wörtern überwiegt meist die eine, z. B. raǵâ hoffen-fürchten, meist hoffen, asarra geheimhalten-verbreiten, meist geheimhalten (Redslobs Abû Bakr Ibn al-Anbāriś Kitâb al-addād).

Weniger zahlreich sind die Urwörter in den indogermanischen Sprachen. Beispiele aus dem Sanskrit: ârât fernnah, bhara Fülle-bar, bhṛgu Fels-Abgrund, dara Grube, dharadara Berg*), dîrgha hoch-tief, lag zerschneiden - verbinden usw. Aus dem Griechischen: νέμειν geben-nehmen, ὀρέγειν verlangen-darreichen, πηγνύναι durchbohren-befestigen, σχολή Muße-Fleiß (vgl. Nr. 233), σπείρειν ausstreuen-sparen, ahd. speran, ὁλοός, οὖλος sanus, salvus, ὀλοός, οὖλος verderblich, pass. untergegangen (vgl. Nr. 569), δεινός (s. u. Nr. 132) usw. Aus dem Lateinischen: altus hoch-tief, cedere gehen-kommen, findere spalten-binden, winden, malus schlecht-melior besser (vgl. 351, 357), sacer heilig-verflucht (Nr. 569), sons wahr-schuldig (Nr. 569) usw. In den germanischen Sprachen finden sich Urwörter nur vereinzelt, sofern wir die Sprache der Erwachsenen untersuchen (z. B. achten, p. 321, frech, p. 329, Gift [zu geben] als Mitgift und als „Gift" usw.); dagegen sind Urwörter in der Kindersprache sehr häufig, ein Zeichen, daß die Urwörter tatsächlich Frühformen sind.

*) Vgl. hierzu übrigens kar Nr. 9.

Nicht selten bilden die Kinder eigne Wörter im Sinne der Urwörter, und diese gehen dann mehr minder rasch verloren, gemäß dem entwicklungsmäßigen Umbau der Wortzellen wie überhaupt der Hirnrindenzellen (usw.) und ihrer Assoziationen; oder die Kinder benutzen Wörter, die für die Erwachsenen gegensätzlich-einsinnig sind, als Urwörter. So werden z. B. gestern auch für morgen oder morgen auch für gestern, kurz auch für lang oder lang auch für kurz, kalt auch für warm oder warm für kalt (vgl. calidus warm und nhd. kalt, engl. cold, dagegen frz. chaud, engl. hot heiß) s. p. 88 ff., oben auch für unten oder unten auch für oben (vgl. Boden als Raum unterm Dach und als Erdboden), links auch für rechts oder rechts auch für links usw. angewendet oder solche Wörter auch verwechselt (links statt rechts usw.), bis sich allmählich die phänomenalen und phänomenologischen Differenzierungen vollziehen und so auch jedes einzelne Wort seinen bestimmten Sinn, d. h. seine spezielle wortanalytische Assoziation gewinnt.

Auch für den Ablauf des Laut- und des Bedeutungswandels gilt unser Satz: Gleiche Wörter beschreiben Gleiches und bedeuten auch Gleiches (p. 101). Je geringer oder größer die Wortdifferenzen, desto geringer bzw. größer die Bedeutungsdifferenz. So sind ägypt. mo nehmen und moi geben, moni stehen und monmen gehen, mu Wasser und mue Feuer, neh trennen und noh Band usw. nicht mehr als Urwörter anzusprechen. Und ebensowenig haben die Umlaut- und die Ablautformen der einzelnen Wörter den „gleichen Sinn", sondern beschreiben und bedeuten deklinatorische bzw. konjugatorische Modifikationen. Endlich ist noch an die Korrelationstypen zu erinnern, von denen ich p. 36 ff. gehandelt habe.

ε. Synonymie. Homonymie.

Synonyma sind die verschiedenen Wörter, die das gleiche Individuum als solches oder hinsichtlich einer gewissen Funktion oder Eigenschaft beschreiben. Das Individuum „als solches" wird vom Hauptwort als der zusammenfassenden Angabe aller seiner Funktionen und Eigenschaften, die einzelne Funktion oder Eigenschaft vom entspr. Tätigkeits- oder Eigenschaftswort beschrieben (§ 16, 18, $38_{3,a,\gamma}$). An zit. Stelle habe ich dargelegt, daß jedes Wort einer Gruppe von Synonymen ein Individuum oder eine Funktion oder Eigenschaft stets variativ beschreibt, also Synonyma im Sinne identischer Beschreibung nicht existieren. Das Hauptwort ist zwar, bes. als Eigenname biologische Zusammenfassung aller Funktionen und Eigenschaften des so-benannten Individuums, aber jedes solcher synonymen Wörter benennt eine gewisse Funktion oder Eigenschaft derart, daß alle übrigen konstitutiven Eigentümlichkeiten in diese Bezeichnung im Sinne

der biologischen Symbolik eingegangen sind, das Hauptwort also dem Beschriebenen konstitutiv am nächsten steht (1. Bd. p. 414); jedes der synonymen Hauptwörter beschreibt in dieser Weise das assoziierte Individuum sozusagen von einem andern Gesichtspunkt aus. Vgl. das Beispiel p. 63ff.: Pferd, Roß, Renner, Mähre, Gaul, Stute, Hengst, ferner betr. Eigennamen p. 69 ff. Die Verschiedenheit der einzelnen Synonyma entspricht genau der Verschiedenheit, in der sich das gleiche Individuum von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet präsentiert; so wird es auch gemäß den Korrelationstypen vokalisch-konsonantisch verschieden beschrieben. Dies gilt für alle Sprachen, auch für die Übersetzungen aus der einen in eine andere Sprache. So ist Pferd zwar die Übersetzung von lat. equus, griech. ἵππος, skt. áçvas, aber Pferd beschreibt das so-benannte Säugetier als das dahinschreitende, -ziehende (pf-mäßig die Schwelle passierende), während equus svw. das sich jäh-spitz („eckig") Erhebende (eq) und wieder Niederfallende (u), also Trabende, Galoppierende beschreibt, ganz ähnlich wie áçvas, worin das a die Höhe, Kraft betont, — wogegen ἵππος die Kürze, Schnelligkeit, Häufigkeit dieser Bewegung angibt (vgl. unser hippeln, ferner tippeln, trippeln, schnippeln, schnippisch usw.); die Bezeichnungen sind gewiß einander ähnlich, aber doch eben nuanciert. — Das Analoge gilt auch für die Funktions- und Eigenschaftswörter, wie leicht ersichtlich; vgl. „sehen" p. 56 ff.

Homonyma sind gleiche Bezeichnungen für verschiedene Individuen als solche oder für gewisse Funktionen und Eigenschaften. Aber auch hier gilt der Satz: Gleiche Wörter beschreiben Gleiches und bedeuten Gleiches. Ein Wort also, das für mehrere Individuen „zutrifft", beschreibt Gleiches an diesen Individuen, mögen diese auch im übrigen noch so sehr von einander verschieden sein.

Besonders reich an Homonymen ist die Sprache der hieroglyphischen Periode. So bezeichnet im Ägyptischen z. B. uaḥ das, was wir setzen, legen, arbeiten, Guirlande, Korn, Fisch nennen; daß man setzen, legen, arbeiten mit einem Worte „zusammenfassen" kann, leuchtet ohne weiteres ein (vgl. skt. WS. dha, griech. τιθέναι, p. 122); das hieroglyphische uaḥ gab die Höhle und das aus ihr Hervorgehende (als fgf.) an, und zwar funktionell, aber auch hauptwortlich, d. h. die Funktionsbezeichnung konnte auch als Hauptwort auftreten, wie wir ja das von allen Sprachen wissen (vgl. Verbalnomina, p. 308), und so wird es ohne weiteres verständlich, daß uaḥ auch Guirlande, Korn, Fisch bezeichnen konnte: es werden diese Individuen als aus der Höhle fgf. hervorgehend, hervorgegangen, determiniert mit ḥ (= hh), das auf die Vielheit hinweist, beschrieben, und diese Beschreibung war eben mit den gen. Individuen hauptwortlich, dazu mit vielen

andern als Funktionsbezeichnung assoziiert. Mit andern Individuen war uet' assoziiert: mit Pflanze, Gefäß, Opferkuchen, Szepter, Augenwasser, Steinart, als Funktionsbezeichnung bedeutete es svw. verletzen und als Eigenschaftswort svw. grün; auch uet' beschreibt die Höhle und das Hervorgehende, aber anders als uaḫ, nämlich mit Betonung der Schwelle (e) und Angabe des sie Überschreitenden mit e und t' (dieses t' wurde wohl ähnlich dem hebr. Waw oder Ajin gesprochen); daß so das Gemeinsame an der Pflanze, dem Opferkuchen, dem Szepter, auch dem Gefäß (als hohl und gedreht, vgl. Nr. 536) usw. bezeichnet werden konnte, leuchtet ein, auch daß uet' die Funktion verletzen (vgl. let-zen, wet-zen usw.) und die Übergangsfarbe grün (§ 32, 1, h) bei verschiedenen Individuen angeben konnte.

Auch alle andern Sprachen sind reich an Homonymen. In dem Wörterverzeichnis p. 126—289 finden sich zahlreiche Beispiele, ich nenne nur folgende: Aus dem Griechischen: σχολή Anhalten, Versammlung, Schule, Fleiß, Muße (p. 206, 317), μαρασμός Verwelken, Verdorren, Altersschwach-werden usw. (Nr. 17), μῦς Maus, Muskel (Nr. 209), μύειν schließen, schauen (Nr. 47), μυρίζειν (wie χρίειν) aufreiben, verletzen, ritzen, salben (Nr. 98), μορύσσειν (wie maculare) zerreiben, beflecken, besudeln (Nr. 116), μαραίνειν auslöschen, ersticken, aufreiben, hinschwinden (Nr. 132), νέω spinne, häufe (d. h. „spinne" = verbinde, z. B. die Scheite zum Scheiterhaufen), schwimme: alles svw. n-mäßig (windend, wellenartig) sich bewegen (skt. WS. sna, snu) — usw. — Aus dem Lateinischen: musculus (Nr. 47), murra (Nr. 53), mora (Nr. 54), mordere (Nr. 72), muscus, musca (Nr. 202, 200), mutare, mutus (Nr. 266, 269), mola (Nr. 316), malus (Nr. 357), virgo, virga (Nr. 425, p. 243), munus (Nr. 461), manus (Nr. 461), mentum, mentula (Nr. 472), sinus (Nr. 567), usw. — Aus dem Deutschen: Murmel, Murmeltier (Nr. 3), Mor (Nr. 5, 6), Mohr (Nr. 10), Meer, mehr (Nr. 11, 12), leeren, lehren (p. 136 Fußn.), Mar, Mahr (Nr. 15, 20), Mal, Mahl (Nr. 322, 324), Mark (Nr. 37), Marsch (Nr. 46), Schnur (Nr. 122), Schenkel als Glied des Körpers, Teil einer Maschine, eines Winkels (Nr. 128), vermessen (Nr. 163), matt, Matte (Nr. 253, 254), Metze (Nr. 262), Mädchen (Nr. 210, kleine Made, kleines weibliches Kind), Maul (Nr. 328), Mond, Monat (Nr. 431), Mandel (Nr. 433) usw. Die Beispiele der Homonymität lassen sich geradezu beliebig häufen.

Statt homonym sagt man auch äquivok, eine Äquivokation ist also ein „Wort mit verschiedenen Bedeutungen". Wir haben aber gesehen, daß es solche Wörter gar nicht gibt, sondern daß ein Wort, so oft es auch angewendet werden mag, immer nur Gleiches beschreibt und bedeutet. Gewiß war diese Tatsache vor der Psychobiologie noch unbekannt, und die Äquivokationen mußten bis dahin rätselhaft bleiben; auch klären sich viele Äqui-

vokationen erst im Zusammenhange mit entwicklungsgeschichtlichen Tatsachen der Völkerkunde, speziell der Sprachkunde völlig auf. Von besonderer Wichtigkeit sind hierfür wieder die Pubertätserlebnisse, zu denen ja auch sprachliche Entwicklungsschübe gehören; so sind viele Wörter zunächst nur Beschreibungen der einzelnen Akte der Pubertätsübergänge und geben erst bei späterem Ausbau der Assoziationen auch Analoges weniger-kritischer Vorgänge an. Z. B. bezeichnet ἔτυμος, lat. sonticus (Nr. 550, p. 277) zunächst den, der die Pubertätsprobe bestanden, den „Sündenfall" begangen und somit wahr, echt und schuldig geworden ist; auch unser „echt" (vgl. ἔχω habe, besitze, Nr. 13, p. 138) beschreibt das Überschreiten (zunächst) der Pubertätsschwelle, wobei erprobt wird, „ob der Mann etwas wert ist", beschreibt dann auch den, der die Probe bestanden hat, sich als „echt" und „recht" und — „schlecht" (schl-echt, schl-icht, Nr. 357) erwiesen hat, nunmehr auch — fgf. a für schgf. e! — ge-achtet ist, Achtung und — Aechtung genießt, in die Acht getan, in Acht und Bann erklärt wird (vgl. sacer, χριστός, gerieben und gesalbt, Nr. 89, vgl. auch ἄχθομαι usw., unter Nr. 211) — und beschreibt schließlich jeden und jedes, das die Probe bestanden hat (z. B. echter Stein, echte Briefmarke, echtes Gemälde usw.). Daß der „Echte" auch in die „Ehe" tritt, ist ebenso gewiß, wie Ehe mit echt (mitteld. das echt = die Ehe) — und übrigens auch mit „ewig" (p. 173; der Echte ist eben auch der Ewige, wie er der „Ehafte" = ehelich, ehrlich Geborene und der Eheliche = gesetzmäßig Verheiratete, Gatte ist) fam.-verw. ist. Die Verwandtschaft von echt und acht zeigt sich auch in ächt, einer Nebenform von echt, die eine Art Übergang von echt zu acht ist; anderseits hieß die Acht (= Achtung) angelsächs. die eaht, eht. Die Acht als Achtung und als Aechtung war mhd. aht, ahte, ahd. ahta. Was aber, fragt man, hat die Acht mit der Acht als Zahlwort (mhd. ahte, ahd. ahto, got. ahtáu, lat. hlg. octo, griech. ὀκτώ, skt. adhṭáu) zu tun? Nun, auch die Acht als Zahl ist svw. das, was herauskommt, das Ergebnis, nämlich einer Zählung über sieben hinaus oder einer Multiplikation von 2 mal 4, die zu Zeiten der Tetradenrechnung das Zählen abschloß; die Dualformen kennzeichnen also diese Zahl, dieses Herausgekommene als ein Doppel, nämlich von vier, und als später weitergezählt wurde, hieß die „neue" Zahl „neun" (mhd., ahd., got. niun, lat. hlg. novem [novus neu], nonus neunte, griech. ἐννέα mit prothetischem ε und geminativem ν zu νέος [νεϝος] neu, jung, skt., zd. návan) und die letzte Zahl der Dekadenrechnung „zehn" (mhd. zehen, ahd. zehan svw. das Herauskommende, die Schwelle Überschreitende und die Abgrenzung, Umfassung [vgl. ziehen, Zehe, zeugen usw.], got. taihun, mehr die Größe, das Umfassende als fgf. betonend, lat. hlg. decem,

griech. δέκα, skt. dáçan, ebenfalls svw. das Herauskommende, Umfassende [vgl. lat. decere usw., δέχεσθαι usw., Nr. 568]; vgl. auch „tausend", Nr. 355, auch got. taihuntaihund = zehnzehn, abgekürzt hund-ari, hund-ert [die Endungen geben das Umfassende, Mehrfache, Multiplikative an], analog lat. centum aus decendecentum, ἑκατόν aus δεκαδεκατον, skt. çatám aus daçadaçatam). — So bezeichnet und bedeutet „acht" in allen Fällen das Gleiche, gibt das eine Mal das pubertätliche Ergebnis, das andere Mal das rechnerische Ergebnis an, das Wort ist also das eine Mal mit dem Pubertätsvorgang, das andere Mal mit der Auszählung assoziiert, und es mag darauf hingewiesen werden, daß auch die Auszählung eine pubertätliche Prozedur war und ist (Auszählung der zur Probe, zum Examen, zum Militärdienst, zum Kampfe usw. zuzulassenden Individuen, numerus clausus, einer, der zählt, mit dem man rechnet, auch Prüfung auf rechnerische Fähigkeit, vgl. „der kann noch nicht bis drei zählen", svw. ist noch ein kleines Kind, usw.).

Ein anderes Beispiel. Reif ist ein kreisförmig geschlungenes Band, ein hölzernes oder eisernes rundes Spielzeug der Kinder (Reif- oder Reifenspiel, wobei der Reif, mit einem Stock vorwärtsgetrieben, sich dreht), Reif ist ferner gefrorener Tau, und reif ist der und das im Wachstum Vollendete. Das Wort ist schgf., bezeichnet also die Schwelle und das sie Überschreitende. Ist das Wort mit dem kreisförmig geschlungenen Band oder dem Spielzeug assoziiert, so beschreibt es diese Gegenstände als Rundungen, rund oder rundlich angeordnete Schwellen, Abgrenzungen, wbl.; ist es mit dem gefrorenen Tau assoziiert, dann beschreibt es diesen Gegenstand als um einen andern (z. B. die Zweige) herumliegend, ihn umhüllend, also wbl. oder als aus dem feuchten Dunst hervorgegangen, eben als gefrorenen Tau (vgl. Nr. 355), also ml.; endlich ist reif Bezeichnung für den die Pubertätsschwelle Überschreitenden (vgl. Reifeprüfung, reifen zu reiben, vgl. Nr. 98 usw., der Reife ist der im trophischen wie genischen Sinne „Geriebene", ein geriebener Kaufmann, Liebhaber usw.), dann für alle möglichen andern Individuen, die sozusagen die Kindheit hinter sich haben (reifes Obst, reife Kristalle, reifes Volk usw.). Das Wort „Reif" oder „reif" hat also gar nicht mehrfachen Sinn, sondern beschreibt immer das Gleiche an verschiedenen Individuen, mit denen es assoziiert ist, freilich einmal die Schwelle, das andere Mal das sie Überschreitende, immer aber (in spezieller Weise) das Schmerzstadium.

Das Wort Strauß bedeutet svw. das in vielen Teilen (s, r, ss) die Höhle (u) Füllende (t, a), wobei t und a die Größe, Gewalt, Macht (fgf.) angeben. Somit ist der Strauß Bezeichnung für das Getümmel der Kämpfer (auch Wortkämpfer) auf dem Kampf-

platz (u), in dem abgesteckten Ring oder Bezirk, dem Gericht usw., sodann für die zusammengefaßte (also in einer Höhlung befindliche) Menge Blumenstengel (der Strauß ist von der Hohlhand umschlossen oder gebunden oder steckt in der Vase, im Gefäß, ist auch am Hute oder Helme befestigt, somit Hut- oder Helmzier, auch aus blumen- oder pflanzenähnlichen Nachbildungen bestehend); endlich ist Strauß Bezeichnung für den bekannten Vogel, der einen Strauß von Federn trägt, ferner in Herden auftritt, sich tummelt — wie sich die Sperlinge geschwätzig (im „Wortkampfe") in großer Zahl tummeln und somit griech. στρουθοί hießen (überhaupt alle kleinen, in Mengen auftretenden, sich schreiend, schwatzend, piepend — στρουθίζειν — tummelnden Vögel, aber auch die größten Vögel, eben die Strauße, d. h. die Größe war nicht das Bezeichnete, sondern die Zahl der Versammelten, die sich schreiend usw. tummelten, sich zankten, miteinander kämpften und somit alle wie einer, einer wie alle στρουθός hießen (vgl. Vieh: das einzelne Tier und eine Gesamtheit von Tieren, λαός Nachkomme und Volk, Nr. 568, usw.). Das Wort Strauß beschreibt und bedeutet also immer das Gleiche, ist aber mit verschiedenen Individuen assoziiert. Vgl. zu στρουθός unser Strudel, trudeln, Rudel. — Weitere Beispiele nach Belieben.

Der Terminus „homonym" oder „äquivok" besagt also durchaus nicht, daß das gleiche Wort verschiedenen Sinn habe, sondern nur, daß es mit verschiedenen Individuen assoziiert ist, Gleiches an ihnen beschreibt. Die Wörter mit gleicher WS. und verschiedenen Erweiterungen (p. 311) und Endungen rechnet man nicht zu den Homonymen; homonym ist eben nur die WS., aber diese ist ja das Gemeinsame der famverw. Wörter, sie beschreibt und bedeutet in allen zugehörigen Wörtern das Gleiche. Die Erweiterungen usw. sind Determinierungen derart, daß die mit der WS. angegebene Funktion oder Eigenschaft als in einer bestimmten Weise modifiziert bezeichnet wird; an solchen Erweiterungen — abgesehen von den deklinatorischen und konjugatorischen — ist besonders reich die griechische Sprache (sie ist so auch zur Bildung zusammenfassender Fachausdrücke besonders geeignet, und die deutschen Sprachreiniger sollten hier nachsichtig sein!). So beschreibt die WS. ἀρ das Freude- und Schmerzgefühlige, das Gerade, Starke, Mächtige usw., kurz Männliche, das sich in eine Schwelle eindreht oder sonst r-mäßig einfügt (vgl. Arm, arma, p. 89, usw.), die Schwelle überschreitet. Hierzu einige Erweiterungen: ἄρα, auch ἄρ oder ῥα eine zusammenfügende, verknüpfende Partikel, als ἆρα im (negativ) fragenden Sinne (ἆρα μή; doch wohl nicht?), ferner ἀρά akustische, und zwar wortliche Verknüpfung, Verbindung zwischen Individuen, speziell Gebet und Fluch (vgl. religio,

1. Bd. p. 677 Fußn., auch unser Verfügung, mit jem. ein Gespräch anknüpfen usw.), daher die Ἀρά die Rachegöttin, ἀράομαι bete und fluche und ἀραῖος svw. fluchend und verflucht, in diesem speziellen Sinne also „wortlich verbunden mit . .", während das homonyme ἀραιός (att. auch ἀραιός, vgl. ἁρμόζειν fügen, ordnen, passen, ἁρμονία Fügung, Bindemittel usw.) svw. verbunden, gefügt und so „nicht aus dem Ganzen", undicht, dünn (Aräometer), schwach, wozu ἡ ἀραία die Weichen des Leibes, der Unterleib. Die akustische Verknüpfung kann auch eine andere wie die wortliche sein, und so ist ἀραβεῖν svw. rasseln, klirren, mit den Zähnen knirschen, ἀράζειν knurren (vom Hunde) und ἀράσσειν (ἀ-ράσσειν) rasseln usw., nämlich Bezeichnung für Geräusche, die heftigen Zusammenstößen, also „Verbindungen" zwischen zwei Körpern entsprechen, dann auch für diese Zusammenstöße selbst (vgl. unser rasseln, rasen, reißen usw., auch Rasse als Art-, Volks-, Kampfgemeinschaft *), Rassel als indianisches Pubertätsinstrument, ähnlich dem indonesischen Schwirrholz u. a. ursprünglich zur akustischen Prüfung der Jungen dienenden Radauinstrumenten, zu denen übrigens auch der Kehlkopf gehören konnte und kann, Rasselbande usw.). Die ἀράχνη ist die Spinne als Weberin, Zusammenfügerin und das Spinngewebe als Zusammengefügtes. ἀρείων (vgl. Arier) ist der gewaltige Füger, Verfüger (Nr. 212), der Herr, die Herrin, auch über Leben und Tod (vgl. die Parzen als Spinnerinnen, das Nornenseil usw.), und noch mächtiger, der Mächtigste, den man als den Besten, aber auch als den Schlimmsten (vgl. lieber, böser Gott, letzterer Teufel, p. 105 ff., p. 263) erleben kann, ist ἄριστος (wozu ἀρετή Kraft, Männlichkeit, Tugend, ἀρετᾶν taugen, ἀρετοῦσθαι gedeihen, ἀρήγειν helfen, beistehen, ἀρηγών Helfer). Der Herr über Leben und Tod ist auch Ἄρης, der Todes-, Kriegsgott (ind. Ahriman, vgl. Aar, ahd. aro), der an ἄῤῥην, ion. und altatt. ἄρσην svw. männlich, kraftvoll, eigtl. verbindungs-, heiratsfähig (also ἀρ genisch, kräftig svw. „potent") erinnert, wie ja Liebe und Krieg, Liebe und Tod engverbunden sind (vgl. u. v. a. ἔρος und ἔρις, s. u.); hierzu ἀρήν, ἀρνός usw. das junge Schaf, das Lamm, eigtl. das Junge in der Geburt, das in das weibliche Genitale Eingefügte, es Verlassende und insofern gegenüber dem wbl. Genitale Männliche, dann auch der Widder, das ml. Schaf (ἀρνείος), bei Theophrast der junge Schößling. ἀρόω ich ackere, d. h. füge ein — im trophischen wie genischen Sinne, also bebaue Land und befruchte, schwängere (ähnlich φαρόω, φάρω pflüge), vgl. unser Ar, lat. area das eingefügte Stück Land, abgegrenzte Fläche, Ackerland, auch Dreschtenne,

*) frz. race, ai. rāçih Haufen, Menge, Masse, lat. racemus Fruchtstand aus Beeren, Trauben (also aus Teilen zusammengefügtes Ganzes), ῥάξ, ῥαγός Traube, ῥακόω zerreiße usw.

arena (harena), hara Hürde für Gänse, Schweinstall, arēre in Teilen aneinandergefügt, somit trocken, dürr sein (s. ἀραιός, p. 324), daher arena auch Sand bedeutet, usw. ἀρύειν dagegen ist svw. schöpfen, Wasser herausheben (αἴρειν, ἀείρειν), also „fügen" im bes. Sinne von: einen Teil über den Wasserspiegel (die Schwelle) heraus-, hochheben, den Eimer usw. ins Wasser einfügen und dann aufziehen, und ἄρειν zusammenfügen, verbinden usw. — ar war die altgerm. Heilsrune, die Schönheit, Vollendung, Macht usw. bedeutete: Aar, Arier usw. Vgl. auch Nr. 212 ἄρειν, ἄρχειν, Nr. 472 ἄργυρος, p. 178 Fn. Ararat, p. 317 skt. arat, Nr. 558 lat. Endung are usw. Die Silbe ar kommt gewiß in allen Sprachen vor und bezeichnet überall das Gleiche; aus dieser Tatsache ist aber nicht etwa auf genetische Zusammenhänge dieser Wörter oder gar der Sprachen (und Völker) überhaupt zu schließen. „Arier" kann man auch mit „die Reinen" übersetzen, vgl. Nr. 64; der Sieger, Vollendete usw. ist eben „der Reine" (καθαρός, wovon aber „Ketzer" abgeleitet wird, vgl. sons usw. Nr. 550). — Sippverw. mit ar ist as, vgl. p. 178 Fn. Asien, Nr. 392 Askr, p. 278 skt. as, p. 278 Ase, p. 316 ägypt. ȧs usw.; ferner an, vgl. Nr. 429, 565, p. 242, 260 ff., 278 usw.; ferner al in all, alt, lat. altus (p. 278), frz. altesse Hoheit, Allah (p. 260 Fußn.), ἄλλος (Nr. 226, 293) usw. usw.

Die WS. ἐρ beschreibt in spezieller Weise die Schwelle und das sie Überschreitende (vgl. p. 77, 1. Bd. p. 150, 605). Einige Erweiterungen: ἔρα Erde (vgl. terra, terere eigtl. die Schwelle überschreiten, somit zerreiben, Nr. 223, terebra Bohrer, terrere schrecken usw.; vgl. auch werden, Nr. 550), ἔραμαι, ἐράω liebe, begehre, habe Gefallen an etwas, eigtl. überschreite die Pubertäts- (usw.) Schwelle, bin verbunden mit . ., Subst. ἔρως, ἔρος Trieb, Trachten, Verlangen usw., dazu ἔρις Streit, Kampf (um Besitz und Weib), ἐρίζειν streiten, d. h. eben die Schwelle überschreiten, ἐρανίζειν Beiträge einfordern, Geld einsammeln, ἐρέθειν, ἐρεθίζειν zum Kampfe reizen, fordern, dagegen ἐρείδειν drängen, stoßen, anlehnen, stützen, also auch wieder in nuancierter Weise die Schwelle überschreiten, ἐρείκειν zerbrechen, zerspalten, trennen, ἐρείπειν zerstören, einreißen, ἐρέσσειν trennen und so fortbewegen, ἐρέχθειν zerreißen, ἐρέφειν abtrennen im bes. Sinne von mit einem Dache versehen, auch umkränzen, ἔρημος abgetrennt, einsam (Eremit), vom Lande: verlassen, unbebaut, wüst usw. Auch ἔρω ich sage, ἔρομαι ich lasse mir sagen, ich frage, ἐρωτάω ich frage gibt ein Überschreiten der Schwelle, Eindringen (in Worten) an, ähnlich wie ἐρυέω, das den bes. Sinn von hervorfließen (ῥεῖν), sich von etwas trennen, von etwas ablassen, auch trans. etwas von einem andern trennen, zurücktreiben, -halten (ἐρύκω, ἐρύω) hat, usw. usw. (vgl. Eds. § 10, Anm. 2).

Die WS. ven beschreibt in spezieller Weise die Schwelle, enge Höhlung und das in sie ein-, aus ihr ausgehende, in ihr befindliche Gerade als schgf. So ist vēna Blutader die enge Höhlung und das in ihr fließende, vĕnus die genische Bezeichnung für die Überschreitung der Pubertätsschwelle quoad begleitende Gefühle (auch dämonistisch personifiziert als Venus Göttin der Liebe), venia ähnlich svw. Geneigt-, Gewogenheit, Gefälligkeit, vēnus (nur im Dat. und Akkus.) das Überschreiten der Schwelle von mir zu dir oder umgekehrt, somit der Verkauf, der Kaufpreis, den einer dem andern gibt, venenum Gift, Gabe (vgl. Mitgift), venerari svw. (religiös) scheu verehren, also in diesem besonderen Sinne lieben (vgl. vereri, p. 60), venari jagen, d. h. die Schwelle überschreiten im Sinne der Verfolgung, des Antreibens (auch quoad begleitendes Schmerzgefühl), vĕnire kommen, d. h. die Schwelle überschreiten (vgl. gr. βαίνειν gehen, βιβάζειν kommen lassen, bringen, skt. WS. ga gehen, gamájāmi lasse kommen, führe herbei, zd. WS. ga gehen, worin das die Schwelle ιν, ζ Überschreitende mit β, α, im skt. mit ga angegeben wird), vēnire (veneo) verkauft werden, vendere verkaufen (Stück d abgeben, wie emere, mercari, Nr. 88, svw. teilen, Teil erhalten bedeutet), ventus (vgl. Partic. perf. ventus) Wind, eigtl. der die Schwelle Überschreitende, Kommende und Gekommene, Gehende, Wehende (skt. vā wehen, gr. ἄϝω hauche, ἀϝήρ Luft mit dann ausfallendem Digamma, vgl. p. 242 Fußn.), venter Bauchhöhle, vensica, vesica Harnblase (Blase zu blasen, wehen, vgl. φυσάω blase, blase auf, blähe auf, φύσις das durch den Hauch (vgl. ψυχή! p. 262, 274), aus der Luft, aus dem Nichts, aus dem Urnebel, Gas Geschaffene, vgl. Nr. 522, das Geblasene und Blasende, φυσαλίς Blase, lat. pustula, nhd. Pustel, pusten; vgl. auch Blähung, flatus, wonach die Bauchhöhle, der venter ein „Blasebalg" ist; vgl. ferner ἔντερον, ϝέντερον das Inn-ere, spez. Darm, Eingeweide, lat. interus, intestinus; den venter als gefüllte, geblähte Höhle bezeichnet auch γαστήρ, verw. mit γαργαίρειν (Reduplikation) voll sein, wimmeln (vgl. Wamme, Wampe usw.), γάργαρα Haufe, γαργαρίζειν gurgeln, ἀγείρειν sammeln usw., skt. gar herbeikommen und ghas essen, verschlingen, gaṭháras*) Bauch — wozu übrigens zu vergleichen unser Gast svw. der Herbeigekommene, die Schwelle s Überschreitende (a fgf.) und sich so mit uns Verbindende, spez. zur gemeinsamen Mahlzeit, an der er als hospes, altlat. ghospes teilnimmt oder bei der er als hostis, ghostis gefressen wurde (man wußte ja nicht, ob der ξένος, der Fremde Freund oder Feind war), ferner Geist, mit Betonung

*) Auch udáram, griech. hlg. ὕστρος, ὑστέρα Mutterleib (vgl. διός, ὗς, Nr. 544), lat. uterus, vgl. Mutter, Nr. 245; ὑστερεῖν hinter, später sein, ὑστερίζειν hinterherkommen usw., svw. aus der Höhle herausgehen, nachkommen, Nachkomme sein.

der Schwelle, der Erscheinende, zunächst als luftig, später auch als begrifflich, engl. ghost — „komm, Herr Jesus, sei unser Gast!" —, got. gaisjan in usgaisjan jem. erschrecken, weiterhin als luftig oder gasig — p. 15f. — auch das bei der Gärung Erscheinende, Hervorgehende, z. B. der Weingeist, das Sumpf-gas usw. — vgl. Gatte, Nr. 527, Gott, Nr. 522, „Gott ist ein Geist..", Joh. 4, 24.).

Nicht ganz selten sind deklinatorische oder konjugatorische Formen andern Wörtern aequivok. So ist z. B. lauter Komparativ zu laut und ein Positiv, der svw. rein bedeutet, endlich ist lauter svw. nur (lauter brave Leute). „laut" beschreibt in spezieller Weise die Höhle und das sie Füllende, aus ihr Hervorgegangene, in sie Aufgenommene (a, t), mhd. lut, ahd. hlut, lat. hlg. in-clutus, griech. κλυτός (p. 311); es gibt speziell Akustisches an als das ins Ohr (als Öffnung-Höhle) Aufgenommene, nachdem es eine andere Höhle (Mundhöhle) verlassen hat, — vgl. κλύειν hören, λύειν lösen, die Höhle verlassen, κλυτός svw. der Gehörte, auf den man hört, und auf den sich das Gehörte richtet, von dem man spricht, der genannt wird, also berühmt ist, und dieser ist auch der λυτός der Gelöste, Erlöste, der die Pubertätsprobe bestanden hat, groß geworden ist usw. Der Laut ist also das ausgeschiedene und aufgenommene Akustische (vgl. Lied, Nr. 388), und laut ist seine eigenschaftliche Beschreibung, und zwar bes. hinsichtlich der Helligkeit; lauter ist das aus den Lauten quoad Helligkeit Ausgeschiedene, Abgesonderte, sich Abhebende (Komparativendung -er, vgl. Nr. 223) eigenschaftlich bezeichnet, und eben das aus der Menge Ausgeschiedene ist „lauter" im Sinne von rein (vgl. merus, mirus, Nr. 62, 64), sowohl als Bezeichnung des Einzelwesens wie einer Gesamtheit solcher („nur"). Sonach hat lauter stets komparativische Bedeutung. Vgl. zu κλύειν hören, κλύζειν spülen, reinigen, lat. cluĕre, später cluĕre svw. höre, werde genannt, heiße und cluĕre reinigen (cloaca), ferner zu λύειν lösen, λούειν waschen, lat. luere, lavare, lautus (f-luere fließen), zu lösen Losung als Kot des Wildes, als Losungswort (Parole, Schibboleth), als Ertrag (was einer löst), Los, losen, liesen (= lieren in verlieren, to lose) usw.

Das Wort „klang" als „der Klang" und „es klang" beschreibt das eine Mal funktionell, das andere Mal substantivisch ein akustisches Individuum, und zwar entweder als vw. weiblich, agf., falls Angst-A gesprochen wird, determiniert mit l als schgf. und k fgf. (Hinweis auf das Ml.), auch quoad Bewegungstypus, oder als vw. männlich, falls Freude-A, wobei ng die passierte Öffnung-Schwelle angibt usw. Die imperfektische Bedeutung von „es klang" ergibt sich aus der Tatsache, daß diese Beschreibung aus einem gewissen Vergleich erfolgt (p. 298 ff.), das Wort als solches aber hat genau den gleichen Sinn wie das Substantiv;

das funktionell beschriebene „es" ist zunächst Bezeichnung für Akustisches, dann auch für das „klingende" Optische usw. — Weitere Beispiele nach Belieben.

ζ. Haupt- und Nebensinn.

Jedes Wort kann nur einen, nämlich seinen Sinn (= seine Bedeutung) haben, wie es nur einen, „seinen" phänomenalen Komplex beschreiben kann. Es kann aber ein bestimmtes Wort gleiche Individuen oder Gleiches an verschiedenen Individuen beschreiben, und zwar derart, daß der beschriebene gleiche Komplex das eine Mal das ganze Individuum, das andere Mal ein mehr minder großer Teil eines Individuums ist, das „nach" diesem Teile bezeichnet wird. So ist z. B. Bank Bezeichnung für ein um etwas (b, a, k) Gekrümmtes (ank agf., vgl. bang, fangen, Ranke, krank, Nr. 569, usw.) und das in der agf. Krümmung, Öffnung-Schwelle Befindliche, aus ihr Hervor-, in sie Eingehende (ba, k), also für die Öffnung-Schwelle und das darin Befindliche; speziell ist Bank assoziiert mit der bekannten Sitzgelegenheit, die eng ist, den Sitzenden eigentlich gefangen hält und ursprgl. für den (Pubertäts-)Prüfling bestimmt war (Folterbank, Fleischbank!) und als Schulbank, Gerichtsbank usw. heute noch ist. Eine Form dieser Bank ist die Bank der Geldwechsler auf den mittelalterlichen Märkten, die τράπεζα der Alten; banco rotto war die zerbrochene Bank (rumpere zerbrechen, ruptus zerbrochen): einem betrügerischen oder zahlungsunfähigen Geldwechsler (Bankier) wurde zur Brandmarkung die Bank zerbrochen, also das Geschäft geschlossen und der Bankrottierer schwer bestraft. Und heute heißen die Riesenunternehmungen der Finanzwirtschaft immer noch Banken (nicht Bänke, wie die andere Pluralform lautet, die speziell für Bank als Gartenbank usw. gilt). Der Sinn von Bank hat sich also keineswegs geändert, nur wird mit Bank einmal ein Totum, ein Ganzes (Gartenbank usw.), das andere Mal pars pro toto, ein Teil fürs Ganze (Bank als Geldinstitut) angegeben.

Die Tatsache also, daß eine Bank als Geldinstitut noch in vielen andern Worten beschrieben werden kann und daß diese Beschreibung von der einer Schulbank verschieden ist, darf nicht zu der Meinung verführen, daß „Bank" beide Male einen andern Sinn habe und somit ein Sinn- oder Bedeutungswandel oder ein Doppelsinn vorläge (vgl. auch die Beispiele zur Homonymie, p. 319 ff., und zum Bedeutungswandel, p. 313 ff.). Der Sinn eines Wortes ist nicht identisch mit dem Gesamtsinn der Gesamtbeschreibung eines Individuums als solchen oder gar als eines Teils eines größeren Ganzen. Auch die Übersetzung eines Wortes in mehr oder minder sinnähnliche Wörter darf nicht dahin miß-

verstanden werden, daß verschiedene Wörter identischen Sinn hätten oder daß sich der Sinn eines Wortes bis zur Identität übereinstimmend mit einem andern Worte darstellen ließe; solche Übersetzungen sind vielmehr Umschreibungen, Erläuterungen. Der Sinn (die Bedeutung) eines Wortes ist eine abgegrenzte wortanalytische Reihe; auch für den Wortsinn gelten die Ausführungen der p. 61 ff. über die assoziative Abgrenzung der Beschreibung. Ein bestimmtes Wort kann aber in verschiedenen Zusammenhängen auftreten, gemäß den phänomenalen Zusammenhängen, und hierbei wird sehr häufig pars pro toto angegeben, mit einem Worte also (auch) ein größeres Gesamt, dessen Teil das Beschriebene ist, gekennzeichnet: dann ist auch der Sinn dieses Wortes nach Art des pars pro toto in den Gesamtsinn der Gesamtbeschreibung, in das Sinnganze eingegliedert, und in solchen Fällen kann man, sie von denen, in denen ein Wort und sein Sinn in andere größere Ganzheiten eingegliedert ist oder für sich eine Ganzheit darstellt, unterscheidend, von einer Sinnerweiterung, demnach von erweitertem Wortsinn im Gegensatz zum eigentlichen Wortsinn sprechen, nicht aber von „Doppelsinn". Ein Wort kann mehrfältig angewendet werden, d. h., wie beschrieben, mit mehreren Individuen assoziiert sein, aber es kann nicht mehrfältigen Sinn haben. (Über „Mißverständnisse" s. p. 334.)

Demnach kann auch von einem Haupt- und einem Nebensinn eines Wortes nicht derart die Rede sein, daß man meint, ein Wort könne einen zwiefachen Sinn überhaupt oder einen ranglich zwiefachen Sinn haben, sondern nur insofern, als ein Wort häufiger mit dem einen als mit dem andern Individuum, die es als solche oder an denen es Gleiches beschreibt, assoziiert vorkommt, oder insofern, als das an zwei Individuen mit einem Worte beschriebene Gleiche bei dem einen das Ganze oder einen großen Teil, bei dem andern einen kleineren, zurücktretenden Teil ausmacht und so auch der Wortsinn „eigentlich" oder „erweitert" ist.

Das Wort „frech", mhd. vrech, ahd. freh, frech, verw. mit frei, freien, Freiheit, frisch usw., hatte schon im Ahd. einen Sinn, der sich mit den Worten kühn, tapfer, frischen Mutes, keck und dreist, „allzu frei", habsüchtig erläutern läßt. Man sagt, frech hätte einen Doppelsinn gehabt, einen guten und einen schlechten Sinn. Tatsächlich beschrieb und beschreibt aber frech einfach in spezieller Weise den die Schwelle Überschreitenden eigenschaftlich, einen andern Sinn hat das Wort nie gehabt und wird es nie haben. Nun kann aber der die (Pubertäts-)Schwelle, Grenze Überschreitende (der sich „etwas herausnimmt", vgl. Nr. 233, 539) noch mit andern Worten eigenschaftlich beschrieben werden, z. B. mit den genannten, deren Bedeutungen je sich in mehr minder großem Ausmaße mit der von frech überschneiden oder

decken, ihr ähnlich sind (Sinninterferenz)*). Das Wort frech kann also mit einem Individuum assoziiert sein, das weiterhin mit kühn, tapfer usw. beschrieben wird, oder mit einem solchen, das weiterhin mit dreist usw. beschrieben wird oder mit beiden oder mit einem Individuum, das weiterhin sowohl mit kühn, tapfer usw. als mit dreist usw. beschreiben wird. In unserer Zeit ist frech vw. mit solchen Individuen assoziiert, die weiterhin mit dreist, zudringlich, aggressiv usw. beschrieben werden; kühne, tapfere Individuen werden kaum mehr (auch) mit frech bezeichnet. So wird denn auch frech „übersetzt" oder erläutert mit dreist, zudringlich usw., nicht mehr mit kühn, tapfer; dabei hat sich aber der Sinn von frech keineswegs geändert, wenn auch der Sinn von frech jetzt fast nur noch in der Sinnganzheit vorkommt, zu der auch der Sinn von dreist, zudringlich usw. gehört. Wie die ethische (usw.) Klassifikation „gut" und „schlecht" (usw.) zu verstehen ist, wird im letzten Abschnitt dargelegt werden.

Das Analoge gilt für den Sinn von sons, sonticus (Nr. 550), arg (Nr. 472), sacer (Nr. 569), echt, geachtet und geächtet (p. 321), Kerl (p. 77), Täter (p. 105 ff.), fertig als svw. abgekämpft, unfähig und vollendet, erledigt als svw. abgetan und beendet, schlecht „im Sinne" von verwerflich und „im Sinne" von recht (schlecht und recht, schlicht, Nr. 357), frei im Sinne einer Anerkennung und (weniger) im Sinne eines Tadels, letzteres in allen Fällen, in denen die andere Partei frei ist oder zu sein glaubt (es gibt — kranke — Zeiten, in denen sogar der Anspruch auf nationale Freiheit verpönt ist! [geschrieben 1930]), usw.; vgl. auch die „Urwörter", p. 314ff. Viele solcher Wörter galten zunächst für den Pubertätsübergang, der aus der kindhaften Gebundenheit in die Freiheit des Erwachsenen führte (p. 321, 380), also in einer mehr minder gewaltsamen Beseitigung des Oberhauptes (Vater, Mutter, Gott, Obrigkeit) bestand, jetzt darin besteht, daß das Kind der elterlichen Obhut entwächst, selbständig wird, den Eltern „über den Kopf wächst", und im Sinne von „gut" und „böse" beschrieben wurde und wird (vgl. die Sühnzeremonien der Völker nach vollbrachter Pubertätstat); später gelten solche Wörter auch für die Beschreibung weniger kritischer Vorgänge, ohne daß aber ihr Sinn sich ändert.

Die Tatsache der Eingliederung eines Wortsinnes in ein größeres Sinnganzes zeigt sich auch an den Korrelationstypen (p. 36 ff.). Es kann z. B. ein superfeminines Individuum quoad einen bestimmten männlichen Anteil bezeichnet werden (K.-T. 3), der Sinn dieses Wortes also zum Sinnganzen der Gesamtbeschreibung dieses Individuums gehören; man darf dann nicht meinen,

*) In diesem Sinne ist auch das Zeichen svw. (so viel wie) zu verstehen.

daß der Sinn dieses Wortes, sofern er nach dem Tropus „pars pro toto" auftritt, ein anderer sei wie in dem Falle, in dem er selbständig oder in andern Zusammenhängen auftritt. Alle schgf. Wörter können z. B. sowohl die Schwelle wie das sie Überschreitende, also ein schgf. Weibliches und seinen ml. Partner angeben, aber der Sinn des Wortes ist in dem einen Falle kein anderer wie im andern Falle. Dies gilt allgemein.

Ein Wort kann Genisches und Trophisches beschreiben *): es wird dann Gleiches auf den beiden Gebieten angegeben, der Wortsinn ändert sich dabei nicht; z. B. ist „Frucht" Bezeichnung für ein Eßbares und für ein Kind, in jedem Falle beschreibt das Wort Gleiches, nämlich nach K.-T. 2 das aus der Höhle (u) über die Schwelle (f, r, ch) Hervorgegangene (f, r, ch, t), vgl. „Fracht", das nach K.-T. 1 das in der Höhle Befindliche angibt und fast ausschließlich Trophisches beschreibt; „stoßen" beschreibt Trophisches und Genisches funktionell, in jedem Falle bedeutet es svw. heftig, kräftig eine Öffnung-Schwelle (o, ss) setzen, die Öffnung-Schwelle passieren, usw. So kann jedes Wort auch genisch „aufgefaßt" werden, d. h. eben auch Genisches beschreiben, und die Erotomanen (Genitomanen, 1. Bd. p. 602) und Zotologen, mögen sie Naturburschen oder „Wissenschaftler" sein, exzellieren in dieser „einseitigen" Auffassung, ja auf ihr werden immer mal wieder ebenso großartige wie grundsätzlich verkonstruierte und so brüchige weltanschauungsmäßige Lehrgebäude begründet (z. B. um 1900 Freuds, Jungs Libidinismus). Vgl. auch § 27,4.

Viele Wörter sind an verschiedenen Beschreibweisen (Konfluenz der Beschreibung, § 33,1,a) beteiligt, z. B. schlecht, gut (sogar als klassifikatorische Bezeichnungen) an der pragmatischen, ethischen und ästhetischen Beschreibweise (s. Abschn. 6); man gebraucht also schlecht „im Sinne" von falsch, fehlerhaft, unrichtig (die Arbeit hast du schlecht gemacht, er hört schlecht), im Sinne von ethisch-schlecht (schlechter Kerl) und von häßlich (vgl. schlechter Geschmack, Geruch, schlechte Farbenkomposition, Musik usw.), aber dabei ist der Sinn von schlecht immer der gleiche: es gibt in spezieller Weise eigenschaftlich das Schwellenstadium an. Dies auch, sofern schlecht einen größeren Komplex, an dem auch andere Gefühlsspezies beteiligt sind, nach dem Tropus „pars pro toto" bezeichnet, z. B. die „schlechten Geschmäcke" (2. Bd. p. 547), die „schlechten Düfte" (2. Bd. p. 561).

η) Begriffsbestimmung.

Die genaue Abgrenzung dessen, was ein Wort beschreibt und was es bedeutet, nennt man Begriffsbestimmung (Nominaldefinition). „Begriff" bezeichnet substantivisch zunächst gewisse

*) Man nennt solche Worte „zweideutig"; damit ist aber nur ihre zweifache Anwendbarkeit bezeichnet.

Muskelfunktionen (also koordinative Reihen), an die sich gewisse taktile Reihen anschließen; die Muskeln können dabei optische Aktualitäten sein. Das Begriffene ist zunächst ein optisches gegenständliches Individuum, das, worauf ich meine Hand lege, was ich in die Hände bekomme (Berühren, Handauflegen, Schlagen als Geste der Besitzergreifung [1. Bd. p. 345; 2. Bd. p. 470]), vgl. handeln, behandeln, jem. etwas zuschlagen, manu capere, manceps, manucipium, Emanzipation, princeps [Nr. 30], χείρ Hand und χέρης, Komparativ χείρων untertan, in der Hand eines Mächtigeren befindlich usw., s. Nr. 130), was ich in Gewahrsam nehme, bewahre — und so überschneidet sich der Sinn von begreifen mit dem von bewahren, gewahren, wahrnehmen (vgl. Nr. 550, p. 279), wobei die Wörter mit der Vorsilbe be die Funktion als genau gerichtet, zergliedernd, untersuchend angeben (p. 294 Fußn.); greifen ist svw. (in spezieller Weise) die Schwelle überschreiten, (g-reifen, reiben, sch-reiben, γ-ράφειν usw.), somit abteilen, einen Teil abgrenzen und so in sich aufnehmen (vgl. Vogel, Greif, Gruft usw., auch Graf, mhd. grave, greve [nhd. Gräfe], zu γράφειν, also svw. Schreiber *)). Dieser Sinn bleibt erhalten, auch so oft das Wort begreifen oder Begriff in Zusammenhängen, als Teil eines Sinnganzen auftritt (vgl. vorigen Abschnitt). So kann man gewisse Wörter, ja jedes Wort als „Begriff" bezeichnen, indem man die Beschreibung als ein zergliederndes Aufnehmen eines phänomenalen Individuums bezeichnet; gewöhnlich werden aber nur „zusammenfassende", d. h. mit mehreren Individuen assoziierte Wörter als Begriffe bezeichnet. Für die gegenständlichen Vorgänge wird das Wort Begriff kaum mehr angewendet (im Gegensatz zu Griff, Angriff); die bisher als „Begriffe" bezeichneten Wörter zieht die Psychobiologie vor Abstrakta zu nennen (1. Bd. p. 414 f.), indem dieser Name dem Wesen dieser Wörter genauer entspricht (sie fassen ja eigentlich nicht zusammen, sondern sind nur mit verschiedenen Individuen assoziiert, an denen sie Gleiches bezeichnen). Die Psychobiologie nennt nur die Aktualitäten der Idealzellen, die Erinnerungen, Begriffe (§ 28). Für das gefühlliche (1. Bd. p. 698 Fußn.) und gegenständliche Wahrnehmen ist, wie gesagt, das Wort Begriff so wie so schon nicht (mehr) gebräuchlich. — Ferner ist das gegenständliche Wahrnehmen eine Vorstufe des „Erinnerns", d. h. der Aufnahme ins „Innere" (vgl. sehen und wissen, p. 57), die Erinnerung gilt in der außerhalb der psychobiologischen Einsicht stehenden Menschheit als „ein Inneres" im Gegensatz zu der „unabhängig vom Menschen existenten gegenständlichen Welt" oder gar „jenseitigen Welt" und ist somit das eigentliche

*) Das Schreiben war einst eine seltene Kunst und ein Schreiber (= Gelehrter) hochangesehen, auch als Beamter (Geheimschreiber, Minister, Kämmerer usw.) — vgl. Kardinal eigtl. svw. Türsteher, Torwächter zu cardo.

„in sich aufnehmen", „begreifen", „auffassen" (kapieren, capere, concipere, Konzeption usw.); für die Psychobiologie ist die Erinnerung eine Erscheinungsform des Objekts, die regelmäßig eine geringere Veränderungsgeschwindigkeit als der erinnerte Gegenstand hat und insofern die Dauerform des Gegenständlichen, das vom Gegenstand im Sinne einer biologischen Entwicklung herausgelöste Dauernde, in dauernden Besitz Übergeführte, Ergriffene, das Ergebnis eines Begreifens, das Begriffene oder der Begriff ist. Und die Kollektivbegriffe sind wiederum die Ergebnisse von Zergliederungen und Verschmelzungen (Begreifungen) der Individualbegriffe.

Wir können somit das Wort „Begriffsbestimmung" nicht anders verstehen denn als definierende Beschreibung der Begriffe, d. h. dessen, was an einem Gefühl oder Gegenstand begriffen = erinnert wird; die definierten Begriffe können phänomenale oder phänomenologische sein, die Begriffsbestimmung also auch eine definierende Beschreibung von Wortbegriffen sein. Diese Beschreibung kann wie jede andere eine wortgegenständliche oder eine wortbegriffliche sein. Die Begriffsbestimmung ist eine spezielle, nämlich definierende Beschreibung der Gefühle und der Gegenstände aus der Erinnerung; sie unterscheidet sich von andern Beschreibungen darin, daß der idealische Anteil besonders groß ist und daß sie „definiert", d. h. das Besondere des Beschriebenen (natürlich aus Vergleichen) herausstellt, vom Worte also den besonderen, eigentlichen Wortsinn angibt, der nun stets dem Besonderen des assoziierten phänomenalen Individuums genau entspricht.

Die Präzision der Begriffsbestimmung nimmt gemäß der Entwicklung der Hirnrinde zu und erreicht mehr minder hohe Grade, ist also bei den einzelnen Menschen jeweils verschieden. Diese Verschiedenheit liegt innerhalb oder außerhalb der normalen Variationsbreite, und demgemäß „verstehen sich" die Menschen oder „reden aneinander vorbei". Das heranwachsende Kind „versteht" von den Worten der Erwachsenen um so mehr und versteht dies um so „besser", je mehr sich die kindliche Begriffsbestimmung der erwachsenen annähert; hierbei ändert sich entwicklungsmäßig der Wortsinn so, wie sich das Wort und das damit Beschriebene ändert, also im Sinne der Zunahme der Präzision, der Mehrung der assoziativen Zusammenhänge, innerhalb deren ein Wort (und das von ihm Beschriebene) auftritt, also der „Erweiterung" bei gleichbleibendem eigentlichem Wortsinn (p.329). Die Tatsache, daß ein Wort in verschiedenen Zusammenhängen und Beschreibweisen auftreten kann, wird gewöhnlich dahin mißverstanden, daß man annimmt, das Wort habe seinen Sinn geändert; und hierin sind weitere Schwierigkeiten in der gegenseitigen Verständigung gegeben: nicht gar selten tritt z. B.

während einer Unterhaltung ein Wort bei dem einen Menschen in einem andern Zusammenhange auf wie bei seinem Partner, denkt also der eine in einem andern Sinnganzen wie der andere. Auch hier gibt es eine normale Variationsbreite. Das neurotische (hypertrophische, infantilistische) begriffliche Denken, das ja immer auch spezielle Begriffsbestimmungen aufweist, also das Denken der Neurotiker (Neurastheniker und Hysteriker), soweit dieses Denken neurotisch ist, liegt angrenzend an (fast-)gesunde Denkgebiete außerhalb der normalen Variationsbreite, und noch weiter entfernt von der Norm verläuft das Denken der Irren (sog. Geisteskranken). Das kranke Begriffsdenken ist aus allen möglichen Entwicklungsstufen der Begriffe und ihrer Assoziationen zusammengesetzt, es ist sozusagen stufenartig aufgebaut, dazu krampfartig-verkompliziert und differiert insofern mit dem (harmonischen, einfachen) Denken des Gesunden (s. mein Buch „Erkenntnistherapie für Nervöse" sowie 6. Bd.). Dieses kranke Denken ist gerade bei „Denkern" nicht selten anzutreffen, aber vor der Psychobiologie war die Diagnose höchstens in besonders schweren Fällen möglich — und der Zwangsdenker mit seinem verbildeten Gehirn war und ist schon gar nicht ohne weiteres in der Lage, sein Denken als krank zu erkennen, die Diagnose anzuerkennen. Mit solchen Leuten ist eine Verständigung um so schwerer zu erzielen, als das hypertrophierte begriffliche Denken vielfach von hypertrophierten Gefühlsabläufen, also Affekten (1. Bd. p. 531 Fußn.) begleitet ist, so daß jede sachliche Darlegung, sofern sie von der „Meinung" des Neurotikers verschieden ist, jede leiseste Kritik als persönliche Beleidigung aufgefaßt und „auf Leben oder Tod" bestritten wird. Wo es sich um Streit und nicht um die Sache handelt, nützt die genaueste Begriffsbestimmung nichts; sie ist aber unerläßlich gegenüber dem Neurotiker, der sich anschickt, den Heilweg zu beschreiten.

„Mißverständnisse" sind also Differenzen der Begriffsbestimmung; sie können ins Krankhafte reichen. Entwicklungsmäßige Differenzen gehören zur Norm, können aber auch krankhaft sein. Mißverständnisse unter Angehörigen einer gewissen Entwicklungsstufe werden um so weniger vorkommen, je präziser die Begriffsbestimmungen und je mehr sie (innerhalb dieser Gruppe wenigstens) Allgemeingut sind. Für die Wissenschaft ist eine klare Begriffsbestimmung, bes. der Fachausdrücke, ebenso unerläßlich wie die Fähigkeit der Beteiligten, die Begriffsbestimmungen der andern nachzudenken, ihre Sprachlichkeit zu verstehen und erst auf dieser Basis, also auch ohne Affekte, zu diskutieren.

4. Die Sätze.

Ein Satz ist eine syntaktische Wortreihe, ein assoziatives Wörtersystem, also ein aus mehreren Wörtern bestehendes

phänomenologisches Individuum. Was für jedes Individuum gilt, gilt auch für den einzelnen Buchstaben, das einzelne Wort, den einzelnen Satz: die das zusammengesetzte Individuum bildenden Aktualitäten sind solche aller Gefühlsspezies, vw. aber der einen, nach ihr kann das Individuum klassifikatorisch benannt werden. Es gibt also vw. hunger-, angst-, schmerz-, trauer- und freudegefühlige oder kürzer Hunger-, Angst-, Schmerz-, Trauer- und Freudesätze, dazu natürlich die nach den Gefühlsnuancen benannten Haß-, Ekel-, Neid-, Reue-, Trostsätze usw. Wie jeder Buchstabe und jedes Wort, so entspricht auch jeder Satz quoad Gefühligkeit gemäß der phänomenal-phänomenologischen Assoziation, die nach einem der drei Korrelationstypen (p. 36 f.) verläuft, dem so-Beschriebenen, ein Hungersatz also einem vw. hungergefühligen Individuum oder einer vw. hungergefühligen Situation (Mehrheit von Individuen), wobei freilich das so-Beschriebene nach K.-T. 1 oder 2 oder 3 beschrieben und im übrigen ein mehr minder großer Teil eines Gesamt sein kann (ein Spezialfall der Partialität aller Beschreibung, p. 27 f.) — eines solchen Gesamt, das vw. zu einer andern Gefühlsspezies gehören kann wie das aus ihm Beschriebene.

Gemäß dem K.-T. 2 wird eine weibliche Anordnung nach dem männlichen Partner, also nach dem in ihr befindlichen, aus ihr aus- oder in sie eintretenden Geraden, d. h. mit männlichen Buchstaben, Wörtern, Sätzen beschrieben, indem die Wortzellen aus dem zu der weiblichen Anordnung partnerischen männlichen Komplex ihre Zuflüsse erhalten; gemäß K.-T. 3 wird eine weibliche Anordnung nach ihren männlichen Anteilen beschrieben, doch ist in beiden Fällen (sowie in den Fällen, in denen männliche Anordnungen nach K.-T. 2 oder 3 beschrieben werden) der dominierende Vokal mit mehr minder zahlreichen andern Vokalen und auch Konsonanten determiniert, ein Tatbestand, an dem wir ja gerade den K.-T. erkennen. Der Satz „die Halle ist leer" beschreibt ein weibliches Individuum hauptwortlich nach K.-T. 2 oder 3, wobei das fgf. a mit dem hgf. h und den schgf. lle sowie mit dem Artikel determiniert ist, ferner zeitwortlich, also funktionell sowie eigenschaftlich nach K.-T. 1 und zwar quoad Schwelle („ist leer" fast ganz — bis auf das t — schgf.); der Satz ist ein (vw.) weiblicher und zwar ein vw. schgf., die Dominanz des betonten a in Halle wird übertroffen von den zahlreichen schgf. andern Buchstaben des Satzes. Der Satz „die Halle ist gefüllt" ist ein männlicher Satz, und zwar auch ein vw. schmerzgefühliger, der Satz „die Halle ist rund" ein weiblicher, „die Halle ist lang, gerade" ein männlicher Satz usw. — Zu einer freudegefühligen Situation kann ein hungergefühliger (usw.) Anteil gehören, der beschrieben wird (1. Bd. p. 578 ff.; 2. Bd. p. 531 ff.); das Gesamt der Situation ist vw. fgf., aus ihr wird aber ein hgf. (usw.) Anteil beschrieben;

man darf den beschriebenen Anteil nicht mit dem Gesamt verwechseln oder identifizieren, auch nicht in dem Falle, daß pars pro toto beschrieben wird, der Anteil also nicht definiert, sondern als symbolische Darstellung des Ganzen (mit entspr. Nuancierung) beschrieben wird.

Unter Beachtung dieser Tatsachen ist die dominierende Gefühlsspezies eines Satzes sozusagen zu errechnen; dies ist die Methode der Klassifikation der Sätze quoad Gefühlsspezies. Zu beachten ist, daß der Gefühligkeitsgrad der Buchstaben und Wörter hierbei nicht mitspricht. Auch die Änderungen des quantitativen Verhältnisses der in einer Wortzelle anwesenden Eronen der verschiedenen Gefühlsspezies bleiben bei dieser Klassifikation unberücksichtigt; diese Veränderungen bleiben innerhalb der Spezifität der Zelle, also eine Hungerzelle bleibt unter allen Umständen eine Hungerzelle, ihre Aktualität bleibt bei allen möglichen Nuancen (vw.) hungergefühlig (1. Bd. p. 206 ff.). Es kann also z. B. auch aus einer Angstsituation ein Hunger- oder Freudesatz usw. gesprochen oder geschrieben werden, er wird allerdings entsprechend nuanciert, also um so stärker angsthaltig sein, je größer der Angstanteil der mit dem Hunger- oder Freudesatz beschriebenen phänomenalen Teilsituation ist.

Auf einer gewissen, d. h. der jeweiligen Entwicklungsstufe der Denkzelle wechselt der Gefühligkeitsgrad der Aktualität im Rahmen der Spezifität (§ $27_{,1}$) regelmäßig koinzident mit einem An- bzw. Abstieg der Intensität der zugehörigen sensilsympathischen Reflexe (p. 355, 360, 371, 1. Bd. p. 247 f., 563 f. usw.); Gefühlsaktualitäten können in den Ablauf der gegenständlichen, auch der wortgegenständlichen Reihen interkurrieren. Der An- und Abstieg des Gefühligkeitsgrades eines Buchstaben usw. entspricht der Zu- und Abnahme des sympathogenen Anteils am sensorischen Eronenstrom, doch kann sich auch je nach der biologischen „Schaltung" (1. Bd. p. 400) der sympathische Eronenstrom nur an dem zugeordneten innern Organ ausdrücken; im ersteren Falle ist die Sprache „gefühlvoller", im letzteren Falle „ruhig" oder nur wenig höhergefühlig, während z. B. „rasendes Herzklopfen" stattfindet (1. Bd. p. 219 Fußn.). Hierbei kann sich also das quantitative Verhältnis der in der Wortzelle anwesenden Eronen der verschiedenen Gefühlsspezies (im Rahmen der Spezifität) ändern, also z. B. der Angstgehalt auch der hunger- oder schmerzgefühligen usw. Aktualitäten zunehmen, so daß diese entspr. nuanciert auftreten; es geht sozusagen eine Angstwelle durch den ganzen Komplex. Solche Veränderungen prägen sich auch im Ablauf der phonetischen und der graphischen Ausdrucksbewegungen aus (z. B. ängstlich erregte Sprache oder „zittrige" Schrift), also im Rhythmus des Sprechens und des

Schreibens. Der sympathogene Anteil an diesen sensorischen Reflexen kann so groß sein, daß wir (nicht ganz korrekt) von „Gefühlsausdrücken" sprechen (p. 44f.). Die ihnen entsprechenden Buchstaben, Wörter und Sätze, sofern wir da noch von Sätzen reden können, sind auch beim Gesunden rel. gering artikuliert, bestehen nur aus wenigen Buchstaben, die sich wiederholen (z. B. huhu, hoho, hehe, wehweh, hihi, haha, hahaha, lalala usw. gemäß den kindlichen Lallworten) oder sich zu langen Reihen ausdehnen (z. B. aaaah, ooooh, äääh, mmmh usw., geschrieben āh, ōh, m̄h), Reihen, die wir mit lachen, kichern, staunen, ächzen, heulen, schreien, wimmern, schluchzen, lärmen, toben usw. bezeichnen.

Anderseits kann der sympathogene Anteil zurücktreten und der ideogene Anteil, also die Zahl der aus der idealischen Sphäre in die sensorischen Reflexbahnen (und dann in die modalen Wortzellen) übergehenden Eronen ansteigen; man beschreibt dann „aus der Erinnerung" (mit oder ohne interkurrente idealische Aktualitäten), und demgemäß verlaufen die Rhythmen und die Reihen der Aktualitäten spezifisch-anders („besonnene Redeweise"). Vgl. 1. Bd. p. 219, 704.

Alle diese Abläufe liegen inner- oder außerhalb der normalen Variationsbreite, sind also gesund oder krank. Der Stotterer z. B. ist sprechkrank derart, daß hauptsächlich der Angstanteil der phonetischen Reflexe hypertrophisch ist, so daß besonders, wann diese Angstreflexe in hoher Funktion sind, die phonetischen Angstmuskeln sich krampfig kontrahieren, usw. (s. Bd. „Erkenntnistherapie"). Die Ausdrucksrhythmen und ihre Veränderungen gehören zu den Persönlichkeitsmerkmalen, die man Temperament und Charakter nennt (s. 5. Bd.). Auch an den phonetischen und den graphischen Rhythmen ist also Temperament und Charakter (auch als normal oder krank) zu erkennen.

Die grammatikalischen Satzformen sind zunächst verschiedene assoziative Reihen, angeordnet gemäß dem Ablauf der phänomenal-phänomenologischen Assoziationen, dann aber auch unterschieden quoad Tonhöhe der einzelnen Satzteile, also quoad Satzmelodie und endlich quoad Gefühlsnuancen (wie oben beschrieben). Die Gefühlsnuancen der Wortaktualitäten entsprechen dem Wechsel der Komposition der aktuell funktionierenden Wortzellen. Im Verhältnis zu den konstatierenden Sätzen sind — immer im Sinne der gen. Gefühlsnuancen — die Fragesätze mehr hunger- oder angst- oder schmerzhaltig, die Antwortsätze mehr schmerz- oder trauer- oder freudehaltig, die Wunschsätze mehr hungerhaltig, die „Willenssätze" sind Wunschsätze einer höheren Entwicklungsstufe (das Kind wünscht, der Erwachsene will, vgl. EdS. § 55 und

ds. Werk 5. Bd.) und wie die Befehlssätze (Warnung, Gebot, Verbot, Verwandte der Willenssätze) je nachdem mehr hunger-angst-schmerzhaltig oder mehr schmerz-trauer-freudehaltig, die Bittsätze mehr hunger- oder angst- oder schmerzhaltig, die Tadelsätze (auch Beleidigungen usw.) mehr schmerzhaltig, die Lobsätze (Anerkennungen) — mehr freudehaltig usw. Die Urteilssätze *) sind Konstatierungen, und zwar einfach beschreibende (indikative) Sätze oder im weiteren Sinne aus einem ganzen Beschreibungskomplex hervorgehende „Schlußfolgerungen", als solche (hervorgehend) mehr schmerz-trauer-freudehaltig; über die einzelnen Formen der Urteile s. die Lehrbücher der Logik.

Die Sätze sind grammatikalisch negierende und affirmierende. Ein Tatbestand kann in negierender und in affirmierender Form beschrieben, z. B. die Eigenschaft „groß" auch mit „nicht klein", die Funktion „arbeiten" mit „nicht faulenzen" angegeben werden; der Unterschied ist der, daß im ersten Falle nicht aus einem aktuellen Vergleich beschrieben wird, wie das im zweiten Falle geschieht. Der Satz „der Tisch ist nicht klein" entspricht einem aktuellen Vergleich des Tisches mit andern und zwar kleineren Tischen; er hat antithetischen Charakter, ist gegen die mögliche oder tatsächliche Behauptung, der Tisch sei klein, gerichtet. Dagegen ist der Satz „der Tisch ist groß" eine einfache Konstatierung; es gibt zwar weder ein „absolutes" groß noch klein, sondern „groß" bedeutet immer nur svw. „größer als" (2. Bd. p. 483) und ist als Positiv die unbestimmte metrische Bezeichnung für alle Individuen von einer gewissen Ausdehnung an, die größer ist als die der mit „klein" bezeichneten Individuen (vgl. „warm" und „kalt", § 35, 1, c und p. 88 ff.); aber die vielen Vergleiche, die zu der Gruppenbezeichnung „groß" und „klein" (usw.) entwicklungsmäßig hingeführt haben, sind regelmäßig nicht mehr aktuell (also vergessen), sobald wir „groß" oder „klein" sagen. Mit der negierenden („negativen") Form wird ein Individuum eigenschaftlich oder funktionell aus dem Vergleich mit einem Individuum beschrieben, das die angegebene Eigenschaft oder Funktion hat. Der Satz „der Tisch ist nicht klein" besagt nicht etwa, daß die Eigenschaft klein überhaupt nicht existiere, sondern daß sie einem mit dem beschriebenen verglichenen, also (mindestens) begrifflich existenten Individuum zukommt; ein Individuum, eine Funktion, eine Eigenschaft kann natürlich

*) Urteil, mhd. urteil, urdeil, ahd. urteil, urteili, angels. ordal (wovon mittellat. ordalia svw. Gottesentscheidung) usw. Urteilen svw. auf das ur, or, den Ursprung hin teilen, untersuchen, woher etwas kommt, entscheiden, Urteil, Ur-teil svw. Teil des Ur, das sich bei der Untersuchung auf den Ursprung, der Erforschung, Zerlegung eines Ungeklärten, aus einer res occulta wie aus einer dunkeln Höhle sich Ergebende, aus dem Ur Hervorgehende, „das" Erkenntnis, woher etwas kommt. S. Nr. 540.

nicht „nicht existieren". Die Negierung „nicht" tritt hier also in der Beschreibung der interpolaren Verhältnisse auf; wir verwenden sie auch in der Beschreibung der polaren Beziehung, z. B. seiend: nichtseiend usw., aber auch in diesem Zusammenhange, also innerhalb eines andern Sinnganzen hat „nicht" einen spezifischen, „seinen" Sinn, den, den es immer hat (s. EdS. § 9 Anm.). „Nicht" ist ein weibliches, negatives Wort und mit dem negierten weiblichen oder männlichen Wort zusammen eine weibliche, negative Formel, die den ganzen Satz, zu dem sie gehört, als negativ kennzeichnet. Die weiblichen, negativen Sätze sind die Hunger-, Angst-, Schmerzsätze (letztere, soweit sie Schwellen, Weibliches beschreiben), die männlichen, positiven Sätze sind die Schmerzsätze (soweit sie Männliches beschreiben), Trauer- und Freudesätze. Das Wort „nicht" ist aber nicht integrierender Bestandteil der negativen, sondern nur der negierenden, verneinenden Sätze, einer Klasse der negativen Sätze. Affirmierend, bejahend sind alle Sätze ohne negierende Partikel, alle nicht-verneinenden Sätze; zu ihnen gehören auch negative (z. B. ich habe Hunger). Ob ein Satz negativ, weiblich oder positiv, männlich ist, erkennt man nach der eingangs angegebenen Methode.

Die Haupt- und die Nebensätze unterscheiden sich in der Art wie die Haupt- und die Nebenwörter, vgl. p. 62 ff. Der Hauptsatz ist konstitutiv das Gesamt, der Nebensatz eine Spezialisierung. In dem Satzindividuum „ich freue mich, daß du gekommen bist" ist „ich freue mich" konstitutiv das Gesamt dieser Beschreibung, der Nebensatz die Spezialisierung; in dem Satzindividuum „das Weib, das du mir zugesellt, verführte mich" ist der Hauptsatz konstitutiv das Gesamt, der Nebensatz die Spezialisierung dieses Gesamt, zu dem er gehört. Für die Klassifizierung quoad Gefühlsspezies ist der Hauptsatz maßgebend.

5. Die Begriffe der Wortbezirke.

Die Begriffe der Wortbezirke (die Wortbegriffe) habe ich schon im § 33_2 erläutert. Im Anschluß an die Darlegungen über die Tempora (p. 297 ff.) ist noch hinzuzufügen, daß auch die Wortbegriffe in einer um so höheren, d. h. von der Modalität um so entfernteren Zone liegen, je geringer ihre V.-G. ist, und zwar je im Verhältnis zu den zum gleichen System gehörigen Wortbegriffen, die der Modalität näher liegen, und Wortgegenständen. Ich kann also Buchstaben, Wörter, Sätze wiedererkennen, vergleichen, wie ich phänomenale Individuen wiedererkennen, vergleichen kann (§ $28_{5 \text{ u. } 6}$), d. h. die Wortgegenstände verändern sich geschwinder als die je zugehörigen Wortbegriffe. Demgemäß gilt auch für die Topik der Wortbegriffe das über die Topik der Phänomenalbegriffe Ausgeführte (§ $30_{4, b, 7 \text{ u. } 8}$, § 31_4). Im Verhältnis zur Topik der Wortgegenstände ist die

topophile Symbolkomponente des je zugehörigen Wortbegriffes ein „Vergangen", im interindividuellen Vergleich auch ein „Künftig" (2. Bd. p. 133 f.); im ersteren Falle stellt der Wortbegriff dar, wie das zugehörige gegenständliche Wort gelautet hat, im letzteren Falle (auch), wie ein erinnertes Wort künftig gegenständlich lauten wird (beides möglicherweise, eben erinnerungsgemäß); dazu kommen in gewissen Fällen die hellseherischen Wortbegriffszellen (§ 23). So wie wir die phänomenalen gegenständlichen Individuen aus der Erinnerung beschreiben können, so auch die Worte, indem an den aus den modalen Wortzellen zur phonetischen oder graphischen Muskulatur fließenden Eronen rel. zahlreiche ideogene (aus den zugehörigen idealischen Wortzellen ins sensorische Gebiet einfließende) Eronen beteiligt sind (vgl. § $28_{,2,c}$); man nennt diese Art der Beschreibung nicht ganz korrekt „Beschreibung der Begriffe", hier also der Wortbegriffe.

Wir beschreiben also auch die Wortindividuen, wie p. 297 ff. für die Phänomenalindividuen ausgeführt, quoad grammatikalisches Tempus. Zu dem gegenständlichen Satz „ich liebe" gehört der individual-begriffliche Satz „ich liebe", die Erinnerung an jenen. Wird der jetzt gesprochene Satz „ich liebe" mit sich selber, wie er war, also im Sinne des mittelbaren Individualvergleiches verglichen, dann hat der Individualbegriff im Verhältnis zu dem rezenten gegenständlichen Satz eine topophile Symbolkomponente „Vergangen"; und wird der gegenständliche Satz aus dem mittelbaren Individualvergleich und so aus der Erinnerung beschrieben, dann kann diese Beschreibung nur lauten „ich liebte". Der Satz „ich liebe" kann imperfektisch nur mit „ich liebte" beschrieben werden, nicht etwa mit „ich sagte, ich liebe (daß ich liebe)"; im letzteren Falle wird das Imperfektum von „ich sage" mit der Spezialisierung, was ich sage, angegeben, nicht aber die Vergangenheit von „ich liebe" als gegenständlichem Satze. Das Imperfektum „ich liebte" ist also Beschreibung des phänomenalen gegenständlichen Individuums „ich" quoad Funktion „lieben" aus dem (phänomenalen) Individualvergleich (p. 298), zugleich aber Beschreibung des gegenständlichen Satzindividuums „ich liebe" aus dem (phänomenologischen) Individualvergleich. Der Individualbegriff „ich liebe" hat vergangenheitlichen Charakter, und zwar etwa die gleiche Symbolkomponente „Vergangen" wie der Individualbegriff „ich liebte"; beide Individualbegriffe liegen in der 1. Begriffszone und sind sowohl miteinander wie mit dem phänomenalen Individualbegriff, den sie begrifflich beschreiben, hauptwegig assoziiert.

Wird der gegenständliche Satz „ich liebe" aus der Erinnerung mit „ich habe geliebt" beschrieben, dann weist — wie im Phäno-

menalen (p. 299) — das Zuständliche auf die Beteiligung des zugehörigen Wortbegriffes der 2. Begriffszone hin. Der Wortbegriff 2. Zone „ich liebe" (der Kollektivbegriff der von einer Gruppe gesprochenen oder geschriebenen gleichlautenden Sätze „ich liebe") hat im Verhältnis zu den zugehörigen Individualbegriffen eine topophile Symbolkomponente „Mehr-vergangen" — etwa die gleiche wie das Begriffsindividuum „ich habe geliebt", das in gleicher (der 2.) Begriffszone liegt und mit dem Kollektivbegriff 2. Zone „ich liebe" sowie nebst diesem mit dem so begrifflich beschriebenen phänomenalen Kollektivbegriff 2. Zone hauptwegig assoziiert ist.

Wird der gegenständliche Satz „ich liebe" aus der Erinnerung mit „ich hatte geliebt" beschrieben, dann weist — wie im Phänomenalen (p. 300) — das Zuständliche und das „Mehr-vergangen" auf die Beteiligung des zugehörigen Wortbegriffes der 3. Zone hin. Der Wortbegriff 3. Zone „ich liebe" (der Kollektivbegriff aller dieser Sätze) hat im Verhältnis zu dem Kollektivbegriff 2. Zone (also 1. Ordnung) eine topophile Symbolkomponente „Mehr-vergangen", also „Noch-mehr-vergangen" im Verhältnis zu dem zugehörigen Individualbegriff — und zwar etwa die gleiche wie das Begriffsindividuum „ich hatte geliebt", das in gleicher (der 3.) Begriffszone liegt und mit dem Kollektivbegriff 3. Zone „ich liebe" sowie nebst diesem mit dem so begrifflich beschriebenen phänomenalen Kollektivbegriff 3. Zone hauptwegig assoziiert ist.

Diese temporalen Beschreibungen erfolgen aus Individualvergleichen. Wie der Satz „ich liebe" temporal künftig sein wird, nämlich so, wie er noch nicht gewesen ist, läßt sich aus Individualvergleichen nicht ermessen, sondern aus Vergleichen mit solchen Individuen, die bereits in die futurische Form übergegangen sind, im Verhältnis zu denen also „ich liebe" eine topophile Symbolkomponente „Künftig" enthält (Interindividualvergleich); je nachdem an solchen Vergleichen Begriffsindividuen der 1. oder 2. oder 3. Zone beteiligt sind, lautet die Beschreibung „ich werde lieben" oder „ich werde geliebt haben". Die Begriffe dieser Sätze liegen in der 1. bzw. 2. und 3. Zone und haben im Verhältnis zu den je verglichenen Begriffsindividuen eine etwa gleiche topophile Symbolkomponente; sie sind demgemäß assoziiert, auch mit den so futurisch beschriebenen phänomenalen Begriffsindividuen. Im frühesten Entwicklungsstadium des Menschen sind natürlich alle diese Vergleiche noch nicht möglich, sondern kommen nur einfach die Erlebnisse als solche vor. — Für die Empfangsformen (p. 296) gilt das Analoge.

Es wird also sowohl die phänomenale wie die phänomenologische Begrifflichkeit 1. Zone temporal mit dem Imperfektum und Futurum 1, die der 2. Zone mit dem Perfektum und Futurum 1

und 2, die der 3. Zone mit dem Plusquamperfektum und Futurum 2 beschrieben — und zwar direkt bei der begrifflichen Beschreibung (Beschreibung in Wortbegriffen), indirekt bei der gegenständlichen Beschreibung (Beschreibung in Wortgegenständen), die direkt nur für die assoziierten Gegenstände, die so aus der Erinnerung beschrieben werden (§ 28,2,c), gilt. Die Wortbegriffe, die derart temporal beschreiben, liegen in gleicher Begriffszone wie das so Beschriebene; zwar existiert z. B. zu „ich hatte geliebt" auch ein Individualbegriff „ich hatte geliebt", also ein Begriffsindividuum 1. Zone, aber dessen Topik, nämlich ein „Mehr-vergangen" im Verhältnis zur Topik der homologen Individualbegriffe „ich liebe", „ich liebte" usw. und ein „Weniger-vergangen" im Verhältnis zur Topik der zugehörigen Kollektivbegriffe, ist eine andere (nämlich ein „Weniger-vergangen") wie die mit dem Plusquamperfektum beschriebene.

Die Allgemeinbezeichnungen (§ 18) beschreiben aus einer unzähligen Menge aller möglichen Vergleiche, auch der Vergleiche, an denen die Endbegriffe beteiligt sind. Sie gelten auch für die phänomenologischen Individuen. Als Endbegriffe sind sie je allen andern Wortbegriffen, auch Endbegriffen, als allumfassend übergeordnet, und auch in dieser Hinsicht sind die gegenständlichen Allgemeinbezeichnungen, die ja auch „ihre" Endbegriffe beschreiben, — eben Allgemeinbezeichnungen. So z. B. sein, haben, leben, bewegen, verändern, Objekt, Etwas, Aktualität, Bewußtes usw. Sie beschreiben also alles Seiende, die gesamte Objektität. Indem nun die Objektität anschauungsgemäß polarer Gegensatzpartner ist, sind auch die Bezeichnungen, mit denen wir „das dem Objekt Gegensätzliche" benennen, Allgemeinbezeichnungen und „letzte" Wortbegriffe; im allgemeinen setzen wir da vor die Objektbezeichnung das Wort „nicht", sagen also: nicht-sein, nicht-haben, nicht-bewegen, Nichts, Nicht-bewußtes usw., aber auch Subjekt, Ich, Inhalt und auch Seele, Psyche im polaren Gegensatz zu Leib, Physis (vgl. auch EdS. § 9, 10).

„Jenseits" der Wortendbegriffe gibt es nur noch die ultimären Begriffe, die homogen zusammenfassenden Strukturen „rund" und „gerade", wie sie sich auch im phänomenalen Gebiet finden. S. 1. Bd. p. 683.

6. Die Beschreibweisen.

Die Beschreibung kann sachlich oder wertend sein. Die sachliche Beschreibung (nicht mit Sachbeschreibung zu verwechseln) gibt Eigenschaften und Funktionen abgesehen von der Gefühligkeit an. Die wertende Beschreibung dagegen gibt die Gefühligkeit an; die Gefühligkeit ist der Wert (s. EdS. § 73).

Für sachliche Beschreibung sage ich lieber „pragmatisch"*); erstens werden nicht nur Sachen „sachlich" beschrieben, sondern auch Pflanzen, Tiere, Menschen, Gefühle, Begriffe, also überhaupt alle Objekte, zweitens werden auch Sachen quoad Gefühligkeit, also wertend beschrieben, endlich kann auch eine sachliche Beschreibung als solche gewertet werden und zwar auch als unsachlich, so daß es eine unsachliche sachliche Beschreibung gäbe. Diese Sinnschwierigkeiten sind vermieden, sobald man statt sachlich pragmatisch sagt. Die pragmatische Beschreibung oder Beschreibweise gibt also Eigenschaften und Funktionen aller Individuen an und bleibt pragmatisch auch als Gegenstand der Bewertung; wir sprechen auch lieber von pragmatischen statt sachlichen Urteilen und unterscheiden sie von den wertenden oder Werturteilen. Die wertende Beschreibung oder Beschreibweise als solche kann auch pragmatisch beschrieben werden, z. B. in dem Satz „die Ethik urteilt nach gut und böse" usw. Wir unterscheiden also die pragmatische und die wertende Beschreibweise; zu letzterer gehört die ästhetische und die ethische. Es ergibt sich folgende Aufstellung.

a) Die pragmatischen Beschreibweisen.

α. Sachenkunde.

Physik, Chemie, Mathematik, Geologie, Geographie, Astronomie.

β. Pflanzenkunde.

γ. Tierkunde.

δ. Menschenkunde.

Anatomie. Physiologie einschl. physiol. Physik und Chemie. Hygiene. Pathologie und Therapie. Sog. „Psychologie" einschl. Temperamentlehre, Charakterologie, Physiognomik usw. Physiologische „Psychologie". Psychobiologie. Pädagogik (Erziehungswissenschaft). Wortkunde. Soziologie. Wirtschaftslehre. Geschichte.

ε. Umfassende (philosophische) Beschreibweise.

Logik. Erkenntnistheorie. Weltanschauungslehre.

*) Man kann „pragmatisch" mit „tatsächlich" übersetzen, also tatsächliche Beschreibweise statt pragmatische sagen, doch wäre dieser Terminus insofern leicht mißverständlich, als mit tatsächlich das bloße Vorhandensein der Beschreibung angegeben sein kann, nicht die spezielle Art angegeben zu sein braucht. Ich ziehe also das Fremdwort hier vor. Übrigens: was ist eine Tatsache? Eine Tatsache ist eine Sache, sofern sie an einer Tat, einem Geschehen beteiligt ist; hierbei ist „Sache" ganz allgemein, im philosophischen Sinne, also = Ding, Aktualität, Seiendes usw. gebraucht. Jede Sache „hat" Eigenschaften und Funktionen, kann also auch als Tatsache, d. h. in einem bestimmten Zusammenhange, den man Tatbestand nennt, nur quoad Eigenschaften und Funktionen

b) Die wertenden Beschreibweisen.

α. Ästhetik.

β. Ethik.

Allgemeine Moral. Rechtswissenschaft. Religion.

Erläuterungen.

a) Die pragmatischen Beschreibweisen.

α. Sachenkunde.

Physik. Die Mechanik (Bewegungs- oder Funktionslehre, technische Beschreibweise) beschreibt die gegenständlichen Individuen (Sachen) quoad koordinative und taktophile Veränderung, also quoad Veränderung der koordinativen (eigtl. koordinatophilen) und der taktophilen Symbolkomponenten; die Koordination als solche (also abgesehen von ihren Veränderungen) beschreibt die physikalische Strukturlehre (Kristallo-, Metallographie als Morphologie). Die Akustik (Lehre vom Schall) beschreibt die Sachen quoad akustophile Symbolkomponenten, und zwar im Zusammenhang mit koordinativen Veränderungen, also mechanisch, wie sie auch die akustischen Gegenstände als Sachen mechanisch beschreibt. Die Thermik (Wärmelehre) beschreibt die Sachen quoad thermophile Symbolkomponenten und zwar mechanisch. Die Lehre vom Licht (von der Strahlung) beschreibt die lichthellen Aktualitäten quoad koordinative Symbolkomponenten, ist also die Mechanik (= Bewegungslehre) des Lichts, speziell der lichthellen Gase (s. § $32_{,1,e}$). Die Lehre von der Elektrizität und vom Magnetismus beschreibt die koordinativen Veränderungen dieser Gase (s. § $32_{,1,t.}$). Zur Physik gehört die pragmatische Farbenlehre, soweit die Farbe den koordinativen Veränderungen der Sachen gemäß ist (z. B. Spektrum); die Malerfarben werden pragmatisch von der Chemie beschrieben. — Die theoretische Physik im engeren Sinne ist mathematische, im weiteren Sinne zusammenfassende Beschreibung und insofern philosophisch: sie faßt die Beschreibungen der einzelnen physikalischen Gebiete zusammen, indem sie allen Sachen Gemeinsames herauszustellen sucht, also eduktiv verfährt.

---

beschrieben werden. Mit Tatsache bezeichnen wir also eine Sache als (mit ihren Eigenschaften und Funktionen) dabeiseiend, daseiend, seiend. Es ist Tatsache, daß der Schäferhund den Bettler gebissen hat; es war also der Hund und zwar ein (bestimmter) Schäferhund da, und er hat gebissen usw. Tatsache ist das Existente als solches, als existent, mit seinen Eigenschaften und Funktionen. Von hier aus verstehen wir, daß die Dämonisten aller Schattierungen die Tatsächlichkeit der Tatsachen anzweifeln und in ihrem Zweifel verzweifelt nach einer fingierten „eigentlichen, wirklichen, tatsächlichen Tatsächlichkeit" hinter den — Tatsachen suchen (vgl. 1. Bd. p. 11 ff., p. 425 f., 471 Fußn., p. 641 Fußn.)!

Chemie. Die Chemie beschreibt die Koordinatik der Sachen im Sinne der Analyse und der Synthese (s. § $32_{,1,c}$) sowie der Aggregatzustände (s. § $32_{,1,a}$). Die physikalische Chemie beschreibt diese Veränderungen im Zusammenhange mit physikalischen Veränderungen. Die Kristallographie kann man zur Chemie rechnen, insofern die Kristallformen chemischen Veränderungen gemäß sind. Für die theoretische Chemie gilt das oben von der theoretischen Physik Gesagte.

Die Mathematik mißt die Koordinatik und ihre Veränderungen und beschreibt sie metrisch. Auch das einfache Zählen von Individuen ist eine metrische Beschreibung der Einordnung (also Koordinatik) von Teilen in Gruppen (Ganzheiten höherer Ordnung, entspr. der Summe, s. 1. Bd. p. 381 f. — Insofern die „Zahlzellen" der Wortbezirke präzis miteinander assoziiert sind, ist die Mathematik eine „exakte" Wissenschaft; sie ist aber nicht die einzige: alle Wissenschaften mit präzisen Assoziationen, in Sonderheit die Psychobiologie sind ebenso exakt wie die Mathematik. — Vgl. auch 2. Bd. p. 270, 281.

Die Geologie beschreibt die Koordinatik der Erdrinde. Sie überschneidet sich (konfluiert) vielfältig mit der Physik und Chemie (Mineralogie) sowie mit der Geschichte (die hier Erdgeschichte und weiterhin Kosmologie ist). Die geologische Beschreibung des Erdinnern gehört vorläufig zur Theoretik.

Die Geographie beschreibt die Koordinatik der Erdoberfläche. Sie konfluiert vielfältig mit der Physik, soweit diese Strukturlehre ist (physikalische G.), anderseits mit der Soziologie, soweit diese Staatswissenschaft ist (politische G.). Insofern die geographischen Abgrenzungen politische, juristische, wirtschaftliche, medizinische usw. Besonderheiten zeigen und diese erforscht und beschrieben werden, spricht man von Geopolitik (R. Kjellens, K. Haushofer), Geojurisprudenz (M. Langhans-Ratzeburg), Geoökonomie (A. Dix), Geomedizin (L. F. Finke, 1792—1795, 3 Bände über medizinische Geographie, neuerdings H. Zeiss, R. Rössle, Sigerist u. a.) usw.

Die Astronomie beschreibt die Koordinatik der Himmelskörper. Sie konfluiert vielfältig mit der Mathematik sowie mit der Physik. Die Astrologie ist nur insoweit Wissenschaft, als sie die Gleichläufigkeiten von Bewegungen der Himmelskörper mit irdischen Bewegungen studiert und beschreibt, also ein Teilgebiet der Koinzidenzlehre ist (s. 2. Bd. p. 176); deutet sie ursächliche Zusammenhänge hinein, ist sie Mystik, Aberglauben, roher Dämonismus.

Alle Beschreibung ist Angabe von Eigenschaften und Funktionen. Das Beschriebene wird zunächst hauptwortlich bezeichnet, und man kann die Kenntnis und Angabe dieser Bezeichnungen als Sach- oder Materialkunde in einem engeren Sinne ab-

grenzen; sie wird mit zunehmender assoziativer Gruppierung (Klassifikation) der Gegenstände und ihrer Bezeichnungen zu einer Systematik. Ein Gegenstand, der physikalisch usw. beschrieben wird, muß natürlich erst einmal hauptwortlich benannt sein. Die Klassifikation der Gegenstände ist in den einzelnen Beschreibweisen mehr minder verschieden, indem sich die Klassifikation nach den Eigenschaften und damit auch Funktionen gestaltet, deren Beschreibung der einzelnen Beschreibweise eigentümlich (thematisch) ist. Daß nämlich die Funktionen und ihre Bezeichnungen stets eigenschaftlich determiniert sind, habe ich bereits im § 18 erläutert. Klassifiziert also z. B. die physikalische Lehre vom Licht die lichthellen Gase nach der koordinativen Veränderung (den Schwingungszahlen), dann muß sie diese einzelnen Gase (Lichtarten) zunächst hauptwortlich benennen (mit gewöhnlichen oder Fachwörtern), und ferner ist mit der Angabe der Wellenlänge (also der spezifischen koordinativen Veränderung) stets auch implicite die Angabe einer oder mehrerer Eigenschaften, z. B. der Farbigkeit, der Wärme-Kälte, der Mischbarkeit usw. gemacht, auch solcher Eigenschaften, die von andern Beschreibweisen angegeben werden, z. B. von der Chemie oder der Physiologie usw., — und alle diese Eigenschaften determinieren die hier physikalisch beschriebene koordinative Veränderung („determinieren" natürlich nicht ursächlich, sondern realisch gemeint, vgl. § 19) und werden auch explicite angegeben. Die koordinative Veränderung kann also weder phänomenal „isoliert", d. h. frei von eigenschaftlichen Determinierungen sein noch als „isoliert" beschrieben werden noch kann das Funktionswort als solches „isoliert", d. h. frei von eigenschaftlichen Determinierungen sein; das Analoge gilt von den Eigenschaften und den Eigenschaftswörtern, d. h. die eigenschaftlichen Veränderungen und ihre Beschreibungen sind funktionell determiniert (1. Bd. p. 449 f.). So ist es zu verstehen, daß viele Wörter und natürlich ganz besonders die hauptwortlichen Bezeichnungen eines Beschriebenen (die Eigennamen) in den verschiedenen Beschreibweisen auftreten (vgl. Konfluenz der Beschreibung, § $33_{,1,a}$) und daß solche Wörter, in der einen Beschreibweise auftretend, immer auch „Elemente" der andern Beschreibweisen, in denen sie vorkommen können, enthalten, also bald zu dem einen, bald zu dem andern Sinnganzen gehören, ohne dabei ihren eigentlichen Sinn zu ändern. Dies gilt natürlich für alle Beschreibweisen.

β) Pflanzenkunde.

Sie besteht aus der Systematik (Benennung und Klassifikation), der Anatomie, Physiologie, Pathologie und überschneidet sich vielfältig mit der Physik (Mechanik der Pflanze), der Chemie (botanische Chemie), Medizin (Pharmakognosie), der Soziologie

(botanische Gruppenkoordinatik, Symbiose usw.) und der Geschichte (Geschichte einzelner Pflanzen oder Pflanzengruppen, Geschichte der Botanik).

γ) Tierkunde.

Sie besteht aus der Systematik, Anatomie, Physiologie, Pathologie und Therapie, „Psychologie" und überschneidet sich vielfältig mit der Physik (Mechanik des Tieres, tierphysiologische Physik), der Chemie (zoologische oder tierphysiologische Chemie), der Humanmedizin (tierische Arzneistoffe), der Soziologie (Gesellschaftsleben der Tiere) und der Geschichte (Ontogenese, Phylogenese der Tiere, Geschichte der Tierkunde).

δ) Menschenkunde.

Die Anatomie benennt und klassifiziert (systemisiert) die Teile des menschlichen Organismus (ἀνατέμνειν aufschneiden) und beschreibt ihre Koordinatik (Morphologie). Die Histologie systemisiert die menschlichen Gewebe und beschreibt ihre Koordinatik. Die (Zell-) Biologie systemisiert die Zellen und beschreibt die mit den Namen Stoffwechsel, Wachstum, Fortpflanzung bezeichneten Veränderungen (sog. „Lebenserscheinungen", 1. Bd. p. 138 Fußn.), wie das die menschliche Physiologie hinsichtlich des Menschen als Organismus tut (analog der botanischen und zoologischen Biologie und Physiologie); hierher gehört auch die Erbbiologie, sie überschneidet sich mit der Soziologie. Diese Beschreibungen konfluieren vielfältig mit der Physik und Chemie (physiologische Physik und Chemie); man kann die Physiologie als „die Physik des Menschen (des Tieres, der Pflanze)" auffassen, wie ja auch Physiologie und Physik svw. Naturlehre sind; es sind aber eben die von der Physiologie und von der Physik beschriebenen Individuen verschieden. Die Hygiene (als Beschreibung, nicht als „Praxis") beschreibt die Umstände, unter denen erfahrungsgemäß der Mensch (das Einzelwesen, die Gruppe) gesund bleibt (1. Bd. p. 101 ff.). Die Pathologie ist die Beschreibung des kranken Menschen, also die pragmatische Angabe der Eigenschaften und Funktionen des Menschen, die wir als krank, abnorm von den gesunden, normalen unterscheiden; die pathologischen Veränderungen sind darnach zu klassifizieren, ob sie innerhalb einer gewissen Variationsbreite oder außerhalb derselben liegen, und demgemäß als „typisch" oder „atypisch" zu bezeichnen (z. B. kann eine Lungenentzündung typisch oder atypisch verlaufen); die Beschreibung hiernach ist die sog. physiologische Pathologie. Die Therapie (als Beschreibung, nicht als „praktische", d. i. phänomenale Methode) beschreibt Veränderungen des Kranken zum Gesunden oder zum Gesunden hin (Genesung) und die dabei stattfindenden Verhaltensweisen

der Umgebung (der Heil-, Pflegepersonen), die therapeutischen Maßnahmen (die also nicht etwa Ursachen, sondern Begleiterscheinungen der Heilung sind, s. 1. Bd. p. 81 ff., „Erkenntnistherapie für Nervöse" p. 129 ff.). Die sog. Psychologie beschreibt die Verhaltensweisen des Menschen als „psychische" Ausdruckserscheinungen, fingiert also in den Menschen eine Seele (nach rohdämonistischer Auffassung) hinein und wähnt, ihre „Wirkungen" am Physischen erkennen zu können; auf dieser Grundlage errichten sich allerlei dämonistische Spekulationen, die sich vielfältig mit der Philosophie überschneiden, auch solche Spekulationen über die „Bewußtseinserscheinungen"; die Psychologie ist Individual- und Kollektivpsychologie (z. B. Völkerpsychologie). Die physiologische Psychologie berücksichtigt mehr als die Psychologie, die mehr den Charakter der „Geisteswissenschaft" hat und in diesem Sinne auch die Experimente verwertet, die sog. empirischen, speziell die physiologischen und anatomischen Tatsachen, verbleibt aber im Dämonismus, indem sie grundsätzlich eine Seele in den Leib fingiert oder mindestens „das Seelische" als ein nach physiologischem Muster beschreibbares Reich annimmt, ohne zu erkennen, daß sie somit dieses „Seelische" zu einem Leiblichen macht und zwei leibliche (physische) Reiche aufstellt, von dessen einem sie behauptet, es sei das seelische, also dem leiblichen entgegengesetzte; es ist zwar so auch eine Beschreibung möglich, aber sie ist eben dämonistisch, mystisch und weltanschaulich einer ernsten Kritik nicht gewachsen. Die Psychobiologie beschreibt das gesamte Geschehen als biologisch, wobei biologisch den Sinn von lebenskundlich in allgemeiner Anwendung hat; sie erkennt auch das sog. psychische Geschehen als biologisch, beschreibt also nicht ein mystisches Seelenreich nach biologischem Muster, sondern weist nach, daß ein solches mystisches (dämonistisches) Seelenreich realiter gar nicht existiert und daß die Vorgänge, die man bisher als „psychisch" verursacht („psychogen") oder als in einem mystischen Seelenreich sich vollziehend „dachte", biologische, physische, objektive sind wie die physiologischen, physikalischen usw. auch. Sie beschreibt den Menschen als Reflexwesen und gibt eine klare Vorstellung von den Vorgängen im Nervensystem einschl. der Hirnrinde, die sie als Organ des Bewußtseins auffaßt, beschreibt also auch die Entstehung des Bewußtseins, hat somit das Leib-Seele-Problem gelöst und ist ganz allgemein die Lehre vom Wesen der Dinge; der Dämonismus — auch in der „verdünnten" Form der Kausalität — hat in ihr keinen Platz mehr, sie ist realisches Denken, realische Weltanschauung. Sie überschneidet sich vielfältig mit der Philosophie, ja ist selber Philosophie, und zwar „biologische Philosophie" (empirische Philosophie κατ' ἐξοχήν), überschneidet sich

auch mit allen andern Wissenschaften, indem sie die allgemeinen und die speziellen Grundlagen erkenntnistheoretisch und zwar in realischer Auffassung herausstellt, diese Auffassung an alle Einzeltatsachen heranträgt und so die Frage nach dem Wesen aller Erscheinungen endgültig beantwortet *).

Die Pädagogik (Erziehungswissenschaft) beschreibt die Koordinatik der Gruppe Lehrer: Schüler, also die Systematik des Lehrstoffes, die Entwicklung des Schülers (Zöglings), d. h. des Lernenden als Partners des Lehrers und die Methodik des Unterrichts (Didaktik). Sie überschneidet sich vielfältig mit der Soziologie, mit der sog. „Psychologie" (bes. der Entwicklungspsychologie), mit der Ethik, indem sie die pädagogischen Wertungen pragmatisch beschreibt, anderseits selbst wertet, also (insoweit) zur Ethik gehört (pädagogische Ethik), und — in analoger Weise — mit der Ästhetik (abgesehen davon, daß Ethik und Ästhetik Unterrrichtsgegenstände sind). Das Wort Pädagogik gilt übrigens nicht bloß für die Beschreibung der Erziehung, sondern auch für die Erlebnisgesamtheit der Erziehung (sowie Mechanik, Ökonomik usw. für Beschreibung und Erlebnisgesamtheit des so Beschriebenen gilt).

Die Wortkunde beschreibt die Buchstaben, Wörter, Sätze, die menschliche Sprache (in Wort und Schrift), gehört also zur Menschenkunde. Die pragmatische Wortkunde ist zunächst die Philologie, also die Inventarisierung des Wortschatzes (z. B. Thesaurus linguae latinae usw.), die Grammatik und die Etymologie; sie überschneidet sich mit der Morphologie (Morphologie oder Gestaltlehre sive Strukturlehre der Buchstaben und Wörter im historischen und im biologischen Sinne), mit der Physiologie (Sprech- und Schreibfunktionen), mit der Geschichte („alte" und „neuere" Sprachen, Geschichte der einzelnen Sprachen), mit der Philosophie, sofern sie Logik ist. Die Sprache kann auch wertend, also ästhetisch und ethisch beschrieben werden (Ästhetik und Ethik der Sprache, diese sowohl als graphische und phonetische Ausdrucksweisen wie auch als optische und akustische Aktualitätenreihen genommen). Die psychobiologische Wortkunde ist p. 94 kurz charakterisiert.

Die Soziologie (Gesellschaftslehre) beschreibt die Gruppenkoordinatik, also die Struktur der Familie, der Sippe, des Stammes, des Volkes, der Rasse; ihr Thema ist: was ist „Gesellschaft", wie verhalten sich die Glieder der Familie, der Sippe usw. zueinander? Sie ist die Morphologie der Zelle „Familie" und ihrer Verbände. In Überschneidung mit der Wirtschaftslehre ist sie „Politik", Staatswissenschaft, Friedens- und Kriegskunde; in Überschneidung mit der Psychologie ist sie Sozialpsychologie;

*) Vgl. L. Kopelowitsch, Über medizinische Betrachtungsweisen, Psych.-Neurol. Wschr. 1934, H. 5.

in Überschneidung mit der Biologie ist sie Sozial-(Familien- usw., Staats-)biologie, dies im Sinne der Beschreibung der Gruppe als zelliger Organisation; in Überschneidung mit der Geschichte ist sie Geschichte dieser zelligen Organisationen als solcher und Geschichte der Soziologie als solcher; in Überschneidung mit der Medizin ist sie Sozialmedizin, -pathologie, -therapie, -hygiene usw.; in Überschneidung mit der Psychobiologie ist sie psychobiologische Soziologie, also soziologische Beschreibung innerhalb der realischen Denkweise.

Die Ökonomik (Wirtschaftslehre) beschreibt den Menschen als Arbeiter, als Berufs- und Erwerbswesen und die Koordinatik der Güter als trophischer Erzeugnisse, also die Mechanik von Fabrikation, Handel und Gewerbe (Industrie, im engeren Sinne nur Fabrikation). Sie ist sozusagen die trophische Schwester zur Soziologie als einer vw. genischen Beschreibweise, d. h. einer solchen, die die Gruppe vw. quoad Genik beschreibt. Die Ökonomik beschreibt die trophischen Güter als „Werte", nicht aber wertend, sondern pragmatisch, indem sie diese Wertungen (auch geschichtlich, d. h. hinsichtlich ihres Wechsels) konstatiert, ohne selber wertend Stellung zu nehmen (weder zu den Gütern noch zu den Wertungen); wertet die Ökonomik, dann ist sie ökonomische Ethik.

Die Geschichte (Historie) systemisiert die Individuen quoad Alter (s. 2. Bd. p. 120 f., 145 ff.) und beschreibt sie in ihren raumzeitlichen Bestimmtheiten eigenschaftlich und funktionell. Sie kann so Geschichte des Einzelwesens sein (Ontogenese, Individualvergleiche) oder Geschichte der kleineren oder größeren Gruppe (Plethogenese, Interindividualvergleiche), und zwar gilt dies für die verschiedenen Klassen von Individuen, auch für die phänomenologischen Individuen (graphische und phonetische Beschreibungen, Überlieferungen). Im allgemeinen wird „Geschichte" (Historie) im Sinne von Volks- oder Völkergeschichte gebraucht, und innerhalb dieser weiten Beschreibung sind Abteilungen: die Kultur- (Sitten-), die politische, die Kriegs- und Friedensgeschichte usw. Weiterhin kann das von jeder andern Wissenschaft Beschriebene historisch beschrieben werden; es gibt also eine Geschichte der Physik, der Chemie, des Menschen und „der Menschheit" (Phylogenese) usw., auch eine Geschichte der Sprachkunde, eine Geschichte der Beschreibung als solcher.

ε. Umfassende (philosophische) Beschreibweise.

Die Logik beschreibt die Koordinatik der Buchstaben, Wörter und Sätze, die phänomenologische Koordinatik, also die Koordinatik aller Beschreibung. Sie ist auch Bezeichnung für diese Koordinatik selber, d. h. für den normalen phänomenologischen Assoziationsverlauf. Im engeren Sinne ist Logik Be-

zeichnung für den normalen (innerhalb der Norm variabeln) Assoziationsverlauf, die „Folgerichtigkeit" der Wortbegriffe (des sog. begrifflichen Denkens) und seine Beschreibung (EdS. § 74). Die phänomenologische Koordinatik entspricht, wie § $38_{3,a}$ dargetan, der phänomenalen Koordinatik, und insofern kann man von einer „Logik des Geschehens" sprechen. Im eigentlichen Sinne ist Logik aber umfassende Beschreibung der Wortfolgen (λόγος Wort). Die „Logik des Geschehens" ist die Koordinatik der Geschichte; ihre Abläufe werden pragmatisch ebenfalls nach falsch und richtig klassifiziert (s. p. 366). Die Erweiterung des Sinnes des Wortes „Logik" auf das phänomenale Geschehen ist insofern bedenklich, als damit der dämonistischen Deutung Vorschub geleistet wird, indem man diese „Logik" als Wirkung einer den Dingen immanenten oder auf sie von außen tätigen mystischen Kraft, eines kausal oder teleologisch wirkenden Ordnungsprinzips auffaßt. Will man die Koordinatik des Geschichtlichen besonders herausstellen, dann kommt man zur Ordnungslehre (H. Driesch), während die Koordinatik der Individuen abgesehen von ihrem Alter, also außerhalb der Geschichte beschrieben von der Gestaltlehre angegeben wird, die man zur Psychologie oder zur Philosophie rechnen mag. Die Ordnungslehre Drieschs liegt übrigens, wie ich im 1. Bd. p. 123 f., 463 ff. dargelegt habe, in der Ebene des dämonistischen Denkens (vgl. Entelechie!); die realische Ordnungslehre kann nur psychobiologisch sein. — „Unlogik" ist falsche Logik, d. h. von der üblichen (durchschnittlichen, normalen) abweichende phänomenologische Assoziationsfolge.

Die Erkenntnistheorie beschreibt den Menschen als erkennendes Wesen, also quoad Funktion „erkennen": wie erkannt wird, was „am" oder „im" Menschen erkennt und was erkannt wird, was das Erkannte ist (s. 1. Bd. p. 9). Eine gewisse Funktion des Menschen wird „erkennen" genannt; „kennen" ist svw. stark, kräftig, plötzlich (k) n-mäßig-iterativ die Schwelle überschreiten (vgl. können mit Betonung der Öffnung-Schwelle, Kind svw. das die Schwelle Überschreitende, „Gekonnte", der und die Kunde svw. der und die aus der Höhle über die Schwelle Gehende, zu einer Gemeinschaft [u] Gehörige, der und das Gekonnte und die Beschreibung des Gekonnten als solchen, Kunst, König svw. Könner [potens, potentia usw.]; vgl. WS. γεν unter Nr. 527, ägypt. ken, p. 315); speziell beschreibt kennen das Überschreiten der Schwelle, also Durchdringen, Zerlegen, als Funktion der Sinnesorgane, während können mehr (aber nicht ausschließlich, z. B. ich kann ein Gedicht) die Muskelfunktion angibt (die wir mit kennen nicht bezeichnen) und zwar die genische und die trophische. „erkennen" ist svw. gründlich, genau, in den eignen Bereich, die eigne Abgrenzung (er) auf-

nehmend kennen, so daß das Erkannte svw. das mittels Kennens in meinen Besitz Gelangte ist. Die Erkennung ist substantivische Gesamtbezeichnung des Erkennens („ung" s. Nr. 430); Erkenntnis bezeichnet den gesamten Einzelakt des Erkennens (das Erkenntnis, p. 338 Fußn.), auch die Gesamtheit der Einzelakte (die Erkenntnis). Das Erkannte ist also das mittels der Funktion der Sinnesorgane in meinen Besitz Aufgenommene, das Wahrgenommene (s. unter Nr. 550, p. 279 f.), zunächst die gegenständliche Aktualität, dann auch die begriffliche Aktualität *), indem diese sich an jene anschließt und so einem weiteren Erkennungsakt gemäß ist (vgl. wissen = gesehen haben, p. 57); dies gilt auch für die phänomenologischen Aktualitäten, und indem die Wörter mit bestimmten phänomenalen Individuen assoziiert sind und sich in einer gewissen Gleichmäßigkeit mit jenen entwickeln, ist das Erkannte auch das Beschreibbare, das Phänomenale, das in (gegenständlichen und begrifflichen) Worten beschrieben werden kann und beschrieben wird. Die Gefühle, die ja überhaupt bisher wissenschaftlich vernachlässigt worden sind, gehören hiernach nicht zu dem „Erkannten", sind noch nicht eigentlich in die Erkenntnistheorie einbezogen gewesen, bis die Psychobiologie diese Versäumnis nachholte.

Nun zeigt sich in der speziellen Anwendung des Wortes „Erkenntnis" die entwicklungsgeschichtliche Differenzierung des Erkennens. Erkenntnis ist nicht mehr svw. Wahrnehmung; wir sagen nicht, daß das Kind Erkenntnis habe, sondern sprechen sie dem Erwachsenen zu, und zwar auch wieder unterschiedlich, je nach der Stufe der zerebralen Entwicklung. Die Überschreitung der Pubertätsschwelle ist (auch) der Eintritt in „die Erkenntnis", die Einweihung in die Geheimnisse der Erwachsenen, die „wissen, was gut und böse ist" — vgl. Essen vom Baume der Erkenntnis, „er erkannte sein Weib...", die antiken Mysterien, wobei aus dem μύστης (Nr. 228) ein „Seher", „Schauer" wurde, usw.; die Pubertätsperiode ist eben auch ein gewaltiger Entwicklungsschub des zerebralen Apparates und seiner Funktionen. Aber diese Erkenntnis ist noch nicht vollendet; sie ist eine Vorstufe der letzten, der eigentlichen Erkenntnis insofern, als die Aktualität noch gedeutet, d. h. in dämonistischer Weise zerlegt wird, als somit das Wesen der Dinge noch nicht erkannt ist — und ebenso wenig die „erkennen" genannte Funktion und das so Funktionierende. Auch die wissenschaftliche Erkenntnistheorie ist noch grundsätzlich dämonistisch: sie kommt ohne die Fiktion einer Seele oder irgend eines analogen „erkennenden Wesens"

*) „Metaphysik" kann nur Psychobiologie der Begriffe sein, sofern man den Ausdruck meta-physisch zur Kennzeichnung der Unterschiedenkeit der Begriffe von den Gegenständen (als Physischem) überhaupt gelten läßt; ich verzichte darauf. Vgl. 1. Bd. p. 670.

im Menschen nicht aus, somit auch nicht ohne die Fiktion einer vom Bewußtsein unabhängigen Welt, der eigentlichen Wirklichkeit, die „hinter den Dingen" liegt und sich sinnlich nur „spiegelt" oder „widerstrahlt", so daß „die Dinge" nur „Fiktionen", nur Vorstellungen, „Erscheinungen des Erscheinenden", „Bilder" sind, über deren Wesen eben so wenig etwas ausgesagt werden kann wie über die fingierte „eigentliche Welt" und wie über den „seelischen Wahrnehmungsakt" oder gar das Wesen der „Seele", mag man sie sich als Individualseele oder psychisches Kontinuum (überindividuelle Seele) oder als Weltseele, als Teil des dämonistischen Gottes usw. zurechtphantasieren. Diese Erkenntnistheorie fängt in Mystik an, verbleibt in Mystik und endet in Mystik; sie beschreibt die mystische, dämonistische Erkenntnis, und nicht wenige Philosophen meinen, über diese (ihre) Erkenntnis hinaus könne es keine geben oder die „eigentliche Erkenntnis" sei dem „menschlichen Geiste" auf ewig verschlossen und ein göttliches Geheimnis. (Vgl. p. 264, 1. Bd. p. 10 ff.)

Natürlich geht die Erkenntnistheorie von den Tatsachen aus, aber die sieht sie eben dämonistisch, sie „denkt sie nicht zu Ende"*). Dieses „zu Ende denken" heißt: das Organ des Bewußtseins (auch) auf seine Funktion untersuchen, die „erkennen" genannte Funktion aus dem Dunkel der Mystik herausheben und biologisch verstehen lernen. Sobald es eine Lehre von der biologischen Funktion des Organs des Bewußtseins (der Hirnrinde) gibt, die zu allen Tatsachen stimmt, der keine einzige Tatsache widerspricht, dann ist das Wesen der Wahrnehmung, der Anschauung, des Erkennens, das Wesen der Dinge geklärt und die eigentliche Erkenntnis erreicht. Nur diese Erkenntnis, die frei ist von jeglicher Mystik, von jeglichem Dämonismus, mag er auch in der verdünnten Form des Kausalitätsglaubens auftreten, kann hinfort Erkenntnis heißen; alle andern Formen und Arten von „Erkenntnissen" sind nur Vorstufen der Erkenntnis. Diese Erkenntnis, die alle Rätsel, alle Geheimnisse löst, ist die psychobiologische, und so ist die Psychobiologie (auch) Erkenntnistheorie, wie die Erkenntnistheorie — „Erkenntnis" streng gefaßt — nur Psychobiologie sein kann. (Die Erkenntnistherapie ist die ärztliche Methode der Psychobiologie. Sie führt als ärztlich-philosophische Behandlungsweise den Kranken, speziell den Neurotiker, der allemal denkkrank ist, aus allen seinen Zweifeln heraus. Sie arbeitet nicht mit Fiktionen, sondern lehrt sie im Gegenteil als solche erkennen und verlassen. Sie bedarf nicht mystischer Umdunstungen, wie sie für alle übrige „Psychotherapie" [einschl. Psychoanalyse Freuds, Adlers, Jungs usw.] unentbehrlich sind,

*) Vgl. p. 343 Fußn.

sondern steht auf dem Boden der realisch erlebten Tatsachen, der biologischen Tatsachen und beschreibt sie als solche, ist und gibt Erkenntnis).

Die Erkenntnistheorie ist umfassende Beschreibung: sie beschreibt eduktiv und so vereinheitlichend das Erkennen des Physikers, des Chemikers, des Mediziners usw., also der einzelnen Menschengruppen, der naiven wie der gelehrten, letztens das Erkennen des Menschen überhaupt. Bezeichnet man die Art, wie jemand die Dinge erlebt, als seine Weltanschauung, so ist Erkenntnistheorie auch Weltanschauungslehre, aber mehr im Sinne der Überschneidung mit der Geschichte, d. h. die Weltanschauungslehre beschreibt die Weltanschauungen der einzelnen Menschen und Menschengruppen, wie sie den verschiedenen (ontischen und phylischen) Entwicklungsstadien eigentümlich sind (sie ist also nicht etwa Geschichte der Erkenntnistheorie). Diese Wissenschaft war bisher noch nicht eigentlich abgegrenzt und systemisiert, sie findet sich bisher nur im Gebiete der sog. Psychologie, bes. der Entwicklungs- und der Völkerpsychologie vor. Als abgegrenzte Wissenschaft gehört sie zur Philosophie. Bisher pflegt man aber Philosophie von Weltanschauung streng zu sondern, indem man Philosophie als „Geisteswissenschaft", Weltanschauung als Erlebnis (mit seiner vorwissenschaftlichen Beschreibung) deklariert. Was aber ist das: „Geisteswissenschaft"? Geisteswissenschaft ist svw. abstrakt-wissenschaftliche Beschreibung, d. h. Beschreibung, die — gemäß einer bes. weitentwickelten Begrifflichkeit — zu den Phänomenen nur noch einen dünnen Zusammenhang hat, sich sozusagen in sich verselbständigt hat (vgl. p. 365, 382, 1. Bd. p. 414f., 2. Bd. p. 270); sie ist im Gegensatz zur Naturwissenschaft, die sich allenthalben eng an die Phänomene anschließt, „erlebnisnah" ist, „Nur-noch-Beschreibung", „reines Denken", im einzelnen je ein in sich fast abgeschlossener phänomenologischer Komplex von mehr minder großer und nicht selten hypertrophierter Ausdehnung. Indes: auch die sog. geisteswissenschaftliche Beschreibung geht allemal von Phänomenen aus, auch die abstrakteste Beschreibung, das entlegenste wortbegriffliche Denken ist wie alle Wissenschaft Naturwissenschaft und kann gar nichts anderes sein. Eine gesunde Philosophie wird immer und immer wieder zum Erlebnis zurückkehren, wird sich immer und immer am Erlebnis orientieren und kontrollieren; sie ist lebendig wie das, was sie beschreibt, wie denn auch der echte Philosoph seine Philosophie lebt. So ist auch die Weltanschauung philosophisch zu beschreiben, und so hat die Weltanschauungslehre in der Philosophie, speziell in der Erkenntnislehre ihren Platz. Die Weltanschauungslehre kann nur psychobiologisch sein: erst die Psychobiologie hat die „Denkweisen" und ihre Verschiedenheiten aufgezeigt (EdS. III. Teil

und ds. Werk 5. Bd.) und die Entwicklung des Denkens aus der präkausalen (primitiv-monistischen) über die kausale (dämonistische) Periode zur postkausalen (realischen) Stufe beschrieben.

b) Die wertenden Beschreibweisen.

Der Kernpunkt des Wertproblems ist die Frage nach dem Wesen des Wertes, also die Frage: was ist Wert? Diese Frage — in ihren Aufsplitterungen, z. B. gibt es ein Werterlebnis überhaupt oder ist „Wert" nur Beschreibungstatsache („Urteil")?, was „am" Ding ist „Wert" und wie kommt es, daß verschieden gewertet wird? ist es möglich, daß man ein Ding so beschreiben kann, wie es nicht beschaffen ist (falls nämlich tatsächlich dem Dinge Wert nicht „anhaftet"), oder anders beschreiben kann, als wie es beschaffen ist? usw. usw. — ist von Psychologen und Philosophen, besonders auch Wirtschaftstheoretikern von jeher aufs lebhafteste erörtert worden. Eine endgültige Lösung des Wertproblems kann nur geben, wer das Wesen der Dinge überhaupt erkannt hat, d. h. die Lösung des Wertproblems war — ebenso wie die Lösung des Leib-Seele-Problems — erst der Psychobiologie möglich. Mit der Lösung des Wertproblems ist die Lösung des ästhetischen und des ethischen Problems gegeben.

Wir sagen: Wert ist Gefühligkeit. Jeder Gegenstand und Begriff ist gefühlig, „hat" also Wert oder „ist" ein Wert. Nur Gegenstände und Begriffe haben Wert, sind Werte. Gefühle sind keine Werte. In erster Linie werden Gegenstände wertend beschrieben. Wert ist — als Gefühligkeit — eine Eigenschaft e toto (1. Bd. p. 449); sie determiniert die Funktionen (§ 16), so daß diese auch quoad Wert beschrieben werden, z. B. werden auch die Funktionen (das Verhalten) eines hochwertigen Menschen, die Leistungen einer hochwertigen Maschine und ihre Produkte („an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen") als hochwertig bezeichnet. Innerhalb eines gewissen Komplexes (Erlebnisses) ist entweder die Gefühls- oder die Gegenstands- oder die Begriffsreihe aktuell, viele Erlebnisse verlaufen auch derart, daß die Gefühls-, die Gegenstands- und die Begriffsaktualitäten interkurrent (in bunter Reihe) auftreten, andere derart, daß die Gegenstands- oder die Begriffsreihen von relativ hochintensiven (aber unaktuell verlaufenden) sensil-sympathischen Reflexen, die koordinativ aktuell registrierbar sein können, begleitet sind (§ $27_{,1}$), so daß zwar zugehörige Gefühle nicht interkurrieren, aber doch die Aktualitäten im Rahmen der Spezifität höhergefühlig sein können; die Schwankungen des Gefühligkeitsgrades sind Schwankungen des Wertgrades. Die Angabe der Gefühlsspezies, zu der ein Gegenstand oder ein Begriff gehört, ist pragmatische, aber auch, wie noch zu zeigen sein wird, wertende Beschreibung. Die Beschreibung der Gefühle als solcher gehört

ebenfalls zur pragmatischen Beschreibung, dagegen zur wertenden Beschreibung nur insofern, als gemäß dem Wechsel der Gefühlsintensitäten der Gefühligkeitsgrad der zugehörigen Gegenstands- oder Begriffsindividuen sich ändert; so können also die Intensitäten der Gefühle sowie der unaktuellen sensil-sympathischen Reflexe (allgemein: „Gefühlserregungen") und schließlich auch die Gefühle selber in die wertende Beschreibung einbezogen, also ästhetisch nach häßlich und schön, ethisch nach böse und gut klassifiziert werden (vgl. 1. Bd. p. 535 f.). Für alle Wertungen und Werte gilt das πρός τι des Protagoras (vgl. 2. Bd. p. 114). Und die Wertungen sind normal oder abnormal, liegen innerhalb oder außerhalb der normalen Variationsbreite (vgl. 2. Bd. p. 140).

Die wertende Beschreibung gibt also die Gefühlsspezies, den Gefühligkeitsgrad und damit auch die zu einem Erlebnis gehörenden Gefühlsintensitäten oder Intensitäten der sensil-sympathischen Reflexe (Gefühlserregungen) an; so ist der Satz „Wert ist Gefühligkeit" zu erläutern. Die einzelnen Erlebnisse sind zunächst individualspezifisch, dann aber auch, mit einander verglichen, gruppen- und letztens artspezifisch — auch quoad Gefühligkeit, also Wert. Mit der Wertung ist die Wertrechnung nicht zu verwechseln; letztere gehört zur Ökonomik, zur pragmatischen Beschreibung. Die Wertung kann man auch synonym mit „Gefühlseinstellung" bezeichnen; zu ihr rechnen wir auch die Ausdrucksbewegungen (Funktionen, Leistungen, Verhalten s. o.), sofern wir sie quoad Gefühligkeit beschreiben. Selbstverständlich sind nur Reflexwesen (Gehirnwesen) zu Gefühlseinstellungen fähig; ästhetisch und ethisch verhalten können sich nur Reflexwesen, in erster Linie Menschen. Reaktionswesen (hirnlose Wesen, 1. Bd. p. 647) werden zwar gewertet, sind aber selber zur Wertung unfähig.

Im folgenden gebe ich die Grundzüge der Psychobiologie der Ästhetik und der Ethik.

α. Die Ästhetik.

Die Ästhetik beschreibt wertend die Geschmäcke und die Gerüche quoad Gefühligkeit und so auch die übrigen gegenständlichen Individuen quoad gustato- und olfaktophile Symbolkomponenten (s. 2. Bd. p. 359, 362, 547, 561), also das geschmackliche und geruchliche Verhältnis der gegenständlichen Aktualitäten; das Analoge gilt für die Ästhetik der Begriffe. Die pragmatische Beschreibung der Geschmäcke und der Gerüche — beide Sinne sind ja eng verwandt — gehört zur Physiologie und Psychobiologie. Die Ästhetik gibt wertend die Gefühligkeit an und zwar sowohl die Gefühlsspezies, der — als gefühlig — der einzelne Geschmack und Geruch genetisch angehört, wie auch die

Gefühligkeitsgrade, weiterhin so wertend die Geschmacks- und Geruchskomponenten der andern modalen Individuen, die überhaupt ästhetisch beschrieben werden. Die Gefühligkeit der Geschmacks- und der Geruchskomponenten eines Individuums kann gleich gesetzt werden; es genügt also von den geschmacklichen Verhältnissen zu sprechen, wie das die Ästhetik ja auch tut.

Wie jede Erlebnis- und Beschreibweise, so entwickelt sich auch die ästhetische. An eine Frühstufe, in der zunächst die Geschmäcke und Gerüche selber einfach als gut und schlecht klassifiziert werden, schließt sich in den späteren Kinderjahren und dann immer weiter sich entwickelnd die ästhetische Beschreibweise der übrigen Gegenstände, also die Ästhetik im gültigen Sinne an. Das junge Kind „beschmeckt" und „beriecht" alle möglichen Gegenstände, prüft sie sozusagen (auch) auf diese Weise (2. Bd. p. 549 f.), d. h. es folgen auf die z. B. optischen Gegenstände gewisse (die je assoziierten) Geschmäcke und Gerüche, nämlich diejenigen, an denen die von den betr. optischen Modalzellen ausgehenden gustato- und olfaktophilen Paßformen im Sinne der biologischen Symbolik beteiligt sind, die also den gustato- und olfaktophilen Symbolkomponenten jener optischen Gegenstände entsprechen. Nach und nach lernt der Mensch die Dinge kennen; auch ohne geschmackliche und geruchliche Prüfung, also ohne diese aktuelle optisch-gustatorische und optisch-olfaktorische Assoziation werden die Dinge wiedererkannt, dagegen werden neu vorkommende Dinge immer noch (und dies oft auch in den späteren Jahren) geschmacklich und geruchlich untersucht. Bei diesem Entwicklungsgange scheiden sich die Gegenstände in die § 27,4 angeführten Klassen. Im trophischen Gebiete sind alsdann im allgemeinen diejenigen Gegenstände, die nicht Nahrungs- und Genußmittel sind, nicht mehr mit aktuellen Geschmäcken assoziiert (ausgenommen etwa beim Chemiker und in manchen Einzelfällen), eher noch mit Gerüchen. Im genischen Gebiete sind alsdann die platonisch geliebten Individuen im allgemeinen nicht mehr mit aktuellen Geschmäcken, eher noch mit Gerüchen assoziiert — im Gegensatz zu den sinnlich geliebten Individuen; letztere werden geschmacklich (Kuß usw., 2. Bd. p. 552) und geruchlich in Form aktueller Assoziationen geprüft. Die entwickeltere Ästhetik, speziell die wissenschaftliche Ästhetik beschreibt die Geschmäcke und die Gerüche als solche kaum mehr oder gar nicht mehr. Dagegen beschreibt sie das geschmackliche Verhältnis der Aktualitäten zueinander, der Individuen zueinander quoad Gefühligkeit, also die gustatophilen (und olfaktophilen) Symbolkomponenten, z. B. die „geschmackvolle" oder „geschmacklose" Anordnung des gedeckten Tisches, der Wohnungseinrichtung, der Architektur des Hauses, der Stadt, auch der Arbeitsstätte, Fabrik, Maschine, ferner der ein Kunst-

werk (d. h. ein organisches Ganze) bildenden Teile, also der einzelnen Aktualitäten, die zusammen je ein Gemälde, eine Skulptur, eine Dichtung, eine Melodie, ein Kleidungsstück usw. bilden, auch der Aktualitäten, die zusammen je ein „Naturgegenstand", also eine Landschaft, ein pflanzliches, tierisches, menschliches Einzelwesen sind. Ich bin der Meinung, daß die Ästhetik ihrem Ursprunge gemäß auch die Geschmäcke und Gerüche selber (wertend, also quoad Gefühligkeit) beschreiben sollte, zumal es nicht wenige Menschen gibt, die in ihren ästhetischen Werturteilen von Geschmacks- und Geruchsaktualitäten, die sich an die zu bewertenden Individuen assoziativ angeschlossen haben oder anschließen, ausgehen, oft auch von begrifflichen Geschmacks- und Geruchsaktualitäten, also Erinnerungen an jene gegenständlichen Geschmäcke und Gerüche.

Die Ästhetik setzt also an den Geschmacks- und Geruchsaktualitäten an und klassifiziert diese quoad Gefühlsspezies als schlechte und gute (2. Bd. p. 547, 561); sie konfluiert hier mit der pragmatischen Beschreibung, in der die Wörter schlecht und gut ebenfalls, also ohne Wertangabe vorkommen, und mit der ethischen Beschreibung, die in ihren Zusammenhängen die Wörter schlecht und gut ebenfalls und zwar wertend verwendet. Daß schlecht und gut auch einfach konstatierende (pragmatische) Bezeichnungen sein können, ergibt sich aus ihrem biologischen Sinn, der unter Nr. 357 und Nr. 351, 519 angegeben ist; der Sinn dieser Wörter bleibt unter allen Umständen der gleiche, sie treten nur eben in verschiedenen Sinnzusammenhängen auf (p. 328 ff.). In der wertenden Beschreibung bezeichnen die Wörter schlecht und gut die Individuen quoad Gefühligkeit. Die Ästhetik wertet (entsprechend der pragmatischen Beschreibung) die weiblichen *), also die hunger-, angst- und (weiblich-) schmerzgefühligen Geschmäcke und Gerüche als schlecht, die männlichen *), also die (männlich-) schmerzgefühligen, die trauer- und die freudegefühligen Geschmäcke und Gerüche als gut. Ein vollständiges Geschmacks- oder Geruchserlebnis verläuft — wie alle vollständigen Erlebnisse (§ 20) — in der Weise, daß aus einer weiblichen eine männliche Reihe hervorgeht, sich entwickelt, ästhetisch (und ethisch) also auf eine schlechte stets eine gute Reihe folgt (2. Bd. p. 553, 564); das Schema aller Erlebnisse ist eben, nach den Gefühlen bezeichnet: Hunger, Angst, Schmerz, Trauer, Freude.

Hierbei wird nicht nach dem Gefühligkeitsgrade, sondern nach der Gefühlsspezies gewertet: die weiblichen (leeren, hohlen) Geschmacks- und Geruchsreihen heißen die schlechten, wertlosen, die männlichen (vollen) Reihen heißen die guten, wert-

*) „Weiblich" hier unisexuell, also nicht svw. „des Weibes"; „männlich" hier unisexuell, also nicht svw. „des Mannes". Vgl. 1. Bd. p. 552, 623.

vollen; jene sind nicht aufnehmbar (sie nehmen selber auf), nicht annehmbar, unangenehm, abzulehnen, diese sind auf-, annehmbar, angenehm. Somit ist auch die weibliche Reihe, sofern sie erfüllt ist oder als erfüllt beschrieben wird, wertvoll (wert-voll). Dies gilt übrigens für alle weiblichen und männlichen Anordnungen. Ist nun „wertlos" = „nichts wert" („nichtswürdig")? Sprachbiologisch gehört das Wort „Wert" zu werten, werden svw. die Schwelle überschreiten; demnach wird nur das Hervorgehende, der Teil, das Produkt, das Ergebnis, das Fertige, Vollendete, kurz das Männliche als „Wert" bezeichnet. Also ist das Weibliche „nichts wert"? Hier macht sich der Zweifel geltend, den ich im 1. Bd. p. 377 ff. geschildert habe: ist das Weibliche (Runde, Hohle, Leere, Negative, die Null) etwas oder nichts? „Nichts" ist natürlich „nichts wert" (nicht-wert), aber die Null ist nicht nichts, sondern als Umrandung etwas, eine Ziffer, sie ist „null wert"; daß „null wert" nicht nichts „wert" ist, ersieht man z. B. daran, daß man von Null subtrahieren kann (sog. „negative Größen", 1. Bd. p. 385), daß 1 keineswegs = 10 oder 100 usw. ist. „Wertlos" ist also nicht svw. „nichts wert", sondern svw. „null wert". In der Objektwelt gibt es nur Werte, Wertiges; jeder Gegenstand und Begriff ist ja gefühlig; es gibt also kein Objekt, das „nichts wert" wäre; die Formel „nichts wert" gilt nur für das dem Objekt, dem Etwas polar Gegensätzliche, das Nichts. „Null wert" dagegen ist ein Wert; es ist der Wert des Weiblichen, dies hier unisexuell verstanden.

Nun besteht jedes Erlebnis, jedes zusammengesetzte Individuum aus Weiblichem und Männlichem, ist superfeminin oder supermaskulin, mithin, quoad Gefühlsspezies gewertet, wertvoll, soweit es männliche Anteile hat, wertlos, soweit es weibliche, leere Anordnungen hat. Aus Vergleichen der einzelnen Individuen ergibt sich hiernach eine Wertskala, deren höhere Grade die „wertvolleren" (mehr wertvollen), deren niedere Grade die „weniger wertvollen" Individuen einnehmen. Für diese Skala kommt es lediglich auf das Verhältnis weiblich: männlich „am" einzelnen Individuum und den Vergleich der Individuen quoad dieses Verhältnis an. Diese Skala verzeichnet lediglich Daten aus Vergleichen quoad Gefühlsspezies. Eine Zählung der die runden und die geraden Anordnungen ausmachenden Aktualitäten als Werte und eine Summierung dieser Werte kommt hier nicht in Betracht; die Anzahl der die runden und die geraden Anordnungen ausmachenden Aktualitäten, die Größe der Individuen ist hier gleichgültig; es kommt nur auf das Verhältnis dieser Anordnungen als solcher an. Das Weib rangiert bei dieser Wertungsweise allemal als „weniger wertvoll" gegenüber dem Manne, es ist eben superfeminin, weist mehr Rundungen auf als der Mann. Dies gilt auch für die superfemininen und super-

maskulinen Geschmacks- und Geruchsindividuen, von denen wir hier bei der Erörterung des Ursprungs der Ästhetik sprechen. Ästhetisch schlecht ist svw. wertlos, ästhetisch gut svw. wertvoll; ein Geschmacksindividuum ist ästhetisch um so schlechter, je mehr weibliche, um so besser, je mehr männliche Anteile es aufweist.

Von dieser Wertung nach der Gefühlsspezies ist durchaus zu unterscheiden die Wertung nach dem Gefühligkeitsgrade. Wir sprechen zunächst noch von den Geschmäcken und Gerüchen. Der Gefühligkeitsgrad schwankt innerhalb der Grenzen der Spezifität, in Übereinstimmung mit den Intensitäten der zum Komplex gehörigen sensil-sympathischen Reflexe. Je höher der Gefühligkeitsgrad, desto höher der Wert. Aus unzähligen Vergleichen ergibt sich eine Wertskala, die mit der vorigen gar nichts zu tun hat. Hier kommt es gar nicht auf die Gefühlsspezies an, der — als gefühlig — ein Geschmack oder Geruch und weiterhin irgend ein Individuum angehört, sondern nur auf den Gefühligkeitsgrad; wir wollen jene Skala als „Wertskala e specie" und diese als „Wertskala e gradu" bezeichnen. Ein Individuum, das in der Wertskala e specie eine hohe Stufe einnimmt, kann in der Wertskala e gradu eine niedrige Stufe einnehmen und umgekehrt. Den Gefühligkeitsgrad eines Gegenstandes, gleichgültig um welche Gefühlsspezies es sich handelt *), beschreiben wir z. B. mit den Worten „ich lege Wert auf ...", sprechen also von höher- oder geringerwertigen (niedrigerwertigen) Dingen, während die Individuen nach der Wertskala e specie als mehr oder weniger wertvoll bezeichnet werden. Ein weniger wertvoller Gegenstand kann aber einen relativ hohen Gefühligkeitsgrad haben, also hochwertig sein, ein relativ wertvoller Gegenstand kann einen relativ geringen Gefühligkeitsgrad haben, also relativ geringwertig sein. Ich kann z. B. einen Gegenstand, den ich nach der Skala e specie als schlecht bezeichne, intensiver begehren, er kann mir höhergefühlig, höherwertig sein als ein Gegenstand, den ich nach der Skala e specie als gut bezeichne. Können wir für die Wertung nach dem Gefühligkeitsgrade die Wörter schlecht und gut überhaupt anwenden? Kann man sagen: etwas, worauf ich großen Wert lege, sei demnach gut (oder schön, s. p. 363), während doch dieses Etwas auf der Skala e specie als wertlos, schlecht (häßlich) registriert wird? Ein schlechter Geschmack oder Geruch kann hochgefühlig sein — ist er somit gut oder schön? Hier stoßen wir auf grundsätzliche Unsicherheiten der wertenden Beschreibung; sie werden weiterhin noch mehr hervortreten.

*) Man kann also etwas Hunger- oder Angst- oder Schmerz- oder Trauer- oder Freude- oder Haß- oder Ekelgefühliges usw. (relativ) hoch oder gering werten.

Die entwickeltere, speziell die wissenschaftliche Ästhetik beschäftigt sich nun kaum noch oder gar nicht mehr mit der Wertung der Geschmäcke und Gerüche, sondern mit der Wertung der Gegenstände, in die — gemäß ihrer Spezifität — gustatophile und olfaktophile Symbolkomponenten eingegangen sind. Sie bedient sich hierbei auch noch eines indirekten Verfahrens, an dem schon gar nicht mehr zu erkennen ist, daß „eigentlich" die geschmacklichen Verhältnisse wertend beschrieben werden. Zwar spricht die Ästhetik von geschmackvollen und geschmacklosen Anordnungen, von kostbaren, köstlichen Kunstwerken, von dem „schlechten Geschmack" des Banausen und dem „guten Geschmack" des Künstlers und des Kunstsachverständigen usw., aber sie beschreibt die Geschmackskomponenten der Dinge wertend „an" der Koordinatik (Form, Figur; die koordinative Symbolkomponente stimmt zur gustatophilen und olfaktophilen) und an der Farbigkeit (vgl. 2. Bd. p. 377). Indem sie wertend angibt, wie die Individuen aus ihren Teilen oder untereinander zusammengestellt sind, wie sich die Dinge quoad Farbigkeit zueinander verhalten, „meint" sie immer nur die Geschmackskomponente und zwar quoad Gefühligkeit, die ja natürlich in die Gefühligkeit der Aktualität als eines Ganzen eingegangen ist. So ist die Angabe der Farbigkeit pragmatisch, die Angabe aber, daß diese Farbe schön oder häßlich sei, ist ästhetisch; die Angabe, daß das Gesicht des Fräulein X ein Oval bilde, ist pragmatisch, die Angabe aber, daß dieses Oval schön oder häßlich sei, ist ästhetisch. Die pragmatische (und die ethische) Beschreibung kümmert sich gar nicht um den Geschmack, die Geschmackskomponente und geschmackliche Anordnung der Dinge, unterscheidet sich also ganz präzis von der Ästhetik.

Die entwickeltere Ästhetik klassifiziert nicht mehr nach „schlecht" und „gut", sondern nach „häßlich" und „schön", sie hat sich damit klarer von der pragmatischen und der ethischen Beschreibung differenziert, ihr „Objekt" hat sich aber nicht etwa geändert. Was Wort „häßlich" gehört zu Haß, und Haß ist gestauter Hunger, quoad Erfüllendes, also nach K.-T. 2 beschrieben (a, determiniert mit dem hgf. h und dem schgf. Doppel-s); häßlich ist svw. haßgefühlig, hassenswert und benennt ästhetisch nach dem Tropus „pars pro toto" die weiblichen Geschmäcke und Gerüche (2. Bd. p. 545) sowie die solche Geschmacks- und Geruchskomponenten aufweisenden gegenständlichen und begrifflichen Individuen; speziell werden optische und akustische Individuen ästhetisch beschrieben. Das Wort „schön" ist svw. aus der Öffnung-Schwelle hervorgehend, erscheinend (schön, schönen, schonen, scheinen usw. famverw.), schimmernd und benennt ästhetisch nach dem Tropus „pars pro toto" die männlichen Geschmäcke und Gerüche sowie die solche Geschmacks- und

Geruchskomponenten aufweisenden (optischen und akustischen) Individuen. Was also ästhetisch schlecht ist, ist häßlich, und was ästhetisch gut ist, schön. Nicht wenige Menschen verwenden diese Wörter auch promiscue, sprechen also von häßlichen und schönen Geschmäcken und Gerüchen und von schlechter und guter Kunst, schlechter und guter Musik usw. (ohne damit zu moralisieren).

Auch die optischen und akustischen Gegenstände und Begriffe, die die Ästhetik beschreibt, werden zunächst nach der Gefühlsspezies gewertet, und die Ausführungen über „schlecht und gut", p. 358 f. gelten auch für „häßlich und schön". Immer geht das Männliche aus dem Weiblichen hervor, ist das Ergebnis, das Produkt, das Fertige usw., somit das Wertvolle, Schöne gegenüber dem es Hervorbringenden, dem Weiblichen, das als wertlos, häßlich gilt, wenigstens sobald es „den Wert (das Männliche) los" ist. Die gesamte Entwicklung z. B. eines Menschen ist ein fortgesetztes Hervorgehen aus einem früheren Zustande in einen neuen, eine ununterbrochene Reihe von Übergängen, und so können auch die jeweiligen Entwicklungsphasen in die Wertskala e specie eingetragen und ganz besonders die Entwicklungsstufen, welche die Ergebnisse kritischer und hochkritischer „Vorgänge" (Geburt, Schuleintritt, Pubertät usw.) sind, als „wertvoller" gegenüber der weiblich gefaßten „Vergangenheit" bezeichnet werden, speziell ist der Mensch, der die Pubertätsproben bestanden hat und so ein Held, ein Herr, ein Hehrer, Strahlender, Heller, Hoher, Erhabener, „Würdiger" usw. „geworden" ist, wertvoll, schön im Verhältnis zu dem Kinde und seiner Welt, die noch nichtig, wertlos und somit häßlich waren; dies gilt natürlich für Mann und Weib. Beide, Jüngling und Jungfrau, haben sich „entfaltet" und sind schön im Verhältnis zu der gesamten Vergangenheit, aus der sie „hervorgegangen" sind; innerhalb der Kindheit aber ist wiederum jede Entwicklungsstufe schöner als die vorhergehende, schön im Verhältnis zur jeweiligen Vergangenheit, die „überwunden" ist — und die als gut (im pragmatischen, ästhetischen und ethischen Sinne, vgl. die „gute alte Zeit") nur von demjenigen gepriesen wird, der sie als erfüllt erinnert und die Mühen der Entwicklung vergißt.

Wiederum gilt hier (vgl. p. 359), daß ein Individuum ästhetisch um so wertvoller ist, je mehr es männliche Anteile, um so weniger wertvoll, je mehr es weibliche, hohle Anordnungen aufweist. Ein supermaskulines Individuum gilt hiernach allemal als schöner denn ein superfeminines Individuum, ein Mann schöner denn ein Weib; ein Weib gilt aber für um so schöner, je mehr männliche Anordnungen es aufweist usw. (vgl. aber p. 366f.). Zwischen schön und häßlich gibt es also Grade, die den ästhetischen Wert der einzelnen zusammengesetzten Individuen quoad Gefühlsspezies,

d. h. quoad Verhältnis der weiblichen: männlichen Anteile „am" Individuum anzeigen, und diese Grade ergeben sich aus unzähligen Vergleichen. Es ist klar, daß bei allen diesen Erlebnissen und Beschreibungen, in denen es sich um sog. „Imponderabilien" handelt, die größte Unsicherheit herrscht; sie wird noch größer im Gebiete der Wertung nach dem Gefühligkeitsgrade.

Für die Wertung nach dem Gefühligkeitsgrade — vgl. p. 360 — gilt: je höher der Gefühligkeitsgrad, also auch die begleitende Gefühlserregung, desto höher der Wert des Individuums. Man kann also die verschiedenen Individuen daraufhin vergleichen, und zwar kann ein Mensch die einzelnen von ihm erlebten Individuen ästhetisch vergleichen und eine individuelle Wertskala e gradu aufstellen, ferner kann ein Mensch seine ästhetischen Wertungen mit denen anderer Menschen vergleichen und eine überindividuelle Wertskala e gradu aufstellen; dies gilt übrigens auch für die Wertung nach der Gefühlsspezies, also für die Wertskala e specie. Die überindividuellen Skalen verzeichnen die Gruppen- oder Gemeinschaftswerte, hier also die ästhetischen. Nun zeigt sich, wie schon p. 360 ausgeführt, daß ein gewisses Individuum, dem in der Wertskala e specie ein relativ hoher Platz zukommt, in der Wertskala e gradu einen relativ niedrigen Platz einnehmen kann usw. Terminologisch unterscheiden wir die Individuen nach der Gefühlsspezies gewertet als mehr oder weniger wertvoll (bis wertlos), nach dem Gefühligkeitsgrade gewertet als höher- oder geringerwertig (niedrigwertig). Eine hungergefühlige Reihe ist also wertlos, Null wert, kann aber höhergefühlig, höherwertig sein als eine freudegefühlige, also wertvolle Reihe; das Analoge gilt für die zusammengesetzten Individuen, für die vollständigen Erlebnisse: ein Weib, das in der Skala e specie eine relativ niedrige Stufe einnimmt, kann in der Skala e gradu eine sehr hohe Stufe einnehmen, es kann also nach der Skala e specie als häßlich, nach der Skala e gradu als schön bezeichnet werden, und je nachdem ob es in der individuellen oder überindividuellen Skala e specie oder e gradu notiert wird, ganz verschiedene Stufen einnehmen *).

Die Unsicherheit in der ästhetischen Bewertung und ihrer Terminologie ist klar ersichtlich. Sie wird noch größer, insofern als der Gefühligkeitsgrad eines Individuums bei fortschreitender Differenzierung, also häufigem Vorkommen regelmäßig geringer wird (vgl. 1. Bd. p. 562 f.): ein Gegenstand, der häufiger vor-

*) Jede Mutter hält ihre Kinder für die schönsten — innerhalb der Skala e gradu, mag sie sie auch nach der Skala e specie für häßlich halten. Das Analoge gilt für die gegenseitige Wertung (Schätzung) der Liebespartner (sie nennen sich auch „Schatz"), für die Wertung, die der Arbeiter seinem Werke zollt, usw.

kommt, ist weniger gefühlig, also geringerwertig als ein Gegenstand, der seltener vorkommt. Ein Gemälde verliert an Schönheitswert e gradu, je länger es in meinem Zimmer hängt, je öfter ich es ansehe, je mehr ich mich „daran gewöhnt" habe; an Schönheitswert e specie braucht es nicht einzubüßen. Hieraus ergibt sich eine neue Skala, die Wertskala e raritate, und zwar wiederum eine individuelle und eine überindividuelle. Auch diese Werte klassifiziert die Ästhetik nach schön und häßlich.

Eine Zählung der ästhetischen Werte findet nur im groben statt, es gibt keinen ästhetischen Standardwert, nach dem sich Werteinheiten (wie Geld) abteilen und so die einzelnen Kunstwerke usw. berechnen ließen. Ein Kunstwerk usw., jeder ästhetisch bewertete Gegenstand wird nur „geschätzt", „taxiert", der ästhetische Wert ungefähr angenommen, hiernach das Kunstwerk usw. als mehr- oder minderwertig, mehr oder weniger wert gekennzeichnet, und diese Rechnung ist meist sehr verschieden, je nachdem sie der Künstler oder der Käufer, der Händler oder der Liebhaber vornimmt. Immerhin kann man Wertskalen e pretio aufstellen, je eine für die einzelne Gattung von ästhetisch bewerteten Gegenständen, dann auch eine Gesamtskala. Zum Unterschied von der Wertung e specie, die als mehr oder weniger wertvoll bezeichnet, und der Wertung e gradu, die als höher- oder geringerwertig bezeichnet, rechnet die Wertung e pretio ihre Individuen als mehr- oder minderwertig. Diese Rechnung e pretio ist rein pragmatisch, nämlich ökonomisch; sie rechnet mit den von der Ästhetik gewerteten Gegenständen, d. h. mit den ästhetischen Werten, bestimmt diese aber nicht, sie ist Mathematik. Selbst ein periodischer Wechsel des Angebots und der Nachfrage (Konjunktur) ist zu bemerken, wenn auch diese Perioden nicht so scharf abgegrenzt sind wie die auf andern ökonomischen Gebieten verlaufenden Kurven.

Nicht selten interkurrieren in gegenständliche und begriffliche Reihen, die ästhetisch gewertet werden, die zugehörigen Gefühle; man wertet dann auch diese Gefühle gemäß den Gegenständen und Begriffen (p. 356), obwohl Gefühle keine Werte sind, d. h. man bezeichnet sie gemäß den Gegenständen und Begriffen als häßliche oder schöne Gefühle („Freude, schöner Götterfunken" usw.). Hierbei findet nicht bloß die indirekte Beschreibung statt, die wir als wesentlich für alle Gefühlsbeschreibung erkannt haben, sondern dazu eine metaphorische Beschreibung. Auch hiermit erhöht sich die Unsicherheit der ästhetischen Beschreibung.

Kein Wunder, daß man gegenüber der Frage: was ist denn nun eigentlich „schön" und „häßlich", was „das Schöne" und „das Häßliche", was der ästhetische Wert? resigniert. „De gustibus non disputandum", und „wat dem een sin Uhl, is dem annern sin Nachtigall'. Das ästhetische Urteil ist, so sagt man

seufzend, eben „Geschmackssache", wohl auch „Gefühlssache", bedarf keiner „Begründung", ist „rein subjektiv" und entbehrt so „objektiver Maßstäbe". Die wissenschaftliche Ästhetik hat sich als Beschreibung sozusagen selbständig gemacht, sie ist „Geisteswissenschaft" (p. 354) geworden, hat sich allzuweit von der Phänomenalität entfernt und ist um so weniger phänomenal kontrollierbar, je mehr sie bloß noch eine bestenfalls nach logischen Gesetzen formulierte Wortreihe (eignen Jargons) geworden, je mehr sie der Inzucht der Gedanken verfallen ist. Auch in der Ästhetik nistet und wuchert der Zweifel. Wir verstehen diese Tatsache aus der bei den Einzelnen differenten Entwicklung des Geschmacks- und Geruchszentrums, demnach auch aus der Differenz der gustato- und olfaktophilen Symbolkomponenten der ästhetisch bewerteten Individuen, natürlich auch aus der Differenz der Gefühligkeitsgrade (und der Gefühlserregungen, „Stimmungen"), ferner aus der Differenz der phänomenal-phänomenologischen Assoziationen (Entsprechung nach K.-T. 1 oder 2, so daß der Mensch A ein Individuum I für schön, der Mensch B für häßlich und der Mensch A oder B ein Individuum jetzt für schön, dann für häßlich „erklärt" usw.), schließlich aus der assoziativen Mehrwegigkeit innerhalb der Beschreibung, aus einer Verwirrung, die um so größer geworden ist, je mehr sich die Ästhetik entwicklungsmäßig von ihrem Ausgangspunkte, wo sie Beschreibung der Geschmäcke und Gerüche selber ist, entfernt, je mehr sie sich kompliziert hat (vgl. die angeführten verschiedenen Wertskalen). Hinzu kommt noch als besonders wichtig die Tatsache, daß (auch) alle bisherige Ästhetik im dämonistischen Denken verläuft, so daß die ästhetischen Werte geradezu als „Seelisch-Geistiges" ausgegeben (vgl. § $28_{2,c}$ Anm. 2) und so in das Dunkel des Unerforschlichen gerückt werden — worüber man dann unbesorgt endlos fabulieren und dicke gelehrte Bücher schreiben kann. „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein" usw.

Die Psychobiologie zeigt nun, daß es ein allgemeingültiges Kriterium der ästhetisch zu bewertenden Individuen gibt, wonach sich die Ästhetik exakt orientieren, also zweifelfrei angeben kann, was schön und was häßlich ist. Hierüber in Kürze folgendes.

Ich wies p. 359 f. darauf hin, daß „Wert" svw. das Werdende oder Gewordene, das Hervorgehende, sich Trennende, der Teil (altnord. vërd svw. Preis, Lösegeld, also der abzugebende oder abgegebene Teil usw.) ist. Nun ist zwar das, woraus der Wert hervorgegangen ist, das Weibliche, die Lücke (zu Loch usw., s. Nr. 463), diesen Wert los, insofern wertlos, Null wert, aber doch nicht „nichts wert". Als Umrandung ist das Weibliche eine Aktualitätenreihe, und jede Aktualität ist gefühlig, ist also „wert",

geworden. Als Umrandung ist also das Weibliche genau so gut „wert" oder „Wert" wie das Männliche, der Wert, der die Umrandung verlassen hat. Überdies ist die Höhle immer erfüllt, den „leeren Raum" im Sinne des „mit Nichts Erfüllten" gibt es nur in der fiktionalen Beschreibung, niemals phänomenal; mit irgend etwas ist das Weibliche immer erfüllt, somit „wert voll". Wir tun also gut, die Angabe der Gefühlsspezies, auch sofern wir hierfür die Bezeichnung „Wert" mitverwenden, in die pragmatische Beschreibung zu überweisen, somit also auch die Wertskala e specie aus der Ästhetik (und Ethik) herauszunehmen. Es wird ja wohl auch in der entwickelten Ästhetik kaum mehr zugegeben werden, daß das Weibliche kategorial häßlich oder schlecht, das Männliche kategorial schön oder gut sei.

Jedenfalls geht die Wertung e specie in die Wertung e gradu ein, insofern als jede Aktualität „Wert" schlechthin ist und nur eben der Wertgrad, eben der Gefühligkeitsgrad verschieden ist. Es kann also eine weibliche Anordnung höhergefühlig, also ästhetisch höherwertig, schöner sein als eine männliche. Die psychobiologische oder realische Ästhetik wertet nun nicht mehr nach weiblich und männlich, sondern nach normal und abnormal. In jedem einzelnen Falle ist oder wird hinfort sein das Normale das Höhergefühlige, ästhetisch (und ethisch) Höherwertige gegenüber dem entsprechenden Abnormen; aus vielen Vergleichen stellt sich eine individuelle und eine überindividuelle Wertskala e norma heraus — derart, daß alles Normale schön, alles Abnormale häßlich ist.

Wir knüpfen an die Tatsache an, daß die pragmatische Beschreibung nach richtig und falsch, speziell die medizinische (biologische) Beschreibung nach normal und abnormal, gesund und krank klassifiziert. Richtig, gesund, normal sind Synonyma und ebenso falsch, krank, abnorm. Normal ist das unter Analogem Häufigste oder Häufigere (der Komparativ genügt für den Vergleich zweier Größen). Die Norm hat eine gewisse Variationsbreite. Eine Eigenschaft, eine Funktion, die innerhalb der normalen Variationsbreite liegen, sind normal, mögen sie auch von gleichen Eigenschaften und Funktionen innerhalb der normalen Variationsbreite abweichen; eine solche Abweichung ist ja auf alle Fälle vorhanden: eine Eigenschaft, eine Funktion ist nie zweimal dieselbe, die Aktualität ist immer nur mit sich selbst identisch, immer nur „sie selbst". Man vergleicht also möglichst viele Analoga und sondert die häufigst vorkommenden Varianten einer Eigenschaft, einer Funktion als die normalen von den übrigen als den abnormalen; über Personal-, Gruppen-, Artnorm s. 2. Bd. p. 140 f., 4. Bd. § $4_{,2}$, 6. Bd. Das Normale ist das Gesunde, das Richtige, der Normale kann nur eben normal, gesund, richtig denken und handeln; einen andern Maßstab gibt es nicht, der

gesunde Mensch ist das Maß aller Dinge. Die normale Variationsbreite (d. i. die Variationsbreite des Normalen) umfaßt alle Variationen gleicher Eigenschaften und Funktionen von einer gewissen rel. geringeren Differenz, darunter auch solche, die in der Nähe der Grenze oder an der Grenze zwischen normal und abnormal liegen, also von der oberen Grenze der Norm ziemlich weit entfernt, aber doch noch nicht abnorm sind *). Die Entscheidung darüber, ob ein Vorgang noch normal oder schon abnorm ist, kann bes. für den Laien oft schwierig sein und nur bei sehr großer Einsicht (Erfahrung, Menschenkenntnis) gefällt werden; zu fällen ist sie aber allemal. Die Variationen, die man zur Norm rechnet, mögen mehr oder minder normal, richtig, gesund heißen, dürfen aber nicht als abnormal, falsch, krank bezeichnet werden. Die Psychobiologie hat weiterhin ermittelt, daß alles Kranke „infantilistisch", d. h. auf infantiler Entwicklungshöhe stehen geblieben (zurückgeblieben) und auf dieser Höhe gewuchert ist (s. „Erkenntnistherapie für Nervöse", dann auch 6. Bd. ds. Werkes).

Zu den gen. Synonyma möchte ich auch die ästhetischen (und ethischen) grundsätzlichen Bezeichnungen stellen: schön ist das Gesunde, Normale, Richtige, häßlich ist das Kranke, Abnormale, Falsche. Das gesunde Weibliche ist schön, wie es das gesunde Männliche ist; das kranke Weibliche ist häßlich, wie es das kranke Männliche ist. Ein zusammengesetztes Individuum ist schön, soweit es gesund ist, häßlich, soweit es krank ist. Die kranken Geschmäcke und Gerüche sind häßlich, schlecht, die gesunden sind schön, gut. Das Normale kann niemals häßlich, schlecht, das Abnormale niemals schön, gut sein. Die normale Variationsbreite gilt auch für das Schöne; im Rahmen dieser Variationsbreite ist das eine Schöne höhergefühlig, „schöner" als das andere. Was jenseits der normalen Variationsbreite liegt, ist häßlich, wiederum in verschiedenem Grade. Die oder der Geliebte ist schöner (anmutiger, anziehender usw.) als alle andern gesunden Menschen, nach „Ansicht" der Mutter ist ihr Kind schöner als alle andern gesunden Kinder. Häßlich aber ist alles Kranke. Die psychobiologische Krankheitslehre, wonach Krankheit Infantilismus, Unausgereiftheit, Zurückgebliebenheit ist und Heilung (im echten Sinne) Ausgleich dieser Entwicklungsdifferenz ist, gibt einen weiteren Hinweis darauf, daß die Wertung e specie in die Wertung e gradu eingegangen ist: „gesund" ist, wer die (Pubertäts-) Schwelle überschritten hat, ein Seiender geworden

*) Geht jemand auf der Landstraße, so kann er sich mehr in der Mitte oder mehr links oder mehr rechts halten: er bewegt sich innerhalb der normalen Variationsbreite. Geht er aber im Straßengraben oder auf dem Acker, dann bewegt er sich außerhalb der normalen Variationsbreite; ist insofern krank.

ist (s. Nr. 569), „krank" ist, wer sich noch in der Enge des Überganges müht, den Übergang noch nicht vollzogen hat, „zurückgeblieben" ist (wie denn auch die Nomaden ihre Kranken zurücklassen, alle Völker ihre Kranken absondern usw.); hierzu vgl. die biologische Bedeutung von schön und häßlich (p. 361), auch von gut (Nr. 351, 519) und schlecht (Nr. 357, p. 321).

Hierbei beschreibt die Ästhetik natürlich immer nur die Geschmacks- (und Geruchs-) Komponenten quoad Gefühligkeit, also das geschmackliche Verhältnis der Aktualitäten und Aktualitätenreihen. Zu ihnen gehören natürlich auch die Menschen, und sie werden in erster Linie — wie pragmatisch und ethisch, so ästhetisch beschrieben, also „an" Form, Figur, Farbe gewertet und so eigenschaftlich und funktionell beschrieben.

In den Wertskalen e norma ist das Kranke das Geringer- und Geringwertige („Unwertige"), das Gesunde das Höher- und Hochwertige — wir können unter Hinweis auf die Wertskala e specie auch die Wörter „wertlos" und „wertvoll" verwenden. Dagegen bleiben die Wörter „mehr-" und „minderwertig" besser für die reine Rechnung mit den vorhandenen Werten, also für die quantitative Wertangabe, die Mathematik der Werte vorbehalten; so kann eine größere Menge eines Stoffes weniger oder minder wert sein als eine kleinere Menge eines etwa gleichwertigen Stoffes usw. Indes kommt, wie gesagt, für die Ästhetik diese reine Rechnung weniger in Betracht, wohl aber für die Ethik.

Somit ist, soweit sich das in der hier gebotenen Kürze zeigen läßt, der Satz „gesund ist schön, krank ist häßlich" legitimiert. Nur der Kranke selbst kann diesem Satze widersprechen, aber er ist krank und seine Wertungen sind nicht maßgebend. Die Diagnose, ob z. B. ein Kunstwerk schön oder häßlich ist, kann gewiß oft schwierig sein, zumal in Fällen, in denen der Gesundheitszustand des Künstlers unbekannt ist; ein gesunder Künstler kann nur Gesundes, Schönes produzieren, ein kranker Künstler legt — wie jeder kranke Mensch — in seinen Werken stets auch ein Zeugnis seiner Krankheit ab, das freilich oft nur dem Kenner ersichtlich wird, und insofern sind seine Werke häßlich, schlecht. Ein gesunder Kritiker kann nur gesunde, richtige Urteile abgeben, ein kranker nur solche Urteile, die offenkundig krank, falsch sind oder ein mehr minder erhebliches krankhaftes Ingrediens aufweisen, das freilich wieder oft erst für den Kenner ersichtlich ist. Es gibt viele kranke Künstler und viele kranke Kritiker; die Krankheit ist sehr oft Neurose — und zur Neurose gehört oft auch als Symptom die Ablehnung der Diagnose, der Mangel an Krankheitseinsicht, an Selbsterkenntnis; mit solchen Leuten ist nicht zu rechten (vgl. p. 334). Das Analoge gilt übrigens für die wissenschaftliche Produktion und Kritik.

Man könnte einwenden, daß mit dieser „Umwertung der Werte" die Ästhetik aufhören würde, eine wertende Beschreibung zu sein, und daß sie geradezu eine medizinische Disziplin werden würde. Dieser Einwand ist hinfällig. Wir wissen: die Welt ist die Gesamtheit der Aktualitäten der Hirnrindenzellen; der kranke Mensch erlebt und beschreibt, soweit er krank ist, krank, falsch, der gesunde Mensch erlebt und beschreibt gesund, richtig. Es sind also auch die ästhetischen (und ethischen) Urteile hiernach zu klassifizieren. Ferner erleben und beschreiben alle Menschen Krankes und Gesundes, auch ästhetisch. Normal und abnormal sind die grundsätzlichen Klassifikationsmarken für alles Erleben und Beschreiben, also auch für das wertende, also auch für das ästhetische. Dabei werden die einzelnen Wissenschaften keineswegs „medizinische Disziplinen". Wohl aber ist die Psychobiologie die allgemeine Grundlegung. Die Ästheten sind Psychologen und Philosophen; mögen sie Psychobiologen werden. Im Gegensatz zur bisherigen Ästhetik, in der die unkontrollierbare Meinungs- und oft Affektäußerung, die „geistreiche" Phrase eine allzugroße Rolle spielt, urteilt die psychobiologische Ästhetik nach klaren, einfachen, exakten Richtlinien.

β. Die Ethik.

Die Ethik beschreibt speziell die optischen Gegenstände und Begriffe quoad Gefühligkeit, also Wert; vgl. p. 335 f. Sie klassifiziert nach gut und schlecht (böse). Die ethische Beschreibung der Gegenstände und Begriffe der übrigen Sensualitäten ist, wenn überhaupt, nur gering entwickelt; so spricht man von guten und bösen Worten als akustischen Aktualitäten (die „gute" und die „schlechte" Stimme eines Sängers ist dagegen ästhetische Wertung der Stimme), kann von einer guten und bösen Wärme (Hitze) und Kälte, einem guten und bösen oder schlechten Wetter (auch ästhetisch und pragmatisch zu verstehen), von guten und bösen Berührungen sprechen; mit guten oder bösen Bewegungen meint man optische, nicht koordinative Vorgänge (also nicht die Registrierungen der Bewegungen im koordinativen Zentrum). Die Geschmacks- und Geruchsaktualitäten werden kaum ethisch, sie werden ästhetisch gewertet. Sofern andere als optische Gegenstände (und Begriffe) ethisch beschrieben werden, so stets als mit je bestimmten optischen Individuen assoziiert; ist also z. B. von guten oder bösen Worten die Rede, dann ist immer auch die Person, die sie ausspricht, ethisch mitgewertet. Die ethische Klassifikation der Eigenschaften und Funktionen der Individuen ist stets die ethische Klassifikation der Individuen selber; es gibt also eigentlich keine gute oder böse Handlungsweise eines Menschen, sondern

es gibt Menschen, die eigenschaftlich als gut, und solche, die als böse beschrieben werden und deren Funktionen entspr. determiniert sind (§ 16); eine gute Handlung ist also die Handlung eines guten Menschen, eines Menschen, soweit er gut ist, usw. — Über die wertende Beschreibung der Gefühle s. p. 356, 364.

Die im Abschnitt über die Ästhetik vorgetragenen Ausführungen über die Wertung nach der Gefühlsspezies und nach dem Gefühligkeitsgrade gelten auch für die Ethik. Auch die Ethik wertet, sofern sie nach der Gefühlsspezies beschreibt, das Hervorgehende, das Abgegebene, das Produkt, das Vollendete usw., kurz das Männliche als gut, das Hohle, Leere, aus dem das Gerade hervorgeht, also das Weibliche als schlecht, böse. Aber auch die erfüllte Höhle ist wert-voll, also ethisch gut. Dies gilt natürlich auch für die ethische Funktionsbeschreibung: die Funktionen des Weiblichen sind böse, die des Männlichen und die der gefüllten Höhle sind gut. Und hiernach werden auch die weiblichen Gefühle Hunger, Angst, Schmerz als Schwellengefühl mit böse, schlecht, die männlichen Gefühle Schmerz als männliche Reihe, Trauer (Reue) und Freude als gut bezeichnet. Im Gange der Entwicklung ist also das jeweils Höherentwickelte gut, wertvoll, edel, im Verhältnis zu dem verlassenen Entwicklungsstadium, das demnach schlecht, böse, wertlos, unedel ist. Man spricht aber im Gegenteil von der „guten alten Zeit" (p. 362) usw.; die ethische Beschreibung quoad Gefühlsspezies ist also unsicher und so auch die Einzeichnung in die individuelle und die überindividuelle Wertskala e specie. So werden vom Angststadium aus die folgenden Erlebnisstadien auch als schlecht, böse, die Überschreitung der Schwelle als Über-tretung des Verbotes und somit als Schuld, Sünde (Nr. 539), die so erreichte Freude (insbes. die genische Freude, die Wollust), aber auch schon der Hunger nach Freude als „böse Lust" verurteilt, besonders von Angstneurotikern (vgl. „Erkenntnistherapie für Nervöse" 4. Kap., auch 6. Bd. ds. Werkes). Über den biologischen Sinn von „gut" s. Nr. 351, 519, von „schlecht", „böse" Nr. 357, p. 321.

Die Unsicherheit ist noch größer in der ethischen Bewertung zusammengesetzter Individuen. Nach der Wertung e specie ist ein Individuum um so wertvoller, je mehr es männliche Anteile, um so weniger wertvoll, je mehr es weibliche, hohle Anteile, aufweist. Ein supermaskulines Individuum gilt hiernach allemal als „besser" denn ein superfeminines Individuum, ein Mann als besser denn ein Weib („das Weib ist falscher Art und die Arge liebt das Neue"; „das Leben wäre nicht so schwer, wenn nur das böse Weib nicht wär'!"; das Weib als Verführerin, als Schlange, Hexe, s. p. 40 f. usw.); anderseits wird das Weib in der Ehe „die bessere Hälfte" genannt — im Ernste oder euphemisierend (vgl.

links als weiblich, 2. Bd. p. 47, und die euphemistische Umschreibung des Wortes links, Nr. 568, EdS. § 4, Anm. 3, der Feige lobt, wovor er Angst hat). Zwischen gut und böse gibt es also Grade, die den ethischen Wert der einzelnen Individuen quoad Gefühlsspezies, d. h. quoad Verhältnis der weiblichen: männlichen Anteile „am" Individuum anzeigen, und diese Grade ergeben sich aus unzähligen Vergleichen. Für die Ethik gilt hier das Gleiche wie für die Ästhetik (p. 362).

Für die Wertung nach dem Gefühligkeitsgrade — vgl. p. 360, 363 f. — gilt: je höher der Gefühligkeitsgrad, also auch die begleitende Gefühlserregung, desto höher der ethische Wert des Individuums. Die sensil-sympathischen Reflexe sind an der Wertung nach dem Gefühligkeitsgrade in folgender Weise beteiligt. Der Gefühligkeitsgrad entspricht der Entfernung (§ 27_3). Das dem Menschen Nächstliegende, seine nächste Umgebung (einschl. Angehöriger usw.) ist höherwertig als das Nahe-, Ferner- und Fernliegende. Die möglichen (!) Intensitäten der sensil-sympathischen Reflexe, die mit nächst- und naheliegenden Gegenständen koinzidieren oder interkurrieren, sind normaliter höher als die mit ferner- und fernliegenden Gegenständen koinzidierenden oder interkurrierenden Gefühlserregungen. Man sagt: der Mensch kann sich mehr über Nächst- und Naheliegendes („was ihn angeht, ihm nahegeht, ihn betrifft" usw.) erregen oder aufregen *) als über Fernliegendes („was ihn weniger oder gar nicht interessiert" usw.); „die Sterne, die begehrt man nicht". Im Gegensatz zum Gesunden wertet der Denkkranke (Neurotiker) manche Dinge zu hoch oder zu niedrig. Die möglichen Gefühlserregungen entsprechen also quoad Intensität dem Gefühligkeitsgrade der genetisch zum Reflexsystem gehörenden Gegenstände, also ihrem Werte. Die Gefühlserregungen können natürlich auch vor Erscheinen des betr. Gegenstandes ablaufen, wie anderseits der Gegenstand auch ohne höhere Gefühlserregungen aktuell sein kann und sehr oft ist, ohne daß dabei sich der Wert mindert.

Grundsätzlich sind also alle Aktualitäten gleicher Entfernung, gleichen Gefühligkeitsgrades gleichwertig. Auf dieser Grundlage, die ausgeprägt für das junge Kind gilt (das z. B. einen Stein einem gleichweit entfernten gleichgroßen Goldklumpen gleichwertet), stellen sich im Laufe der (ontischen wie phylischen) Entwicklung Differenzierungen derart ein, daß die im Zusammenhange mit den einzelnen Gegenständen möglichen Gefühlserregungen verschieden intensiv sind. Die Erfahrung lehrt, daß mit allen neu auftauchenden Gegenständen (und Begriffen)

*) Die Formel wird allgemein dämonistisch aufgefaßt: die Gegenstände und die Begriffe werden als Ursachen der Gefühlserregungen gedeutet; realiter bezeichnet auch sie lediglich Reflexabläufe. S. 1. Bd. p. 68, 260, 400, 2. Bd. p. 467.

aktuelle Gefühle oder doch intensive sensil-sympathische Erregungen verbunden sind, während mit „gewohnten" *) Gegenständen diese aktuellen Gefühle nur noch unter gewissen Umständen, z. B. bei drohendem Verlust verbunden sind und in der Regel auch die sensil-sympathischen Reflexe weniger intensiv verlaufen, und zwar intensiver bei seltener, schwächer bei häufiger vorkommenden (besonders gewohnten) Gegenständen: Wertskala e raritate (p. 364).

Hiernach wird nun der Wert different angegeben, also eine individuale Wertskala e gradu aufgestellt, in der die einzelnen vom Individuum erlebten Gegenstände quoad Wert (Höher- oder Geringerwertigkeit) eingetragen werden; sie verändert sich im Laufe der Entwicklung. Aus den Vergleichen der individuellen („persönlichen") Wertungen und Wertskalen ergibt sich eine überindividuelle Wertskala e gradu, in der der gemeine, d. i. allgemeine Wert der einzelnen Gegenstände eingetragen ist. Auch diese Werte wechseln, schwanken gemäß den biologischen Veränderungen der bewertenden und der bewerteten Individuen. Der gemeine Wert ist Beschreibungstatsache, er verbleibt somit beschreibungs-(rechnungs-)mäßig dem bewerteten Individuum, gleichgültig in welcher Entfernung es sich befindet; phänomenal ist der Wert aber stets eine individuelle, persönliche Angelegenheit. Der gemeine Wert muß erst kennen gelernt werden, und dies geschieht im Wege der Vergleiche des Verhaltens (als Ausdruckserscheinungen der „Gefühlseinstellungen") der Hirnwesen, in Sonderheit der Menschen zu den Dingen. Nach dem gemeinen Wert wird „allgemein" gerechnet. Seine Schwankungen entsprechen dem Angebot und der Nachfrage (Konjunktur), d. h. den jeweiligen Gefühlseinstellungen.

Nach dem Gefühligkeitsgrade gewertet, sind die Dinge höher- oder geringerwertig (niedrigerwertig). Aus unzähligen Vergleichen ergibt sich, daß gewisse Dinge von allen zu einer Gruppe (Familie, Volk usw.) gehörenden Menschen ziemlich oder so gut wie gleichmäßig gewertet werden und diesen Wert längere oder lange Zeit behalten (wertbeständig sind). Solche Dinge sind Standardwerte und zur Wertmessung geeignet; man vergleicht mit ihnen andere Dinge quoad Wert und kommt so zur Wertrechnung, zur Wertskala e pretio mit den Bezeichnungen „mehr oder weniger, minder wert oder -wertig" (p. 364). Die Wertung ist von der Wertrechnung streng zu unterscheiden; jene ist (ästhetisch und) ethisch, diese pragmatisch (ökonomisch, mathematisch). In den Zeiten der Tauschwirtschaft*) gab man eine Ware für eine andere, z. B. Kaurimuscheln (Indonesien,

*) „Gewohnheit" svw. häufig stattgehabte Wiederholung bestimmter Reflexe (vgl. 1. Bd. p. 569).

*) Vgl. „Wert" — „Wirt"-schaft.

Afrika), Vieh (pecus Vieh, peculium Vermögen, pecunia Geld) usw.; auch die Bezahlung mit Gold, Silber, Edelsteinen usw. war eigentlich noch Tauschwirtschaft (wenn auch nicht „Naturalwirtschaft"): es wird Ware gegen Ware gegeben und genommen (ohne Goldwage war im Mittelalter Handel undenkbar). Später setzte man den Wert eines Gewichtsteils Silbers, dann Goldes als wertbeständiger Metalle = 1 (Werteinheit) und benannte diesen Wert irgendwie, z. B. Mark; man unterteilte diesen Wert 1 und bezeichnete diese Teile irgendwie, z. B. Groschen, Pfennige. Im Vergleiche mit dem Werte dieses Gewichtsteiles Silber oder Gold war oder ist eine Ware von einem gewissen Werte eben diesem Werte nach mit (z. B.) 10 Werteinheiten zu bezeichnen; eine Ware von 10 Mark Wert ist zehnmal so viel wert wie der Gewichtsteil Gold, der den Wert 1, also 1 Mark hat. Diese Werteinheiten prägte und prägt man in Metall oder Papier ein und hat so das Hart- oder das Papiergeld. Geld ist also Wertzeichen (wie die Briefmarke), Angabe des Wertes einer Ware oder der sie produzierenden Arbeit (falls Geld als Lohn gezahlt wird), Quittung für die verkaufte Ware oder Arbeit, somit auch Anweisung auf eine gleichwertige Ware oder Leistung; Geld ist aber nicht selber Ware, kann nicht gehandelt werden, eine Notiz, eine (Bank-)Note kann aus sich selbst heraus nicht mehr oder weniger werden, eine Wertnotiz sich nicht mehren oder mindern, sondern — das liegt im Wesen des Geldes — sich nur gleich bleiben. Somit kann Leihgeld nicht eigentlich Zins bringen, sondern allenfalls eine Risikoprämie (als Entschädigung des Geldgebers dafür, daß er das Risiko eingeht, das Darlehen ganz oder teilweise zu verlieren). Zins bringt von Rechts wegen nur „Beteiligungsgeld": der Geldgeber hat dann Anspruch auf Gewinnanteil, muß aber auch Verluste mittragen. Der Stoff, aus dem das Geld gemacht ist (und der Ware ist), hat mit der eingeprägten Wertziffer nichts zu tun; man nimmt am besten einen möglichst stabilen Stoff.

Den Unterschied zwischen Wertung und Wertmessung und -rechnung kann man daran erkennen, daß z. B. Gold höherwertig ist als Glas, daß aber eine Menge Glas mehr wert als 1 g Gold sein kann. Die Wertung ist eben die Gefühlseinstellung, der Wert die Gefühligkeit der Aktualität, also gleich für jede Aktualität eines homogenen Stoffes (nach der interindividuellen Skala e gradu), unabhängig von der Menge dieses Stoffes. Erst der Vergleich der Werte ergibt die Wertmessung, und die Zählung nach Menge oder Gewicht ergibt die Wertrechnung. Die Wertmessung geschieht nach dem gleichen Grundsatz wie jede andere Messung: als Vergleich mit einem Standard (1. Bd. p. 713 f.). So mißt man die Wärme nach der (unveränderlich gleichmäßigen) Ausdehnung des Quecksilbers bei Wärmezufuhr, die Strecke

nach der Länge des Erdquadranten (1 m = der zehnmillionste Teil), genauer noch (das Maß des Erdquadranten ändert sich gemäß der Feinheit der Meßinstrumente oder der Abkühlung der Erde) nach dem Pariser Normalmaßstab bei 0°, die Zeit nach der Umlaufzeit der Sonne (1 Sek. = der 86 400. Teil des mittleren Tages), die Masse nach dem „kilogramme des archives" usw.; der Standard muß hinsichtlich dessen, was gemessen werden soll, möglichst beständig sein. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hat sich für die Wertmessung das Gold international eingebürgert: es ist so gut wie wertbeständig, also vorzüglich geeignet, Standard für die Wertmessung zu sein. Mit dieser Eignung hat gar nichts zu tun die Tatsache, daß Gold hochwertige Ware und als wertbeständig zum Speichern von Wert geeignet ist. Für die Messung ist die Menge des Standardstoffes gleichgültig; es ist also auch für die Wertmessung „nach" dem Golde gleichgültig, wieviel ein Land Goldvorrat besitzt, — ebenso wie die vorhandene Menge Quecksilber für die Wärmemessung gleichgültig ist usw.

Wir sprechen also von Goldwährung, wie man bis etwa Mitte des 19. Jahrhunderts von Silberwährung sprach. Was ist „Währung"? Das Wort ist mit „Ware" verwandt und weiterhin mit wahren, be-, aufbewahren, Wahrheit, war usw. (s. Nr. 550). Das Wahre ist das Seiende, das Hervorgebrachte, das sich (in der Prüfung) bewährt hat und somit dauerhaft, während ist, — eben die Ware. Die Ware ist das Produkt, das Erzeugnis der Hand oder der Maschine (während die Erzeugnisse des Kopfes gemeinhin nicht als Ware gelten); sie verändert sich, vergeht wie alle andern Gegenstände auch, und diese Veränderlichkeit der Dinge nennt man währen („während" = so lange). Währung ist also die abstrakte Bezeichnung für das Währende, die Ware. Nun hat man, wie gesagt, aus unzähligen Vergleichen solche Waren gefunden, die möglichst lange (so gut wie) unverändert bleiben, also „währen" und so auch wertbeständig sind: das Silber, das Gold usw., und hiernach haben wir die Silber- oder die Goldwährung oder irgend eine andere. Eine Währung kann niemals ohne Wertmesser sich bilden und bestehen, und der Wertmesser muß eine wertbeständige Ware sein. Die „Währung" kann in dem Sinne schwanken, daß die Unterteilung der Werteinheit, z. B. des Wertes von 1 kg Gold sich ändert, also die Zahl der Untereinheiten sich mehrt oder mindert; dabei bleibt aber der Wert von 1 kg Gold immer der gleiche, nur gerechnet wird anders — so wie man ja auch den thermischen Zwischenraum zwischen Gefrier- und Siedepunkt des Wassers in 80 oder in 100 oder in 180 Grade teilt. Der Goldwert ändert sich also nicht gemäß der Zu- oder Abnahme des Zahlungsmittelumlaufes; er ändert sich nur gemäß des Angebots und der

Nachfrage, und diese Änderung ist, solange Gold Wertmesser ist, fast = 0, so geringfügig, daß sie vernachlässigt werden kann.

An der Verwendung des Goldes als Wertmesser ist also nichts auszusetzen, wohl aber ist die Fiktion der Golddeckung aufzulösen in die realische Einsicht, daß der Reichtum eines Landes, der die Grundlage für die Menge der Zahlungsmittel ist, nicht bloß in dem aufgehäuften Golde, sondern in seinem gesamten Warenvorrat, Grund und Boden, in der Arbeitskraft des ganzen Volkes besteht. Die Geldmenge hat sich nach der (statistisch zu erfassenden) Konjunktur zu richten derart, daß bei fallenden Preisen (steigendem Warenangebot) der Zahlungsmittelumlauf erhöht, bei steigenden Preisen (fallendem Warenangebot) verringert wird. So werden sich die biologischen Konjunkturschwankungen, die periodisch eintreten, in relativ geringen Grenzen halten und nicht zu „Krisen" ausarten. Diese wenigen grundsätzlichen Angaben müssen hier genügen.

Von dem materiellen Wert eines Gegenstandes ist der ideelle Wert zu unterscheiden, d. i. der Wert im Zusammenhange mit den an den Gegenstand sich anschließenden Begriffsreihen (Plänen usw.). Der Wert der Begriffe, der ideale Wert ist entspr. dem Gefühligkeitsgrade im allgemeinen relativ gering: Handwerk hat goldenen Boden, „Bedarfsartikel" nähren Hersteller und Händler, aber „Gedanken" sind sogar zollfrei, ihr Wert richtet sich nach der „praktischen Verwertbarkeit", wobei freilich eben die praktischen Ergebnisse bewertet werden. Die Leistungen eines begrifflich hochdifferenzierten (sog. geistreichen, gedankenreichen, geistig überlegenen) Menschen haben demnach einen höheren Wert als die des „Armen im Geiste", aber hierbei wird wie gesagt nicht die Idee selber, sondern ihre gegenständliche Entsprechung bewertet. — Das Analoge gilt übrigens für die gegenständlichen (optischen und akustischen) Worte.

Die ideellen und die idealen Werte sind nicht mit den Gemeinschaftswerten zu verwechseln, das sind solche (trophische und genische) Güter, die einer Gemeinschaft (der verschiedenen Art und Größenordnung) gehören, in die also der Besitz des einzelnen Mitgliedes integrierend eingeht, Güter, die sonach das einzelne Mitglied höher als seine eignen, diese als abgelöste Einheiten genommen, wertet. Diese Tatsache beschreibt normativ Adolf Hitlers „Gemeinnutz geht vor Eigennutz", und diese These steht keineswegs im Widerspruche zu Benito Mussolinis „Sacro egoismo": das gesunde Mitglied einer gesunden Gemeinschaft, z. B. eines gesunden Volkes denkt und handelt so, daß Gemeinnutz und Eigennutz ein und dasselbe ist; und dies gilt auch für das gesunde Verhalten der Völker untereinander. (Geschrieben 1930.)

Nur die trophischen Gegenstände sind recht eigentlich mit

Geld zu bezahlen, also mit Währungswerten zu vergleichen. Je größer ihr genischer Anteil ist, desto weniger sind sie zu Vergleichen mit Währungswerten geeignet. Die genischen Werte, also Eltern, Geschwister, Weib und Kind, Freunde, Kunstwerke, Ehre, Freiheit, Vaterland, Volk, Rasse usw. sind mit Währungswerten nur in dem Sinne zu vergleichen, daß sie normaliter über jeden Geldwert hinausreichen, oder in dem Sinne, daß ihr trophischer Anteil verglichen wird, wobei der Vergleich um so „entfernter" („unangemessener") ist, je geringer der trophische Anteil genischer Individuen ist.

Stellen wir die Skalen e specie und die Skalen e gradu zusammen, so ergibt sich für die ethische Beschreibung die gleiche Unstimmigkeit in der Klassifikation der Werte, wie ich sie für die Ästhetik angeführt habe. Nach der Skala e specie ist das Weibliche schlecht, böse, das Männliche gut und sind die zusammengesetzten Individuen je nach ihrer weiblich-männlichen Kombination schlecht, böse (die superfemininen) und gut (die supermaskulinen). Nach der Skala e gradu dagegen ist das Höhergefühlige, gleichgültig ob weiblich oder männlich, das ethisch Höherwertige, also Gute, das Geringergefühlige also das ethisch Geringerwertige, das Schlechte und besteht zwischen gut und schlecht eine Graduierung. Es kann also ein nach der Skala e specie Schlechtes dennoch nach der Skala e gradu Gutes sein usw.

Es erhebt sich dazu die grundsätzliche Frage: sind „die Dinge" als Werte überhaupt ethisch zu beschreiben, wie sie ästhetisch zu beschreiben sind, z. B. ist ein Haus, ein Geldstück, ein Baum gut oder schlecht, wie sie schön oder häßlich sind? Falls nicht, gehört die Wertlehre in die Ökonomik und nicht in die Ethik. Aber in die Ethik gehört das Verhalten der Menschen untereinander und zu den „Dingen"? Hierauf die Antwort: zur Wertung, also zum Werterlebnis und zur Wertbeschreibung sind nur Hirnwesen, in Sonderheit die Menschen fähig, nur insofern sind die Werte überhaupt vorhanden und die Dinge ästhetisch und ethisch zu beschreiben, und nur insofern kann man von ästhetischem und ethischem Verhalten sprechen. Die „Dinge", d. h. hier die hirnlosen Wesen sind also nicht schön oder häßlich, gut oder schlecht (böse) derart, daß sich diese Eigenschaften im gegenseitigen Verhalten ausprägten (wie das junge Kind noch urteilt, indem es z. B. den Stein, über den es stolpert, böse nennt), sondern sie sind es als von mir usw. gewertet, d. h. eben als Werte. Dagegen sind die Hirnwesen, besonders die Menschen schön und häßlich, gut und schlecht (böse) auch in ihrem gegenseitigen Verhalten, also auch im Werten, in den Gefühlseinstellungen und den entsprechenden Ausdrucksweisen, den trophischen wie den genischen. Alle diese Ausdrucksweisen, die „Verhaltensweisen"

sind abgesehen von primitiven Frühstadien auf Menschen u. a. Gegenstände gerichtet und führen im Wechselspiel zum Austausch von „Gütern", wie wir ja alles Verhalten als Eronenaustausch erkannt haben. Im Trophischen (Ernährung, Beruf) geschieht der Güteraustausch als Kaufen und Verkaufen, im Genischen als Schenken (4. Bd. § $7_{,5,E}$). Also auch dieser Austausch wird gewertet und ethisch als gut oder böse klassifiziert.

Aber indem wir erkennen, daß alles Werten in die Ästhetik und die Ethik gehört (in die Pragmatik gehört erst die Zählung der Werte, die Rechnung mit den Werten), ist das Problem „was ist nun eigentlich gut, was böse?" anscheinend nur noch komplizierter geworden insofern, als die Gefühlseinstellungen vom Dämonisten in das sog. „Subjektive", „Seelische" verlegt werden und so die Ethik (wie die Ästhetik) im „Metaphysischen" schwebt. Hiernach kann der Mensch überhaupt nicht wissen, was gut und böse ist; dieses Wissen ist Gott vorbehalten — aber wie steht es dann mit unserer Verantwortlichkeit? An diese Frage schließen sich — für den Dämonisten — endlos kreisend und ineinander unentwirrbar verfilzt unzählige weitere Fragen, Zweifel, Fiktionen, Dogmen. Schließlich zweifelt man daran, daß es so etwas wie Ethik, Wert überhaupt gäbe; vgl. Mardochai-Marx „Der Wert ist ein Gespenst", Silvio Gesell „Der Wert ist ein reines Hirngespinst" ... eine „Wahnvorstellung", Zuckerkandl „In der Lehre vom Wert ist noch beinahe alles streitig, von den Benennungen angefangen", v. Boehm-Bawerk „Trotz unzähliger Bestrebungen war und bleibt die Lehre vom Werte eine der unklarsten, verworrensten und streitigsten Partien unserer Wissenschaft", der Nationalökonomie — und sie ist dennoch, wie Knies sagt, „von grundlegender Bedeutung" — — ganz zu schweigen von den Psychologen und Philosophen, die auch in der Ethik nicht aus und ein wissen und auch nicht wissen können, so lange sie nicht das Leib-Seele-Problem gelöst, also das psychobiologische Denken angenommen haben. Es ist nun freilich eine tolle Fiktion zu glauben, daß man das, was man zweifelnd beschreibt, eben mittels dieser zweifelnden und verzweifelnden Beschreibung aufheben, beseitigen könne (vgl. das Durchstreichen Gottes der Atheisten, 1. Bd. p. 14, 676). Tatsächlich ist auch die zweifelnde ethische Beschreibung — Ethik, aber eben eine zweifelnde, zweifelhafte Ethik, eine solche, die schließlich verzweifelnd an sich selber zweifelt. Diese Unsicherheit nistet und wuchert im Gebiete der allgemeinen Moral, der Rechtsordnung und der Religion gleichermaßen und ist nicht bloß eine individuelle (persönliche), sondern auch eine überindividuelle, eine volkliche und staatliche Angelegenheit von äußerster Wichtigkeit. Das ethische Problem, das Problem „gut oder böse?" formuliert sich zu dem Problem „mein oder dein?": Wertung,

Verhalten, Austausch, Besitzordnung. Hierzu folgende entwicklungsbiologische Erläuterungen.

Die Gefühligkeit ist der Wert. Man kann von einem Gegenstand ebenso wenig die Gefühligkeit wegnehmen wie den Wert (und etwa den Gegenstand übrig lassen), wie früher (§ $27_{,1}$ und EdS. § 73) dargetan. Verändert sich der Wert, dann verändert sich der Gegenstand im ganzen, d. h. es verändert sich die Denkzelle oder Denkzellgruppe, deren Aktualität der gefühlige, also werthafte, wertige Gegenstand ist. Man spricht also von Werten und meint damit die Gegenstände (und Begriffe) quoad Gefühligkeit. Die Werte sind genische und trophische. Die Gesamtheit der Werte, die einem Menschen zu eigen, sind sein Eigentum, sein Besitz (den juristischen Sinnunterschied beider Wörter lasse ich hier unberücksichtigt, s. hierzu 4. Bd. § $7_{,5,E}$). Besitz ist das, worauf einer als Herr sitzt (vgl. Sitz, Wohnsitz usw.), d. h. das ihm Zugeteilte, das Erworbene (werben s. Nr. 60), und die jeweilige Art und Weise (Zeremoniell, Ritus) des Erwerbs, der Zuteilung, der Abgrenzung der einzelnen Besitzungen (Gerechtsame), des Austauschs sowie die so entstandene (trophische und genische) Besitzordnung ist die Sitte (s. Nr. 57). Hiervon handeln pragmatisch die Soziologie und die Ökonomik, auch die Kulturgeschichte; zudem ist das Problem „mein und dein" aber ein ethisches.

Die Funktionen ordnen sich nach Aufnahme und Abgabe (s. Nr. 522). So lange sich ein Individuum auf der ansteigenden Strecke seiner Lebenskurve befindet, nimmt es mehr auf, als es abgibt; von der spezifischen Wachstumsgrenze (EdS. § 91) an gibt es mehr ab, als es aufnimmt. Der Mensch als Ganzes ist eine Höhle, die sich füllt und entleert (p. 244); die ansteigende Strecke der Lebenskurve ist ständige Mehrung der Aufnahme und Vergrößerung der Höhle, wobei die Abgabe geringer ist als die Aufnahme (Wachstum). Die Welt des Foetus, dessen Bewußtsein nur aus (foetalen) Gefühlsaktualitäten besteht (die ja nur bis zur äußern Körperoberfläche lokalisiert sind), fällt mit seiner Persönlichkeit zusammen; seine Welt reicht nur bis zur Körpergrenze. Sobald die ersten Gegenstände auftreten, also die ersten Modalzellen bis zum aktuellen Funktionsgrade entwickelt sind, beginnt die Welt über die Körpergrenze hinauszurücken: das Kind entdeckt sich selbst inmitten einer Umgebung, die zunächst in allen ihren Teilen für das Kind erreichbar ist, zu ihm als der All-einheit gehört, sein Reich, seinen Reichtum (svw. das Gesamt des Erreichten) darstellt. In dieser Frühzeit erlebt sich das Kind als unumschränkten Herrscher in seinem Reich, das seine Welt, die Welt ist, als Schöpfer seiner Welt und seiner selbst, und dieses Erleben, das das Kind natürlich nicht in Worten beschreiben kann, stimmt zu der bei allen Völkern anzutreffenden Kind-

verehrung, die in dem Kinde ein allmächtiges, von Gott abstammendes und somit göttliches Wesen, einen Gott oder mindestens einen Abgott sieht (vgl. Nr. 296). In diese Welt treten immer neue Gegenstände ein, werden begriffen, ergriffen, erfaßt, in den Reichtum aufgenommen; schon früh entwickeln sich auch Begriffszellen zu aktueller Funktion, setzt das Wiedererkennen, das Vergleichen, die Fähigkeit ein, in einer höchst merkwürdigen und rätselhaften Weise die Dinge festzuhalten und so den Besitz zu konsolidieren und eigentlich auch zu mehren. Gewaltig große Diener, gespenstisch anzusehen, harren des Winkes Sr. Allmacht, ja sind selbst ohne diesen Wink um den jungen Gott bemüht, sein „Wort" zaubert sie herbei und zaubert sie weg, wie das Öffnen der Augen die (optische) Welt schafft, das Schließen sie vernichtet. Aber die göttliche Souveränität des jungen Kindes versagt eines Tages gegenüber neu auftretenden widerspenstigen Gewalten: der Horizont erweitert sich gemäß der Entwicklung der Hirnrinde, da kommen Individuen zum Vorschein, die dem kindlichen Zauber nicht mehr gehorchen, die also außerhalb seiner Reichweite liegen, die nicht mehr „mein" sind, ja die ihrerseits, schon indem sie existieren, die Alleinheit, die Göttlichkeit des Kindes angreifen, mit denen es kämpfen muß. In diesem Zeitpunkt taucht das Problem „mein" und „dein", tauchen die Gegensätze auf, von nun an wird das Kind zum Kämpfer um den Besitz, wird aus dem Gotte der Held, von nun an gibt es Ethik. (Vgl. 4. Bd. § $7_{5,6}$, ferner im 5. Bd.).

Der Übergang vom Gott zum Helden ist sicher ein hochkritisches Ereignis: das Kind erlebt, daß es noch „andere Götter" neben ihm gibt, und mit ihnen, mögen sie Menschen, Tiere, Pflanzen, Sachen sein, muß es sich „auseinandersetzen". Der Heldenkampf ist also ein dämonischer, dämonistisch gedeuteter. Die infantile Periode ist die optative, der Hunger (Wunsch) ist, gesehen als Stadium der gesamten Lebenskurve, relativ hochintensiv: groß werden in jeder Hinsicht, heißt der Wunsch, der später Wille ist (voluntatives Zeitalter, das eigentlich das des Juvenis ist, aber in das optative Zeitalter übergreift, vgl. EdS. § 55 und ds. Werk 5. Bd.). Wachsen ist aufnehmen, zunehmen, und der Hunger richtet sich auf alles, was im Gange der kindlichen Entwicklung neu auftaucht, was es neu ersieht, erhört, ertastet usw. Aber gewisse Dinge darf es nicht aufnehmen, sie „gehören" (zu hören, gehorchen zu horchen!) anderen — und doch geht die Entwicklung so, daß viele Dinge, deren Besitz vorher versagt war, alsbald zum (kindlichen!) Besitz hinzukommen, daß das Kind verlierend mehr und mehr an Besitz gewinnt (Gewinn größer als Verlust) — bis schließlich im hochkritischen Übergange der Pubertät aus dem Kinde ein Erwachsener, ein Besitzer, ein Held im erwachsenen Sinne wird. In primitiven Zeiten ist die

Pubertät ein kurzdauerndes, kompaktes Erlebnis, in höher- und hochkultivierten Zeiten eine über Jahre sich hinziehende, in mehreren Erhebungen verlaufende Periode, die mit der trophischen und genischen Selbständigkeit endet.

Nach vollendeter Pubertät ist aus dem Helden der Mensch geworden. Während dem ganz jungen Kinde das Leben und alle (seine) Dinge geschenkt, dargebracht werden und „Gegenleistungen" nur in Liebesbezeigungen und trophisch in Form der Kot- und Harnentleerungen stattfanden, die alsbald niedrig bewertet, als schlecht bezeichnet werden, fängt das Kind in der folgenden Zeit (etwa im dritten Jahre) an, spielend Arbeits- und Liebesdienste zu erweisen und sich so den ständig zunehmenden kindlichen Besitz zu „erkämpfen", zu „verdienen"; indes ist sein Hunger weitaus größer als die Leistungsfähigkeit, ihn zu befriedigen: das meiste wird dem Kinde geschenkt, von den Älteren abgegeben, auf Vieles muß es verzichten. Aber das ältere Kind will schon „nichts mehr geschenkt" haben, sein Hunger richtet sich vw. auf solche Dinge, die es im Wettkampfe mit den Altersgenossen, aber auch im Kampfe mit den Besitzenden „aus eigner Kraft" erwerben kann, — und im Pubertätskampf findet die endgültige Kraftprobe statt, in der der Primitive entweder erlag oder aus der er als Sieger über den bisherigen Besitzer hervorging, während diese Prüfungen in den Zeiten höherer Kultur in milderen Formen verlaufen. Nunmehr ist der Mensch selbst ein Erwachsener, steht auf gleicher Ebene mit den andern Erwachsenen, braucht nicht mehr um die Anerkennung als Erwachsener zu kämpfen, ist aus einem „Noch-nichts-besitzenden" (d. h. kindlichen Besitz Habenden), aus einem „Noch-nicht-seienden" (d. h. Noch-nicht-erwachsen-seienden) „ein Seiender" geworden, aus dem Helden der Mensch, der „weiß, was gut und böse ist" und die Sitte zu erhalten trachtet, nicht mehr angreift, sondern sich nur noch verteidigt, der leistet, arbeitet und liebt und dafür den Gegenwert als Lohn erhält.

„Mein" ist, was nicht „dein" ist, was ich von „dir" genommen (νέμειν, s. unter Nr. 57) habe, mag es erworben, erkämpft, geschenkt sein — und das Kind kann noch keine vollgültigen Gegenwerte geben, der Mensch kann für das Geschenk des Lebens an die Eltern oder an Gott (Nr. 522, 527) keinen vollgültigen Gegenwert geben, er kann nur Liebe geben, in Liebe derer gedenken, denen er sein Leben verdankt (denken — danken famverw.). Und gegen diese Personen (hier einschl. Gott) wendet er sich, muß er sich wenden, indem er entwicklungsmäßig nach trophischem und genischem Besitz hungert — nach dem Besitz, der den Eltern, den Älteren gehört. Im Pubertätskampf überwindet er die Alten, entringt er sich ihrer Obhut, ihrer Herrschaft, wird er Erbe — einst indem er den Herrn tötete, jetzt indem er

„den Eltern über den Kopf wächst". Das „Essen vom Baume der Erkenntnis" ist die trophische und genische Überwindung des Vaters, der Mutter.

Hiernach ist „das Dichten des menschlichen Herzens böse von Jugend auf"? Der heranwachsende Mensch ist hungrig, „leer", insofern er immer mehr (an trophischen und genischen Gütern, Werten) aufzunehmen begehrt, hungrig nach Größe, dann ängstlich vor dem aufzunehmenden Neuen, um das er dann doch im schmerzlichen Kampfe ringt, das seine Schwelle überschreitet, das er aus dem bisherigen Verbande herauslöst, sich aneignet, einem andern wegnimmt („Eigentum ist Diebstahl", infantile Weisheit Proudhons). Auch Wissen ist hiernach „Diebstahl": man nimmt es denen, die es haben, weg, und wie groß die Angst vor dem Erwerb von Wissen ist, kann man z. B. aus Schillers Versen „Nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod", aus der „Lernfaulheit" vieler Kinder usw. entnehmen. Besonders genisches Erleben, Handeln und Wissen stehen hoch im Wert (Kompaktheit der genischen Gefühle, § 26,3): immer intensiver wird der Hunger nach der Lüftung der genischen Geheimnisse, aber auch die Angst vor der Einweihung nimmt zu, heftiger wird der Kampf, das schmerzliche Ringen, tiefer die Trauer über das Geschehene (Onanie!), größer die freudige Genugtuung, wieder einen Schritt vorwärts getan zu haben, der endgültigen Einführung (Initiation) in die Mysterien der Erwachsenen nähergekommen zu sein. Je intensiver das Begehren, die Angst, der Kampf, desto größer die Schuld (s. Nr. 233, 550), desto mehr wird sich der dämonistische Mensch (zweifelnd) bewußt, daß er ein Sünder (Nr. 539), daß er böse sei; und um so größer wird ferner die Schuld, als für das Empfangene kein hinreichender Gegenwert (Buße, Strafe) gegeben werden kann, also auch und gerade bei strengster Rechnung eine Schuld verbleibt. So wird auch das Aufgenommene zur Schuld, und je mehr der Mensch heranwächst, desto größer wird seine Schuld gegenüber den Menschen und gegenüber Gott. In den Pubertätsjahren entwickeln sich (auch) die ethischen Zweifel zu weiten, sich vielfältig verschlingenden, verfilzenden Reihen, aus denen, so lange das dämonistische Denken besteht, eine Befreiung unmöglich ist, auch nicht nach bestandenen Pubertätsproben, auch nicht nach erlangter Vollreife: der dämonistische Mensch zweifelt bis an sein Lebensende. Wenn „alles" böse, schuldhaft, sündig ist, oder doch sein kann, dann doch auch „das Gute"? Und wie kann ich mich dann vor dem Bösen bewahren, auch den „freien Willen" vorausgesetzt? Wie kann ich gut und böse überhaupt unterscheiden? Gelingt die Unterscheidung in einigen „irdischen" Dingen, so gehen diese doch alsbald in die weltanschaulichen Zweifel ein, und das Gottesproblem ist für alle

Dämonisten selbstverständlich (1. Bd. p. 11 f.) unlösbar, ja selbst der Hunger, es zu lösen, die Angst, es lösen oder nicht lösen zu können, das schmerzliche Ringen „mit Gott", „um Gott" ist neue schwere Schuld? „So ihr nicht werdet wie die Kindlein, könnt ihr nicht ins Himmelreich kommen" — aber wie kann ich verhüten, dass ich nicht Kindlein bleibe, daß ich heranwachse und somit ein „Armer" bin, der auf Geheiß oder mit Duldung der „himmlischen Mächte" schuldig wird und der unausbleiblichen Rache im Diesseits („alle Schuld rächt sich auf Erden") oder im Jenseits (Jüngstes Gericht — trotz Christi Erlösertode!) verfallen ist? Schließlich ist ethisches Handeln und Urteilen „Gefühlssache" (wie das ästhetische, p. 365), aber wer entscheidet, ob mein Gefühl gut oder böse ist? Ist das „Gewissen", „die innere Stimme" zuverlässig — ist sie Gottes oder des Teufels und woran kann ich das erkennen, und falls ich es „mir denke", ja ganz gewiß bin (d. h. zu sein glaube), ist dann mein Urteil richtig und nicht vielmehr „nur menschlich", also vielleicht irrig? Vielleicht ist es schon vermessen, entscheiden zu wollen, was gut und was böse, ja nach der Wahrheit überhaupt zu streben oder gar sie zu erringen? „Der Sündenfall" heißt die Szene, die in frühen Schuljahren noch immer gelehrt wird; also ist sogar das Streben nach Erkenntnis und gar der Gewinn an Erkenntnis ein todeswürdiges Verbrechen? „Sonticus" der Echte, Wahre — und der Schuldige (s. p. 329 f.). Die Pubertätstat ist offenbar das schwerste Verbrechen (paricidium) — aber wie kann ich verhüten es zu begehen, wie verhüten, reif zu werden?

Aus alledem ist ersichtlich, daß, wie die ästhetische (p. 364 f.), so auch die ethische Beschreibung eine klare Richtlinie nicht erkennen läßt, ja daß sie, je mehr sie sich entwickelt hat, in eine um so größere Verwirrung geraten ist. Indem auch die dämonistische Ethik das Wertproblem nicht hat lösen können, indem sie nicht angeben kann, was denn nun eigentlich (dem Wesen nach) „gut" und was „böse", das „Gute" und das „Böse" sei, schließlich indem das Leib-Seele-Problem bis zur Psychobiologie Problem geblieben ist, war und ist sie auf Deutungen angewiesen, und es ist ganz belanglos, ob diese Deutungen naiv oder gelehrt, einfach oder kompliziert, gering an Zahl oder auf dem Wege der Inzucht vervielfältigt sind: sie sind, die erste wie die letzte, Zweifel Unsicherheit, Ratlosigkeit. Besonders in den wissenschaftlich-abstrakten Formulierungen demonstriert sich die Ethik als vom Erlebnis weitentfernte, verselbständigte, bestenfalls logisch angeordnete Wortreihe (p. 354), als riesiger Komplex von Worten, der mindestens in vielen Teilen die Kennzeichen der Wucherung, der neurotischen Hypertrophie trägt und in sich selbst so vielfältig versponnen ist, daß so herum, aber auch anders herum geredet werden kann, daß jedes oder alles richtig oder falsch

sein kann und dieses — noch dazu oft prätentiöse — Jonglieren mit Worten für den vernünftigen Hörer oder Leser geradezu unerträglich ist. „Mit Worten läßt sich trefflich streiten ..." Die heutige Ethik, die ja rein dämonistisch ist und ohne Dämonismus nicht auskommen zu können wähnt, ist Zweifel in Reinkultur. Glücklicherweise sind die Worte nicht Dämonen, nicht Ursachen der beschriebenen Abläufe; das Erleben geht auch ohne „Begleitmusik" (p. 30) vor sich. Aber wer sich im Stacheldraht der ethischen Fiktionen windet, ist auch in der Praxis ein von Zweifeln geplagter, unsicherer Mensch. Letzten Endes übersteigert sich der ethische Zweifel bis zur Verzweiflung, bis zum ethischen Skeptizismus und Nihilismus, bis zum dogmatischen Verbote des Zweifels, bis zum Verbote des Zweifels am Verbote — womit man denn die Verantwortung, die Entscheidung über gut und böse mit dem Mute der Feigheit, mit der Kraft der Hilflosigkeit an „die höheren Instanzen" abschiebt. Hier finden sich Übergänge zu dem ethischen Zwangsdenken der Neurotiker.

Aus dieser verfilzten dämonistischen Ethik führt einzig und allein die Psychobiologie heraus. Wir creieren die biologische Ethik. Sie verfährt wie die biologische Ästhetik, und die für diese gegebene Ableitung (p. 365 ff.) gilt auch für die Ethik. Gut ist das Gesunde, Normale, Richtige, Schöne, böse (schlecht, sündig) ist das Kranke, Abnormale, Falsche, Häßliche. Die Skala e norma, die normale Variationsbreite findet sich auch in der Ethik. Das gesunde Weibliche ist gut, wie es das gesunde Männliche ist; das kranke Weibliche ist böse wie das kranke Männliche. Ein zusammengesetztes Individuum ist gut, soweit es gesund, und böse, soweit es krank ist. Das Gesunde kann niemals böse, das Kranke niemals gut sein. Das gesunde Erleben und Verhalten des heranwachsenden Menschen, also die gesunden trophischen und genischen Entwicklungen können niemals böse sein, wie der gesunde Pubertätsübergang (Erringung der trophischen und genischen Freiheit usw.), der gesunde „Fort-schritt", der Kampf um Größe, Macht, Sieg, das Heldentum niemals Verbrechen, Sünde, Schuld sein kann. So auch alles spätere Erleben. Der Gesunde denkt und handelt gut, wie er richtig denkt und handelt; er kann überhaupt nicht böse denken und handeln: er ist selber das Gesetz. Seine Pflicht ist sein Recht. Alles Kranke am Menschen aber ist böse, also auch die krankhaften genischen Entwicklungen (z. B. krankhafte Onanie, Ehebruch usw.), die Aufsässigkeit, die krankhaften Einstellungen überhaupt des Kindes zur Umwelt, zu den Älteren im Pubertätsalter, die Aggressivität, die übermäßige Begehrlichkeit (auf genischem und trophischem Gebiete) usw. — kurz der Kampf um die Allmacht. Die Diagnose, ob ein Verhalten usw. gut oder böse sei, ist gewiß manchmal nicht leicht zu stellen, aber bei

hinreichender Einsicht in die Struktur und Funktion des menschlichen Organismus, wie sie die Psychobiologie gibt, zu sichern. Der Denkkranke (der Neurotiker und Psychotiker) wird auch seine private Ethik haben, aber diese ist eben auch krank und ethisch als böse zu bezeichnen — mag auch der Neurotiker aufs heftigste widersprechen. Es gibt viele Neurotiker, auch solche, die es nicht wissen, und noch mehr solche, die es nicht zugeben; mit solchen Leuten, die sich gerade gern auch als ethische Kritiker gebärden und um so höhere Ansprüche stellen, je schwerer ihre Neurose ist, kann man nicht rechten — sie müssen erst gesund werden.

Die biologische (realische) Ethik verwendet natürlich die üblichen ethischen Bezeichnungen, sie ist ja eben ethische Beschreibung. Sie versteht diese Bezeichnungen aber realisch, nicht mehr dämonistisch, wie an gut, schlecht, böse, frech usw., malus, bonus, sonticus usw. nachgewiesen. Auch über „Schuld" ist unter Nr. 233 gesprochen worden; und „Strafe" gehört zu streifen (abstreifen, z. B. die Blätter vom Zweig), das svw. trennen, trennend berühren, vgl. ferner streichen, das ebenfalls svw. schmerzlich berühren, die Schwelle passieren, also die Haut verletzen (Rutenstreich, Backenstreich, zart: streicheln), die Sitte verletzen (Staatsstreich), die Wege passieren (Landstreicher, Landstreifer) usw. Über Sünde und Sühne s. Nr. 539, 540. Wir bezeichnen also mit „schulden" den Vorgang des Herausnehmens, aber an diesem Vorgange hat, der ihn ausführt, keine Schuld, d. h. er führt ihn reflexmäßig aus, er kann ihn, indem er ihn ausführt, nicht nichtausführen. Findet der Vorgang normal statt, dann folgt auf das Herausnehmen eo ipso die „Vergeltung", z. B. eine herausgenommene Ware wird „vergütet", mit „Geld" bezahlt, der Gegenwert erstattet (wobei der Verkäufer immer außer den Gestehungskosten „mit Recht" den Gewinn einheimst), ein Liebesdienst, ein Geschenk, Liebe mit Liebe vergolten; eine solche Handlungsweise ist gut, obwohl sie schuld- und bußhaft ist. Bleibt aber der Entnehmende den Gegenwert „schuldig", dann ist der Vorgang krankhaft, der Entnehmende (insofern er nicht vergütet, gut macht) böse, und man wird unter Umständen den Richter anrufen, um den Gegner über die Rechtsordnung, die Sitte zu belehren, die Sühne (Abgabe) zu bestimmen; aber auch wer so handelt, „kann nicht dafür". Der Böse kann ebensowenig dafür, daß er böse ist, wie der Gute dafür, daß er gut ist; der Kranke kann nicht dafür, daß er krank ist, der Gesunde nicht dafür, daß er gesund ist. Der Verbrecher ist ein Mensch mit „verbrecherischen", d. h. bestimmt-kranken Reflexsystemen; er hat es nicht in seiner Macht, Verbrecher zu sein oder nicht, eine solche dämonistische Instanz gibt es eben nicht, die nach Belieben einen Menschen veranlassen könnte, ein Verbrechen zu begehen

oder es zu unterlassen. Sind die kranken Reflexsysteme in Präfunktion, so geschieht unweigerlich die ihrem Ablauf entsprechende Tat; sie kann nicht nichtgeschehen. Der Verbrecher begeht eine Schuld, er ist schuldig, aber er hat keine Schuld an seiner Schuld, der Sünder keine Schuld an seiner Sünde. Die Strafe richtet sich nicht gegen die dämonistische Schuld, sondern ist lediglich „Gegenwert". Es ist vollkommener Unsinn, einem Schuldigen zu sagen, er hätte sich zusammennehmen, „Selbstbeherrschung" üben müssen usw., aber es ist durchaus in Ordnung, den Wert der Tat zu diagnostizieren und den Gegenwert zu bestimmen, den der Schuldige abzugeben hat, mag der Gegenwert in Geld und Gut oder in einer Dosis Ehre oder Freiheit bestehen. Es ist vollkommener Unsinn, einem Kranken zu sagen, er hätte — nicht krank werden sollen (als ob das in seiner Macht läge), aber es ist ganz in der Ordnung, die Diagnose zu stellen und die Therapie zu vollziehen. —

Die ethische Beschreibung hat drei Abteilungen: die allgemeine Sittenkunde, die Rechtskunde und die Religion; sie konfluieren vielfältig miteinander. Hier in Kürze das Grundsätzliche.

Die allgemeine Sittenkunde beschreibt die (genischen und trophischen) Sitten und Gebräuche des Einzelnen und der Gemeinschaft. Das Verhalten des Einzelnen, das ihn selber betrifft, richtet sich immer auch auf die Umgebung, auf die Mitglieder der Gruppe, zu der der Einzelne stets gehört; hierzu rechnen auch Tiere. Der allgemeine Verkehr unter den Menschen wird ethisch danach beurteilt, ob jeder Einzelne Mein und Dein nach den jeweils geltenden Gefühligkeiten (Werten) zu unterscheiden versteht, und zwar auf genischem und trophischem Gebiete. Der Gesunde ist auch hier maßgeblich. Man wird also nicht im Hemd auf die Straße gehen und sich nicht mit Stiefeln ins Bett legen; wer es tut, handelt unsittlich. Die Erwachsenen reden sich mit Sie an; das Du kann „unangebracht", also unsittlich sein. Es kann beleidigend, unanständig, ein „Übergriff" sein, eine Frau auf der Straße anzusprechen; sie als Ortsfremder nach der Wegrichtung zu fragen, steht frei, wenn es auch noch als etwas „unziemlich" gilt (man kann ja einen Mann fragen); dagegen ist es unsittlich, eine Frau, die im Begriffe ist, aus ihrer Handtasche etwas zu verlieren, nicht daraufhin anzusprechen. Unmoralisch ist es zu lügen, mindestens für den ethisch urteilsfähigen Menschen (wenn auch pragmatisch, d. h. hier assoziationstechnisch die Lüge dem Irrtum gleicht); dagegen kann die List erlaubt sein (freilich können manche „Psychologen" Lüge, List und Märchen nicht unterscheiden und propagieren, selbst Lügner, die Moralität der Lüge, die „zugunsten anderer" begangen würde!); manche List ist aber unmoralisch, nämlich die krankhafte (Hinterlist, Tücke).

Das allgemeine „bürgerliche" Verhalten wird in der Regel nicht niedergeschrieben, sondern mündlich besprochen. Es wechselt innerhalb der normalen Variationsbreite; wer sich außerhalb dieser bewegt, ist unsittlich, böse, schlecht, d. h. er und sein Verhalten ist mit diesen Wörtern assoziiert. Auch im Gange der Entwicklung wechselt die allgemeine Moral; so galt es z. B. vor dem großen Kriege als unsittlich, den Rock kürzer als „fußfrei" zu tragen, während bald nach dem Kriege der „kniefreie Rock" aufkam und es unsittlich wurde, mit einem Schlepprock herumzulaufen (was wohl auch kaum vorkam), und neuerdings (1930) die Röcke wieder länger werden usw. (die Mode ist genische Sitte). Die Behörde, die die allgemeine bürgerliche Sitte kennt und Verstöße dagegen rügt, ist die Polizei, in besonderen Fällen das Gericht.

Die Rechtskunde beschreibt die wichtigeren sittlichen Verhaltensweisen der Menschen (einer Gruppe) untereinander. Ihre Formulierungen sind die Gesetze. Sie bestimmen nicht ursächlich das Verhalten, sondern sind zusammenfassende und wiederum kommentarisch erläuterte Beschreibungen, die sich gemäß den sich biologisch ändernden Verhaltensweisen ändern, freilich — als zusammenfassende Formulierungen — erst nachdem hinreichend zahlreiche oder weitgehende Veränderungen der einzelnen sittlichen Verhaltensweisen eingetreten sind (daher: „Es erben sich Gesetz' und Rechte wie eine ewige Krankheit fort."). Eine dämonistische Macht wohnt den Gesetzen nicht inne; wohl aber ist es eine Entwicklungstatsache, daß sittlich Kranke, also Schlechte, Böse gesunden können — nicht weil es Gesetze gibt oder durch die angebliche „normative Kraft" der Gesetze, sondern indem sich ihr Verhalten rein biologisch in Richtung Norm ändert, die die Gesetze beschreiben. Das Gesetz kann also einen Verbrecher nicht hindern, Verbrecher zu sein, und einen Guten, gut zu sein, wohl aber beginnt jede Heilung, auch die sittliche mit der Kenntnis der Norm, also mit der Einsicht in die eigene abweichende Beschaffenheit — eine alte Erfahrung: Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung (γνῶθι σεαυτόν!)*). Die Rechtskunde beschreibt das Personen- und das Sachenrecht. Die Pflichten und Rechte kommen nur den Menschen zu, wobei Recht und Pflicht für den Gesunden identisch ist; die Tiere werden heutzutage im Gegensatz zur mittelalterlichen und zur primitiven Rechtsordnung nur noch mit Formulierungen der allgemeinen Moral beurteilt, ebenso die Pflanzen (primitiv: Totempflanzen mit göttlichem Charakter); die Sachen sind „rechtlos", d. h. ihr Verhalten wird nicht ethisch beschrieben.

*) Zur Methode entwickelt ist der Weg zur Selbsterkenntnis und damit zur Erkenntnis aller andern Wesen, zur Erkenntnis überhaupt die Erkenntnistherapie.

Die Religion ist (als Erlebnis) und beschreibt (als Lehre) das sittliche Verhalten des Kindes zu den Eltern (Älteren) und deren Vorfahren, zu den Göttern und zu Gott, somit das Verhalten des Menschen überhaupt zu den Eltern, den Vorfahren, den Göttern oder Gott; sie überschneidet sich vielfältig mit der allgemeinen Sittenkunde. Der Mensch hört natürlich nicht auf, „Kind" von Eltern und somit Glied eines Stammbaumes zu sein, der mit andern Stammbäumen mannigfach konfluiert, so daß sich die Familienmitglieder, die Familien einer Sippe, die Sippen eines Stammes, die Stämme einer Rasse aus der Erinnerung zusammenfassend beschreibend von gemeinsamen Ureltern, Ahnen, Urahnen ableiten; sonach gibt es Familien-, Sippen-, Stammes-, Volks- und Rassengötter, es gibt auch den monotheistischen Rassengott, nicht aber gibt es — die Rassen sind die ersten (oder letzten) Unterteilungen der Menschheit — einen Menschheitsgott, ebensowenig wie es gemeinsame Urahnen der Rassen gibt (vgl. 4. Bd. § $3_{,5}$), und es ist ein Irrtum der einzelnen Rassen, ihre Götter, ihren Gott für die Menschheitsgötter, den Menschheitsgott zu halten (Monopoltheismus, Joh. Bresler, vgl. 1. Bd. p. 676), und zu wähnen, man könne missionierend die Gottheiten der einen Rasse durch die der andern ersetzen. Wie ich l. c. (1. Bd. p. 676) dargelegt habe, ist jede Religion christlich und entwickelt sich jede Religion aus dem primitiven, dem vorchristlichen Stadium gemäß der steigenden Kultur des einzelnen Volkes, der einzelnen Rasse zum ausgereift-christlichen Stadium, das wir mit christlich im eigentlichen (engeren, reifen) Sinne bezeichnen. Es versteht sich, daß sich somit der Charakter der bisher primitiven Gottheit dem der Gottheit reifer Kulturen annähert, ohne daß aber eine Verschmelzung der Gottheiten verschiedener Rassen zu einer Einheit stattfindet und biologisch stattfinden kann, mag auch ein fremder Gottesname übernommen werden (es können eben auch zwei Rassen nicht zu einer biologischen Einheit verschmelzen). Es versteht sich ferner, daß man von „Weltreligion" nur im Sinne der Christlichkeit aller Religion und aller Religionen, nicht aber im Sinne einer Verschmelzung der verschiedenen Religionen zu einer Einheit sprechen kann.

Das Kind verdankt den Eltern seine Existenz, d. h. es ist biologische Tatsache, daß das Kind immer nur bei der Begattung der Eltern (Gatten) entsteht; gewiß handeln diese reflexmäßig, „können nicht dafür, daß die Begattung stattfindet", aber schon diese Beschreibung, also die ontogenetische (und zusammenfassend — p. 117 — die phylogenetische) Beschreibung ist doch eben ein Denken an ..., ein Andenken, eine Andacht, ein Danken (alles famverw. Wörter), und obendrein sind die Eltern für das Kind die höchstgefühligen, also höchstwertigen älteren Personen. Das junge Kind erlebt sich freilich als Gott, das sich und die

Eltern und die ganze Welt immer neu schafft usw., aber alsbald lernt es kämpfend um, zweifelt allmählich auch nicht mehr daran, daß es von Vater und Mutter abstammt; und diese Tatsache, die ethisch als „Liebesdienst" gewertet wird, kann das Kind, der Mensch in keiner Weise vollwertig vergelten, d. h. es kann seine Eltern nicht zeugen, und natürlich auch nicht die Vorfahren, die Urahnen, die beiden Götter, deren einer, je nachdem die Menschengruppen matriarchalisch oder patriarchalisch organisiert sind, die höchste, die eine Gottheit ist. Dieses Denken eben ist das Danken, ist die Dankbarkeit, und so ist letzten Endes alle Religion, wie bereits § 28,$_{2,a}$ dargelegt, aller Gottesdienst Totenkult, Ahnenkult. Jeder von uns ist Kind seiner Eltern .... und Kind Gottes. Alle diese Vorfahren, alles Väterliche und alles Mütterliche überhaupt ist dem monotheistischen Menschen gegenwärtig als Endbegriff, als „letzter" und „höchster" Begriff, als Aktualitätenreihe gewisser Begriffszellen der dritten Zone der Begriffssphäre. Somit entfällt für uns auch aus der Religion aller Dämonismus, alle Mystik und alle Phraseologie, alles Unheimliche und aller Zauber, aller Zweifel und alle Unsicherheit und alles Gerede um ein Unerforschliches (p. 98, 264), das, obwohl realiter Fiktion, dennoch Realität sein soll! An die Stelle des dämonistischen Glaubens, der allemal Zweifel ist, mag er sich noch so selbstsicher gebärden, setzen wir die Erkenntnis, an Stelle der dämonistischen Religion die biologische Religion. Sie ist die letztmögliche Entwicklungsform aller Religion.

Die Religion beschreibt das Mein und Dein, wie es sich zwischen Kind und Eltern, Mensch und Gott entwicklungsmäßig abwandelt. Die Tatsache, daß das Kind im Heranwachsen von den Eltern mehr und mehr trophische und genische Werte übernimmt, daß es überhaupt größer wird und schließlich zu trophischer und genischer Selbständigkeit gelangt, dann also kein Kind mehr ist, können wir nicht als allgemeine Sündhaftigkeit des Menschen ansehen; lediglich falls und soweit der Entwicklungsgang krankhaft ist, bezeichnen wir die krankhaften Verhaltensweisen — hier wie auf den andern ethischen Gebieten — religiös als böse, schlecht, sündhaft. Wir fügen wieder (vgl. p. 384) hinzu, daß an dieser Sündhaftigkeit der Kranke, der Sünder ebensowenig „schuld" ist wie der Gesunde, der „Gerechte" an seiner „Gerechtigkeit"; der Mensch ist ein Reflexwesen. Der normale Entwicklungsgang ist auch religiös gut, sündenfrei, richtig. Die Bedeutung des Wortes Sünde zeigt ja auch klar, daß mit Sünde lediglich ein biologischer Vorgang bezeichnet wird, und nur die dämonistische Deutung, in einem grandiosen Mißverständnis befangen, fingiert zu diesem Worte und dem so Beschriebenen den Anspruch hinzu, der Mensch müsse und könne die Sünde meiden, wenn er nur wolle, er habe den „freien Willen" (von Gott) bekommen,

zu sündigen oder die Sünde zu fliehen. Das Analoge gilt für die Sühne. Die biologische Religion erkennt in den religiösen Bezeichnungen lediglich Wertungen, lediglich die spezielle ethische Beschreibung biologischer Vorgänge, die sich vollziehen, gleichgültig ob sie beschrieben werden oder nicht, die weder von der „lebensnahen" noch von der ins Reich der unbeschränkten Möglichkeiten verstiegenen Beschreibung beeinflußt oder gar verursacht oder verhindert werden. Gemäß der Tatsache aber, daß seit langem das Wort Sünde wie die Wörter böse, schlecht usw. mit bestimmten Individuen und ihren Verhaltensweisen assoziiert sind, lassen wir diese Wörter für die religiöse Beschreibung des Kranken und seines kranken Verhaltens gelten, wobei hier freilich unter „Krankheit" in erster Linie die Neurose, der ausgesprochen oder keimhaft neurotische Charakter und seine Ausdrucksweisen verstanden wird. Die Aufsässigkeit gegen die Eltern ist hiernach Sünde, die „Eigenwilligkeit", der Trotz, die Aggressivität, der Mangel an Ehrfurcht, die Undiszipliniertheit, die Frechheit, die Arroganz, die Faulheit, das Stets-Revolutionäre usw. usw. — krampfige „Einstellungen", die sich natürlich auch gegenüber den Vorfahren, gegenüber Gott und den kultischen Verrichtungen, auch bei erwachsenen Neurotikern (z. B. Atheisten) geltend machen. Aber wie gesagt, wir erheben keine dämonistischen Beschuldigungen: auch der Sünder ist Reflexwesen, er verdient keine dämonistischen Vorwürfe, sondern bedarf der Heil(ig)ung, d. h. der Aufklärung, der Erkenntnis.

Die biologische Religion ist also alles eher denn ein „Feind der Religion", ein „Feind der Kirche". Sie lehrt nur verstehen, was Religion ist. Und indem sie das Wesen der Religion, das Wesen Gottes erkennt und diese Erkenntnis lehrt, ist sie der Weg, der zum wohlverstandenen religiösen Ideal hinführt: zum normalen Verhalten auch auf religiösem Gebiete und damit zur wahren Erlösung, zum wahren Frieden und zur wahren Freiheit.

Sachregister.

Ablaut 313
Abstrakta 79
Aërogene
  Eronen 16
Aggregatzustände 15 f.
Allgemeinbezeichnungen 342
Aphäresis 311
Apokope 311
Äquivokation 320
Artikel 290
Assibilation 313
Assimilation 312
Ästhetik 356
  psychobiologische, realische 366
Astronomie,
Astrologie 345

Bedeutungslehre 92 f.
Bedeutungswandel 313
Begriffe
  Beschreibung der B. 52 f.
  der Wortbezirke 339 f.
  ultimäre 342
Begriffsbestimmung
  (von Worten) 331 f.
Beschreibung 26 f.
  Eigen- u. Fremdbeschreibung 41 f.
  der Gefühle 44 f.
  der Begriffe 52 f.
Beschreibweisen 342
  die pragmatischen 343 f.
  die wertenden 344, 355 f.
Besitz 378
Brechung 313
Buchstaben
  „akustische" 13
  weibliche u. männliche 19 f.

Chemie 345

Deklination 290 f.
Deponentia 297
Determinanten 43
Dissimilation 312
Dominanten 43

Eigenbeschreibung 41 f.
Eigennamen 69 f.
Eigentum 378
Empfangeform 296, 301
Epenthesis 312
Erkenntnistheorie 351, 353
Eronen
  muskulogene, aërogene 16
Ersetzung
  von Buchstaben 312
Ethik 369 f.
  biologische 383

Familienverwandtschaft
  (von Wörtern) 123
Fremdbeschreibung 41 f.
Funktion 54
Futurum 300, 302

Gefühle
  der Wortbezirke 13
  Sehgefühle, Hörgefühle 13
  Worthörgefühle, Sprechgefühle 13 Fußn.
  Beschreibung 44 f.
Gefühligkeit
  der Buchstaben u. Wörter 14
Gefühlsausdruck 44
Gegensinn
  der Urwörter 314 f.
Genera 294 f.
Genische
  u. trophische Reihen 24 f.
Geographie 345
Geologie 345
Gerundium
  (Gerundivum) 310
Geschichte 350
Gott 259 f
Grammatikalische Satzformen
  (Frage-, Antwort-, Wunsch- usw. Sätze) 337
Großgruppen der Buchstaben 22

Hauptwörter 93
Hieroglyphen 315

Homologie 118
Homonymie 319
Hörgefühle 13

Ideogener Anteil 337
Imperativ 307 f.
Imperfektum 299, 301
Indikativ 304
Indirekte Rede 306
Infinitiv 308 f.
Interindividualvergleich 300
Irrealis 305

Kleingruppen der Buchstaben 22
Konfluenz
der Beschreibung 331
Konjugation 292 f.
Konjunktionen 84 f.
Konjunktiv 304 f.
Konstitution 54 Fußn.
Korrelationstypen
phänomenal-phänomenologische
36

Lambdazismus 312
Lautmalerei 16
Lautverschiebung 312
Lautwandel 118, 310 f.
Leideform 294
Lesehunger,
-angst, -schmerz usw. 13
Lesemuskelgefühle 14 Fußn.
Logik 350
Lokalisation
essentielle u. koordinative der
phänomenol. Aktualitäten 19

Mathematik 345
Menschenkunde
(Anatomie usw.) 347
Metaphysik 353 Fußn.
Mittelwort 310
Modi 304 f.
Muskulogene
Eronen 16

Nebenwörter 93
Numeri 292 f.

Objekt 296
Ökonomik 350

Pädagogik 349
Paragoge 312
Partikel 79
Participium 310
Perfektum 299, 302
Personae 292 f.
Pflanzenkunde 346
Phänomenal-phänomenologische
Assoziation 26 f.
Entsprechung 34 f.
Korrelationstypen 36
Philosophie 350
Physik 344
Plusquamperfektum 299, 302
Pronomina 79
Prothesis 311

Rechtskunde 386
Reihen
genische u. trophische 24 f.
Religion 387
Rhotazismus 312

Sätze 334
die verschiedenen grammatikalischen Formen 337
Sehgefühle 13
Sendeform 296
Sippenverwandtschaft
(von Wörtern) 123
Sittenkunde
allgemeine 385
Soziologie 349
Sprache 13
Sprachgefühl 14
Sprechgefühle 13
Stammsilben 111 f.
Stammverwandtschaft 113, 123
Subjekt 296
Symbolkomponenten 17 f.
Sympathogener Anteil 337
Synkope 311
Synonymie 318

Tätigkeitsform 294
Teilnehmeform 310
Tempora 297
Tierkunde 347
Trophische
(u. genische) Reihen 24 f.

Umlaut 312

Verbalnomina 308 f.
Versetzung
von Buchstaben 312
Verwandtschaft
autochthone und genetische 120
Verwandtschaftsgrade 123
Volksverwandtschaft
(von Wörtern) 123, 126 f.

Währung 374
Wert 355 f.
  materieller u. ideeller 375 f.
Wertskala
  e specie u. e gradu 360, 370, 372
  e raritate 364, 372
  e pretio 364, 372
  e norma 366, 383
Wissen 27
Wortanalyse 92 f.
Wortbegriffe 339
Wortbezirk
  Begriff 13
  Begriffe 339 f.
  Gefühle der W.'e 13, 14
  Gegenstände der W.'s 15 f.
Wörter 26 f.
Worterweiterungen 311
Wortfamilie 115
Worthörhunger,
  -angst, -schmerz usw. 13, 14
Wortklassen 54 f.
Wortkunde 94, 349
Wortsehhunger
  -angst, -schmerz usw. 13, 14
Wortsinn
  Haupt- und Nebensinn 328
Wortsippe 115
Wortstamm 113, 115
Wortverstümmelungen 311
Wortverwandtschaft 92 f., 113
Wortvolk 113, 114
Wortzellen
  modale genische, trophische 25
Wurzeln 111 f.
Wurzelsilben 111 f., 115

Autorenregister.

Abel, C. 314
Adler 353

v. Baer, C. E. 261
Bechterew 11
Benfey 178
Bezzenberger 178
Bischofs, P. J. 261
v. Boehm-Bawerk 377
Bopp 183
Bresler 11, 387
Brunner, Const. 29

Cassirer, E. 30
Corssen 135, 170
v. Cronstedt, A. F. 81
Curtius, G. 102, 110, 119, 135, 166, 175, 177, 181, 182, 183, 186, 203, 216, 268

Dietz 272
Dingler 126
Dix, A. 345
Driesch, H. 351

Finke, L. F. 344
Freud 30, 149, 331, 353
Frobenius, L. 39, 120, 125

Gesell, S. 377
Goebel 175
Götz 149
Grimm, Jak. 194

Hagen 184
Hamm 261
Haushofer, K. 345
van Helmont, J. B. 15
Hertwig, Oskar 261
Hesiod 206
Hippolytus 80
Hirschfeld 149
Hitler, A. 375

Jung 331, 353

Kant 308
Kiekebusch, A. 126
Kjellen, R. 345
Kleinpaul, R. 102
Knies 377
Kopelowitsch, L. 349

Langhans-Ratzeburg, M. 345
v. List, G. 120, 126

Marby, F. B. 120
Mardochai-Marx 377
Menander 149, 206
Müller, Max 182
Murner 184
Mussolini, B. 375

Neckel, G. 263
Neugebauer 126

Paracelsus 171
Paullini 171
Plinius 168
Pott 102
Preyer 44
Proudhon 381

Rahn H.-G. 206
Redslob 317
Rössle, R. 345
Roth 182

Schiller 381
Sigerist 345
Spinoza 260
Stern, Cl. u. W. 44, 112
Stowasser 63

Thales 80

Vollmer 278
Voss 177

Walde 63, 91, 97, 115, 140, 167, 210, 242, 255
Weigand 249, 272
v. Wendrin, F. 120
Wirth, H. 95, 120, 123, 125

Zeiss, H. 345
Zupitza 169

Nachwort
von
Wilhelm Joseph Huppertz

NACHWORT

Man kann sagen, daß in fast allen Werken und Schriften von **Hans Lungwitz** auch mehr oder weniger umfassende Explikationen der von ihm konzipierten psychobiologischen Phänomenologie enthalten sind. Ein Werk, nämlich **der 3. Band seines Lehrbuches der Psychobiologie**, ist sein größter und wichtigster Beitrag zur Darstellung der (psychobiologischen) Phänomenologie, die von **Hans Lungwitz** als physische, objektische, "objektive" erkenntnistheoretische Kategorie vorgestellt wird.

Ohne hier auf sprachwissenschaftliche Einzelheiten eingehen zu wollen, möchte ich mit an erster Stelle bemerken, welch praktisches und überlegenes, bei engagiertem intensivem Studium zu erkennendes Instrumentarium sprachwissenschaftlichen Forschens dieser der Phänomenologie gewidmete 3. Band des Lehrbuches der Psychobiologie enthält. **Dieses Werk stellt tatsächlich eine wissenschaftliche Innovation dar**, eben falls wir unter Innovation exakt eine Wandlung, eine Änderung, Veränderung verstehen, mit der etwas völlig Neues eingebracht wird.

Die vom **Innovator der Wissenschaft Hans Lungwitz** vollzogene Hinwendung zum Objekt als dem Objektpol der menschlichen Wahrnehmung, Anschauung stellt die eigentliche **Innovation im Bereiche der Sprachwissenschaft und für die Phänomenologie** dar. Damit war für **Hans Lungwitz** der Weg frei für eine **evolutive Konzeption seiner Phänomenologie**. Evolution bedeutet für ihn keine alleinige Zunahme von Einzelheiten in den bloßen Formen eines Konglomerats, sondern letzten Endes Abgrenzung und Ausbau assoziativer Systeme in vertikalem Sinne. Es ist nicht "ausschließlich", höchstens vor-läufig so, daß sich der Gegenstand der Sprachwissenschaft aus Wörtern resümiert. Eine vorwiegend funktionelle Betrachtungsweise, wie sie z. B. von **Bloomfield** systematisch entwickelt wurde, genügt eben nicht, um **das Problem "Sprache"** zu lösen, das Wesen der phänomenologischen Objekte zu erkennen. Diese Feststellung ist notwendig. Damit soll das Verdienst **Bloomfields**, sein Beitrag zum Erkennen genetischer, assoziativer Tatsachen in den einzelnen Sprachen, keineswegs geschmälert werden. Erst die Innovation der Hinwendung zum Objekt, speziell auch zum phänomenologischen Objekt, also kategorisch zum "einzig" und ein-fach erlebbaren Laut und Buchstaben und damit generell zur Einheit der phänomenologischen Wahrnehmung, Anschauung, Beziehung – philosophisch, psychobiologisch von **Hans Lungwitz** erfaßt – ermöglicht eine zweifelsfreie Erkenntnis des Wesens und der Genese der Sprache, des Wesens der Phänomenologie überhaupt. Kurzum, die Sprache ist Phänomenologie, d. h. Beschreibung der Phänomene, bei denen es sich entweder um

Gefühle, Gegenstände oder Begriffe handelt. Die Phänomenologie wird zu einem Bestand-teil der Phänomenalität als dem einzig Existenten. Laut und Buchstabe, dann das Wort als assoziative Reihe phänomenologischer Objekte stellen eine analoge Struktur zum zugehörigen, zu "ihrem" Phänomen dar. Das Wort 'Sprache' beschreibt zusammenfassend die Buchstaben und Laute, Wörter usw. zunächst des Einzelmenschen, dann der Gruppen und Völker und schließlich aller Menschen, und die 'Sprache' kann als Wort auch wieder selbst beschrieben werden.
Zu dieser Erkenntnis hat sich unbestreitbar **Hans Lungwitz** als erster entwickelt. Er hat sie explikat in diesem 3. Band seines Lehrbuches der Psychobiologie mitgeteilt. **Seine innovatorische Explikation** ist so explizit wie möglich, so zu sagen, ea ipsa kategorisch. So bietet **seine im 3. Band niedergelegte psychobiologische Sprachlehre** das wissenschaftliche, auch erkenntnistheoretische Instrumentarium, um z. B. die Sprachwissenschaft eines **Wilhelm v. Humboldt** neu, d. h. differenzierter zu verstehen oder etwa den Strukturalismus und die Morphologie **de Saussures** oder die Phänomenologie und Logik **Husserls** nach der neuartigen, manch anderen Methoden überlegenen psychobiologischen Methode kritisch zu würdigen und zu analysieren.

Erst **die Innovation der Hinwendung auch zum phänomenologischen Objekt**, also, wie bereits betont, zum "einzig" und ein-fach erlebbaren Laut und Buchstaben und somit zur phänomenologischen Beziehungseinheit, zum phänomenologischen Individuum schlechthin, phänomenologischen Ur-Individuum ermöglicht zweifelsfreie Erkenntnis des Wesens der phänomenologischen Objekte, des Wesens und der Genese der Sprache, die nach **Hans Lungwitz** Genese der 'Hirn-Wortbezirke' des Menschen ist. Das heißt, **Sprachgenese** ist Genese der Denkzellen (als spezifische Nervenelemente der Hirnrinde), deren Aktualitäten die Laute und Buchstaben sind. So ist in psychobiologischem Verständnis die Genese der Sprache Teil der Ontogenese, und die Phylogenese der Sprache wird als syllogistische Analogie der sprachlichen Ontogenese erkannt. Also, die Sprache ist Phänomenologie, d. h. psychobiologisch Beschreibung der Phänomene in ihrer Qualität als Gefühle, Gegenstände und Begriffe. Die Phänomenologie, wie sie von **Hans Lungwitz** expliziert wird, ist ein Bestandteil der Phänomenalität als, bezogen auf die Polarität der menschlichen Erlebnisse, das wahrnehmungs-, anschauungs-, erlebnismäßig einzig Existente. Laut und Buchstabe, dann das Wort als assoziative Reihe phänomenologischer Objekte stellen eine analoge Struktur zum zugehörigen, zu "ihrem" Phänomen dar.
Dies als erster erkannt und in wissenschaftlich exakter Weise mitgeteilt zu haben, eben darin besteht **die geniale, innovatorische**

Leistung von Hans Lungwitz für die Sprachwissenschaft und generell für die psychobiologisch verstandene Phänomenologie,

Es handelt sich bei der **"Lungwitzschen Phänomenologie"** ein-fach um eine an den Tatsachen, am Menschen orientierte, dabei in jedem Falle **höchstdifferenzierte biologische Forschungsmethode**, die auch, was so zu sagen den phänomenologischen Gehalt in anderen wissenschaftlichen Disziplinen angeht, wegen ihres expliziten, kategorialen Charakters äußerst fruchtbar für die kritische Analyse und äußerst hilfreich bei der Lösung erkenntnistheoretischer Probleme sein kann.
Generell läßt sich für die **Psychobiologie** sagen, daß sie in jedem Falle an den Tatsachen, am Menschen orientierte **biologische Forschungsmethode und biologische Wissenschaftskritik höchster Differenzierung ist.**
Für die **Hans Lungwitzsche Phänomenologie** gilt aber, daß eine profunde Auseinandersetzung mit ihr erst dann möglich ist, wenn der erkenntnistheoretische Standpunkt, von dem aus **Lungwitz** das Wesen der Dinge erklärt, bekannt und auch erkannt ist. Bei der kritischen Betrachtung der **"Psychobiologie der Sprache"**, wie ja der 3. Band des Lehrbuches der Psychobiologie von **Hans Lungwitz** betitelt ist, muß man anerkennen, daß **hier zum erstenmal die vollständige biologische Integration der Phänomenologie in die Phänomenalität gelungen** ist. **Die menschliche Sprache** ist Teil des menschlichen Denkens als Funktion der Denkzellen der Hirnrinde als Organ des Bewußtseins. **Sprachgenese** ist nach **Hans Lungwitz** Genese spezifischer Denkzellen (als spezifische Nervenelemente des 'phänomenologischen Bezirks' (Sprachzentrums) der Hirnrinde).
Die **Psychobiologie** besitzt mithin **als wissenschaftliche Innovation** die Möglichkeit, zwischen dem Erleben **(der Phänomenalität)** und seiner bzw. ihrer als phänomenal, objektisch, physisch erkannten Beschreibung **(der Phänomenologie)** exakt zu unterscheiden. Das Bemühen um eine derartige strenge, differenzierende Unterscheidung und Trennung wird in anderen Wissenschaften und in wissenschaftlichen Disziplinen im Unterschied zur **Psychobiologie** oft vernachlässigt oder nicht ernst genommen; manchmal fehlen eine derartige Unterscheidung und Trennung sogar. Diese psychobiologische Differenzierung der Phänomene erklärt, inwieweit **Hans Lungwitz** in der Lage war, im Rahmen seines achtbändigen Lehrbuches der Psychobiologie der wissenschaftlichen Phänomenologie ein eigenes, einheitliches sprachwissenschaftliches Werk zu widmen. Selbstverständlich bemühen sich auch andere Sprachwissenschaften, z. B. die strukturalistischen, um morphologische, strukturgemäße Trennung und Unterscheidung der Buchstaben, Laute und Wörter im historischen und biologischen Sinn, aber **die Sprachwissenschaft von Hans Lungwitz** stellt doch eine völlig

neue, speziell gegenüber der reinen Etymologie **fortschrittliche Phänomenologie** auf. Laut und Buchstabe, dann Wort und Satz als assoziative Reihe phänomenologischer Objekte stellen ja nach **Hans Lungwitz** eine phänomenale, objektische, analoge Struktur bzw. eine Reihe von phänomenalen, objektischen, analogen Strukturen zum zugehörigen, zu "ihrem" Phänomen, Objekt dar. So entstand eine weniger historisch, als vielmehr biologisch aufgefaßte strukturmäßige und -gemäße Entwicklungsgeschichte der Buchstaben, Laute, Wörter, der Sprache überhaupt.

Die psychobiologische Phänomenologie bietet der Sprachwissenschaft, speziell der Etymologie, die (psycho)biologische Methode und Methodik zum Verständnis der Entstehung der Buchstaben, Laute, Wörter und ihrer "Bedeutung", wie auch ihrer "Verwandtschaft" an. Natürlich verzichtet **der Sprachwissenschaftler und innovatorische Phänomenologe Hans Lungwitz** nicht darauf, die (historische) Etymologie als spezielle Wissenschaft heranzuziehen, um an die eigentliche Bedeutung der phänomenologischen Aktualitäten, der Wörter usw. heranzukommen. Wir lernen aber in der "psychobiologischen Phänomenologie", die **der 3. Band des Lehrbuches der Psychobiologie** darstellt, verstehen, daß das etymologische Verfahren, die Bedeutung, den Sinn der phänomenologischen Aktualitäten zu klären, nicht identisch mit dem biologischen Verfahren sein kann. Erst das Zusammenwirken von Etymologie und Biologie ergibt fortschrittliche, auf Vollkommenheit abzielende Einsicht in die sprachlichen Zusammenhänge. Dem Sprachwissenschaftler **Hans Lungwitz** ist es gelungen, etymologische Tatsachen in seine (psycho)biologische Sprachkunde einzutragen, Etymologie und Biologie zur **Etymobiologie** zu verschmelzen. Infolgedessen stellt denn auch ein beachtlicher Teil des der Phänomenologie gewidmeten 3. Bandes seines Lehrbuches geradezu ein etymo-biologisches Wörterbuch dar.

Völlig neu ist die zum erstenmal von **Hans Lungwitz** vorgenommene Einbeziehung der von ihm entdeckten und von ihm so genannten **Wortgefühle** und **Wortbegriffe** (phänomenologische Gefühle und Begriffe) in die Sprachwissenschaft und Phänomenologie. Ein optisches und ein akustisches **phänomenologisches assoziatives System** besteht aus dem Wortgefühl, dem Wortgegenstand und dem Wortbegriff (phänomenologische Erinnerung an das Wortgefühl oder an den Wortgegenstand (phänomenologischen Gegenstand)). Ein derartiges assoziatives System besteht z. B. aus einem optischen oder einem akustischen phänomenologischen Hoffnungsgefühl (Hoffnung ist als Mischgefühl (Nuance) freudiger Hunger), einem optischen oder einem akustischen phänomenologischen hoffnungsgefühligen Gegenstand (hoffnungsgefühliger Buchstabe oder Laut) und einem optischen oder einem akustischen phänomenologischen hoffnungsgefühligen Begriff (phäno-

menologische Erinnerung an das optische oder das akustische phänomenologische Hoffnungsgefühl oder an den optischen oder den akustischen phänomenologischen hoffnungsgefühligen Gegenstand).

Die wissenschaftliche (psycho)biologische Beschreibung der **Wortbezirke des Hirns**, die als aus spezifischen Denkzellen zusammengesetzt erklärt werden, und der diesen "optischen" und "akustischen" Bewußtseins- oder Denkzellen entsprechenden optischen und akustischen Aktualitäten, also der phänomenologischen Phänomene Buchstaben und Laute (usw.), wie auch der mit den phänomenologischen Phänomenen (phänomenologischen Objekten) assoziierten beschreibenden bzw. zu beschreibenden Phänomene (Objekte) liefert ein Instrumentarium, mit dem es gelingt, einheitliche, umfassende, differenzierteste sprachwissenschaftliche und phänomenologische Untersuchungen zur Phänomenologie und zur Phänomenalität zu bewältigen.

Es ist also mit **Hans Lungwitz** auch eine **phänomenologische Differenzierung** derart möglich geworden, daß die Phänomenologie einer Phänomenologie nicht nur aufgestellt, sondern auch als solche entdeckt, erkannt werden kann. Eine derartige Differenzierung ist z. B. für die **Mathematik** (Geometrien, Infinitesimalrechnungen, Logik und Methodologie der Mathematik, Kybernetik, Mengenlehren, mengentheoretische Topologie, Wahrscheinlichkeitsrechnung) und für die **Physik** (etwa Mechanik) **als pragmatische Beschreibweisen** von großer und produktiver erkenntnistheoretischer Bedeutung.

Eine andere fortschrittliche Methode der psychobiologischen Sprachwissenschaft konnte **Hans Lungwitz** beim Studium der **Beschreibweisen** gewinnen. Wörter und Sätze lassen sich zu Beschreibweisen, und zwar zur pragmatischen Beschreibweise und zu den wertenden Beschreibweisen (systematisch) ordnen. Ästhetik und Ethik sind die wertenden Beschreibweisen. Dabei ist es **Hans Lungwitz** gelungen, **die biologische Entwicklung der Pragmatik und der ästhetischen und ethischen Wertungen und Wertbeschreibungen** vollständig aufzuklären und in innovatorischer Weise psychobiologisch kategorial und methodisch darzustellen. Die bei den methodisch einheitlichen Erörterungen gewonnenen Erkenntnisse verhalfen **Hans Lungwitz** dazu, eine **streng durchstrukturierte Pragmatik und Wertlehre** systematisch aufzubauen, **Ästhetik und Ethik als analoge Beschreibweisen** zu pragmatischen Beurteilungskategorien in ein neuartiges biologisches Verhältnis zu setzen. Hierbei gibt er zugleich **ein psychobiologisches System der Wissenschaften**.

In dem Bemühen, die universale Bedeutung und Fruchtbarkeit der psychobiologischen Lehre von **Hans Lungwitz** einschließlich seiner Phänomenologie für die Wissenschaft hervorzuheben, möchte ich

anschließend stichwortartig die von ihm in diesem 3. Band seines Lehrbuches der Psychobiologie entwickelte Darstellung der Beschreibweisen mit einigen wesentlichen der heutigen Situation der Wissenschaften entsprechenden Veränderungen und Ergänzungen wiedergeben.

A. **Pragmatische Beschreibweisen:**

Physik: Mechanik, Akustik, Thermik, Optik, physikalische Farbenlehre, theoretische Physik als Meta-Physik und Meta-Mathematik.

Chemie einschließlich physikalische Chemie, Kristallographie.

Mathematik: Mengen-, Abbildungs- und Strukturenlehre, Logistik (Logik und mathematische Methodologie), Grundlagenforschung, Zahlen- und Zifferntheorie, Lehre von den reellen Funktionen, Approximationstheorie, Funktionalanalysis, Topologie, Funktionentheorie, Maßtheorie, Wahrscheinlichkeitsrechnung, Statistik.
Nomographie, Rechenmaschinen, Kybernetik (Informationsübermittlungstheorie, Automatentheorie, Regelungstheorie).

Geographie: Geoökonomie, Geomedizin, Ökologie, Ethnik.

technische Anwendungen:

Elektronik:

Elektrische Energietechnik: Elektrochemie, Elektrokühlung, Elektrowärme, Magnetische Werkstoffe, Energieübertragung, Lichttechnik, theoretische Elektrotechnik, Direkte Energieumwandlung.

Elektrische Nachrichtentechnik

Maschinenbau: Apparatebau, Kältetechnik, Tieftemperaturtechnik, Verfahrenstechnik, Strömungslehre, Thermodynamik.
Konstruktionslehre, Lehre von den Maschinenelementen, Materialprüfung, Werkstoffkunde, Festigkeitslehre.

(Psycho)bionik

Botanik einschließlich Pharmakognosie, Symbiosologie.

Zoologie

Anatomie, Histologie, (Zell)biologie, Physiologie (Physik des Menschen, des Tieres und der Pflanze) einschließlich Erbbiologie, physiologischer Farbenlehre.

Soziologie: Gesellschaftsmorphologie, Politik, Staatswissenschaft, Friedens- und Konfliktforschung, Sozial(psycho)biologie, Sozialmedizin, Sozialtherapie, Sozialhygienelehre.

Hygienelehre, Pathologie, Therapie, Pädagogik einschließlich Didaktik, Phänomenologie im weitesten Sinne einschließlich Informationsgehaltstheorie, Grammatik (grammatische Pragmatik und Semiotik), Musikwissenschaften, Literaturwissenschaft und andere Kunstlehren.

Wirtschaftswissenschaften

Geschichte als Plethogenese und Ordnungslehre.

Erkenntnistheorie, philosophische Logik.

eduktive und deduktive theoretische Physik und theoretische Chemie.

Psychobiologie von Hans Lungwitz als biologische, empirische Philosophie und ihre ärztliche Methode, die Erkenntnistherapie.

B. **Wertende Beschreibweisen:**

Ästhetik

Morallehre; Rechtswissenschaften einschließlich Geojurisprudenz.

Der Charakter der wissenschaftlichen Disziplinen als solcher bleibt selbstverständlich in diesem Wissenschaftssystem unberührt, auch beabsichtigte **Hans Lungwitz** keineswegs, die Psychobiologie zu einer usurpierenden oder dirigierenden Überwissenschaft auszubauen. Die **Psychobiologie** will aber ihre biologischen Erkenntnisse der Tatsachen des menschlichen Denkens, Handelns, Erlebens und ihre Tatsachenbeschreibung den anderen Wissenschaften bzw. wissenschaftlichen Disziplinen als Möglichkeit zur Lösung theoretischer Probleme und Hilfe bei Aufgaben empirischer Art vorstellen. Dabei kann es sich zumindest um philosophische, erkenntnistheoretische und philosophisch logische Probleme handeln. Auch darin besteht **die Universalität der Psychobiologie**, nicht nur in ihrem Anspruch, Mensch, Welt und Wissenschaft vom (psycho)biologischen Standpunkte aus universal, also umfassend, das Ganze erfassend, wertend, uneingeschränkt zu begreifen, zu erkennen und demgemäß einzuschätzen und zu beschreiben.

Das von mir modifizierte psychobiologische System der Wissenschaften erscheint mir in Bereich und Anwendungsgebieten auch wie der Ansatz zu einem **psychobiokybernetischen System der Wissenschaften**. Zum Verständnis dessen sei kurz dazu folgendes ausgeführt:
Ich bin der Auffassung, daß **die Psychobiologie eine der modernsten (bio)kybernetischen Theorien vom Wesen des Menschen als informationsverarbeitendes Wesen (Reflexwesen = sogenannter natürlicher Automat)** ist.

Sie ist spezielle, (psycho)biologische Kybernetik.

Die Anwendung ihrer Hypothesen von den biologischen Funktionen in der Technik könnte zur Entwicklung der **Psychobionik** führen, der Überschneidung bzw. Analogie von Psychobiologie und Maschinentechnik bzw. Elektronik als elektrische Nachrichten- und Energietechnik.
Die **Psychobiologie** ist differenzierte(ste), evolutive, vertikale, eduktive und deduktive evolutionale **Biokybernetik**.
Zum weiteren Verständnis hierzu das von mir nach **Gilbert Obermair** entwickelte Analogieschema von Automat und Mensch in psychobiologischer Konzeption:

Automat:	**Reflexwesen Mensch:**
Automatenplan	Erbanlagen, Gene als genische Symbole
Programm	Instruktionen (Unterrichtung)
Informationen (Eingabesignalwerte)	Informationen, von Vorformen (biologischen **Paßformen**) bis hin zur **Anschauungseinheit (Aktualität)**, von **J. L. Clauss Akzeptationen bzw. Akzepte** genannt; in ihrer Analogie zu den Eingabesignalwerten des Automaten und innerhalb eines biokybernetischen Systems.

Ein psychobiologisches System ist **(psychobio)kybernetisch** eine Menge von Beschreibungselementen, die in einem bestimmten Verhältnis zueinander stehen, auf ein je spezifisch paßrechtes Phänomen (Gefühl, Gegenstand und Begriff) raumzeitlich bzw. zeiträumlich folgen, und die begrifflich und beschreibungsmäßig gegen andere Elemente abgegrenzt werden können.
Wir können **das psychobiologische Beschreibungsinstrumentarium** folgenden kybernetischen Systemtypen nach **Karl Steinbuch** zuordnen: die **Psychobiologie** ist **ein sogenanntes abstraktes System,** d. h. ein System von **phänomenologischen Begriffen**, die auf **phänomenologische Gefühle und Gegenstände**, auf Phänomene im umfassenden Sinne raumzeitlich bzw. zeiträumlich folgen. Damit stellen **die optischen und akustischen phänomenologischen Aktualitäten** (Buchstaben, Ziffern, allgemein optische Beschreibungs-

zeichen (optische Signale), Laute und allgemein akustische Signale) eine Klasse bzw. eine **Kategorie der Phänomene**, der Aktualitäten dar.
Dem abstrakten System der Psychobiologie sind zugeordnet die Systemtypen eines Aussagen- bzw. Benennungs- und eines Klassifikationssystems. **Die Verbindung von Erkenntnistheorie und Wissenschaft** (Biologie, Physiologie) **in der Psychobiologie** ist auch kybernetisch aussagensystematisch. Die Beschreibung z. B. der cerebralen Aktualitäten einschließlich der phänomenologischen und der cerebellaren Aktualitäten ist so (vorwiegend) auch kybernetisch klassifikationssystematisch.
Im übrigen können Therapie, Physiologie, Pathologie, Anatomie, Histologie als psychobiologische Systemisierungen bzw. Morphologie mühelos als Systemtypen in (bio)kybernetische Systeme eingeordnet werden.
Als **psychobiologisches konkretes System** in der Form eines informationellen Systemtyps können wir **die Praktizierung der Erkenntnistherapie** bezeichnen. Als zum konkreten System gehörender materieller Systemtyp können wir hier z. B. die Benutzung von Tests, z. B. des **Lüscher-Farben-Tests** besonders **in der psychobiologischen Modifikation von J. L. Clauss** betrachten, welch letztere den psychobiologischen Erlebnisreaktionsablauf wiederspiegelt.

Die Applikation der Erkenntnistherapie ist ein psychobiologischer Regelkreis.
Die Psychobiologie und ihre ärztliche Methode, die Erkenntnistherapie stellen so eine (biokybernetische) Regelung dar.
Die **Psychologie im herkömmlichen Sinne** z.B. ist eine **Steuerung** oder eine **Regelung mit (noch) nicht definierbaren Störgrößen**. In diesem Sinne ist auch die kybernetische Definition vom **Regelkreis der Neurose** als ein instabil gewordener Regelkreis psychobiologisch nicht haltbar, sondern ist vielmehr **nach der Definition von J. L. Clauss eine stabile spezifische Disregulation**. Hiermit ist eine psychobiologisch richtige Verknüpfung der Begriffe Stabilität und Stetigkeit gegeben.
Beim Vergleich von Psychobiologie und Kybernetik ergeben sich nun weitere wichtige Probleme und Themen, die mit Hilfe der **Psychobiologie** auf Möglichkeiten der Lösung und differenzierten Erkenntnis und Beschreibung hin untersucht werden können:

Das dreifache Wesen der Kybernetik (Informationsübermittlung, Automation und Regelung) in seiner möglichen Analogie zu den vollständigen Reflexsystemen des Reflexwesens = natürlichen Automaten Mensch.
Verwirrung beim Begriff Information.
Wesen der Infomation.
Wesen der kybernetischen Theorie.

Die Grundbegriffe der Kybernetik.
Unterschied zwischen Mensch und Automat.
Unterschied zwischen Gehirn und Computer.
Die Beschreibung der Automatenfunktionen mittels Automatentafel und ihre Darstellung durch Graphen.

Hierzu noch einige weitere Definitionen: Der gegenständliche Computerspeicher wird in der Begriffssphäre des Gehirns (die man nur metaphorisch, in analoger Weise als Speicher betrachten und bezeichnen darf) erinnert. Die Funktionen der Gegenstands- und der Begriffssphäre des Gehirns können nicht miteinander identisch sein.

Der Computerspeicher ist eine gegenständliche, horizontale Reihe (Episode) und von den im Gange der biologischen, vertikalen, evolutionalen Entwicklung entstandenen Begriffen genetisch unter- und verschieden.

Vergleicht man Gehirn und Computer auf ihre Gegenständlichkeit, so ist unsere Beschreibung des Computers eine direkte, eine Beschreibung von gegenständlichen Phänomenen, unsere Beschreibung des Gehirns ebenfalls eine direkte Beschreibung von gegenständlichen (anatomischen, histologischen) Phänomenen, aber hinsichtlich seiner Eigenschaft als Organ des Denkens, d. h. seiner neurophysiologischen Funktionen die Beschreibung von phänomenologischen Aktualitäten.

Ein weiterer Unterschied zwischen **Mensch** und **Automat**: Computer vollführt phänomenologische Funktionen, Mensch phänomenale und phänomenologische Funktionen. Allerdings sind ihre Funktionen Analogien, keine Identitäten.

Kommunikation ist zwischen beiden möglich, sofern und so lange es sich bei beiden um Gegenstände handelt. Der Computer hat weder Gefühle, noch Begriffe; die von ihm vollführten phänomenologischen Funktionen sind gegenständlich, sie können vom Menschen erinnert und mit den menschlichen phänomenalen und phänomenologischen Gefühlen, Gegenständen und Begriffen verglichen werden. Bei diesem psychobiologischen Vergleich ist auch das Wesen des Phänomenologischen zu berücksichtigen; **die phänomenologischen Gegenstände** (Buchstaben, Laute, Ziffern und andere Zeichen und Signale) sind eben gegenständlich. Hinsichtlich ihrer phänomenologischen Funktionen beschreiben sie als Gegenstände die Gegenstände also 'direkt', die Gefühle und die Begriffe, die ja mit den Gegenständen niemals identisch sein können, dagegen nur 'indirekt' (kurz gesagt, als einprogrammiert).

Automatentafel und Graph des Computers und des Menschen: Beschreibung der "Rückflüsse" des Automaten "Mensch" mit Hilfe der **Automatentafel** und des **Graphen** kann nur eine Bezeichnung, Beschreibung von etwas Phänomenologischem, nicht von Phänomenen sein, da ja die neurophysiologischen Tatsachen

nur beschrieben werden können. Eine derartige Beschreibung auf hohem Niveau der Differenzierung müßte **die psychobiologischen Beschreibungen der Eronen und des Eronenstroms** in Betracht ziehen. Wissenschaft und Technik beschreiben beim Computer nur Rückflüsse von Phänomenen ("elektrische Energie") bzw. die Rückkehr vom End- in den Anfangszustand quoad Topik des Elektronenstroms. Mensch und Automat stimmen in der Topik der Rückflüsse überein, sie unterscheiden sich aber bezüglich des Wesens, der Essentialität ihrer Systeme (ersteres biologisch, letzteres technologisch).
Nach dieser Skizzierung des Verhältnisses der **Psychobiologie** bzw. der psychobiologischen Phänomenologie zur **Kybernetik** zum Abschluß noch einige Ausführungen zu Erkenntnissen der psychobiologischen Phänomenologie über das Wesen gewisser Phänomene der mathematischen Beschreibung.
Das **Objekt** ist der **Punkt im biologischen, auch bio-logischen Sinne**, analog dem Punkt im mathematischen Sinne. Das Objekt, **das einzelne Bewußte, die Aktualität** hat nicht Ausdehnung noch Dauer. Das Objekt kann nicht (räumlich oder zeitlich) gemessen werden; **nur die Objektreihe ist meßbar, hat Ausdehnung und Dauer.** Räumlichen und zeitlichen **Abstand** haben nur die Partner, Glieder der Reihe. Der Punkt ist lediglich gegenwärtig, er ist immeranders, nie zweimal derselbe. Nie können zwei Punkte zugleich, d. h. am selben polaren Orte, zur selben Zeit sein. Alles Erleben ist der Punkt; wir erleben immer nur den Punkt, und zwar als immer-anders. Beschrieben werden kann immer nur das Objekt; **nur das Objekt ist beschreibbar. Das Objekt** erscheint hier und jetzt, jetzt und hier, es ist **der raumzeitliche, zeiträumliche Punkt, der Punkt im mathematischen Sinne**. Das Objekt als der raumzeitliche, zeiträumliche Punkt ist noch **alokalisch**, aber phänomenal (als Objektpol der polaren (Beziehungs-)Einheit).

Die **Psychobiologie** und die mathematische Disziplin der **Maßtheorie** stimmen in der Beschreibung des Wesens des mathematischen oder biologischen Punktes erkenntnistheoretisch überein. Man könnte also sagen, daß **Psychobiologie und Mathematik** mindestens insoweit konvergieren.

Wendet man psychobiologische Kriterien des weiteren auf die **Geometrie** an, so erscheint mir eine heute von der Mathematik abgelehnte integrale Beschreibung der Geometrie bzw. Geometrien hingegen aus psychobiologisch erkenntnistheoretischer Zusammenschau der geometrischen phänomenologischen Objekte im Bereiche des Möglichen zu liegen. Ich denke dabei zunächst besonders an die mathematischen Beschreibungen in Form der 'Invarianten Geometrie' oder 'Pangeometrie'.
Hans Lungwitz schrieb mir einmal vor Jahren: "Meine Psychobiologie ist so zu sagen verbale Mathematik; sie ist so wahr, wie

z. B. 2 x 2 = 4 wahr ist." **Hans Lungwitz** hatte sich gewiß davon überzeugt, daß in der **Mathematik** nicht nur essentielle, sondern sogar essentiale (Verf.), d. h. wesensentsprechende philosophisch erkenntnistheoretische Aussagen zu finden sind.
Ohne nun auf mathematische Kriterien, wie Berechenbarkeit, und Primitiv rekursive Funktionen usw. einzugehen, möchte ich aus psychobiologischer Sicht nur noch an zwei Beispielen auf mögliche Entsprechungen zwischen mathematischer und psychobiologischer erkenntnistheoretischer Beschreibung hinweisen.
Die **Psychobiologie** sagt über **die Polarität der menschlichen Anschauung**: Sie ist Beziehungseinheit, gegensätzliche Zugleichheit Subjekt : Objekt, Seele : Leib, Nichts : Etwas, Nichtangeschautes : Angeschautes. Die Beziehungseinheit Subjekt : Objekt usw. ist **Individuum schlechthin, Ur-Individuum, Ungeteiltes und Unteilbares**. Die **Mathematik** beschreibt die Polarität klassisch logisch in der Gleichung 0 + 1 = 1 oder 1 + 0 = 1.

Die **Psychobiologie** nennt den **interpolaren Gegensatz** (Verhältniseinheit) Objekt : Objekt, der **im Gegensatz zur Phänomenalität = Polarität etwas Phänomenologisches = Beschreibungsmäßiges** ist, **zusammengesetztes Individuum**; es ist **das Ungeteilte, aber Teilbare**. Die **Mathematik** beschreibt die **Interpolarität des zusammengesetzten Individuums**, die Verhältniseinheit klassisch logisch in der Gleichung 1 = 1; teilen wir 1 auf einer Seite der Gleichung, können wir auch sagen: 1/2 + 1/2 = 1. Selbstverständlich müssen wir bei dieser "Teilungsoperation" die Gesetze im mathematischen Algorithmus und des mathematischen Teilbarkeitsbegriffs mitberücksichtigen.

Also auch insofern kann man in bestimmter Weise von einer **Konvergenz der psychobiologischen und der mathematischen Phänomenologie** sprechen.
Diese Konvergenz ist bereits zu einem Punkt gelangt, wo die z. B. von **Ludwig Wittgenstein** für die **Mathematik** gefundenen erkenntnistheoretischen Lösungen letztlich in **die analogen naturwissenschaftlichen Lösungen der wissenschaftskritischen universalen Zusammenschau von Hans Lungwitz** einmünden.

Aachen, September 1979

Wilhelm Joseph Huppertz
Aachen, Beeckstrasse 1-3

Dr. Hans
Lungwitz

Lehrbuch der Psychobiologie

Erste Abteilung

Die Welt ohne Rätsel

3. Band